

Mittheilungen des Vereins  
für  
Geschichte der Deutschen  
in  
B ö h m e n.

*Cef.* IX. Jahrgang.

Redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Mit der  
literarischen Beilage.

Redigirt von

Karl Werner,  
k. k. Landesschul-Inspektor.



Eigenthum des Vereines.

Prag, 1871.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.



Geschichte der Deutschen  
in der Zeit der  
Reformation

von  
J. J. Schönbach

17. Band

Verlag von  
J. Neumann, Neudamm

Literarische Anstalt



J. 32. 628



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Wol von Rosenberg. Von Math. Pangerl	1
Drangsale der deutschen Sprache in Böhmen. Von Dr. Ludwig Schlesinger	30
Zur Geschichte der Stadt Böhmisches-Leipa. Von Dr. Hermann Hallwich	40
Chronik der Deutschordens-Priester-Kommende zu Eger vom Jahre 1580. Herausgegeben von Dr. B. Dudit, D. C. B.	65
Zur Geschichte von Petschau. Von J. Mayer	80
Die Sage von der weißen Frau in Böhmen. Von Dr. Jul. E. Födisch	85
Die Deutschböhmern und die Luxemburger. II. Von Dr. Ludwig Schlesinger	97
Schädel aus einer alten Grabstätte in Böhmen. Beschrieben und gemessen von Dr. Ludwig Kleinwächter. (Mit Abbildungen)	103
Skizzen aus dem Böhmerwalde. Von L . . . s . . . r. VIII. Am Hohenstein	113
IX. Die graue Witwe der Rosenberge	248
Die Eremitage in Heuraffel. Von Math. Pangerl	132
Das Mühlenwesen des nördlichen Böhmens im vorigen Jahrhundert. Von J. Säger.	148
Die alte Lateinschule in Joachimsthal. Von J. Fl. Vogel	163
Zwei Egerländische Edelgeschlechter, die Spervogel und die Juncker. Von W.	173
Die Kaiser Ludwig der Bayer, Karl der Vierte und die Gralsage. Von B. Grueber	183
Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen und den Nachbarländern. Von B. Grueber	195
Ein Schreiben Leonharbs von Fels an Wolfgang Pachelbel in Eger. Mitgetheilt von Dr. Fr. Kürschner	259
Würdigung der Angriffe des Herrn Dr. Franz Palach auf die Mittheilungen. III. Von Dr. Ludwig Schlesinger	264

### Miscellen.

Die Messbücher der Johanniter in der Stadtbibliothek in Zittau. Von Dr. A. Tobias	52
Simon Sechter. Von J. K. Markus	56
Ein weiterer Beitrag zur Geschichte des böhmischen Bauernaufstandes von 1680. Von Josef Stoßlöv	58
Der Blutteich bei Falkenau. Von Ed. Janota	60
Ein Beitrag zu Grenzbestimmungen in Westböhmen. Von Heinrich Gradl	91
Johann Nep. Maxandt. Von J. K. Markus	93
Ein Kommotauer Prophet	126
Die Miltitzer Funde. Von Dr. Jul. E. Födisch	187
Kleine Mittheilungen aus der Stadtbibliothek in Zittau Böhmen betreffend. III. Von Dr. A. Tobias	188
Aus dem Falkenauer Lande. Von R. G. Meyer	189
Zwergensagen aus dem Polzenthale. I. II. Von Dr. Jul. E. Födisch	192
Die Bauernhochzeit in der Gegend um Ofegg. Von Karl Schaffer	271
Die Sommerdocke. Von Dr. Jul. E. Födisch	275
Eine Sage vom Hassenstein. Von Dr. Jul. E. Födisch	277
Sagen aus der Umgebung von Dobran: I. Die Waisenmarter. — II. Der Prälatenbrunnen im Dorfe Wasseranjezd. — III. Fuhrmann als Prophet. — IV. Sage vom Janow. Von E. N. Landschau.	278

### Biographien.

Josef Wolfram. Von B. Scheinpflng	128
Andreas Hammerschmidt aus Brüx. Von Dr. Ant. Tobias	238
Kurzer Bericht über die Thätigkeit der Sektionen	280
Geschäftliche Mittheilungen	61, 94, 129, 192, 193, 280

### Literarische Beilage.

Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. Von G. v. S . . n (Freiherrn Alexander v. Helfert). I. Die Belagerung und Einnahme Wiens Oktober 1848. Von Dr. L. Ch. II. Revolution und Reaction 1848. Von r . . . 1, 17	17
Geschichte Böhmens von Dr. Ludwig Schlesinger. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Von J. L. III.	3
Chronika eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach. Aus der latein. Handschrift übersezt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Von L. S.	3
Die historische Persönlichkeit des Mar Piccolomini im Schiller'schen Wallenstein und dessen Ende in der Schlacht bei Jankau am 6. März 1645 . . . Von Arnold Freiherrn von Weyhe-Timke. Von L. S.	5, 54



	Seite
Beschreibung der bisher bekannten böhm. Privatmünzen und Medaillen. II. und III. Abtheilung. Beschrieben von Jos. Neumann. 27. und 28. Hest. Von Dr. J. E. F.	5
J. Vinc. Goehlert: „Statistische Untersuchungen über die Ehen.“ Von — on	6
Marie Roland. Trauerspiel von W. v. Eschenbach. Von — n—	7
„Seelenlänge!“ Gedichte, Aphorismen u. Aufsätze in Prosa von Heinr. Pindler (Egalis) Von B—	8
Operntheater von Kleroth. 1.—3. Hest. Von — n—	9
Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. Von Dr. Ernst Gnab. Von R. B. S.	10
„Aus dem Concertsaal“ . . . Von Ed. Hanslick. Von R. B. S.	10
Von Prag nach Střichowitz. Eine Dampfbootpartie . . . Von — n—	11
Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausg. vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Nr. 2. und 3. Von F. S.	11
Die geometrische Anschauungslehre verbunden mit dem Zeichnen in der Volksschule. 1. u. 2. Stufe. Von W. Hergl. Von H.	12
Abhandlungen aus dem Gebiete der alten Geschichte. I. Ueber Hanibals Zug nach Etrurien. Von C. Höfler. Von Dr. L. Ch. II. Würdigung des L. Corn. Sulla als Gesetzgeber und Staatsmann. Von C. Höfler. Von Dr. L. Ch.	19, 25
IV. Ueber die richtige Abgrenzung der alten Geschichte gegen das Mittelalter v. C. Höfler. Von — r.	55
V. Ueber den Auslauf der römischen Geschichte in die byzantinische und die Gliederung beider von C. Höfler. Von — r.	56
Johann Dögauers Topographie der Stadt Graslitz i. J. 1821. Herausg. von Richard Ritter von Dögauer. Von L. S.	20
Charles Sealsfields Verhältniß zur Frage des Fortschritts. Von Dr. Ant. Stara. Von—r	20
Schloß Seeberg im Egerlande. Von Vinc. Pröckl. Von X.	26
Med. Dr. J. Danzer: Die Sangerberger Heilquellen in der Nähe von Marienbad. Von L. S.	27
Dr. Rich. Andree: Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen. Von J. E. F.	27
Harfenlängen zu den „Heimatsklängen“ oder der Dialekt der Deutschen in Böhmen. Von Dr. Ant. Jarisch. Von R.	28
„Heimatsklänge“, Herausgegeben von Dr. A. Jarisch. 3. Aufl. Von R.	28
Deutscher Volkskalender für 1871. Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Von — r—	30
Geschichte der evangel. Kirche in Böhmen. Nach Quellen bearb. von Bernh. Czernwenka. I, II, III. Von Kw.	33, 49, 51
Dr. Fr. Kürschner; „Das Archiv der Stadt Eger“ von J. E. F.	34
Dr. Fr. Kürschner: „Eger und Böhmen. Die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwicklung.“ Von J. E. F.	34
Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland, 1. Jahrg. 1871. Von J. E. F.	34
„Markt Friedberg, dessen Umgebung und seine berühmten Männer.“ Von Ferd. Kaj. Marius. Von A. B—r.	36
Lieder der Heimat. Blüthenlese aus dem deutsch-böhm. Dichtergarten von Heinrich von Lobsdorf. Von Kw.	39
„Glockenstimmen.“ Gedichte von R. B. Hansgirk. Von R—r—	41
Klänge aus dem Egerlandswald. Gedichte von Morb. Landshau. Von R. B.	41
„Franz Grillparzer.“ Ein Totivblatt zur 80 jähr. Geburts-Feier. Von R—r	43
„Bürger und Kavalier.“ Romantische Erzählung von R. Koderle. Von R—r	44
Zur Orientierung auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Ein Vortrag von Dr. Agathon Klemt. Von Dr. L. Ch.	44
Octavio Piccolomini als Herzog von Amalfi. Ritter des gold. Vlieses, deutscher Reichsfürst und Gemahl der Prinzessin Maria Benigna Francisca von Sachsen-Lauenburg . . . Von Arnold Freiherrn von Wehhe-Eimke. — Von L. S.	54
Zur Geschichte der Görlitz-Neichenberger Straße. Von Dr. Hallwich. Von —l. r.	57
Jahresbericht des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht für 1870. Von S. R.	58
Sanct Adalbert und seine Brüder, oder der Untergang des Hauses Slavnik. Trauerspiel von Dr. Adalb. Ruzicka. Von R.—r.	60
Heinrich Gradl: „Der ostfränkische Dialekt in Böhmen.“ Von J. E. F.	64
Dr. Herm. Dunger: „Ueber Dialekt und Volkslied des Voigtlandes.“ Von J. E. F.	64
Anhang. Vom Büchertisch. Von R. B.	67
Kleine Lieder, große Schmerzen vom Ottom. Keindl. Vor R.—r.	67
Schutz den Bäumen. Herausgegeben von A. Plawatsch. Von Kw.	67
Bibliographisches.	67
Bibliographie.	13, 22, 44, 68



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Herausg. von  
Dr. Ludwig Schlesinger.

Neunter Jahrgang.

Erstes und zweites Heft.

## Wok von Rosenberg.

Von  
Mathias Pangerl.

Die erste bedeutendere Persönlichkeit, der wir in der Geschichte des Südens unseres Vaterlandes begegnen, ist Herr Wok von Rosenberg. Er gehörte dem mächtigen Geschlechte der Witkoniden oder Witkowitze an, das wir schon bei seinem Eintritte in die Geschichte in mehrere Linien getheilt finden. <sup>1)</sup> Eine dieser Linien nannte sich dann „von Rosenberg“, jener Burg, welche im äußersten Süden des Landes, auf einem halbinselartig von der Moldau umflossenen Hügel gelegen, in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein soll. <sup>2)</sup> Die Witkoniden zu Rosenberg überflügelten bald alle ihre anderen Sippen an Macht und Ansehen; durch vierthhalb Jahrhunderte betrachteten sie sich als die erste Familie im Lande nach jener des Königs.

Eine noch vor einem Vierteljahrhundert in der Heimat des Verfassers verbreitete Sage läßt die Rosenberger vom Süden her in Böhmen einwandern und zuerst auf dem St. Thomaberg festen Fuß fassen. Dieser Berg liegt etwa drei Stunden weit nordwestlich von Hohenfurt und gegenüber dem Marktflecken Friedberg, der durch die Moldau von ihm geschieden wird. Seinen Gipfel krönen die wenig umfangreichen Ruinen der Burg Wittingshäuser, welche wahrscheinlich schon in den siebenziger Jahren des 13. Jahrhunderts bestanden <sup>3)</sup> und

- 1) Das Appellativum „Witkoniden“, darunter sämtliche Zweige jenes Geschlechtes begriffen wurden, dem auch die Herren von Rosenberg angehörten und das in einer fünfblättrigen Rose ein allen Linien gemeinsames Zeichen besaß, scheint vor dem Abfall dieses Geschlechtes vom Könige Otakar II. im Jahre 1276 in den Quellen nicht vorzukommen. Im angegebenen Jahre aber ist von den „Witkonides“ in den Annal. Prag. bei Pertz, SS. IX. 181, die Rede, während sie in Henrici Heimburg. annal., l. c. XVII. 715, zu derselben Zeit als „Witigenses“ auftreten. „Witegonides“ heißen sie in dem Schreiben K. Otakars an den K. Rudolf vom Jahre 1277, Dolliner, Cod. ep. p. 79, Nr. 30, und Kopp, Reichsgesch. I. 891. „Bitigones“ in Hermann Altah. annal. bei Pertz, SS. XVII. 411; „Bitigoni“ in Anonymi brev. chron. Boh. bei Pez, SS. II. 1115, sowie noch andere Schreibungen an anderen Orten und in späteren Quellen. Die böhmische Bezeichnung „Witkowitze“ findet sich zuerst in einer Originalurkunde des Wittingauer Archives vom Jahre 1207; Erben, Regg. Nr. 492.
- 2) Palach, Gesch. v. Böhmen, IIa. 100, behauptet, daß die Burg Rosenberg zwischen den Jahren 1241 und 1246 von Wok von Rosenberg erbaut worden, macht jedoch keine Quelle namhaft. Die Behauptung hat aber viel Wahrscheinliches an sich. Der Name Rosenberg selbst taucht urkundlich erst im Jahre 1250 auf; Erben, Regg. Nr. 1247.
- 3) Im Jahre 1277 schenkte Herr Witigo von Krummhou „positus in extremis“, als er am Sterben lag, dem Kloster Hohenfurt einige Dörfer. Font. r. Austr. 2. XXIII. 29, Nr. 23. Die deshalb ausgefertigte Urkunde hat nur drei Zeugen, davon zwei die Pfarrer zu Friedberg und St. Dawaal, wovon jenes diesseits und dieses jenseits des St. Thomaberges gelegen ist. Die Namen dieser beiden Zeugen berechtigten aber zu der Vermuthung, daß



deren Namen ebenso wie jener der bekannteren Stadt Wittingau an die alten Witkoniden erinnert. Sowohl diese Burg wie der Berg, auf dessen Scheitel sich dieselbe erhebt, haben in unseren Tagen eine poetische Verherrlichung von klassischem Gepräge gefunden; ich meine in dem „Hochwald“ des heimatischen Dichters Adalbert Stifter.<sup>4)</sup>

Auf die erwähnte Sage, wornach also die Rosenberger nicht zu den eingebornen Geschlechtern des Böhmerlandes zählen würden, wird man kaum ein größeres Gewicht legen dürfen als auf eine Reihe anderer ähnlicher Sagen. Es lassen sich jedoch immerhin drei Momente anführen, welche zu Gunsten dieser Sage zu sprechen scheinen, und selbe nicht ohne historischen Hintergrund, worin eben das wesentlichste Merkmal der Sage besteht, erscheinen lassen. Erstlich führen nämlich die ersten Träger dieses Geschlechtes meist deutsche Personennamen, wobei vornehmlich auf den Namen Witigo — daher die Witkoniden — hingewiesen werden muß. Weiters sind die Beziehungen des Geschlechtes zu dem Nachbarlande Baiern fast so alt als das Geschlecht selbst, und erscheinen die Herren von Rosenberg gleich anfänglich auch jenseits des „Waldes“ in den Gegenden des heutigen Mühlabviertels begütert und als Vasallen der bischöflichen Kirche von Passau. Endlich war wenigstens schon seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in der Rosenberg'schen Familie die Ansicht gang und gäbe, daß die Ahnen vom Süden her in Böhmen eingewandert wären; die Wiege des Geschlechtes wäre eigentlich auf italienischem Boden, in der Hauptstadt der Christenheit gestanden.<sup>5)</sup>

Wir mögen an jene Sage und die drei Thatsachen, womit wir eben den Leser bekannt gemacht haben, keine Folgerungen knüpfen; es genügt darauf hingewiesen zu haben, und mag deren weitere Würdigung dem dereinstigen Geschichtsschreiber des Rosenberg'schen Hauses vorbehalten bleiben. Eben demselben müssen wir es auch überlassen, jene eingehenden Untersuchungen über die ausgedehnten Besitzungen anzustellen, deren sich die Witkoniden und insbesondere der Rosenberger Zweig derselben erfreute, wodurch es aber eben erst völlig klar werden wird, weshalb die Rosenberger von jeher in dem böhmischen Staatswesen eine so hervorragende politische Stellung eingenommen haben.

Die Besitzungen der Witkoniden zu Rosenberg erstreckten sich schon damals über vier Länder: Böhmen, Oesterreich, beziehungsweise Baiern, Mähren und Schlesien. Der Leser wird einen Theil derselben aus der nachfolgenden Darstellung kennen lernen. Ueber sie gebot seit der Mitte des 13. Jahrhunderts Herr Wok von Rosenberg, der erste Witkonide, welcher sich also zubenannte. Der Name

---

Herr Witigo sich in deren Nähe, also auf seiner Burg Wittingshausen befunden, diese also schon im Jahre 1277 bestanden hätte. Willauer, Ursprung v. Hohenf., S. 73, Anmerk. 104, vermuthet Aehnliches.

- 4) Stifter preist insbesondere die „unermess'ne Aussicht“, welche man vom Palas der alten Burg aus genießt, und wenn er von derselben behauptet, daß sie die Augen fast mit Glanz erdrücke, so sagt er durchaus nicht zu viel. Sie ist in der That über alle Beschreibung prachtvoll; deshalb und weil er schon auch manch' anderes Denkmal einer früheren Zeit vor dem völligen Untergang bewahrt hat, hat Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg Durchlaucht für dieses laufende Jahr Verfügungen getroffen, welche die Conservirung der interessanten, zu seiner Herrschaft Krummau gehörigen Burgruine Wittingshausen bezwecken, ein Schritt, wofür dem hohen Besitzer alle Freunde landschaftlicher Schönheit und insbesondere alle Verehrer Adalbert Stifters gewiß aufrichtigen Dank zollen werden.
- 5) Der apostolische Legat Ursus de Ursinis, Bischof von Theano, soll solches sogar durch eine Urkunde bestätigt haben, wahrscheinlich als er im Jahre 1481 auf seiner böhmischen Reise auch Krummau berührte und dortselbst verweilte. Die Rosenberger betrachteten sich darnach als einen Zweig der römischen Orsini; es ist aber in der Rosenberg'schen Chronik des fürstl. Schwarzenberg'schen Centralarchives in Wien (Hj. N. 66) sehr ergötzlich nachzulesen, wie die Orsini-Witkoniden allmählig nach Böhmen gerückt wären. Der alte Ligenwater Hajek ist übrigens die Hauptquelle dieser Chronik, wenigstens in ältester Zeit.



Wof ist deutschen Ursprungs und dürfte etwa mit „stark von Wuchs“ erklärt werden.<sup>6)</sup> Sein Vater hieß Witigo und nannte sich von Přetš (Perchyc), einem im Laborer Kreise und im Bezirke Sedlez gelegenen herrschaftlichen Besitztum. Im Jahre 1220 verkaufte derselbe dem Kloster der Prämonstratenser zu Mühlhausen sein Dorf Kojetin (Cogetin), welches bereits sein gleichnamiger Vater, der „alte“ Witigo, besessen.<sup>7)</sup> Vater und Großvater Wofs führten also den Namen Witigo; die Ahnen der Rosenberger aber lassen sich daher mit Sicherheit nur bis in das 12. Jahrhundert zurück verfolgen.

Der jüngere Witigo hatte übrigens außer Wof noch einen Sohn sowie auch eine Tochter. Der Name dieser ist uns nicht bekannt,<sup>8)</sup> Wofs Bruder aber führte den Namen des Vaters und Großvaters, hieß also ebenfalls Witigo. Vielleicht ist dieser der ältere Bruder gewesen, denn mehr als sieben Jahre vor dem Auftreten Herrn Wofs (1243) erscheint schon Witigo der Kämmerer von Přibenitz und zwar zuerst als Zeuge in dem großen Freiheitsbriefe König Wenzel I. für die Stadt Brünn.<sup>9)</sup> Es ist selbstverständlich, daß er der Kämmerer des Königs gewesen; in den folgenden Jahren begegnen wir ihm jedoch nie wieder mehr im Besitze dieses Amtes.

Das Geburtsjahr Wofs selbst läßt sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen und dürfte als solches eines der zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts angenommen werden. Urkundlich begegnen wir Herrn Wof zum erstenmal im Jahre 1250, in einem Schenkungsbriefe Königs Wenzel I. für das Prager Domkapitel.<sup>10)</sup> Er wird darin ausdrücklich als Bruder Witigos von Přibenitz bezeichnet, mit dem er sowie mit noch einem anderen Witkoniden, Witigo von Neuhaus, bei dieser Gelegenheit als Zeuge fungirte. Im folgenden Jahre aber finden wir ihn zum erstenmal in der Umgebung des Markgrafen Přemysl Otakar, des nachmaligen ebenso viel geschmähten als gerühmten Königs Otakar II., bei dessen Unternehmungen einst Herr Wof eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen berufen sein sollte. Diese erste nachweisbare Begegnung fand in dem alten Zupenske Metolitz

- 6) Nach Analogie von Gothart, Pernhart, Burkart, Eberhart, Gerhart, Ekkehart u. s. w., wo von die Koseformen Gozzo, Penno, Bukko, Eppo, Gero, Ekko u. s. w. lauten, ist wohl auch Woffo die Koseform von einem ursprünglichen Wochart. Nun ist aber die Wurzel Woc ein Ablaut der Wurzel Wac, welche „wachsen“ bedeutet (Förstermann, Altdeutsches Namenbuch, I), während Hart soviel als „hart, stark, sehr“. Obige Erklärung erscheint also hiedurch wohl gerechtfertigt. Der Name Wof ist darnach zwar nicht gleichbedeutend mit dem noch vorkommenden Familiennamen Woher, den man etwa mit Crescens oder Crescentius gleichsetzen dürfte, aber er erinnert doch sehr hieran, sowie auch an unser Wucher und wuchern, womit wir eben den Begriff eines außerordentlichen Wachstums verbinden. In guten Urkundenabdrücken begegnen wir durchaus der Form Woffo in den Schreibungen Woffo, Wocco, Woffo, Woffo, Woffo, Woffo, Woffo und Woffo; wir hätten demnach nicht unrecht gethan, wenn wir der historischen Ueberlieferung folgend in unserer Darstellung die Schreibung Woffo gebraucht haben würden. Es schieß uns aber angezeigt, bei der allgemein üblich gewordenen Schreibung und Nennung Wof zu verbleiben, zumal dieselbe ganz und gar unserem heutigen, durchaus auf Kürzung gerichteten Sprachgebrauch entspricht. — Der Name Wof war übrigens schon im 8. Jahrhunderte gebräuchlich (s. Förstermann, a. a. D.); was jedoch der fleißige Willauer hierüber in seinem „Ursprung“ gelehrt hat (S. 12, Anmerk. 10), klingt freilich jetzt sehr naiv.
- 7) Erben, Regg. Nr. 634. Palach, Gesch. v. Böhmen, II a. 100, Anmerk. 153. Der „alte“ Witigo ist derselbe „Witiko“, welchen A. Stifter zum Helden seiner gleichnamigen historischen Erzählung erwähnt hat; die Wahl fiel jedoch nicht gar glücklich aus und hätte der Enkel jedenfalls einen dankbareren Stoff geboten wie der Großvater.
- 8) Wof gedenkt ihrer und ihrer Kinder in seinem Testamente. Font. r. A. 2. XXIII. 18. Ein mir vorliegender Stammbaum nennt sie Anna und läßt sie Gemalin des Bawor von Strafontitz sein.
- 9) Erben, Regg. Nr. 1069, p. 508. Přibenitz (Prybinich) lag bei dem Dorfe Přetš im Bezirke von Labor; Palacky, Popis, p. 275.
- 10) Erben, Regg. Nr. 1247.



im Ausgange des Monats November oder im Anfange des Dezembers (1251) statt.<sup>11)</sup> Otakar, den kurz vorher die Oesterreicher zu ihrem Herzoge erkoren hatten, war eben auf dem Wege nach diesem Lande, um vom demselben definitiv Besitz zu ergreifen. Wok scheint dahin nicht mitgezogen zu sein, ist überhaupt in den nächsten fünf Jahren nicht wieder in der Umgebung Otakars anzutreffen, und tritt auch sonst während dieses beträchtlichen Zeitraums nur ein einziges Mal aus einem nicht zu erklärenden Dunkel hervor. Es geschah nämlich am 29. März 1252, daß Fridrich von Kommotau auf seinen Todesfall dem deutschen Orden das Städtchen Kommotau mit Zubehör zu Eigen schenkte. Diese Schenkung aber ward vollzogen im Dominikanerkloster zu St. Clemens in Prag unter Zeugenschaft der Wittkoniden Witel von Grazen, Wok von Rosenberg, Witel von Přibemitz und Witel von Načeradec, sowie noch anderer Personen mehr.<sup>12)</sup>

Es gibt nicht die geringsten Anhaltspunkte, um das darauf folgende mehrjährige Verschwinden Woks vom Schauplatze der vaterländischen Geschichte zu erklären. Alle Quellen hüllen sich in Schweigen, ja nicht einmal in irgend einer Privaturskunde begegnen wir ihm als Zeugen. Während deß war Otakar II. seinem Vater auch in der Regierung von Böhmen gefolgt, hatte derselbe den diesseits des Semmerings gelegenen Theil der Steiermark erworben und seinen berühmten Kreuzzug nach Preußen unternommen. Kaum war aber der König mit Ende des Jahres 1255 von dem letzteren zurückgekehrt, so erscheint Herr Wok bald darauf am Hofe Otakars zu Olmütz, wo der König am 16. Jänner 1256 den Stiftungsbrief des Klosters Welehrad bestätigte und wobei der Rosenberger als Zeuge intervenirte.<sup>13)</sup> Es war nunmehr auch der Zeitpunkt gekommen, wo Wok einen hervorragenden Antheil an der festeren Begründung jenes Staates nehmen sollte, dessen Aufbau sein mächtiger König versuchte, und worin zum erstenmal ein großer Theil jener Länder, aus denen das heutige Westösterreich besteht, einstweilen wenigstens in der Person des Herrschers einen Einigungspunkt gefunden hatte. Otakar ernannte ihn also zuerst zum Landrichter (judex provincialis) im Lande ob der Enns,<sup>14)</sup> das eben damals aus einem bloß geographischen auch zu einem politischen Begriffe sich zu entwickeln begonnen hatte. Diese Ernennung dürfte bald nach Mitte Jänner 1256 erfolgt sein, weil wir Wok später nicht mehr an der Seite des Königs antreffen, dagegen aber spätestens unzweifelhaft im Juni in Oberösterreich weilen sehen. Weshalb die Wahl Otakars gerade auf den Rosenberger gefallen, ist unschwer zu errathen. Denn einmal war dieser nicht bloß im äußersten Süden das Landes begütert, somit der Oesterreich nächste böhmische Baron, sondern auch, wie schon vorhin angedeutet

11) Ebendas. Nr. 1279, p. 593.

12) Ebendas. Nr. 1301, p. 599.

13) Boczek, Cod. dipl. Morav. III. 203, Nr. 227.

14) Nach einer weiter unten noch zu erwähnenden Zwetler Urkunde. Aber auch in den Hermani Altah. annal. bei Oefele, SS. I. 677, findet man zum J. 1256 folgende merkwürdige Stelle: „Bucho de Rosenberg super Aanasum constitutus Wilhard intrat, omnia igne vastat, praedatur usque Burchusium“. In der neuesten Ausgabe der Abt Hermann'schen Annalen (bei Pertz, Mon. Germ. XVII.) fehlt jedoch obige Nachricht und so gehört dieselbe wohl gar nicht dem Nieder-Altacher Abte an. Desele hat überhaupt nur einen sehr verunstalteten Text geboten, es wird aber deshalb jene Nachricht einstweilen doch nicht ganz zu verwerfen sein. Sie mag ja einer andern guten Quelle entlehnt sein, und wenn das richtig ist, was sie über Wok's amtliche Stellung sagt, so wird wohl auch das Ubrige auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen dürfen. Weshalb aber Herr Wok jenen Raub- und Verwüstungszug unternommen, ist schwer zu errathen. War er ein Vorpiel des Kampfes im Jahre 1257, dessen wir weiterhin gedenken werden, und vielleicht auch eine der Ursachen des Krieges, der bei Mühlendorf für Otakar II. ein so jämmerliches Ende genommen hatte? — Burghausen liegt in Ober-Baiern an der Salzach bei Altötting und nördlich hievon also das Gebiet von Wilhart.



worden, drüben in Baiern, in dem heute zu dem Lande ob der Enns gehörenden Mühlviertel, und stand mit den auf die politischen Verhältnisse des österreichischen Herzogthums von jeher so bedeutenden Einfluß ausübenden Bischöfen von Passau ebenfalls in näherer Beziehung. Wof unterhielt dann mit den mächtigen, an der Donau weithin gebietenden Herren von Schaunberg eine sehr innige Verbindung, indem er Hedwig, Tochter Heinrichs von Schaunberg und der Gräfin Heilwig von Plain, als Hausfrau heimgeführt hatte.<sup>15)</sup> Und vielleicht noch ein anderer Umstand mag für den König bei dieser Ernennung maßgebend gewesen sein. Bekanntlich hat kein böhmischer Herrscher das Deutschtum so gefördert wie der Přemyslide Otakar II. Was aber in dieser Beziehung der König für die böhmischen Länder im Großen gilt, scheint Herr Wof für den Süden Böhmens im Kleinen zu gelten. Denn die spätere Stiftung des Klosters Hohenfurt wird nicht die einzige That gewesen sein, wodurch er in dem engeren Kreise seiner Heimat dem deutschen Wesen großen Vorschub geleistet hat.<sup>16)</sup> Seine Hinneigung zu den Deutschen — eine Erscheinung, die damals gar nichts Außerordentliches darbot — ist natürlich auch auswärts bekannt geworden, und wenn nun Herr Wof schon aus früher bezeichneten Gründen den Oesterreichern eine genehme Person sein konnte, so mußte er es ihnen aus diesem letzteren Grunde um so mehr sein.

Bezüglich der Stellung des Rosenbergers als Landrichters im Lande ob der Enns ist bisher jedoch nur eine einzige Handlung bekannt geworden. Als er nämlich — es ist unbekannt an welchem Tage des Jahres 1256 — in Linz dem Landrechte oder Landtaiding präsidirte und über Angelegenheiten geistlicher und weltlicher Personen verhandeln ließ, war auch der Abt Bohuslaw von Zwettl in Niederösterreich vor ihm erschienen und hatte nachgewiesen, daß sein Kloster eine gewisse Menge Salz frei von Wasser- und Burgmaut nach Hause schaffen dürfe. Richter und Gemeinde der Bürger zu Linz fertigten dann hierüber eine Urkunde und diese bildet bisher das einzige Zeugniß von Wofs landrichterlicher Thätigkeit im Lande ob der Enns.<sup>17)</sup> Daß er aber das Amt eines Landrichters spätestens schon im Juni versehen habe, scheint durch die Thatsache bestätigt zu werden, daß er am 24. Juni die Verpflichtung übernommen hatte, zugleich mit seinen Verwandten von Schaunberg für die sichere Geleitung jener Schiedsleute zu sorgen, welche am 23. Juni in Linz zusammentreten und den Streit zwischen dem Bischofe Otto von Passau einer- und den Gebrüdern Heinrich und Wernhart von Schaunberg andererseits über jene 500 Mark Silber entscheiden sollten, welche Bischof Berthold, der Vorgänger Ottos, dem jüngeren Wernhart von Schaunberg bei dessen Verheirathung mit der Tochter Heinrichs von Reiffen versprochen

15) Stülz, Gesch. v. Wilhering, S. 20. Von demselben auch eine Geschichte der Schaunberger im 10. Bande der Berichte und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereins.

16) Dem Kloster Hohenfurt wurde jener Theil des Böhmen vom Mühlviertel scheidenden Waldgebietes zur Kultivirung übergeben, welcher so ziemlich der unwirthlichste und wildeste gewesen sein dürfte. Wenn man aber diese Partie urbar zu machen versuchte, so hat man es um so eher mit dem südöstlich von Hohenfurt gelegenen Waldstrecken versuchen müssen. Die Pflanzung und Ausrodung des Gränzwaldes fällt aber wirklich in Herrn Wofs Zeiten. An Anhaltspunkten, welche hiesfür sprechen, fehlt es durchaus nicht, und dürfen wir auch mit Recht vermuthen, daß die Rodungen und neuen Ansiedelungen ihre Namen von Rosenbergschen Dienstmännern empfangen, z. B. Gerbetschlag, Konradschlag und Leopoldschlag, weil sie wahrscheinlich unter der Leitung solcher ausgeführt worden waren; wir können jedoch die Sache hier nicht weiter verfolgen und müssen uns beschränken, einstweilen bloß darauf verwiesen zu haben.

17) Zwettler Stiftungenbuch in den Font. r. Austr. 2. III. 297. Dem Namen nach war also der erwähnte Zwettler Abt slavischer Abstammung; unter den Zeugen befand sich aber auch der Abt Ernest von Wilhering, mit dessen Hilfe Herr Wof bald hernach seine Stiftung zu Hohenfurt in's Leben rief.



hatte.<sup>18)</sup> Es mag nun da gleich auch erwähnt werden, daß, als es wirklich zu einem Vertrage zwischen den genannten Parteien kam, Herr Wok von Rosenberg für den Bischof Otto gegenüber den Schaunbergern Bürgschaft in einem Betrage von 50 Pfund Pfen. leistete.<sup>19)</sup>

Wenige Monate nach diesem Vertrage sollte Wok in eigener Angelegenheit mit dem genannten Bischof Otto, der sich durch Sammlung von Urkunden ein so großes Verdienst um die Geschichte der beiden südlich von Böhmen gelegenen Donauländer erworben, in Verhandlung treten. Bevor wir jedoch hierauf näher eingehen, sei es uns gestattet, mit einigen Worten der früheren Beziehungen der Witkoniden vom Rosenberg'schen Zweige zum Hochstifte Passau zu gedenken. Dieselben lassen sich nun bis in das 12. Jahrhundert zurück verfolgen; wir vermögen jedoch hierüber keinen anderen Nachweis zu liefern, als daß im Oktober des Jahres 1194 „Witigo aus Böhmen“ bei der Ubergabe jener Güter zugegen war, welche der Edle Pabo von Ellenbrechtskirchen auf Bitten seines Verwandten, des als Staatsmann hervorragenden Bischofs Wolker von Passau, nachmals Patriarch von Aquileja, der Passauer Kirche geschenkt hatte.<sup>20)</sup> Dieser Witigo aus Böhmen war wohl kein anderer als Herrn Woks Großvater, und ist es mit Rücksicht auf die damaligen Standesverhältnisse bezeichnend, daß unter den mehr als hundert Zeugen der über jene Güterübergabe gefertigten Urkunde Witigo nichts bloß unter den Reichsfreien (*liberi*), sondern hier wiederum an anscheinend bevorzugter Stelle genannt wird. Es wird dieser Umstand immerhin einen günstigen Schluß auf das Ansehen gestatten, dessen die Witkoniden sich schon in früher Zeit bei ihren deutschen Nachbarn erfreuten. Wann aber dieselben in ein Lebensverhältniß zur Passauer Kirche getreten sind, ist nicht bekannt. Im Jahre 1231 finden wir sie schon im Besitze von Passau'schen Lehen von der kleinen Mühel (Rueschmuhel) an, welche den natürlichen Zugang zur Burg Wittingshausen bildet, bis hin an die Donau, demnach durch das ganze obere Mühlviertel hindurch. Bischof Gebhart von Passau löste dieselben am 17. December 1231 aus, ihrem Inhaber „Witigo, einem edlen Manne aus Böhmen“, d. i. Woks Vater<sup>21)</sup>, dagegen 300 Passauer Mark zu bezahlen versprechend. Es war bei derselben Gelegenheit auch vereinbart worden, und setzte dafür Herr Witigo alle seine Passauer Lehen zu Pfande, daß er das Hochstift bei jenem Gerichte erhalten und darin vertheidigen wolle, welches er auf den von dem Bischofe dem Herzoge von Oesterreich abgekauften Gütern inne hatte. Könnte oder wollte er jedoch solches nicht thun, müßte er dem Bischofe von jenen 300 Mark ein

18) Urkbb. d. L. ob d. E. III. 228, Nr. 237. Mon. Boica, XXIX b. 105, Nr. 91.

19) Ebendaf. III. 232, Nr. 241 und XXIX b. 205, Nr. 211.

20) Mon. Boica, XXVIII b. 261, Nr. 40. Erben, Regg. Nr. 421.

21) „Witigo nobilis homo de Boemia“, welche Bezeichnung auf den hohen Adel Witigo's hinweist und durchaus im Einklang steht mit jener schon vorhin besprochenen, dem Jahre 1194 angehörenden Thatsache, sowie mit noch einer andern aus dem Jahre 1260, welche wir weiter unten hervorheben werden. — Die Rueschmühel ist derjenige Gebirgsbach, der am St. Thomaberge entspringend anfänglich einen gegen Süden gerichteten Lauf verfolgt, dann aber bei Helfenberg eine nordwestliche Richtung nimmt, um bei dem Markte Haslach sich mit der von Norden kommenden und am Blöckenstein entspringenden Haupt- oder großen Mühel zu vereinigen und mit der also wieder einen südlichen Lauf zu verfolgen. Die Rueschmühel durchfließt ein sehr gebirgiges Terrain, eine „buklige Welt“, im wahren Sinne dieses volksthümlichen Wortes, hat ein starkes Gefälle und ein felsiges Bett, ist demnach ein sehr geräuschvoll strömendes Wasser und mochte daher jenen Namen haben, der jedoch schon lange nicht mehr gehört worden sein dürfte. Sie heißt heute schlechtweg die kleine Mühel und bildet wie schon gesagt den natürlichen Zugang zur Feste Wittingshausen, deren Begründer daher immerhin nicht dies-, sondern jenseits des „Waldes“ gesucht werden könnten. Haslach, wo die beiden Mühlen sich vereinigen, ist schon seit dem 13. Jahrhundert Lehen der Rosenberger vom Hochstifte Passau und dürfte wohl von dort aus Wittingshausen gegründet worden sein.



Sechstel erlassen<sup>22)</sup>. Wir kennen die Güter nicht, mit denen zugleich auch das Gericht auf denselben von den Bischöfen Gebhart erworben worden, und ist uns nur so viel bekannt, daß diese Güter zwischen der kleinen Mühel und der Donau lagen. Wegen jenes Gerichtes hatte sich aber in der Folge zwischen dem Bischofe Otto, dem vierten Nachfolger Gebharts, und Herrn Wof mancherlei Irrung entsponnen, zu deren Beseitigung dieser endlich selbst Anfangs Jänner 1257 nach Passau kam, und sich unter Mitwirkung guter Freunde, namentlich der Herren Heinrich und Wernhart d. j. von Schaunberg mit dem Bischofe Otto dahin vertrug, daß er gegen Erlaß jener 50 Mark, womit er als Rechtsnachfolger seines Vaters Witigo dem Bischofe von Passau verpflichtet war, und unter Bürgschaft der genannten Herren von Schaunberg binnen Jahresfrist Güter für hundert Mark Silber an entsprechenden Orten der Passauer Diöcese erkaufen und dieselben dann für sich, seine Gemalin und ihre Erben beiderlei Geschlechts dem Bischofe zu Lehen auftragen sollte<sup>23)</sup>. Zwar war bei Abschließung dieses Vertrages auch dafür gesorgt worden, daß im Vorsterbensfalle Herrn Wofs dessen Gemalin und endlich die erwähnten Herren von Schaunberg zum Erkauf jener Güter verpflichtet sein sollten, allein es erwies sich diese Vorsorge deshalb als unnötig, weil Wof, wenn nicht gleich, so doch bald darnach der Passauer Kirche solche Güter überwies. Als Vertlichkeiten, wo dieselben gelegen waren, werden genannt: Bergheim, Windsteig, an der Leiten, Hartmannstorf, Welharn, Grepelschhof, im Feld, Loh, in der Au, Bruck, Brandstetten, Auerberg, Höhenberg, Schönberg und Marchbach<sup>24)</sup>.

An demselben 10. Jänner aber, an welchem der eben erörterte Vertrag zwischen Wof und Bischof Otto abgeschlossen worden war, schwur jener zugleich wegen der ihm von diesem sonst „aus besonderer Gnade“ ertheilten Lehen nach Vorschrift „gemeinen Mannschaftsrechtes,“ daß er den Vortheil der Passauer Kirche in allen Dingen fördern, die Ministerialen und sonstigen Leute derselben bei jenen Rechten, deren sie sich schon zu Zeiten seines Vaters Witigo erfreut, erhalten, sowie dieselben als treuer und ergebener Vertreter (provicarius) der Passauer Kirche nach Kräften schützen wolle.<sup>25)</sup> Die ertheilten Lehen werden zwar nicht genannt; wir wissen jedoch, daß Güter in Ober- und Unterschwant, sowie in Freudenthal dazu gehörten, welche aber schon nach Verlauf eines Jahres (am 9. Febr. 1258) von Wof mit Handen der Herren von Schaunberg resignirt wurden<sup>26)</sup>.

Wie sehr Bischof Otto bemüht war, die Gerechtfame und Verhältnisse seines Hochstiftes nach allen Seiten hin zu klären und festzustellen, war demnach auch

22) Mon. Boica, XXVIII b. 334, Nr. 90. Urkbb. d. L. ob d. E. III. 5, Nr. 4. Erben, Regg. Nr. 775. Das zur Auslösung nöthige Geld schaffte der Passauer Bürger Engelschaff, l. c. XXVIII b. 336, Nr. 91; III. 7, Nr. 6; Erben, Nr. 779.

23) Mon. Boica, XXIX b. 413, Nr. 50. Urkbb. d. L. ob d. E. III, 235, Nr. 245. Hormayr, Archiv 1828, S. 296."

24) Mon. Boica, XXIX b. 220. Urkbb. d. L. ob d. E. I. 493, Nr. 21. Diese Ortschaften liegen im oberen Mühlviertel in den Umgebungen von Rohrbach, Haslach, Helfenberg, St. Peter u. s. w. Auf der Generalstabskarte sind jedoch nicht alle ersichtlich gemacht.

25) Ebendaj. XXIX b. 107, Nr. 93; III. 235, Nr. 244. Unter den Lehen, welche Bischof Otto dem Rosenberger ertheilt hatte, soll auch der schon vorhin erwähnte Markt Haslach gewesen sein; „1257 trugen die Herren von Rosenbergs den Markt Haslach, dessen massiven Thurm sie gebaut haben sollen, vom Bisthume Passau zu Lehen“ — heißt es bei Billwein, Beschreib. von Oberöster. I. 26, nach einer uns nicht vorliegenden Passau'schen Chronik vom Jahre 1692, S. 43.

26) Mon. Boica. XXIX b. 115, Nr. 107, jedoch bloß aus einer sehr mageren Inhaltsangabe bestehend, die selbst eine bescheidene Wißbegierde nicht befriedigen kann. Freudenthal, dann Ober- und Unterschwant liegen in der Pfarre Waldburg zwischen Leonfelden und Freistadt.



gegenüber seinem böhmischen Vasallen, Herrn Wok von Rosenberg, an den Tag getreten. Die freundlichen Beziehungen Woks aber zur Kirche von Passau blieben auch während seiner übrigen Lebenszeit unverändert. Sie wurden selbst dann nicht zerstört, als Wok einmal mit Rücksicht auf seine im Mühlviertel bereits erworbenen Besitzungen, dann weil die Herrschaft Otakars im Donaulande immer mehr Wurzeln faßte, seine Stellung daselbst in einer Weise zu festigen suchte, welche dem nicht minder auf Machtzuwachs Bedacht nehmenden Bischof von Passau aus mehr als einem Grunde nicht genehm sein konnte. Als er daher von Rudlin von Haibach (Haichenpach) die gleichnamige und durch ihre Lage an der Donau wichtige Burg käuflich an sich gebracht hatte, erhob Bischof Otto Einsprache und wußte den Kauf wieder rückgängig zu machen. Denn es kam zwischen ihm und Herrn Wok am 16. April 1259 zu Wien unter schiedsrichterlicher Vermittlung von fünf österreichischen Herren, darunter Otto von Haslau und Otto von Meiffau, zu einem Vergleiche, wornach Wok dem genannten Rudlin die Burg Haibach nebst allen anderen Kaufobjekten wieder zurückstellen sollte, und sonst noch versprach, fürderhin weder mehr in der „Grafschaft“ (comitia) noch in dem Gebiete des Fürstenthums Passau (in districtu Pataviensis ecclesiae) ohne besondere Erlaubnis des Bischofs irgend eine Erwerbung zu machen, keine Befestigungen anzulegen und überhaupt die Passauer Kirche nach keiner Seite hin zu beschweren, namentlich auch deren Ministerialen nicht zu seinem Dienste herbeizuziehen oder denselben zum Schaden des Hochstiftes Vorschub zu leisten. Dagegen wollte der Bischof dem Herrn Wok bis zu den nächsten Weihnachten entweder 150 Pfund Wiener Pfenninge auszahlen, nebstdem auch zwölf Mark Silber oder anstatt ersterer Geldsumme eine Gülte von zwanzig Pfund Pfen. übergeben. Auf jeden Fall aber hätte Wok für jene 150 Pfund entweder eine Gülte von zwanzig Pfund zu erkaufen und solche oder ebensoviel Eigengut der Passauer Kirche zu Lehen aufzutragen.<sup>27)</sup>

Es schien uns angezeigt, die Verhältnisse Herrn Woks von Rosenberg zum Hochstifte Passau gleich in einem Zuge darzulegen, obwohl wir hiedurch dem Gange der Erzählung um gut zwei Jahre vorgegriffen haben. Zudem wir jetzt aber wieder auf eine frühere Zeit zurückgreifen wollen, erinnern wir daran, daß wir Wok zuletzt als Landrichter im Lande ob der Enns kennen gelernt haben. Er mochte übrigens der Erste gewesen sein, welcher vom Könige Otakar dort mit diesem Amte bekleidet worden war. Wie lange er jedoch solches versehen, läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Ueber das Jahr 1256 hinaus dürfte es kaum der Fall gewesen sein; Wok mochte aber selbst während dieser kurzen Zeit genug Gelegenheit gehabt haben, um sich dem Könige auch für einen höheren Posten zu empfehlen. Und ein solcher fand sich für ihn in dem Amte eines *Marchalls des Königreiches Böhmen*, womit Otakar den Rosenberger nicht nur für dessen bisher geleistete treue Dienste belohnen, sondern auch denselben noch mehr an seine Person fesseln wollen mochte. Denn wenn wir Wok an allen ferneren Unternehmungen des Königs einen so hervorragenden Antheil nehmen sehen, so ist es klar, daß Otakar schon früher demselben mehr als irgend einem anderen seiner Barone Klugheit und Thatkraft zugetraut und sich von ihm hauptsächlich williges Eingehen auf seine weit ausgreifenden Pläne versprochen hatte. — Wann aber Wok zum *Marchall des Königreiches Böhmen* erhoben worden, ergibt sich aus Folgendem. Am 10. December 1256 befand er sich in Wien, wo eben Otakar

27) Ebendas. p. 136, Nr. 134; Urbb. d. L. ob d. E. III, 259, Nr. 274. Die Burg Haibach wovon nur mehr wenige Ruinen übrig sein dürften, lag auf einer vom Donauftröme gebildeten Halbinsel, im oberen Mühlviertel, südlich von Lembach und oberhalb der Mündung der oberen Mühel. Unter der „Grafschaft“ ist jene im Blygaue zu verstehen.



Hof hielt, und fungirte bei einer Urkunde desselben für das Kloster Melk als Zeuge,<sup>28)</sup> wobei jedoch weder seines Landrichter- noch auch seines Marschallamtes gedacht wird. Aber gerade einen Monat später, nämlich am 10. Jänner 1257, von welchem Tage auch die Urkunde datirt, darin er sich als Vasallen der Passauer Kirche bekennet, erscheint er zum erstenmal als Marschall des Königreiches Böhmen. Unzweifelhaft war er also, da er am Schlusse des Jahres 1256 den Hof Dtakars verließ und nach Passau zog, mit dem Marschallstab von seinem Herrn und Gebieter entlassen worden.<sup>29)</sup>

An den letztgenannten Ort mochte Wof ebenso sehr durch eigenes wie durch das Interesse seines Königs geführt worden sein. Das Herzogthum Baiern hatte nämlich seit dem Tode Herzog Ottos des Erlauchten unter dessen Söhnen Ludwig und Heinrich durch Stärkung der landesfürstlichen Gewalt im Innern wie durch die freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Bischümern Regensburg, Passau und Freising, zum Könige Richard und zu Ungarn eine Machtstellung errungen, welche der auf weitere Eroberungen und Erwerbungen gerichteten Politik Dtakars leicht hemmend entgegengetreten konnte. Indem aber der Böhmenkönig darauf Bedacht nehmen mußte, die bairischen Herzoge seine Machtüberlegenheit fühlen zu lassen, und nach Gelegenheiten hiezu ausspähte, bot ihm eine solche der Bischof Otto von Passau, dessen Interessen wie die seiner Kirche nachgerade durch die aufstrebende und immer weiter greifende Landeshoheit Baierns arg bedroht schienen. Bischof Otto wollte seinem geistlichen Fürstenthume die volle Unabhängigkeit von Baiern verschaffen, König Dtakar aber dasselbe Baiern demüthigen; damit war aber der Anlaß zur Bundesgenossenschaft beider gegeben, und hatte Dtakar durch Herbeiziehung Passaus auf seine Seite eine treffliche Operationsbasis zu einem Feldzuge gegen die bairischen Herzoge gewonnen.<sup>30)</sup> Wir werden aber kaum irren, wenn wir einen nicht geringen Antheil an den, dem Bündnisse vorangegangenen Verhandlungen dem neuen Marschall von Böhmen vindiciren und behaupten, daß Wof im Jänner 1257 bei seiner Anwesenheit in Passau nicht minder dem Interesse des Königs wie seinem eigenen gedient haben dürfte. Das Bündniß selbst wurde am 23. April zu Linz abgeschlossen und versprach Bischof Otto dem böhmischen Könige, demselben so lange er lebe nicht bloß mit allen Kräften treuen Beistand zu leisten und seine Städte und Burgen zum Zwecke der Bekämpfung der bairischen Herzoge offen zu halten, sondern sich auch ohne den König weder in einen Waffenstillstand noch in einen Friedensschluß mit den Herzogen einzulassen. In der von Dtakar dem Bischofe Otto gegebenen Gegenverschiebung erscheint auch Wof von Rosenberg als Zeuge.<sup>31)</sup>

Obzwar nun das also zu Stande gekommene Bündniß wahrscheinlich erst im November hätte wirksam werden sollen<sup>32)</sup>, so schlug doch Dtakar ohne jedwede kriegerische Voraussicht und rein nur dem kühnen Ungestüm der Jugend folgend schon im nächsten August los und eröffnete den Feldzug von Passau aus mit einem Einfall in Baiern. Auch Herr Wof von Rosenberg mit noch anderen

28) Hueber, Austria illustr. p. 23, 24. Schramb, Chron. Mellic. p. 143, 144.

29) Der Fundort beider Urkunden, in denen Wof zum erstenmal als Landesmarschall auftritt, ist in den Anmerk. 23 und 25 nachgewiesen. Wof dürfte sich dann um diese Zeit auch jenes Siegel haben auffertigen lassen, welches wir weiter unten beschreiben werden.

30) Nach Lorenz, Deutsche Gesch. I. 162 und ff. Also nicht die Salzburg'schen Händel und der süderliche Erzbischof Philipp waren es, welche, wie sonst immer behauptet worden, auch von Palach II a. 167, 168, den König Dtakar in den Krieg gegen Baiern geführt und das Bündniß mit Passau hervorgerufen haben. Es scheint uns auch diese Darstellung viel richtiger zu sein, deshalb wir ihr auch oben gefolgt sind.

31) Mon. Boica, XXIX b. 109, Nr. 98. Urdbb. d. L. ob d. E. III. 240, Nr. 251 und 252. Wiener Jahrb. d. Lit. 55. Bd. Anzbl. S. 15, Nr. 43.

32) Lorenz, a. a. D. p. 171.



Witkoniden befand sich in dem königlichen Heere; der Feldzug nahm jedoch durch Verschulden Otakars einen sehr unglücklichen Verlauf und vielen böhmischen Edlen war darin ein ruhmloser Untergang beschieden. Der König war zwar gleich bis in die Nähe von Landshut vorgedrungen, allein die Erbitterung der bairischen Herzoge ebenso wie die ihres Volkes ließ ihn einem Zusammenstoß nur mit Furcht entgegensehen. Als man nun beiderseits sich über einen Waffenstillstand für den St. Bartholomäus (24. August) geeinigt hatte, benützte Otakar die darauf folgende Nacht, um mit den Seinen gegen das am Inn gelegene Mühldorf hin zu entweichen. Die nachsetzenden Baiern aber bereiteten den fliehenden Böhmen und Oesterreichern eine schreckliche Niederlage; sehr viele von diesen ertranken im Inn, als die Brücke über denselben unter der Last der Fliehenden eingestürzt war, oder fielen den Geschossen der am Ufer stehenden Baiern zum Opfer. Noch andere aber, welche diesseits des Flusses zurückgeblieben waren und sich unter den Schutz eines in der Vorstadt gelegenen Thurmes zurückgezogen hatten, fanden einen erbärmlichen Tod in den Flammen, den ihnen eine plötzlich auslodernde Hitze des Herzogs Ludwig bereitete. So kamen also etwa 400 Menschen durch Wasser und Feuer um's Leben; die übrigen aber, welche nicht schon mit dem Könige den Fluß überschritten hatten, wurden in Mühldorf selbst eingeschlossen. Es waren darunter: Herr Wok von Rosenberg, ein gewisser Smil, den Abt Hermann von Niederalteich, der über die Vorgänge in und um Mühldorf am ausführlichsten referirt, irriger Weise einen Bruder Woks nennt, Hojer von Wittingau, ebenfalls ein Witkonide,<sup>33)</sup> Burkart von Klingenberg, Wilhelm von Poděbrad u. s. w. Doch wurden alle diese Herren nach einer neuntägigen Einschließung zusamment ihrem Troste, mit Pferden und Gepäck, gemäß einer nicht näher bekannten Vereinbarung von den bairischen Herzogen gnädig in ihre Heimat entlassen.<sup>34)</sup>

Herrn Wok war es also geglückt, dem Unglücke bei Mühldorf mit heiler Haut zu entrinnen. Es geht nun die Sage, daß Wok, als er sich einmal auf die Jagd in die mächtigen und jenseits der Moldau gelegenen Wälder begab oder von dort zurückkehrte, bei Passirung der „Hohen Furt“ in große Lebensgefahr gerathen war, und für den Fall der glücklichen Errettung aus derselben der Gottesmutter ein Kloster in jener Gegend gelobt habe. Also die Sage<sup>35)</sup>; wir möchten aber in dem Ereignisse bei Mühldorf, wo ja so viele Menschen den Tod in den Fluthen des Inn gefunden und andere eine neuntägige, wahrscheinlich höchst nöthenvolle Einschließung zu bestehen gehabt, den historischen Hintergrund der erwähnten Sageerblicken, in der sich die bestandene Kriegsgefahr nach und nach zu einem gefährlichen Jagdabenteuer verblaßte. Die Errichtung jenes Klosters war es jedoch, was Herrn Wok im Laufe des Jahres 1258 zumeist beschäftigt haben dürfte. Gleichwohl missen wir ihn auch in diesem Jahre nicht in der Umgebung seines Königs: am 1. Februar in Wien, wo er als Zeuge einer Urkunde Otakars für das oberösterreichische Chorherrenstift St. Florian eintrat, und im Oktober in Wels, wo er ebenfalls als Zeuge in drei Urkunden des Königs für das Kloster Kremsmünster fungirte<sup>36)</sup>. Die nächsten Urkunden aber, dem Jahre 1259 angehörend, berichten ausschließlich über Woks große, noch heute bestehende Stiftung, die Stiftung und Errichtung des Cistercienserklosters Hohenfurt. Wir wollen nun den Leser mit den Details derselben bekannt machen.

33) Palacky, II a. 169, schreibt Oger von Lomnitz, während nach unserem Dafürhalten Hojer von Wittingau oder Hojer von Schweinitz richtiger sein dürfte. Ist dann aber jener Smil vielleicht der Bruder des Grafen Bocsko von Berneffe, Burggrafen von Znaim, gewesen? Vergl. Erben, Regg. Boh. I.

34) Hermanni Altah. annal. ad a. 1257, Pertz, SS. XVII. 399. Böhmer, Font. r. Germ. II. 513, 514; Wittelsbach. Regg. S. 76, 77.

35) Oft und oft gedruckt, auch Millauer, Ursprung S. 3—4.

36) Urkbb. d. L. ob d. E. III. 247, Nr. 259; 573, Nr. 15; 574, Nr. 16; 575, Nr. 17.



Da müssen wir vor allem jenem ständigen Irrthume begegnen, wornach immer nur Herr Wok von Rosenberg als der alleinige Stifter des Klosters Hohenfurt bezeichnet wird. Allerdings kommt ihm der Hauptantheil an dieser Stiftung zu, indem die Dotation derselben größtentheils aus seinen Erbgütern genommen ward; doch haben sich auch seine Vettern Budivoj und Witigo von Krummau, die Söhne seines Vatersbruders Heinrich von Krummau, an der neuen Stiftung betheiliget. Denn namentlich der Grund und Boden, auf dem sich das neue Cistercienserkloster erhob, war gemeinsames Eigen der von dem „alten“ Aste Witigo von Präitz sich abtrennenden Zweige der Wittkoniden, des Zweiges Rosenberg, der den jüngeren Witigo, und des Zweiges Krummau, der Heinrich, den zweiten Sohn des „alten“ Witigo, zum Stammvater hatte.<sup>37)</sup> Und hat es dann seine Richtigkeit mit dem vom Volksmunde behaupteten Motiv zur Stiftung, wornach solche um der Rettung willen aus großer Wassergefahr erfolgt wäre? Es muß hierauf erwiedert werden, daß wenn die bekannte Sage wirklich einen historischen Kern in sich schloße, — und wo der eigentlich zu suchen wäre, ist schon vorhin angedeutet worden — das von derselben vorgebrachte Motiv für Wok doch nur mitbestimmend gewesen sein könnte. Er selbst mußte aber am besten wissen, aus welchem Grunde er das Kloster Hohenfurt gestiftet, und hat denselben auch in dem zwei Jahre nach der Einweihung des Klosters ausgefertigten Stift- oder Dotationsbriefe genannt, indem er darin bekennt, daß er das neue Kloster zur Ehre der sel. Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, sowie zu seinem und seiner Vorfahren und Nachkommen Seelenheile errichtet habe. Es war das also das gewöhnliche bei unzähligen Klosterstiftungen wiederkehrende Motiv; man glaubte hiedurch ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, auch seinem Seelenheile zu nützen und — verfolgte nebenbei auch einige weltliche Zwecke. So war es immer und so ist es noch heute; der von Herrn Wok aber bei seiner Stiftung verfolgte weltliche Zweck liegt ziemlich klar zu Tage. Indem nämlich Wok im Verein mit seinen Vettern Budivoj und Witigo von Krummau das neue Kloster zunächst mit einem großen Walde ausstattete, der am rechten Ufer der Moldau und mitten in dem Wälderwalle lag, welcher damals den Süden Böhmens von dem deutschen Nachbarlande Oesterreich, beziehungsweise Baiern schied, so war hiebei das Hauptabsehen doch wohl darauf gerichtet, jene Wälder durch die Mönche der neuen Stiftung lichten zu lassen und den bis dahin unberührten jungfräulichen Boden der Kultur zuzuführen. Der Wälderwall, welcher damals zwischen Oesterreich, respektive Baiern gestellt war, hatte aber bisher als das beste Mittel gegolten, um die deutschen Nachbarn, wenn auch nicht ganz vom Lande fern zu halten, so doch denselben das Eindringen zu erschweren;<sup>38)</sup> seitdem jedoch der böhmische König die Förderung deutschen Wesens und deutscher Kultur zu einem der ersten Hebel und Endziele seiner Politik erkoren hatte und die böhmischen Länder in ihm den Herrscher mit den Oesterreichern theilten, schien es nicht mehr nothwendig, jenen Wall zu Defensionszwecken auch fernerhin unangetastet zu erhalten. Man gab also dieses Vertheidigungsmittel, auch eine Art chinesischer Mauer, auf, und Wok von Rosenberg vollführte nun hier im Kleinen, was sein mächtiger König im Großen entweder schon ausgeführt hatte oder doch auszuführen gedachte. Es schien ihm aber Niemand zur Bezwingung der Wälderfestung geeigneter als die Cisterciensermönche,

37) „Quod (monasterium) . . . Woko patrolis noster, marsalcus videlicet Boemiae, de novo fundare et construere in communi nostra possessione inchoavit“ — und „ut ipsius boni propositi (der Klosterstiftung) et remunerationis divinae participes simus et nominis fundatoris“ . . . heißt es in den Zustimmungsurkunden der Herren Budivoj und Witigo von Krummau.

38) Vergl. Helfert, ein geographisches Bild vom ältesten Böhmen, im 10. Jahrgang der Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien.



welche damals noch den strengen Vorschriften ihres Ordens folgend sich häufig zur Urbarmachung des Bodens gebrauchen ließen; natürlich brachten es seine vielfachen Beziehungen zu dem jenseits des „Waldes“ gelegenen Donaulande mit sich, daß er die Unternehmung und Ausführung des vorhabenden Werkes den Cisterciensern von Wilhering anvertraute, jenem ob Linz an der Donau gelegenen Kloster, welches sich einen großen Ruf erworben, seitdem es unter die Leitung des thätigen und klugen Abtes Ernest gestellt war<sup>39)</sup>. Dieser kam übrigens auf Woks Einladung mit einigen Klosterbrüdern herüber nach Böhmen und wählte selbst den Platz aus, auf welchem sich das neue Kloster erheben sollte<sup>40)</sup>. Deutsche Mönche waren es also, die zur Urbarmachung einer der wildesten und unwüchsigsten Wälderstrecken berufen wurden. Andere Deutsche zogen nach, halfen bei der Urbarmachung des Bodens oder führten sie unter Leitung der Mönche aus und siedelten sich endlich daselbst an; nur verhältnismäßig wenige Jahre mochten vergehen und selbst die bisher slavischen Benennungen der Berge, Gewässer und Fluren jener Gegend mußten deutschen Namen weichen<sup>41)</sup>.

Wann der Bau des Cistercienserklosters in Hohenfurt begonnen worden, ist unbekannt, jedenfalls nicht lange Zeit vor dem Jahre 1259, weil der erste Bau wahrscheinlich größtentheils nur aus Holz bestand, welches Material ja der umliegende Wald in überreicher Menge darbot. Das neue Kloster erhob sich auf einer sehr steilen Stelle des rechten Moldauufers und war in der ersten Hälfte des Jahres 1259 soweit vollendet, daß am 1. Juni, welcher der Pfingstsonntag war, zur Einweihung geschritten werden konnte<sup>42)</sup>. Bischof Johann von Prag, welcher den Stifter Wok seinen Gevatter genannt,<sup>43)</sup> sollte die Einweihung (dedicatio) vornehmen. Bereits am 23. Mai war derselbe nach Moldanthein gekommen und wenigstens bis dorthin war ihm Herr Wok entgegen gezogen. Dort ward auch von dem Letzteren die erste Schenkung an das neue Kloster gemacht, um deren Bestätigung er seinen „Gevatter“ alsbald ergebnst anging. Es war das Patronatsrecht auf die Kirchen in Rosenthal und Priethal, welches damals Herr Wok den Brüdern Cisterciensern auf immerdar zu Eigen gab<sup>44)</sup>.

Am Pfingstsonntag des Jahres 1259 wurde also die Einweihung des Klosters durch den Bischof Johann vorgenommen. Ob aber zu dieser Zeit der erste Abt von Hohenfurt, Otto geheißten, schon seines Amtes gewaltet, ist nicht überliefert. Dagegen wissen wir genau, welche Personen von vornehmerem Stande der Einweihung beigewohnt haben. Es waren folgende: Herr Wok von Rosenberk mit seiner Gemalin Hedwig von Schaumberk, dessen Vettern und Mitstifter die Herren Budiwow und Witigo von Krummau mit ihren Gemalinnen Berhta und Sibilla, die Gebrüder Heinrich und Bernhart von Schaumberk die älteren, dann Bernhart und Heinrich die jüngeren, Söhne Heinrichs d. ä., die Herrn Gerbert und Leopold, unbekannt welchem oder welchen Geschlechtern angehörig, ferner

39) Stütz, Geschichte von Wilhering, S. 20.

40) Font. r. Austr. 2. XXIII. 1, Nr. 1. Nach Stütz a. a. O. wären zwölf Mönche von Wilhering nach Hohenfurt gekommen. Woher er jedoch das weiß, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich war die Zwölfzahl in den Gewohnheiten des Ordens begründet.

41) Von allen den slavischen Fluß-, Berg- und Flurnamen, welche uns in den Hohenfurter Stiftungsurkunden überliefert sind, begegnet man auch nicht mehr einem einzigen in den Urkunden des 14. Jahrhunderts. Die deutschen Ansiedler waren übrigens echt b a j u w a r i s c h e r Abstammung, was schon ein oberflächlicher Vergleich zwischen ihren heutigen Nachkommen und den Oesterreichern oder Baiern ergibt.

42) Der Tag ergibt sich aus dem Datum der Urkunde des Bischofs Johann, womit die von Herrn Wok am Dedicationsfeste mündlich vorgetragene Dotation urkundlich fixirt worden.

43) „Compater noster carissimus,“ er also wohl Woks Söhne aus der Taufe gehoben?

44) Font. r. Austr. 2. XXIII. 1, Nr. 2. Die Lage dieser beiden Pfarrkirchen ist weiter unten angegeben.



Hamel, Andreas, Albrecht von Ried, Konrad von Turbelinge, Benada, Benisch und Budilow, diese wie es scheint sämmtlich Rosenberg'sche Burggrafen und ritterlichen Geschlechtes<sup>45)</sup>. Die Kirche des Klosters vom Jahre 1259, welche natürlich ebenfalls am 1. Juni eingeweiht worden, ist übrigens ganz gewiß nur ein Nothbau gewesen; denn die noch heute bestehende Klosterkirche zeigt insbesondere an der Westseite Spuren, welche untrüglich auf das 14. Jahrhundert hinweisen, und dürfte deren Bau erst in der zweiten Hälfte dieses selben Jahrhunderts vollendet worden sein.<sup>46)</sup> Während der Einweihungsfeier aber trat Herr Wok vor den Bischof und erklärte mit lauter Stimme, worin die Dotation der neuen Stiftung bestehen sollte. Er nannte so zuerst den großen, in der nächsten Umgebung des Klosters und durchaus am rechten Moldauufer gelegenen Wald, dessen Gränzen gegen Norden hin also die Moldau bildete, während als Gränzen nach den anderen Weltgegenden hin bezeichnet wurden: gegen Westen der Weg, welcher nach Helfenberg führt, im Osten der Bach genannt die kleine Wltawitz mit Einschluß der Wiese Zhyadel, welche demnach ebenfalls dem Kloster gehören sollte, weiter auf einer dritten Seite (noch immer östlich) der Bach Mokri, dann in südlicher und südwestlicher Richtung der Berg Hradisch und überhaupt die Höhe, welche Böhmen von Baiern scheidet, endlich gegen Nordwest das Ufer, welches Pshn genannt wird, der Berg Strafedelnik, die Markungen der Dörfer, die dem Swatomir gehört, und die Markungen des Herrn Witigo von Krummau.<sup>47)</sup>

Nach den hier gegebenen Gränzpunkten kann die Wiese Zhyadel nur die hübsche Flur sein, welche sich zwischen dem Stifte und Markte Hohenfurt ausbreitet; folgt man dann der östlichen Wasserscheide des Klosterbaches, damals die

45) Die Anwesenheit dieser Personen ergibt sich aus den Urkunden der Herren Budiwaj und Witigo von Krummau; Font. r. Austr. 2. XXIII. 5 — 7, Nr. 4 und 5. Sonst heißt eigentlich der eine Zeuge dort Habelo und der andere Prechtlo, welches letztere offenbar eine Koseform von Albrecht ist. Die Ortszuweisungen Ried und Turbelinge finden sich in anderen Dokumenten des Hohenfurter Diplomatars.

46) Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkm. Jahrg. 1869, p. LXXXIV, nach Dohme, die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters.

47) Zum besseren Verständniß dieser Bemerkung mag auch Folgendes dienen. Der nach Helfenberg führende Weg ist die von Friedberg über Heurast nach Weissenbach und Helfenberg im Mühlviertel führende Straße, welche von der österreichischen Gränze an bis gegen Heurast hin so ziemlich mit der Gränze der Herrschaften Hohenfurt und Krummau beziehungsweise Wittingshausen zusammenfällt oder fiel. Der Name Zhyadel erinnert einigermaßen an die in der Hohenfurter Gegend übliche Aussprache des Wortes „Spital“, und die kleine Wltawitz, jetzt Klosterbach, mündet gleich unterhalb des Klosters in die Moldau. Der Bach Mokri (etwa durch Feuchten verdeutschet?) dagegen ist jener Bach, den Millauer in seinem „Ursprung“ Ziehbach benamset und der bei dem oberösterreichischen Dorfe Dürnan entspringend nach einem nördlichen, nicht gar langen Lauf zwischen Mardetschlag und Müttichschlag sich mit der kleinen Wltawitz vereinigt (der auf der Generalskarte an diesem Vereinigungspunkte ersichtlich gemachte Teich ist nun schon seit Jahren aufgelassen). Der Berg Hradisch dann, den Millauer als Steinwand am Taschenwald erklärt, muß zwischen den Dörfern Schönfelden, Hundsruck und Frauenthal unweit von der österreichischen Gränze gesucht werden; noch heute ist die dortige Gegend ziemlich unwirthlich und wird von dem Volke „in den Neutern“ benannt. Wenn ferner von der Höhe gesprochen wird, welche Böhmen von Baiern scheidet, so ist diese Bezeichnung für das Jahr 1259 ganz richtig, weil das Land ob der Enns eben erst in dieser Zeit auch ein politischer Begriff wird, mit dem aber das Mühlviertel noch keineswegs zusammenfiel, weil dasselbe vielmehr noch immer zu Baiern gerechnet ward. Die Wltawa (Moldau) lautet im Munde des Volkes Wulda, was der slavischen Benennung jedenfalls näher steht. Die „ripa Psyn“ kann nirgend anders als bei Kleinberg am rechten Moldauufer liegen; Millauer spricht von einer Natterwiese. Unter dem Berge Strafedelnik aber muß der Haberg zwischen den Dörfern Lindberg und Heurast verstanden werden, während die Markungen der Dörfer Swatomirs keine andern als die Markungen der Dörfer Lindberg und Dobring sein konnten. Endlich verstand man unter den Gebietsgränzen des Herrn Witigo von Krummau gewiß nur die östlichen Gränzen der ehemaligen Herrschaft Wittingshausen.



kleine Wtamiß genannt, und der ebenfalls östlichen Wasserscheide des in denselben zwischen Wardetschlag und Münichschlag mündenden Baches, welcher damals den Namen Mokri führte, dann den Gränzhöhen zwischen Oesterreich und Böhmen, zu denen auch der Berg Gradisch gehörte, hierauf ungefähr der Straße, welche von der Ortschaft Gugelwald an der böhmisch-österreichischen Gränze durch die Ortschaften Stift und Kapellner Waldhäuser nach dem Heuraßl führt, weiter einer Linie, die man sich von Vorder-Heuraßl über den Haberg etwa zu den Neuhäuseln an der Moldau gezogen denkt, und endlich dem Laufe der Moldau etwa von den Neuhäuseln an bis hinab zum Sand in Hohenfurt, so sind die heutigen Gränzen des von Wok und seinen beiden Krummauer Vettern dem Hohenfurter Kloster geschenkten Waldes, der den Grundstock der nachmaligen Herrschaft Hohenfurt bildete, gegeben. <sup>48)</sup>

Die eben bezeichnete, am rechten Ufer der Moldau gelegene Waldstrecke war bisher gemeinsames Eigen der Herren von Rosenberg und von Krummaw gewesen. Diese letzteren gaben daher zugleich mit ihren Gemalinen am Tage der Einweihung des Klosters die urkundliche Erklärung ab, daß sie nicht nur an dem guten Unternehmen ihres Veters Wok und der göttlichen Belohnung hiefür Antheil haben, sondern auch den Gründernamen erwerben wollten und daher ihre Zustimmung zur Vergabung des beschriebenen Waldes an das neue Kloster gaben. <sup>49)</sup> Es wäre nun allerdings eine interessante Aufgabe zu verfolgen, gwie jetzt in diesen noch heute hie und da recht unwirthbar erscheinenden Theil des röhmerwaldes die deutsche Art eindrang und derselbe der Kultur zuges hrt wurde, allein es würde solches einestheils von unserer eigentlichen Aufgabe zu weit abführen und andertheils gehört diese Kolonisirung, ein Verdienst der alten Mönche zu Hohenfurt, vielmehr in die Geschichte dieses Klosters. Dagegen soll nunmehr der Leser mit den anderen Bestandtheilen der Dotation des neuen Klosters, welche übrigens einzig und allein aus den Eigengütern Woks und seiner Gemalin Hedwig herrührten, bekannt gemacht werden. Es waren Güter, die theils und meist in Böhmen, theils im Mühlviertel und selbst in Schlesien gelegen waren. So lag im österreichischen Mühlviertel das Dorf Wintersdorf, <sup>50)</sup> im Territor von Troppau aber das von Herrn Wok begründete Dorf Kozhen. <sup>51)</sup> Was dann der Stifter von seinen böhmischen Gütern gewidmet, ist folgendes: erstlich die Kirchen zu Rosenthal und Priethal mit aller Nutzung, deren erst acht Tage zuvor durch den Bischof Johann bestätigte Schenkung also jetzt wiederholt wurde. <sup>52)</sup> Bezüglich der Marktkirche in Hohenfurt — Markt und Kirche werden demnach im Jahre 1259 zum erstenmal urkundlich erwähnt — wurde zwar von Herrn Wok bei Gelegenheit der Einweihung mit des Bischofs Zustimmung angeordnet, daß alle auf seinem Erbeigen gelegenen Dörfer zwischen der

48) Man sieht, daß der Grundstock der nachmaligen Herrschaft Hohenfurt nicht gar umfangreich war. Dazu eine solche Wildniß, in welcher die Dörfer Dobring und Lindberg die einzigen Lichtpunkte bildeten! ? Und dieselbe Herrschaft umfaßte nicht ganz 600 Jahre später 95 (mit den Gütern Umlowitz und Komaritz 111) Märkte und Dörfer in mehreren größeren und kleineren Territorien, die ursprünglich meistentheils Rosenberg'sches Besitzthum gewesen.

49) Vergl. Anmerkung 37.

50) Wintersdorff — in der Pfarre Reichenau südlich von Freistadt und Leonfelden.

51) Kotchen, in terra Opaviae. Die Herren von Rosenberg besaßen in Schlesien das Gebiet von Neustadt (auch Prudnit) im Regierungsbezirke Oppeln, an der Prudnika. Das Dorf Kozhen wird aber doch nicht dort zu suchen sein, sondern jetzt vielleicht in Mähren, wo ein Rutzendorf bei Freudenthal im Olmützer Kreise liegt.

52) Rosental, Predol — ersteres liegt im Bezirke von Kaplitz, das andere in dem von Krummaw. Ein „Vitus plebanus de Predol“ erscheint urkundlich schon im Jahre 1220; Erben, Regg. Nr. 634.



Moldau und der großen Wltawitz<sup>53)</sup>, so wie auch die dortselbst erst zu begründenden Dörfer<sup>54)</sup> zu jener Kirche eingepfarrt werden und dem Pfarrer nebst den sonstigen Gaben auch den dritten Theil des Zehents von ihren Feldern verabreichen sollten; allein es ist damit nicht auch gesagt, daß Herr Wok die Hohensfurter Pfarrkirche schon im Jahre 1259 den Eisterciensern geschenkt hat. Ja in den beiden Dotationsbriefen aus den Jahren 1260 und 1261 erscheint diese Pfarrkirche nicht einmal erwähnt, was doch sicherlich beweist, daß Wok dem Kloster dieselbe zu schenken keineswegs noch gewillt war, und wenn dann die bezüglich dieser Kirche im Jahre 1259 getroffene Anordnung in jener Urkunde König Dufars vom Jahre 1264 wieder auftritt,<sup>55)</sup> welche Urkunde eine Bestätigung des seinem ganzen Wortlaute nach eingerückten Dotationsbriefes vom Jahre 1261 ist, so kann sie dahin nur auf dem Wege einer Fälschung gelangt sein, auf die wir augenblicklich nicht näher eingehen können. Es steht aber hienach fest, daß eine schon durch Herrn Wok vollzogene Widmung der Pfarrkirche zu Hohensfurt zum dortigen Kloster urkundlich nicht nachgewiesen werden kann.

Nach den Kirchen wurden als weitere Bestandtheile der Dotation namhaft gemacht: die Dörfer Sedlez bei Priethal, Ober-Gutenbrunn bei Strobniß, Ponédraz bei Weseli und das Dorf Bowitz.<sup>56)</sup> Ferner ein Paar Hoffstätten (areae) sammt Aeckern in Zetlesreut.<sup>57)</sup> Den wichtigsten Bestandtheil dürften jedoch die Zehente gebildet haben. Dahin gehörte der ganze Zehent von sieben Bauengütern (araturae) in Slawetitz<sup>58)</sup>, und verstand man unter dem ganzen Zehent jenen von den Feldfrüchten, von Lämmern, Frischlingen, Käsen und überhaupt von allen anderen Produkten. Der ganze Zehent von den Höfen in Michnitz, Polen und Malschitz, sowie von den dem Herrn Wok, und der Priethaler Kirche gehörigen Dörfern sollte gleichfalls von nun an der neuen Stiftung gereicht werden,<sup>59)</sup> weiter der dritte Theil des Zehents von den Rosenthaler Pfardörfern, und zwar sowohl von jenen, welche von Wok selbst genützt wurden, als auch von jenen welche er als Lehen hinausgegeben hatte; der gleiche dritte Theil auch vom Dorfe Plan und von dem Dorfe Sonnberg zwei Theile des Zehents.<sup>60)</sup> Endlich sollten die Hohensfurter Mönche den dritten Manipel von dem Zehent in den bei Budweis gelegenen Dörfern Strodenitz und Leitnowitz genießen.<sup>61)</sup> Damit waren jedoch Herrn Woks Widmungen am Tage der Klosterweihe keineswegs erschöpft; es kam noch hiezu das Fischereirecht in der Moldau und zwar von der Wiese

53) Wltavich maior — der Lahrenböcher Bach (in seinem untern Laufe auf der Generalskarte als Hainbach bezeichnet, welcher später die Gränze zwischen den Herrschaften Hohensfurt und Rosenberg bildete und sich zwischen diesen beiden Orten in die Moldau (am rechten Ufer) ergießt.

54) Diese Dörfer in spe werden wohl die heutigen Dörfer Gerbetschlag, Ober- und Unterschlagl, Zwarmetschlag, Konradschlag, Schlagl am Roßberg, Woisetschlag und Bretterschlag sein, welche sich schon durch ihre Namen hinlänglich als Neukulturen (novalia) legitimirten.

55) Font. r. Austr. 2. XXIII. 22, in der Note.

56) Sedlech iuxta Predol, Gateprunne superior iuxta Strobniß, Ponédraz apud Wesele, Babich — sind die urkundlichen Schreibungen dieser Orte, die in den Bezirken von Krumm-  
mau, Grazen, Lomnitz und Netolitz liegen. Ob aber die villa Babich wirklich unser heutiges Bowitz, ist allerdings fraglich.

57) Im Original Sedlechrat geschrieben. Der Ort liegt nordöstlich von Rosenberg im Bezirke von Kaplitz.

58) Slawetych — ob damit die Ortschaft Slabsch (Slavče) im Bezirke von Schweinitz oder Slawitsch im Krummauer Bezirke oder ein vielleicht gar nicht mehr existirender Ort gemeint ist, vermögen wir nicht anzugeben.

59) Urkundlich Mihnich, Polen, Malsich. Der erstere Ort liegt im Kaplitzer, die beiden anderen im Krummauer Bezirke und Polen namentlich unweit von der Moldau.

60) Plan, Sonberk — dieses im Bezirke von Grazen, jenes im Bezirke von Budweis.

61) In der Urkunde Stradenich und Lutwinovich.



Zhyadel bis hinauf zu den Markungen Herrn Witigo's von Krummaw, soweit also die Moldau die nördliche Gränze des ursprünglichen Herrschaftsgebietes von Hohensfurt bildete.

Die Schenkung alles dessen, was wir eben namhaft gemacht haben, ist von Wok am 1. Juni 1259 wie schon gesagt mündlich erklärt worden; es hat aber hierüber noch an demselben Tage sein Gevatter der Bischof Johann ein Instrument verfertigen lassen.<sup>62)</sup> Wok selbst dagegen hat erst in den zwei folgenden Jahren auch seinerseits Urkunden über die Dotation ausfertigen lassen: zuerst im Juni 1260 zu Hohensfurt,<sup>63)</sup> demnach bevor er mit in den Krieg gegen die Ungarn zog, und am 29. Mai 1261 zu Grätz.<sup>64)</sup> Vergleicht man nun den Inhalt dieser beiden Dokumente mit jenem des Bischofs Johann, so ergeben sich mancherlei Abweichungen. Auf eine derselben, die Pfarrkirche in Hohensfurt betreffend, haben wir schon aufmerksam gemacht und die Behauptung ausgesprochen, daß eine Schenkung dieser Kirche durch Herrn Wok an das neue Kloster urkundlich nicht nachweisbar ist. In der Urkunde vom Jahre 1260 wird dann auch nicht der Schenkung der Dörfer Wintersdorf und Ponedraž gedacht, erscheinen in der Specification des Zehents von Slawetitz die Frischlinge weggelassen und wird bei Zetlesreut nur von einer einzigen Hofstatt gesprochen. Dagegen wird hier bei dem Dorfe Kozen zu näherer Kennzeichnung erwähnt, daß es von 52 Gästen oder von auswärts herbeigekommenen Ansiedlern bewohnt werde.<sup>65)</sup> Erweist sich demnach die Dotation zufolge dieser Urkunde minder als im Jahre 1259, so mögen die fehlenden Schenkungsobjekte entweder deshalb weggelassen worden sein, weil Herr Wok mit ihnen eine anderweitige Verfügung treffen wollte, oder es wurden hiesfür jene zwei Weingärten als Ersatz geboten, welche Wok mittelst dieser Urkunde vom Jahre 1260 seiner Stiftung schenkte und die er selbst von dem Grafen v. Hardeck und von seinem Vetter Wernhart d. j. von Schaunberg erworben hatte. Wo aber diese Weingärten gelegen waren, ist nicht bekannt. — Je abweichender aber der Inhalt der Urkunde vom Jahre 1260 von jener des Jahres 1259 ist, um so größere Übereinstimmung herrscht wieder zwischen den Urkunden von 1259 und 1261. Zwar fehlt auch hier die Bestimmung bezüglich der Hohensfurter Pfarrkirche und wohl nur aus Versehen die Frischlinge des Slawetitzer Zehents, aber in allen anderen Dingen wiederholt sich die mündliche Schenkung von 1259. Und weshalb hatte Herr Wok jetzt nichts mehr hinweggenommen? Wir glauben aus keinem anderen Grunde, als um sein Gewissen zu beruhigen. Er war nämlich in der Zwischenzeit dem Tode nahe gewesen<sup>66)</sup> und wahrscheinlich in Folge dessen bestimmt worden, die Schenkung vom Jahre 1259 in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Ja er vermehrte dieselbe sogar noch und wiederholte nicht bloß die Widmung vorhin erwähnter Weingärten, sondern fügte auch noch den Markt Strodenitz, das benachbarte Dorf Plan und den Hof in Malschitz hinzu.<sup>67)</sup> Damit waren jedoch seine Widmungen an das Kloster zu Hohensfurt keineswegs erschöpft. Denn wenige Tage, nachdem die zuletzt besprochene Erneuerung und Vermehrung der Dotation urkundlich ausgefertigt worden war, schenkte er mit

62) Font. r. Austr. 2. XXIII. 2—5, Nr. 3.

63) Ebendasselbst 7, 8, Nr. 6.

64) Ebendasselbst p. 10—12, Nr. 8. Am 23. Mai 1261 befand sich Wok in Biezl (Bisef) und am darauf folgenden 11. Juni in Prag; unter obigem Grätz (Gretz) kann daher wohl kaum die steirische Landeshauptstadt verstanden werden, sondern es muß damit ein böhmisches Grätz gemeint sein.

65) „Et in ea (villa Kotzen) in praesenti quinquaginta et duo viri hospites commorantur.“

66) „Cum essemus in extremo tempore vitae nostrae“, heißt es in dem Dotationsbriefe vom 29. Mai 1261.

67) Forum Stradonitz, villa Plan, curia Malschitz. Im Jahre 1259 war nur der Zehent von den genannten Orten nach Hohensfurt vergabt worden.



Zustimmung seiner Gemalin Hedwig und mit Rath seines Bevatters des Bischofs Johann von Prag dem Kloster auch das Patronatsrecht auf die Kirche in Weseli an der Luschnitz, nördlich von Budweis, und wiederholte bei dieser Gelegenheit jetzt schon zum drittenmal die Schenkung des nächst jenem Städtchen gelegenen Dorfes Ponědraž.<sup>68)</sup> Die Schenkung der Kirche zu Weseli aber ward von dem genannten Prager Bischofe am 11. Juni desselben Jahres (1261) bestätigt und zwar unter Zeugenschaft des Herrn Witigo von Krummaw, des Herrn Albrecht von Borschow u. a. m.<sup>69)</sup>

Wenn wir bei der Gründung und Ausstattung des Cistercienserstiftes Hohensfurt etwas länger verweilt haben, so geschah das ebenso sehr aus sachlichen Gründen, weil es hier noch so Manches hervorzuheben oder richtig zu stellen gab, was bisher übersehen worden oder zweifelhaft war, als aus Sympathie für die Stiftung, die immer noch als lebendiger Zeuge von der Macht und dem Ruhme des Rosenberg'schen Hauses und des ersten Rosenbergers in unsere Gegenwart hereinragt. Um die Mitte des Jahres 1260 war aber dieselbe soweit konsolidirt und lebensfähig, daß sich Herr Wok nun auch an den Abt und Konvent zu Citeaux (Cisterz), der Wiege des Cistercienserordens, mit der Bitte um die Einverleibung seines Klosters in den Orden überhaupt wenden konnte.<sup>70)</sup> Natürlich wird dieser Bitte in kürzester Zeit willfahrt worden sein.

Nachdem Herr Wok jener Eigenthümlichkeit seines Zeitalters, wornach die Stiftung eines Klosters als ein besonders verdienstliches und gottgefälliges Werk angesehen und gerühmt war, durch Errichtung des Klosters Hohensfurt Rechnung getragen hatte, sehen wir seine Thätigkeit während seines übrigen Lebens nur mehr auf den Dienst des Königs gerichtet. Der Stern Dufars war aber noch immer im Aufsteigen begriffen und die Macht des Böhmenkönigs sollte zunächst den Ungarn gefährlich werden. Diese hatten in dem südlich vom Semmering gelegenen Lande so ziemlich schon alles vollbracht, was ihre Herrschaft möglichst verhaft machen mußte.<sup>71)</sup> Prahlen und Großthun hat von jeher zu den schwachen Seiten magyarischer Herren gezählt und das Mäntelchen gebildet, das innere Gehaltlosigkeit zu decken hatte. Der hochfahrende Sinn der Ungarn aber mußte den Steirern um so widerwärtiger erscheinen, je mehr sie erfuhren, daß König Bela sich an die ihnen gemachten Versprechungen nicht ein „Haar groß“ kehren wollte.<sup>72)</sup> Wenn aber hier von den Steirern die Rede ist, so kann natürlich nur der damals etwas geltende Stand der Landherren darunter verstanden werden. Doch wird es deren politische Kurzsichtigkeit, wie von gewiegter Seite behauptet worden,<sup>73)</sup> nicht einzig und allein gewesen sein, welche schon früher den Ungarn den Weg zur Herrschaft im Steirerlande gebahnt hat. Es fehlt nämlich nicht an Anhaltspunkten, die den Schluß gestatten, daß diese Landherren auch in moralischer Hinsicht etwas herabgekommen waren und also über dem eigenen Nutzen leicht die höher stehenden Interessen des Landes vergessen konnten. Mag man aber nun dieses oder jenes gelten lassen, so haben sie es jedenfalls stark mit verschuldet, daß das schöne alte deutsche Reichsland nicht nur auf mehrere Jahre unter die Botmäßigkeit einer wenig civilisirten Race gerieth, sondern auch eine

68) Font. r. Austr. 2. XXIII. 12, Nr. 9.

69) Ebendasselbst p. 13. Nr. 10.

70) Ebendasselbst p. 1, Nr. 1. Auch im Urkdb. d. L. ob d. E. III. 271 abgedruckt; mit welcher Berechtigung jedoch dort das Schreiben zum 28. Mai gesetzt ist, hat uns zu errathen nicht gelingen wollen.

71) Lorenz, Deutsche Geschichte I. 183 und ff. Es scheint, daß der Klerus mit der ungarischen Herrschaft zufrieden sein konnte und es auch gewesen ist. Vergl. a. a. D. S. 185.

72) Reimchronik bei Pez, SS. III. 35, c. 23.

73) Lorenz, a. a. D. I. 110.



bedeutende Einbuße an seinem Territor erlitt. Und wenn die Steiermark damals nicht auf immer vom deutschen Reiche abgetrennt ward, so ist solches in erster Linie der magharischen Rohheit, in zweiter der Wandelbarkeit, beziehungsweise Treulosigkeit der steirischen Landherren und in dritter dem böhmischen Otakar zu danken. Die steirischen Herren hatten endlich die ungarische Herrschaft satt gekriegt, weil ihren selbstsüchtigen Interessen von Seite der Magyaren keine Rechnung getragen worden war, und wandten sich jetzt mit ihrer Treue an den böhmischen König. Otakar zauderte, denn er mochte ihnen ebenso wenig viel Zutrauen schenken, als den Krieg herbeiwünschen, in den er unfehlbar mit den Ungarn gerathen mußte, wenn er auf das Anbot jener einging, aber schließlich erklärte er sich doch zur Uibernahme der Herrschaft auch in Steiermark bereit. Wie nun die steirischen Landherren der Unterstützung des Königs von Böhmen versichert waren, trieben sie in der kurzen Zeit von angeblich eils Tagen die Ungarn aus dem Lande, die sorglos und unbekümmert um die Dinge, die sich um sie herum vorbereiteten, dahingelebt hatten; nur in dem einzigen Pettau vermochten sich dieselben noch einige Zeit zu behaupten. <sup>74)</sup>

Der Krieg zwischen Böhmen und Ungarn war also unvermeidlich geworden, wir werden aber daran und an den darauf folgenden Begebenheiten Herrn Wof einen hervorragenden Antheil nehmen sehen. Beide Parteien fühlten übrigens die Nothwendigkeit sich hiezu auf's Beste zu rüsten, und war es daher, ohne daß die Aktion noch eigentlich begonnen hatte, auch schon zu einem Waffenstillstand gekommen. <sup>75)</sup> Otakar, der sich im Winter von 1259 auf 1260 in Oesterreich aufgehalten hatte, war Ende März nach Böhmen zurückgekehrt. Am 4. April befand er sich in Pisek und erließ daselbst den Bürgern von Troppau die Wirthshaussteuer; in der hierüber gefertigten Urkunde erscheint nun auch Herr Wof von Rosenberg als Zeuge. <sup>76)</sup> Dieser dürfte dann überhaupt nicht mehr von der Seite des Königs gewichen sein und zog so mit dem von demselben gesammelten Heere nach Oesterreich, wo es bald nach Ablauf des erwähnten Waffenstillstandes zum Entscheidungskampfe zwischen den beiden königlichen Gegnern kommen sollte. Außer Wof waren aber noch andere Witkoniden mit in's Feld gezogen: Herr Budiwoj von Skalitz, Hojer von Schweinitz und Herr Ulrich von Neuhans. Herrn Wof jedoch sollte dieser Feldzug vornehmlich großen Gewinn an Ehre und Macht eintragen. Es scheint, daß er dem Könige einen außerordentlichen Dienst erwiesen hat, wodurch eben nachher das Gelingen des Feldzugs ermöglicht worden sein mag. Vielleicht hatte er durch sein Beispiel oder durch seine zahlreichen Familienverbindungen oder durch sein Ansehen unter seinen Standesgenossen oder durch alle diese Dinge im Verein mit noch anderen dazu beigetragen, daß die böhmischen Barone nun nicht allein willig sondern auch zahlreich dem Könige in den außerhalb der Landesgränzen zu führenden Krieg gefolgt waren. <sup>77)</sup> Auf jeden Fall wird das Motiv, das den König und seine Gemalin Margareth zur Verleihung der österreichischen Grafschaft Raabs an Herrn Wof geführt hat, in irgend einer Weise mit dem Feldzug in Verbindung zu bringen sein. Es lag diese Grafschaft, deren alte Benennung Raab an die böhmische Benennung Oesterreichs (Rakausy) erinnert, in dem Winkel, welchen die Gränzen Böhmens und Mährens im Süden bilden. <sup>78)</sup> Der Versammlungsort für das Heer Otakars war aber das

74) Ebendasselbst I. 192.

75) Ebendasselbst I. 193.

76) Boczek, Cod. dipl. Morav. III. 277, Nr. 287.

77) Vergl. Lorenz a. a. O. I. 193 und 196.

78) Die Grafschaft Raabs war nach dem Tode des Grafen Konrad von Raab, welcher bald nach dem Jahre 1192 erfolgt zu sein scheint, durch dessen Tochter Sophia an deren Gemal den Burggrafen Friedrich von Nürnberg gelangt. Nach dem frühen Tode des Burggrafen aber



Städtchen Laa und Umgebung, und an diesem Orte war es nun, wo um das Johannisfest (24. Juni) die Belehnung Herrn Woks mit der Grafschaft Rabs vollzogen wurde. Philipp der Erwählte von Salzburg, Bischof Bruno von Olmütz, der Markgraf Otto von Brandenburg, die Herzoge Ulrich von Kärnten und Heinrich von Breslau, die Gebrüder Wernhart und Heinrich von Schaunberg die jüngeren (Woks Schwäger), der Oberstburggraf von Prag Jarosch, Bavor von Strakonitz, Heinrich von Lichtenstein und noch andere böhmische und österreichische Herren waren Zeugen des feierlichen Belehnungsaktes. „Wir wollen hiemit bekannt geben“, sagen König und Königin in ihren gleichlautenden Instrumenten, „daß wir dem Wok von Rosenberg, dessen lautere Treue wir aus eigener Erfahrung kennen gelernt, und insonderheit mit Rücksicht auf dessen Adel, weil er freien und hochedlen Vorfahren entsprungen, Grafschaften und höhere Würden innehaben und besitzen kann, wofern ihm solche eben verliehen werden sollten, und nicht allein dem genannten Wok, sondern auch dessen Erben auf immerdar die Grafschaft zu Rabs verliehen haben mit ihren Gerechtsamen, nämlich das Patronat über die Kirchen der bereits genannten Grafschaft, die Lehensleute und Lehensbesitzer darin, die zu der Grafschaft gehörigen Gerichte, Vogteien, die Vergabungen, welche gewöhnlich Leibgedinge genannt werden, sowie die verpfändeten Besitzungen, welche aber zu ihrer Zeit ausgelöst wieder zur vorgenannten Grafschaft zu gehören haben; auch alle anderen Rechte, mit welchen Namen sie immer benannt sein mögen, ohne alle Bedingniß und Ausnahme, haben wir dem oftgenannten Wok und dessen Erben wie vorgesagt mit dem Rechte und Titel eines Lehens verliehen.“<sup>79)</sup> Das königliche Paar hatte Woks lautere Treue erprobt und daher solcher Lohn! Aber neben der Treue des Rosenbergers wird auch dessen hoher Adel hervorgehoben und dem eines deutschen Grafen gleichgesetzt. In der Zeit der strengen Gliederung der Stände mußte eine solche urkundliche Erklärung, wie sie der Leser eben kennen gelernt, eine ganz besondere Wirkung üben; es wird aber dann die noch unerklärte Thatsache, daß die Habsburger und Rosenberger Blutsverwandte waren,<sup>80)</sup> vom Standpunkte des deutschen Heerschildes wenigstens nichts mehr Auffälliges bieten. Die Belehnung mit der Grafschaft Rabs ließ übrigens Wok merkwürdiger Weise sich im folgenden Jahre durch die Herzogin Gertrud, die Nichte des Babenbergers Friedrich II. und Schwägerin Königs Otakar II., sowie deren Sohn Friedrich, welche Beiden sich damals (1. März 1261) in Boitsberg aufhielten, ebenfalls bestätigen.<sup>81)</sup>

Der Krieg selbst, der sich um der alpengesegneten Steiermark willen also entsponnen hatte, begann bekanntlich mit einem für König Otakar unglücklich ausfallenden Vorspiel bei Staz (am 26. Juni), indem eine kleine Abtheilung des böhmischen Heeres in den Schluchten des Ameisthales bis auf den letzten Mann von den Ungarn niedergemacht wurde. Um so glänzender aber war dann der Sieg, den Otakar ein paar Wochen später bei Kroisjenbrunn an der Spitze seiner Heeresmassen errang. Wir haben jedoch hier nur des rühmlichen Antheils

erkaufte Herzog Leopold VI. († 1230) diese Grafschaft von der Witwe Sophia und deren Söhnen an Oesterreich zurück. Meiller, Regg. d. Babenb. p. 233, Note 252, dann p. 197, Note 35.

79) Die beiden Urkunden hierüber wurden erst später ausgefertigt, denn sie sind datirt „in tenoriis apud Moravam.“ Margarethens Urkunde, deren Original das Hohenfurter Stiftsarchiv verwahrt, ist von mir abgedruckt in den Font. r. Austr. 2. XXIII. 9, Nr. 7, mit dem Druckfehler Netz im Regest. Die Urkunde Otakars aber findet man bei Kurz, Oesterreich unter Otakar II. und Albrecht I., II. 173, Beil. I. B. ex cod. saec. XVII.

80) Kurz, a. a. O. II. 195, Beil. 13. Urkunde ddo. Wien, 26. März 1282.

81) Ebendaselbst II. 177, Beil. 3. Kurz ist zur Kenntniß dieser wie der in der Nummerung 79 bezeichneten Otakarianischen Urkunde durch den Stadtpfarrer von Rosenberg, Stephan Pichtblau, gelangt, welcher sich vielfach mit historischen Forschungen beschäftigt hat.



zu gedenken, den Herr Wok in der großen Marchfeldschlacht vom 12. Juli 1260 genommen hat; er nämlich soll es gewesen sein, welcher „zuerst die kumanischen Horden in wilde Unordnung und Flucht brachte und damit einen panischen Schrecken in's ganze feindliche Heer warf.“<sup>82)</sup> Der Sieg über die Ungarn aber hat bekanntlich zur Gründung eines zweiten Cistercienser Klosters im Süden unseres Landes Anlaß gegeben, des Klosters von Goldenkron nämlich, und vielleicht war es eben auch der Rath oder das Beispiel des tapfern Rosenbergers, wodurch sich der König bestimmen ließ, gerade dem Cistercienserorden diese neue Stätte für seine Wirksamkeit zu eröffnen.<sup>83)</sup>

Trotz der totalen Niederlage der Ungarn bei Kroissenbrunn, die so nachhaltig war, daß sie für die nächste Zeit an keinen Widerstand denken durften, hatten sich die mit denselben angeknüpften Friedensunterhandlungen aus mancherlei nicht durchaus aufgehellten Gründen in die Länge gezogen und kam es erst im folgenden Jahre zu einem definitiven Friedensschluß. Die Hauptbedingung desselben war natürlich der völlige Verzicht auf das Herzogthum Steiermark seitens der Magyaren, deren Herrschaft ohnedies dem Lande nichts als Unheil zuwege gebracht hatte. Zur Führung der Friedensverhandlungen aber hatte König Ottakar außer dem Deutschordenskomthur in Böhmen, Namens Ludwig, und dem Prager Burggrafen Jarosch auch den Landesmarschall Wok von Rosenberg auserwählt.<sup>84)</sup> Zeugt diese Thatsache von dem besonderen Vertrauen, das Ottakar zu der Klugheit und Einsicht des Rosenbergers hegte, so wird solches noch klarer hervortreten, wenn nun Wok von dem Könige als der Geeigneteste aus allen böhmischen Staatsmännern erkannt und bestimmt wird, die Steiermark auch im Innern für die Herrschaft Ottakars zu gewinnen und zu sichern.

Dieser war dorthin im December 1260 gekommen, um in Graz die Huldigung des neuerworbenen Landes entgegen zu nehmen. In seinem Gefolge befanden sich außer dem Bischöfe Bruno von Olmütz, dem Herzoge Ulrich von Kärnten, österreichischen und steirischen Ministerialen auch der Oberstburggraf Jarosch von Prag, Smil von Leuchtenburg, Wok von Rosenberg, Zbislav von Sternberg und Céc von Budweis. Die erste uns bekannt gewordene Urkunde, welche König Ottakar während seines Aufenthaltes in der steirischen Landeshauptstadt ausfertigen ließ, bezieht sich auf das kärntnerische Cistercienser Kloster Viktring und ist vom 21. December datirt.<sup>85)</sup> Wok erscheint darin unter den Zeugen böhmischer

82) Palach, Geschichte von Böhmen, II a. 177.

83) Die ersten Mönche in Goldenkron waren von dem südlich von Wien gelegenen Kloster Heiligenkreuz. Welcher Antheil aber Hrn. Wok an der Gründung von Goldenkron zukommt, dürfte aus jener Urkunde Ottakars dato. Prag 14. Nov. 1264 — ersichtlich werden, welche in ein Diplom Königs Johann eingetrichtert und dieses selbst im Krummauer Schloßarchive aufbewahrt sein soll. Die Kenntniß von der Existenz dieser Urkunde Ottakars, beziehungsweise Johans habe ich aus F. Chmel's schriftlichem Nachlaß gewonnen. Die hievon, wenn ich mich recht erinnere, nicht von Chmel selbst genommene Abschrift erwies sich absolut unbrauchbar. Es war aber gleichwohl aus einigen Stellen deutlich genug zu erkennen, daß wir es in jener Urkunde Ottakars vielleicht mit einer Fälschung zu thun hätten; so heißt es darin z. B. „nobilis Woko de Rosemberch summus marscalcus regni Boemiae et capitaneus Carinthiae et Stiriae fidelis noster specialis,“ was zum Theil doch un w a h r ist. Ich werde aber auf diesen Gegenstand vielleicht bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen. — Gleichfalls mir nicht näher bekannt ist eine zweite Urkunde Ottakars, womit derselbe dem Herrn Wok die Bewilligung erteilt haben soll, im Bereiche der Rosenbergschen Besitzungen auf Gold und Silber zu bauen, welches Privileg dann vom Könige Johann im Jahre 1333 den Nachkommen Woks bestätigt worden wäre. M. M. (Max Milauer) in Hormayr's Archiv für Geschichte etc. 1826, S. 51, gibt hievon Nachricht.

84) Mon. Boica, XXIX. b. 174, Nr. 171. Boezek, Cod. dipl. Morav. III. 307, Nr. 318. Hormayr, Archiv für Geschichte 1828, S. 480.

85) Abschrift im steirischen Landesarchiv, Nr. 782 b.



Nationalität genannt, jedoch ohne Angabe einer amtlichen Würde; ebenso aber auch in einer Urkunde für das Hochstift Freising vom 23. Dezember<sup>86)</sup> und in einer Urkunde für das Cistercienserkloster Reun ob Graz vom 25. December,<sup>87)</sup> mit welcher letzterer Dtafar dieses Kloster in dem Besitze des Gutes Söding und der Alpe Rezhthal, sowie in dem herkömmlichen Salz- und Rentenbezüge aus der Saline zu Russee bestätigte. Dagegen wird Wof in einer anderen auf denselben letztgenannten Gegenstand bezüglichen Urkunde von demselben Tage, dem Weihnachtsfeste, zum erstenmal als Landeshauptmann von Steiermark (capitaneus Styriae) bezeichnet.<sup>88)</sup> Es scheint also die Beförderung des Rosenbergers zu diesem ersten steirischen Landesamte am Weihnachtsfeste 1260 stattgefunden zu haben, jedenfalls aber um ein ganzes Jahr später, als bisher hie und da angenommen worden ist.<sup>89)</sup> Nun hatte König Dtafar den Steirern, als sich dieselben ihm unterwarfen, versprochen, keine „Gäste“ (Nichtsteirer) zu den Landesämtern zu berufen;<sup>90)</sup> wenn es daher mit diesem Versprechen wirklich seine Richtigkeit hat und also Dtafar trotzdem jetzt einen Fremden zur Verwesung der Landeshauptmannschaft berief, dazu gleich im Anfange seiner Herrschaft, wo er doch den berechtigten Wünschen der neuen Unterthanen Rechnung tragen mußte, so beweist dies einerseits, wie wenig der König auch jetzt noch den wandelbaren steirischen Landherren trauen mochte, und andererseits, welchen Werth er auf das politische Geschick des böhmischen Landesmarschalls legte. Man findet zwar nirgends, daß sich Widerstand gegen die Einsetzung des Fremdländers erhoben hätte, doch ist aber auch gewiß, daß diese Verfügung Dtafars keinesfalls beifällig aufgenommen worden sein wird. Bei so bewandten Verhältnissen konnte es dann auch nicht ausbleiben, daß Wof innerhalb der Sphäre des ihm zuletzt von dem Könige übertragenen Amtes nur wenig Ersprößliches, wenigstens nichts Nachhaltiges wirken konnte. Daher geschah es aber auch, daß nur eine sehr geringe Anzahl von Nachrichten über diesen Lebensabschnitt Wofs auf uns gekommen ist. Der Rosenberger versah übrigens die Landeshauptmannschaft durch nahezu anderthalb Jahre, bis an sein im Jahre 1262 erfolgendes Lebensende. Während dieser Zeit hielt er sich wohl meistentheils in Steiermark auf und scheint sein Vaterland nur mehr im Frühlinge des Jahres 1261 noch einmal wieder gesehen zu haben.

86) Meichelbeck, Histor. Frising. II. 53.

87) Abschrift im steirischen Landesarchiv Nr. 784 a.

88) Abschrift ebendasselbst Nr. 784 b.

89) So von Palacky, Geschichte von Böhmen, II. a. 171. Derselbe läßt Dtafar schon im December 1259 nach Steiermark kommen, jedoch ohne ein Heer, und Wof von Rosenberg als „Generalkapitän“ einsetzen. Nun ist aber Dtafars Anwesenheit nicht durch eine einzige Urkunde verbürgt und daß das von Wof Behauptete erst für December 1260 richtig sein kann, ist eben deutlich gezeigt worden. Auch Muchar, Geschichte von Steiermark, V. 282, läßt den König schon im December 1259 nach Steiermark kommen und nennt als seine Gewährsmänner Bernold und Hagen, Grund genug, um über diese Anwesenheit kein Wort weiter zu verlieren.

90) Reimchronik bei Pez, SS. III. 35, c. 23, wo es heißt, daß Dtafar nach dem Hingange Wofs sich genöthigt sah, das Land mit einem Hauptmann zu versehen, der nicht „Gast“ wäre. Wenn aber diese Quelle dann den Grafen Heinrich von Pfannberg Hauptmann werden läßt, so ist solche Angabe ebenso unrichtig wie jene wornach Wof nur ein Jahr lang Hauptmann gewesen wäre. Er war es doch nahezu anderthalb Jahre und sein Nachfolger war Bischof Bruno von Olmütz, als solcher schon am 2. August 1262 in einer Urkunde für die Karchause Geirach auftretend. Eine auf urkundlichen Daten beruhende Reihe der steirischen Landeshauptleute gibt Prof. Krones in den Beitr. z. K. steir. G. D. II. 43. Darnach war also Heinrich von Lichtenstein aus dem österreichischen Hause dieses Namens, Vorgänger Wofs in der Landeshauptmannschaft. Wenn übrigens die Reimchronik berichtet: „Dez ersten er (Dtafar) her samnd herrn Witigen ze haubtman,“ so hatte der Dichter wohl gehört, daß der neue Landeshauptmann dem Geschlechte der Witikoniden angehörte und hat daher leicht also in dem Namen irren können.



Der erste nachweisbare Act über Herrn Wols Thätigkeit als steierischen Landeshauptmannes datirt vom Weihnachtstage des Jahres 1260 und ist ein an ihn und die steierischen Getreuen ergangenes Mandat Otakars, das Chorherrenstift Seckau im Besitze der Kirche zu Gradwein zu erhalten.<sup>91)</sup> Nachdem Wof aber dann im März des folgenden Jahres, wie schon erwähnt worden, sich auch von der Herzogin Gertrud zu Voitsberg im reizenden Rainachthale die Belehnung mit der Grafschaft Nabs hatte bestätigen lassen und beim Abschlusse des Friedens zwischen Bela und Otakar in Wien mitgewirkt hatte, treffen wir ihn am 23. Mai in Bisef, wo er in einer Schenkungsurkunde seines Königs für den Bischof Bruno von Olmütz als Zeuge intervenirte,<sup>92)</sup> am 29. Mai aber zu Grätz<sup>93)</sup> und am 11. Juni zu Prag, wo er, wie dem Leser bereits bekannt geworden, die Dotation des Stiftes Hohenfurt nicht bloß erneuerte, sondern auch vermehrte. Er kehrte hierauf wie es scheint über Oberösterreich und Spital am Pirn<sup>94)</sup> wieder nach der grünen Steiermark zurück und mag Anfangs Juli sich schon dort befunden haben; denn bereits vor dem 18. Juli präsidirte er dem in Marburg versammelten Landtaiding, wo unter andern der Streit des Klosters Keum mit den Grafen von Pfannberg wegen der Burg Helfenstein zur Entscheidung gebracht ward.<sup>95)</sup> Zum letzten Male aber kam er mit Otakar am 1. Mai des Jahres 1262 zu Wien in Berührung und fungirte als Zeuge in der Urkunde desselben für Heinrich von Lichtenstein, dem damit von dem Könige die frühere Vergabung der Herrschaft Nikolsburg in Mähren erneuert und bestätigt worden, sowie als Zeuge einer anderen königlichen Urkunde für das Kloster Heiligenkreuz, Cistercienserordens, von welchem bekanntlich die ersten Mönche nach dem Kloster Goldenkron entsendet worden sind.<sup>96)</sup>

Es ist schon gesagt worden, daß Wols Einsetzung zum Landeshauptmann den Steirern wenig zusagend gewesen. Gegenüber dieser Ungunst mochte aber selbst der gute Wille und die tüchtige Kraft des Rosenbergers nichts Nachhaltiges in der neuesten Erwerbung seines Königs schaffen, zumal auch körperliche Leiden seine Energie gelähmt haben dürften. Denn Wof war schon einmal im Jahre 1261 dem Tode nahe gewesen, hierauf vielleicht leidlich hergestellt mochte es ihm dennoch nicht mehr glücken wollen, eine dauerhafte Gesundheit zu erlangen. Und so war er nach Jahr und Tag wieder dem Tode nahe gerückt, so nahe, daß er ihm nicht mehr entrinnen konnte. Er befand sich eben in Graz und seine Getreuen: Herr Prechtlin von Ried, der Amtmann Rourad von Turdelinge, die Kämmerer Kojata und Grillo sowie der Notar Rüdiger in seiner Umgebung. In Gegenwart dieser seiner Hausbeamten und jener des Minoritenpriors von Pettau, dann des Rustos der Minoriten zu Graz und zweier Dominikanermönche Gottfried und Otto gab er nun seinen letzten Willen bekannt.<sup>97)</sup> Die Anordnungen, welche er machte, betrafen theils seine eigene Familie und Verwandten, dann jene Personen, welche zu ihm entweder in einem Dienst- oder sonstigen Abhängigkeitsverhältnisse standen, theils fremde Personen, deren Beziehungen zu ihm uns nicht näher bekannt sind,

91) Abschrift im steir. Landesarch. Nr. 784. Auszüglich bei Caesar, Annal. duc. Stir. II. 532, Nr. 130. Frölich, Dipl. sac. duc. Stir. I 218, Nr. 73.

92) Boczek, Cod. dipl. Morav. III. 311, Nr. 323.

93) Vergl. Anmerkung 64.

94) Unter den Legaten seines Testamentes ist auch eines an den Spitaler am Pirn und wird dessen weiter unten gedacht werden.

95) Abschriften im steir. Landesarch. Nr. 793 b und 793 c. Letztere Urkunde auch bei Caesar, l. c. Nr. 131, und Frölich il. c. II. 27, Nr. 26 (Datum desselben jedoch falsch), mit dem Datum des 18. Juli, wornach also das Landtaiding vor diesem Tage stattgefunden haben mußte.

96) Boczek, Cod. dipl. Morav. III. 335, Nr. 340. Die Heiligenkreuzer Urkunde aber in Font. r. Austr. 2. XI. 154, Nr. 163.

97) Abgedruckt in den Font. r. Austr. 2. XXIII. 17—20.



weiter geistliche Korporationen, endlich Schulden- und Gewissenssachen. — Indem er also zuerst über seine Güter zu Gunsten seiner Gemalin und seiner „Huben“ in einer Weise verfügte, welche wir weiter unten darlegen werden, bestimmte er weiter, daß die Söhne seiner Schwester den Sitz Prütz tauschweise für Dobříkowitz haben sollten oder dasselbe gegen Herausgabe von Dobříkowitz seinem Gevatter Jarosch (Prager Burggrafen?) überlassen könnten, während er ihnen für den von ihren Gütern genossenen Nutzen Vletitz und jene beiden Dörfer überließe, welche Swatobor und Petrus inne hätten.<sup>98)</sup>

Von den Personen, welche zu ihm in einem Dienst- oder sonstigen Abhängigkeitsverhältnisse standen, verschaffte er zuerst seinem Notar Rüdiger, dessen Frau und Erben das Dorf Kerschbaum, im Mühviertel und jetzt an der von Linz nach Budweis führenden Pferdebahn gelegen, zu freiem Eigen; es sollte jedoch derselbe der Frau Hedwig, seiner, des Testators, Gemalin, zeitlebens als Schreiber dienen und nur 20 Mark Silber erhalten, wenn er aus diesem Dienstverbande scheiden wollte. Reicher bedachte er seinen Amtmann (officialis) Konrad von Turdeling. Der sollte das bisher zu Lehen getragene Dorf Gutenbrunn (im Bezirke von Grazen) nun als Eigen besitzen, müßte jedoch ebenfalls zeitlebens den Söhnen des Testators zu Diensten stehen; außerdem aber sollten ihm zwei Mühlen an der Strobnitz und vier Huben in Fridetschlag entweder für 30 Mark Silber zu Pfande, oder wenn er es vorzöge, zu Lehen gegeben werden.<sup>99)</sup> Seinem Kämmerer Rojata zu Stibnitz gebe er die drei früher von dem Richter (dortselbst?) besessenen Huben, dem anderen Kämmerer Grillo aber vier Güter in Emersdorf zu Lehen.<sup>100)</sup> Und seinem Marstaller Bernhart gebe er einen Hof in Muscherad, jenen nämlich, welcher vordem Berchtold dem Wagner diente.<sup>101)</sup> Daß demnach vier von den dem Herrn Wok zunächst gestandenen Dienstmannen Deutsche gewesen, mag übrigens von der besonderen Vorliebe des Rosenbergers für deutsches Wesen zeugen. Dem Benata, wahrscheinlich einem seiner Burggrafen, verpfände er für zehn Mark Silber jene beiden Huben zu Trebonin, welche Honig dienen.<sup>102)</sup> Ein anderer Burggraf Budilow sollte das Dorf Bamberg zu Pfande haben für 40 Pfund Wiener Pfenninge, welche er, Wok, demselben versprochen, als er ihn verheiratet hatte. Ferner wies er diesem Budilow, welcher die Burghut zu versehen hatte, den Hof in der Vorburg von Rosenberg zum Wohnsitze an.<sup>103)</sup> Einem gewissen Kalhoch, der wie die beiden noch weiterhin in dieser Rubrik Genannten einer seiner Ritter gewesen sein dürfte, bestimmte er alles, was er in Günthersreut<sup>104)</sup> bereits ausgelöst (?) hätte, zu Lehen und dem Ritter Andreas wolle er hiemit ein ungenanntes Dorf zurückgestellt haben. Für einen gewissen Lohemil aber sollte sein Ohm Budimoi (von Krummau) irgend ein passendes, „auf der anderen Seite von Prütz“ gelegenes Dorf auswählen.

98) Im Original Pritschit und Pritschitz, Dobricho und Vletitz, geschrieben. Die Lage von Prütz ist schon oben angegeben worden; den zweiten Ort möchte ich für das im Bezirke von Hohenmant gelegene Dobříkowitz halten, während Vletitz im Seldaner Bezirke (Kreis Labor) liegt.

99) Bach und Ort Strobnitz sind im Bezirke von Grazen zu finden und eben dort auch der Ort Fridrichslage, wie er im Original geschrieben ist.

100) Stibnitz liegt im Bezirke von Sedletz, Taborer Kreises, und Emersdorf im oberen Mühviertel, in der Pfarre Hofkirchen, westlich von Lembach und nördlich von der Donau.

101) Im Original Mutscherat, ein Dorf im Bezirke von Kaplitz.

102) Treboni, jetzt Trebonin oder Breitenstein im Bezirke von Krummau.

103) Das Dorf Bamberg (Babenberch) liegt im Bezirke von Kaplitz, nordöstlich von Rosenberg. Im Original heißt es: „Item eidem curiam in suburbio castri Rosenberch dedi, ut in ea resideat pro purchhuta.“

104) Gunthersreut, jetzt gewöhnlich aber fehlerhaft Gunterreit geschrieben, ist in der Mühviertler Pfarre St. Oswald zwischen Haslach und Nigen zu suchen.



Die folgenden testamentarischen Bestimmungen gelten den Schulden- und Gewissenssachen. Wie seinem Ritter Swatomir wohl bewußt wäre, schulde er, Wof, einem gewissen Boruta noch Geld, wofür nun derselbe das Dorf Nuziin zu Pfande haben sollte.<sup>105)</sup> Dem Herrn Hofstislaus gebe er für die noch schuldigen 33 Mark Silber Paschiz (im Bezirke Frauenberg,) wosern dasselbe so viel werth wäre, und wenn nicht, wäre der Rest aus den anderen Gütern zu ergänzen. Hermann von Lettowiz, welcher zur Hoffnung berechtigt war, daß Herr Wof für ihn in einer uns unbekanntem Sache zum König sprechen würde, was jedoch nicht geschehen, sollte dafür Groß-Pomerwitz erhalten.<sup>106)</sup> Dreißig Mark Silber aber sollten jenem Manne gereicht werden, welcher zu des Testators Seelenheile gegen die Preussen zöge. Und dem nicht genannten Ritter, dessen Leibbroß Herr Wof an sich genommen, soll der Dhm Budiwoj ein gewisses Dorf wiederholt als Pfand zuweisen, während zwei andere von demselben Ritter besessene Dörfer gerechter Weise an eine gewisse Kirche zurückgestellt werden sollten. Der schon vorhin namhaft gemachte Ritter Swatomir erhielt den Auftrag, einem Herrn Boreš (Borso) für 40 Mark Silber das Dorf Trébonin<sup>107)</sup> zu verpfänden, auf daß dem Testator erlassen wäre, wenn derselbe jenen beim Handel mit Strobnitz irgendwie betrogen hätte, und man solle sich nicht viel bitten lassen, sondern etwas hinzufügen, wenn Boreš die 40 Mark gutwillig anzunehmen sich weigern würde. Endlich — und dieser Punkt gereicht Herrn Wof zu besonderer Ehre — sollte der wiederholt genannte Dhm Budiwoj das Dorf Bozejowiz (Bezirk von Sedlec) für 50 Mark Silber verpfänden, das Geld aber unter jene Diener des Testators vertheilen, deren Väter von demselben keine Lehen empfangen hätten. Ueberdies kämen unter diese Leute auch jene 14 Röße zur Vertheilung, welche Witigo von Přibeniz, Wofs Bruder, eben auf Přibeniz hinterlassen.

Von einem Manne von dem Charakter des Rosenbergers ließ sich erwarten, daß er bei Verfertigung seines letzten Willens auch die Kirche nicht leer ausgehen lassen werde, ganz abgesehen davon, daß eine derartige Bedachtnahme auf die Geistlichkeit so recht in der Richtung des Zeitalters gelegen war. Natürlich mußte er sich seiner Stiftung in Hohenfurt vor allen anderen günstig erweisen. Den dortigen Cisterciensermönchen gebe er daher Plaben, Neudorf und überhaupt alles, was er hier auf dem rechten Moldaunfer besäße.<sup>108)</sup> Und nicht genug hieran: auch seine silbernen Geschirre und sein Leibbroß sollten denselben Mönchen zu Theil werden. Die Prämonstratenser in Schlägl dagegen sollten das zwischen ihm und seinem oftgenannten Dhm Budiwoj strittige Dorf Schintau erhalten, wosern nämlich Budiwoj seine vermeintlichen Rechte hieran aufgeben könnte.<sup>109)</sup> Der Testator reflectirte dann auf des Königs Gnade, daß dieser die von ihm den Prager Domherren übergebenen 200 Mark Silber restituire und dreißig Mark hievon in Empfang nehme, sintemalen er, Wof, schon einen gleichen Betrag der dem Grafen von Wirtemberg aus den steierischen Einkünften (?) gebührenden Geld-

105) Es ist mir nicht gelungen, die Lage dieses Dorfes auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

106) Die Burg Lettowiz liegt im nördlichen Theile des Brünnner Kreises an der Zwitawa und erscheint als deren Bestzer zwischen 1250—1274 obiger Hermann; Wolny, Markgraffschaft Mähren, II. b. 89. Pomerwitz majus und minus sollten demnach gleichfalls in jener Gegend zu suchen sein.

107) S. Anmerkung 102.

108) „Plawe, Novum Forum et quicquid ex ista parte Wultae habeo.“ Plaben und Neudorf liegen beide im Bezirke von Budweis, jenes am Maltzschlusse und dieses westlich hievon, also gegen die Moldau zu.

109) Im Original Slegel, sonst in lateinischen Urkunden meist Plaga benannt, liegt jenseits des Hochsicht im oberen Mühlviertel und in nächster Nähe des Marktes Ligen. Dort liegt auch das Dorf Schintau, jetzt Schintau oder Schindelau.



summe entnommen hätte.<sup>110)</sup> Aus dem Uberschusse aber wären dann die Dominikaner zu A u s t i,<sup>111)</sup> soweit als der Testator denselben verpflichtet wäre, zu befriedigen und der verbleibende Rest einer Frau Christine aus Prag einzuhändigen. Die drei Dörfer zu C e k a u (?)<sup>112)</sup> sollten dem Herrn P r e d o t a für 170 Mark verkauft und hievon den Brüdern (Predigern) zu S c t. C l e m e n s (in Prag) verabfolgt werden, was von den fünf Mark Gold ihnen noch gebühren würde. Dem Spitaler oder Spitalmeister am P i r n endlich sollten jene sechs Mark Pfennige bezahlt werden, die der Testator demselben schulde; übrigens vermache er diesem Herrn zugleich auch seine Rüstung (arma).<sup>113)</sup>

Damit sind jedoch die Punktationen des Wok'schen Testaments noch keineswegs erschöpft und haben wir vielmehr noch auf folgende aufmerksam zu machen. Die Söhne oder besser „Buben“ (pueri) des Herrn B a w o r (von Strakonitz?) sollten fünf Mark Gold ausbezahlt erhalten, und zwar nach Wissen Herrn Benisch's, eines Schweftersohnes Herrn Bawors, und des Herrn Predota, welcher ein Ritter Woks gewesen zu sein scheint. Die von ihm mit seinem Gelde ausgelösten Güter diesseits G m ü n d stellte er hiemit gänzlich der Frau von P o t e n d o r f zurück.<sup>114)</sup> Dem U l r i c h v o n H o h e n b u r g gebe er K l e i n - P o m e r s w i z, schließe denselben jedoch von allen anderen Gütern gänzlich aus.<sup>115)</sup> Und A l b e r o v o n R o t e n s t e i n endlich sollte die zwei größeren ob S c h w a n t gelegenen Dörfer von des Testators Söhnen zu Lehen empfangen.<sup>116)</sup>

Das Original der Urkunde, welche alle eben erwähnten Bestimmungen enthält, das Original also des Testamentes Herrn Woks hat sich bis auf unsere Tage erhalten und wird im Archive des Stiftes Hohenfurt aufbewahrt, welches bekanntermassen noch manch' anderes für die Geschichte des Rosenberg'schen Hauses wichtige Dokument in seinen Schreinen birgt. Es ist aber mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Herr Wok die u r k u n d l i c h e A u s f e r t i g u n g seines letzten Willens nicht mehr erlebt hat. Denn er starb im Jahre 1262 am Vorabende des Dreifaltigkeitsfestes, d. i. am 3. Juni, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse zweier Quellen, von denen man annehmen darf, daß ihnen der Sterbetag ganz wohl bekannt werden mußte.<sup>117)</sup> Das Testament ist aber erst vom 4. Juni,

110) „Quia triginta marcas de pecunia comiti de Wirtenberch danda de Styr. iam recepi,“ lautet es im Original, und wird der kundige Leser leicht entscheiden können, ob meine obige Deutung zulässig ist oder nicht.

111) Auzt, jetzt Alt-Tabor.

112) „Item volo, ut Scheeow tres illae villae vendantur“ etc. Ich meine, daß hierunter die Dörfer Groß- und Klein-Cekau am Dächterer Leiche, westlich von Budweis, zu verstehen sind.

113) Spital am Pirn, eine Stiftung des Bischofs Otto II. von Bamberg, inmitten einer prachtvollen Alpenlandschaft und unweit von der Höhe des Alpenüberganges von Oberösterreich nach Steiermark, zwischen Windischgarsten im Steier- und Liezen im Ennsthal.

114) Gemunda, in Niederösterreich, künftiger Ausgangspunkt jener Zweigbahn, welche von der Franz-Josefs-Bahn nach Prag ausästen wird.

115) S. Anmerkung 106.

116) S. Anmerkung 26. — Das Testament Herrn Woks enthält übrigens noch folgende unverständliche Bestimmungen: „Et vendantur (vorhergeht die Anordnung bezüglich des Mannes, der nach Preußen ziehen sollte) viginti marcae pro XXX talentis Wiennensibus, et XV talenta dentur in Durrenpach, et XV in Gors, et residuum in Tyn, et circa in villis secundum domini Hoztizlai conscientiam persolvatur. Item homini de Patavia (Passau) pro viginti marcis argenti in Leimpach dentur duae lubae, sed si gratiam mihi fecerit, tantum una.“ Mit den beiden erwähnten Orten können doch nur Durrenbach und Gars im Biertel unter dem Manhartsberg gemeint sein, während der dritte Ort Molbauthen sein dürfte. Lembach liegt aber im oberen Mühlviertel, westlich von Neufelden. Man sieht wie ausgedehnt die Besitzungen der Witkoniden zu Rosenberg waren.

117) „In vigilia sanctae trinitatis 1262“ im Hohenfurter Todtenbuche (theilweise von Millauer in den Schriften der k. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. publicirt) zum 1. Juni; richtiger hätte die Notiz jedoch zum 3. Juni gestellt werden sollen. Übereinstimmend damit das



also vom Dreifaltigkeitssonntag datirt. Wenn man nun nicht gelten lassen will, daß der Notar Rübiger, der jedenfalls das Testament niedergeschrieben haben dürfte, sich im Datum geirrt hat, Testament und Tod Woks also auf einen und denselben Tag, Samstag vor Trinitas, zu setzen sind, so erübrigt zur Erklärung dieses merkwürdigen Umstandes nur die Annahme, daß Herr Wok zwar schon seinen letzten Willen in Gegenwart jener Personen, welche wir oben namhaft gemacht haben, erklärt hatte, nicht aber mehr auch an der urkundlichen Ausfertigung Theil nehmen konnte, indem er hieran durch den plötzlich eingetretenen Tod verhindert ward.<sup>118)</sup> Er scheint übrigens in seinen besten Mannesjahren dahingegangen zu sein. Denn seine Gemalin Hedwig soll erst im Jahre 1315 gestorben sein und man darf doch annehmen, daß sie wenn nicht auch von gleichem Alter, so doch auch nur um ein Weniges jünger als ihr Gemal gewesen sein wird. Seine beiden Söhne dann, Heinrich und Witigo, treten erst im Jahre 1272 als selbststündend auf, ein Zeichen, daß sie noch minderjährig waren, als ihr Vater mit Tode abging,<sup>119)</sup> was hinwiederum auf ein frühzeitiges Eintreten dieses Todes schließen läßt. Weiter ist hier nicht zu übersehen, daß Wok am böhmischen Königshofe zum erstenmal im Jahre 1250 erscheint und sicherlich als junger Mann; da er aber schon im zwölften Jahre darnach starb, so hatte er wohl kaum noch die besten Mannesjahre hinter sich, als der Tod ihn hinwegraffte.

In der Geschichte unseres Vaterlandes wird Herr Wok von Rosenberg stets den interessanteren Persönlichkeiten beigezählt werden müssen. Seine ganze Erscheinung bietet ein ansprechendes, freundliches Bild dar. Der Mann ist von vornehmer Geburt, er ist treu und fromm, er ist auch tapfer und also mit jenen Eigenschaften ausgestattet, welche insbesondere von dem Ritter seiner Zeit gefordert wurden. So steht er auch würdig neben der Heldengestalt seines Königs, dessen Glücksunne auch für ihn ihre befehligen Strahlen spendet. Er sah den Ruhm Otakars und seines Vaterlandes immer nur zunehmen, war daher gewissermaßen glücklich zu preisen, daß er nicht mehr das Unglück dieses erlebt, nicht den tragischen Fall jenes gesehen hat. Sowohl seine kriegerische als auch seine staatsmännische Begabung hat sich mehrmal erprobt; nicht umsonst ist er daher von Otakar mit wich-

---

Wilheringer Todtenbuch, welches Woks Namen zu „III. Nonas Junii“ vermerkt hat; Stitz, Gesch. v. Wilhering, S. 438. Nun dürfte wohl die Eintragung des Wilheringer Todtenbuches gleichzeitig sein, aber die des Hohenfurter gehört dem 15. Jahrhundert an, muß jedoch auf Grund einer älteren Vorlage gemacht worden sein, und läßt doch auch sonst mit gutem Grunde sich voraussetzen, daß die Mönche von Hohenfurt den Sterbetag ihres Stifters sich gut angemerkt haben. — Wok starb in Graz und sein Leichnam ward von dort nach Hohenfurt übertragen; so behauptet es wenigstens Jakob von Grazen im 15. Jahrhundert (Font. r. Austr. 2. XXIII. 383) und hat das allerdings viel Wahrscheinlichkeit für sich. Nach Millauer, Ursprung, p. 53, Note 83, dazu die dieser Schrift beigelegte Abbildung — wäre eigentlich das ganz gewiß. Und dennoch hat die Frage: ist Herr Wok wirklich in Hohenfurt begraben worden? einige Berechtigung. Denn als in diesem Jahrhunderte einmal nach der Grabstätte des Stifters in der Hohenfurter Klosterkirche geforscht wurde, soll dieselbe nicht mehr aufzufinden gewesen sein. (Mündliche Mittheilung des sel. P. Benedikt Holzbauer.) Ferner weiß Schreiner in seinem „Grätz“ (p. 154) positiv anzugeben, daß Herr Wok in der alten Regidentirche zu Graz, der gegenwärtigen Domkirche des Fürstbischofs von Steyer, bestattet worden sei. Es wird jedoch diese Behauptung ohne Quellenangabe gemacht. Man sieht auch hier wieder einmal recht deutlich, wie Dinge, die bisher ganz zweifellos und wie selbstverständlich hingenommen worden, bei näherer Prüfung schwankend und zweifelhaft werden. Wir behalten uns übrigens vor, auf die Frage nach Woks Grabstätte noch einmal zurückzukommen, zumal Millauer's oben erwähnte Note und Abbildung dringend einer Berichtigung bedürfen, welche jedoch ohne vorgängige Autopsie nicht gut effectuirt werden könnte.

118) Im Jahre 1862 habe ich eine andere Erklärung versucht (v. Font. r. Austr. 2. XXIII. 383, Anmerk. 2), von der man nun aber keine Notiz mehr nehmen wolle.

119) Demgemäß werden sie in dem väterlichen Testamente auch „pueri“ genannt, was ich vorhin auf gut deutsch mit „Buben“ wiedergegeben habe.



tigen Posten betraut, hoch geehrt und reich belohnt worden. Und wir Deutschen dürfen auch nicht übersehen, daß Herr Wok um Verbreitung deutscher Sprache und Sitte und deutscher Kultur überhaupt im Süden des Böhmerlandes sich ein ganz besonderes Verdienst erworben hat. Das nicht anzuerkennen wäre von unserer Seite eine ebenso große Ungerechtigkeit, als wenn unsere Landsleute slavischer Nationalität einem der hervorragendsten Paladine Otakars II. bloß deshalb weniger Beachtung schenken möchten, weil derselbe der damals herrschenden, den Deutschen so günstigen Strömung auch seinerseits willig gefolgt ist. Schließlich müssen wir aber auch noch darauf aufmerksam machen, daß nach dem Hinscheiden des mächtigen Rosenbergers Bischof Bruno von Olmütz in der Umgebung Otakars keinen Mann mehr fand, der mit ihm hätte rivalisiren können.

Heraldikern und Sphragistikern hoffen wir es zu Danke zu machen, wenn wir auch mit einigen Worten der beiden Siegel gedenken, deren sich Herr Wok bedient hat. Auf dem einen erblickt man im Mittelfelde einen gewappneten Ritter, der in seiner an die Hüfte gestemmten Rechten ein Schwert und mit der Linken einen Schild mit fünfblättriger Rose hält; am Helm eine „fächerartige„ Zier. Die lateinische Umschrift lautet verdeutsch: Siegel Woko's von Rosenberg.<sup>120)</sup> Das andere größere und hübschere Siegel, welches uns in einer guten Abbildung vorliegt, zeigt im Mittelfelde einen Ritter im Panzerhemd und dessen unbedeckten Kopf mit reichem gelocktem Haarschmucke. Dieser Ritter hält in seiner Rechten, die an die Brust gedrückt ist, ein mächtiges Schwert, während er mit der Linken einen mit fünfblättriger Rose gezierten Schild vor sich hält. Zu Häupten des Ritters aber erblickt man beiderseits wieder je eine fünfblättrige Rose, woran auch kurze Stängel. Die aus dem Lateinischen verdeutschte Umschrift lautet hier: Siegel Woko's von Rosenberg Marschalls (des Königreiches?) Böhmen.<sup>121)</sup> Wok hat sich also dieses Siegel anfertigen lassen, als er zum Landesmarschall befördert worden war. Beide Siegel haben übrigens die alte Schildesform, sind demnach dreieckig, die beiden Schenkel jedoch sanft gebogen.

Es erübrigt jetzt noch das zusammen zu stellen, was die Quellen uns über Woks Gemalin Hedwig nach dem Tode ihres Mannes berichten. Diese überlebte denselben um mehr als 52 Jahre, wofür jene Nachricht Glauben verdient, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen werden. Wok hatte in seinem Testamente bestimmt, daß sie wofür sie in ihrem Witthum verharrete, entweder die gemeinsame Nutznießung seiner sämtlichen Güter mit seinen Söhnen haben sollte, oder aber Pudejauß mit allem Zubehör, Strobniß gleichfalls mit seinen Zugehörungen, dann Weseli an der Lutzniß mit seinen Appertinenzen, ferner Smünd, soweit ihr selbes verpfändet worden, und endlich das im Heiratsvertrage, welcher uns nicht näher bekannt ist, ausgeworfene Witwengehalt, wofür sie eine Güterseparation vorzöge. Würde sie sich jedoch wieder verhehelichen, so könnte sie nur auf Weseli und Strobniß mit Zubehör, auf Smünd und ihr Witwengehalt mit dem Hofe ob Schwant Ansprüche erheben.<sup>122)</sup> Sonst legirte er ihr noch den Hof und die Felder gegen Sumerau zu, sowie die näher gegen Eibenstein zu bis hin an die böhmischen Gränzen gelegenen Feldacker.<sup>123)</sup> Es unterliegt

120) Font. r. Austr. 2. XXIII. 1 und 12, bei den Urkunden Nr. 1 und 8 beschrieben.

121) Zwei Abdrücke dieses Siegels, von denen insbesondere der eine gut erhalten ist, an zwei Urkunden des Cistercienserklosters Neua, in dessen Archive ich zuerst dieselben aufgefunden habe.

122) Im Original Pudeiauz, Strobniß, Wezzal, Swant, und Gemunda. Die Lage der vier letztgenannten Orte ist bereits nachgewiesen worden; darf aber bei dem ersten an jenes Podchus gedacht werden, von dem Palach (Gesch. v. Böhmen, II a. 203) den Prager Burggrafen Jarosch zubeneunt?

123) Sumerowe und Ybenstain, zwei Dörfer im Mühlviertel in den Pfarren Reinbach und Reichenthal, zwischen Freistadt und der böhmischen Gränze.



keinem Zweifel, daß Frau Hedwig wenigstens viele Jahre lang verwitwet geblieben ist, und scheint sie auch die Vormundschaft über ihre Söhne geführt zu haben. Im Jahre 1271 schenkte sie mit Zustimmung dieser Söhne dem Kloster Hohenfurt die Kirche in Rosenberg, wie wir solches aus der hierüber ergangenen Bestätigungsurkunde des Bischofs Johann von Prag wissen,<sup>124)</sup> und im folgenden Jahre wieder im Verein mit ihren Söhnen den Hohenfurter Mönchen zur Behebung des Mangels, an dem dieselben litten, das Patronatsrecht auf die Kirche in Rabs<sup>125)</sup> in jener gleichnamigen Grafschaft, womit im Jahre 1260 Woks Treue von dem Könige Ottakar und dessen Gemalin Margareth belohnt worden war. Die Urkunde über die Schenkung der Rabs' Kirche ist übrigens soweit uns bekannt, die erste, welche von Herrn Woks Söhnen ausgegangen ist. Sie ist datirt von Rosenberg den 19. März 1272, und möchten wir mit Rücksicht auf die darin erscheinende Zeugenreihe die Vermuthung wagen, daß hiemit die beiden jungen Rosenberger ihre Mündigwerdung oder Wehrhaftmachung inaugurirt haben. Es werden nämlich darin genannt: erstlich ihre Oeime, die Brüder Bernhart und Heinrich von Schaunberg, dann die Witkoniden Ulrich von Neuhaus, Hojer von Klotot, die Herren Zawis, der nachmals zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Zawis von Falkenstein, Witigo und Wocho, Söhne Budiwajs von Krummaw, ferner Heinrich und Witigo, Söhne Witigos von Krummaw und somit Geschwisterkinder der drei Vorgenannten, weiter Herr Albrecht von Borschow und sein Bruder Benisch, Herr Heinrich von Höriz, welcher ebenfalls zu den Witkoniden gezählt wird — ob mit Recht ist eine andere Frage — und dessen Gut nachmals an das Stift Hohenfurt gedieh; Herr Benisch von Harrach aus der noch jetzt blühenden Grafenfamilie der Harrach mit seinen drei Brüdern, davon zwei den Namen Johann führen und der dritte Bohuslaw heißt; der bekannte, in Woks Testamente genannte Ritter Swatomir, dessen dort ebenfalls erscheinender Bruder Přebota, der Rosenberger Burggraf Benata und sein Bruder Ulrich von Weichseln, Osel (Ozle) und sein Bruder Bezprim, endlich Kunasch von Stritzendorf.

Nach Mündigwerdung ihrer Söhne scheint Frau Hedwig von dem ihr durch Woks Testament eingeräumten Rechte der Güterseparation Gebrauch gemacht zu haben. Denn wir finden sie nur einmal mehr in urkundlicher Beziehung zu ihren Kindern und verfügte sie ganz selbstständig über die ihr von dem Patronate über die Kirche in Strobniß zustehenden Rechte, als sie solche im Jänner 1292 an das Kloster Hohenfurt abtrat und damit ihrerseits die Vergabungen an dieses Stift beschloß.<sup>126)</sup> Hedwig, genannt von Schaunberg, Witwe des Herrn Wok von Rosenberg sel. Ungedenkens, schreibt sie sich selbst in der hierüber ergangenen Urkunde, was wie eine andere frühere Urkunde vom Jahre 1280<sup>127)</sup> — sie wird

124) Font. r. Austr. 2. XXIII. 24, Nr. 19.

125) Ebendasselbst p. 25, Nr. 20.

126) Ebendasselbst p. 47, Nr. 43. — Das Siegel Hedwigs zeigt im Mittelfelde zwei in einander verschlungene Hände und beiderseits einen Pfau. Die Umschrift lautet verdeutsch: Hedwig Gräfin von Schaunberg. Vergl. Millauer, Ursprung, p. 110, Note 166. Dagegen wird im Urkumb. d. L. ob d. E. IV. 349, Nr. 375, ein Siegel der Frau Hedwig also beschrieben: „Zwei emporgehaltene Arme mit gefalteten Händen, auf denen zwei gegen einander gekehrte Vögel mit ausgebreiteten Flügeln (die Seelen der beiden Ehemänner?) stehen.“ Die lateinische Legende lautet hier deutsch: Siegel der Hedwig von Rosenberg.

127) Fischer, Gesch. v. Klosterneuburg, II. 278, Nr. 102, vom 4. April, Wien. Die Brüder Bernhart und Heinrich von Schaunberg bekennen darin, auf die Kirche zu St. Margareth in Höflein bei der Burg Greifenstein (unweit von Klosterneuburg), welche ihr Oheim der Graf Lentold von Hardeck dem Stifte Klosterneuburg bei Lebzeiten geschenkt, keine Ansprüche mehr zu erheben, bestätigen vielmehr diese Schenkung, „statuentes nos una cum heredibus



darin als Hedwig von Rosenberg, Schwester der Herren Wernhart und Heinrich von Schaunberg bezeichnet — und eine solche vom 25. September 1300<sup>128)</sup> beweist, daß sie am Schlusse des 13. Jahrhunderts noch immer unverehelicht war. Mittelst letztgenannter Urkunde, welche in Wien ausgefertigt worden ist, verkaufte „Frau Hedwig von Schaunberg, Herrn Heinrichs Mutter von Rosenberg“, mit dieses ihres Sohnes gutem Willen und Gunst dem edlen und ehrbaren Manne Herrn Heinrich von Walsee um fünfthalb hundert Pfund Wiener Pfeninge ihr Eigengut im Gerichte Drosendorf und bestehend aus den vier Dörfern Japons, Ludweis, Ulrichschlag und Cepz, mit Gülte und allem Rechte, so dazu gehörig, gesucht und ungesucht, gebaut und ungebaut, mit Weide und Feld, mit Wald und mit der Mannschaft zu Prosmareut.<sup>129)</sup>

Es gibt eine Nachricht, welche freilich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgezeichnet worden ist, wornach Frau Hedwig, nachdem sie „einige“ Jahre verwitwet geblieben war, den Herrn Fridrich von Stubenberg in Steiermark geheiratet, dort im Jahre 1315 am 13. Februar verstorben und in dem ob Graz reizend gelegenen Cistercienserstift Reun begraben worden sein soll.<sup>130)</sup> Bisher gelang es nicht, diese Nachricht durch gleichzeitige Quellen zu stützen und zu erproben. Daß die Gemalin eines Fridrich von Stubenberg Hedwig geheissen und an einem 13. Februar verstorben, ist wol durch das Keuner Todtenbuch erwiesen,<sup>131)</sup> und da das Kloster Reun die Begräbnisstätte der Stubenberger gewesen, so ist es wahrscheinlich, daß diese Hedwig auch dort begraben worden. Obiger Nachricht wird also hiedurch wohl nicht widersprochen, doch wird sie aber auch nicht hiedurch bestätigt. Denselben Todestag gibt übrigens das Hohenfurter Todtenbuch ebenfalls an und wird in einer Urkunde des böhmischen Oberstkämmerers Herrn Peters von Rosenberg ddo. Přibemitz, 15. Mai 1315, von dem „Hintrite seiner Großmutter seligen Angedenkens, der Frau Hedwig der älteren von Schaunberg“ gesprochen,<sup>132)</sup> was also zwar das Todesjahr zu bestätigen, aber gegen das Stubenberg'sche Ehebündniß zu sprechen scheint. Es muß dieses demnach bis auf Weiteres als eine fragliche Thatsache angesehen werden.

Wien, am 24. April 1870.

---

nostris — saepedietarum possessionum contra sororem nostram dominam Hedwigim dietam de Rosenberch et quoslibet de nostra propagine generatos perpetuos defensores.“

128) Urkbb. d. L. ob d. E. IV. 349, Nr. 375.

129) Drosendorf liegt in Niederösterreich im Bezirke von Waidhofen an der Thaya und in dessen Nachbarschaft auch Jappans, Ludweigs, Vreichschlag, Cepz und Prosmareut.

130) Font. r. Austr. 2. XXIII. 383.

131) Hedwigis uxor domini Friderici de Stubenberg — zum 13. Februar; Frölich, Dipl. sac. duc. Stir. II. 337. Dieses Todtenbuch ist im Jahre 1422 angelegt und hat die älteren Nachrichten aus einer älteren Vorlage herübergenommen.

132) Font. r. Austr. 2. XXIII. 63, Nr. 61. — Register von Stubenberg'schen Urkunden hat bekanntlich Pratobevera im Notizenbl. d. kais. Akademie d. Wissensch. 1856 veröffentlicht. Doch weder diese noch das steirische Landesarchiv, in welches alle älteren Urkunden der Familie Stubenberg aufgenommen worden sind, und wo ein befreundeter junger Mann, Hr. A. Brath, fleißige Nachforschungen betrefß der Frau Hedwig gepflogen, erwähnen auch nur ein einziges Mal dieselbe.



## Drangsale der deutschen Sprache in Böhmen.

Vorgetragen auf der III. Wanderversammlung des Vereins zu Böhmisches-Teipa  
am 5. Juni 1870

von Dr. Lud. Schlesinger.

Hochgeehrte Versammlung!

Seit uralten Zeiten schaltet und waltet der deutsche Sprachgenius in den Gefilden unseres Vaterlandes, ehedem unangefochten, alleinherrschend im echten Markomannisch, nachmals beengt und bedrängt, blutig verfolgt und bekämpft, niemals aber vollständig ausgerottet, sondern immer wieder neu erstehend mit unbezwingbarer Widerstandskraft, nach vielem Jammer und großer Drangsal frisch erblühend im herrlichsten Strahlenkranze, belebt und getragen von der nie versiegenden Schöpferkraft, die der germanischen Mutternation inne wohnt. In allen Phasen ihrer organischen Entwicklung tritt uns in Böhmen die deutsche Zunge entgegen, sei's in dem volltönenden Althochdeutsch der suevischen Völkerschaften, sei's in dem lieblich klingenden Mittelhochdeutsch der Minnesänger oder in dem kurz gedrängten markigen Neuhochdeutsch, wie es der große Reformator Luther feststellte. — Markomannen, so hießen die ersten Deutschen, welche unser Vaterland durch viele Jahre hindurch bewohnten, Markomannen, das bedeutet „Wehrmänner“, weil sie die Grenzen der großen Germania wie ehedem gegen die keltischen Bojen, so jetzt gegen die eroberrungslustigen Römer zu vertheidigen hatten. Marbod, d. i. „berühmter Gebieter,“ hieß der vornehmste Fürst der tapfern Wehrmänner, die bald der Mittelpunkt des großen suevischen Völkerbundes geworden waren. Bojenheim, Boheim nannten sie das von ihnen bewohnte Land, nach den Bojen, jenem Zweige der Kelten, welche sie im siegreichen Einfalle bis über die Donau gedrängt hatten. Damals jagte der alte Deutsche in den dichten Wäldern, womit das Land bedeckt war, auf den Bär und Elenn, auf den Ur oder Wisent. Altgermanische Gesänge erklangen nach der Jagd oder dem Kampfe beim Gelage, lobpreisend die Thaten der gefallenen Helden, welche die geflügelten Schlachtjungfrauen, „die Walkyren“, von der Wahlstatt in die Walhalla geführt hatten. Galt es wichtige Dinge zu entscheiden, galt es zwischen Krieg und Frieden zu wählen, dann wurde zur Zeit des Neumondes an einem geweihten Ort eine Volksversammlung einberufen; ein jeder freie Mann konnte hier in der Stille der Nacht laut sein freies deutsches Wort erschallen lassen und in offener Rede für das Schwert oder die Palme sich entschließen. Dem Wuotan, dem „Allvater“, opferte der Markomanne, um das Höchste, was er kannte, den Sieg, zu gewinnen; zur Freya, der Göttermutter, flehte die keusche Gemalin um das Glück des häuslichen Herdes, um Wohlstand und Frieden.

Jedermann weiß, welche gewaltige Umwälzungen in der Gruppierung der Nationen Europas die große germanische Völkerwanderung im vierten und fünften Jahrhunderte nach sich gezogen hat. Das bis dahin die Welt beherrschende Römerreich wurde mit wenig kräftigen Stößen vernichtet, und das heidnische, sittlich verkommene und entnervte Alterthum räumte der jungen, lebenssprudelnden Nation der Germanen den Platz. Während nun allerorts, auf dem klassischen Boden Italiens, wie im keltischen Gallien, zu beiden Seiten der Säulen des Herkules, in Spanien und Afrika, vom Rheine bis zur Weichsel, vom Mittelmeere bis zur Nordsee, in Scandinavien, wie auf den Inseln Britanniens neue deutsche Reiche entstanden, verstummte an der oberen Elbe, im Herzen des Welttheils, eine Zeitlang die deutsche Zunge, und fremde Laute erklangen im alten Lande Bojenheim. Denn die tapfern Markomannen hatten diese ihre Heimath ver-



lassen und sich jenseits des Böhmerwaldes in Boiarien neue Wohnsitze gesucht, wo sie noch jetzt als Baiern einen der kräftigsten Volksstämme Deutschlands bilden. Dagegen waren vielnamige Stämme der Slaven von Osten her ins Land gedrungen, um den von den Deutschen verlassenen Boden zu besetzen, mit Vorliebe den Flußthälern nachziehend, das rauhe Gebirge geflissentlich vermeidend. In letzterem, auf den kuppigen Höhen des Riesengebirges und auf dem langgestreckten Rücken des Böhmerwaldes ist wohl die deutsche Sprache auch damals nicht erstorben. Dafür sprechen nicht bloß historische Gründe, sondern fast fremdartig und doch wieder anheimelnd redet ein Stück Alterthum aus der volltönenden, vokalreichen Mundart dieser Gebirgsbewohner; an die altgermanische Welt erinnern ihr reicher Sagenkreis, ihre mit aller Zähigkeit festgehaltenen Sitten und Gebräuche.

Im welligen Flachlande aber, wie in den fruchtbaren Flußthälern machten sich die Slaven auf die Dauer festhaft, um sich bis auf die Gegenwart in ihrer vorgeschobenen Position, inmitten von Germanen zu behaupten. Die Geschichte dieser Slaven, welche erst nachmals von einem in der Nähe von Prag wohnhaften Stamme den Gesamtnamen „Tschechen“ annahmen, bleibt durch Jahrhunderte hindurch in tiefes Dunkel gehüllt, und nur dann fällt ein erhellender Lichtstrahl in die öde Nacht der Einförmigkeit, wenn deutsche Chronisten von irgend einer hervorragenden Aktion Kenntniß erlangen.

Zwei solche Lichtpunkte, angeregt von deutscher Seite und mitgetheilt von fränkischen Chronisten, heben wir hervor. Nicht lange noch hatten die Slaven in unserem Vaterlande sich niedergelassen, als, dem rasenden Wirbelwinde vergleichbar, ein wildes asiatisches Reitervolk in Europa einbrach, alles Widerstandleistende niederwarf und unter den unmenschlichsten Grausamkeiten eine Zwingherrschaft aufrichtete, die vom schwarzen Meere bis zum Böhmerwalde reichte. Auch Böhmen senkte unter der eisernen Zuchtruthe der rohen Avarenhorden, und alle Versuche der verschiedenen slavischen Stämme, die alte Freiheit wieder zu gewinnen, scheiterten an innerer Uneinigkeit und Zerspaltung. Einem Deutschen blieb es merkwürdiger Weise vorbehalten, das Joch der Barbaren zu zertrümmern. Samo, ein fränkischer Kaufmann aus dem Senonagau, verstand es, im verhängnißvollen Augenblicke die Einheit der Bedrückten herzustellen; es glückte ihm als Anführer und oberstem Befehlshaber sämtlicher slavischen Stämme die Avaren auf das Haupt zu schlagen und nach glücklich durchfochtenem Freiheitskriege ein großslavisches Reich von Böhmen aus zu begründen (627). Seltsam und bedeutungsvoll bleibt es, daß ein Deutscher den Westslaven zuerst die erwünschte Freiheit bringt, daß ein Franke zum ersten Male den Versuch zur Bildung eines größeren slavischen Reiches macht. Samo ist gewissermaßen der Vorläufer aller jener deutschen Dynastien, zu denen die Slaven nachher immer wieder griffen, da sie selbst in sich nicht genug staatenbildendes Element besaßen.

Mit Samos Tode tritt neuerdings ein undurchdringliches Dunkel in die böhmische Geschichte, das keineswegs erhellt wird durch jenen Sagenchklus, den uns Cosmas hinterlassen. Erst nach anderthalb hundert Jahren spricht die positive Geschichte wieder von unserem Vaterlande und zwar abermals nur in Folge der Intervention der Deutschen. Karl der Große, der gewaltige Begründer des christlich-germanischen Kaiserreiches, berührte mit seinem tapfern Schwerte auch die Marken Böhmens, unterwarf dasselbe durch zwei Feldzüge im Jahre 805 und 806, zwang die Einwohner zum Tribut und stellte für alle Zukunft den politischen Zusammenhang zwischen Böhmen und Deutschland fest. Niemals wurde diese Verbindung gelöst, und wenn sich auch im Verlaufe der Zeiten die politischen Beziehungen lockerten, so befestigten sich immer mehr und mehr jene Bande, welche in Folge geographischer Verhältnisse die alles bezwingende Kultur Germaniens um unser engeres Vaterland geschlungen. Unvergeßlich blieb auch den Tschechen der Augenblick ihrer



Einverleibung ins römisch-deutsche Kaiserreich. Sie verliehen dem Namen des großen Besiegers Karl dauerndes Bürgerrecht in ihrer Sprache und bezeichneten mit dem Worte Král für alle Zukunft ihre Beherrscher.

Seitdem Böhmen in ein abhängiges Verhältniß von Deutschland gerathen war, mußte es sich zu seinem Vortheile allmählig der westeuropäischen Kultur anpassen und insbesondere der christlich-germanischen Gesittung beugen. Christenthum und Deutschthum waren die beiden civilisatorischen Ideen, die vielfach ineinander greifend durch einige Jahrhunderte unter den Přemysliden und den ersten Luxemburgern die kulturhistorische Entwicklung des Landes erfüllen. Bairische und schwäbische Missionäre verkündeten zuerst die Lehre des Heiles, deutsche Mönche aus Franken, vom Rheine und Sachsen gründeten Klöster, dauernde Burgen nicht bloß des Evangeliums, sondern für mehrere Jahrhunderte hindurch der Wissenschaft und Kunst, der Kultur überhaupt.

Nicht lange dauerte es, und der přemyslidsche Hof nahm ein deutsches Ansehen an. Die fortwährende Berührung mit dem deutschen Kaiserhause, die Heiraten der Herzöge mit deutschen Prinzessinen, die Anwesenheit eines deutschen Hofkaplans und deutscher Ritter in der Residenz gaben derselben einen deutschen Charakter, und das Deutsche wurde die übliche Hofsprache. Die nächste Folge war die Germanisirung des böhmischen Adels, der, dem Beispiele des Hofe folgend, deutsche Sitten und Gebräuche acceptierte, deutsch sich verständigte und sogar seine alten Familiennamen mit deutschen Bezeichnungen vertauschte, die er den Benennungen seiner von deutschen Baumeistern errichteten Burgen entlehnte.

Damals in den Zeiten der Ottokare stieg denn auch die deutsche Colonisation auf ihren Gipfelpunkt. Schon Wratislav hatte in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts betriebsame Leute aus Niederdeutschland zur Ansiedelung in Böhmen eingeladen. Er gab ihnen hinlängliche Garantien ihrer persönlichen Freiheit, ihrer Sitten, Gebräuche, ihres deutschen Rechtes und ihrer Muttersprache. Dieses von allen Nachkommen Wratislavs bestätigte und mehrere Male erweiterte Privilegium enthält die Grundrechte der Deutschböhmern, deren Verletzung von König Wenzel I. geradezu als Hochverrath erklärt wurde. Wir Deutschböhmern des XIX. Jahrhunderts lieben es nicht, gleich unseren Gegnern gesunde Verfassungsverhältnisse der Gegenwart aus dem Inhalte alter vergilbter Pergamente abzuleiten. Käme es aber einmal wirklich darauf an, die Gesetze der Gegenwart nach dem Alter gewisser Landesordnungen oder Privilegien zu bestimmen, so könnten wir Deutschböhmern mit aller Ruhe auf das Soběslav'sche Privilegium, das uns in seiner Bestätigung von König Johann von Luxemburg erhalten ist, hinweisen. Dieser Freiheitsbrief ist geradezu ein halbes Jahrtausend älter als die Wladislav'sche Landesordnung, der bekannten ältesten Quelle tschechischer Staatsträume. Mit diesem Freiheitsbriefe in der Hand können wir aber auch jenes wüste Geschrei, das von deutschen Eindringlingen redet, entschieden zurückweisen, da uns in demselben urkundlich vor 800 Jahren das Vollbürgerrecht im Lande zugesichert wurde; wir können ruhig der Erneuerung unserer uralten Grundrechte entgegensehen. Diese perhorresciren jedes Attentat auf unsere deutsche Muttersprache, sie gestatten uns zu leben nach guten deutschem Rechte, sie erlauben uns die freie Wahl des Richters, ja sogar des Pfarrers und gewähren uns in jeder Beziehung volle Garantien unserer nationalen Existenz. —

Wir wollen nicht ausführen, wie das Deutschthum in Böhmen während des XII., XIII. und XIV. Jahrhunderts sich in herrlichster Blüthe entfaltete, wie sich ein freies deutsches Bürgerthum entwickelte, das als treuer Bundesgenosse der Krone den feudalen Adel bekämpfen half, wie auch ein freier deutscher Bauernstand mit emphyteutischem Rechte sich allmählig festsetzte, wie Handel und Gewerbe, Wissenschaften und Künste von Deutschen im Lande geübt und gefördert wurden,



wie mit einem Worte der deutsche Geist das politische und soziale Leben im Lande nach allen Richtungen durchdrang.

Die deutsche Sprache herrschte unbedingt in allen Städten des Landes und in einem breiten Gürtel, der die tschechische Gasse umsäumte. Der König, der Junker, der Bürger, der Mönch, der einphytenteische Bauer sprachen deutsch, die slavische Landbevölkerung trachtete in deutsche Städte aufgenommen zu werden, um frei zu sein, wie es der Deutsche war.

König Wenzel I. selbst gehörte zu den deutschen Minnesängern, sein Sohn Ottokar II., die schönste Herrschergestalt aus dem Hause der Přemysliden, zog sich wegen seiner Hinneigung zu den Deutschen den erbitterten Haß der nationalen Geschichtschreiber der Vergangenheit und der Gegenwart zu. Als Blanka, die Gemalin Karls IV., eine französische Prinzessin, nach Prag kam, mußte sie die deutsche Sprache erlernen, um sich verständigen zu können.

Wenn man glaubt, daß der erste Ursprung der nachmals so häufig und mehrere Male so blutig auftretenden Reaktion gegen das Deutschthum in Böhmen in dem Gegensatz zwischen der deutschen und tschechischen Race zu suchen sei, so gibt man sich einem Irrthume hin. Der Tscheche hatte keinen Grund den Deutschen zu hassen. Brachte dieser ihm doch das Christenthum, die Freiheit der Person, den Handel, die Wissenschaft und Kunst, Wohlstand und Glück. Der friedensstörende Faktor ist zunächst ganz anderswo zu suchen. Da das freie deutsche Bürgerthum rasch zu Macht und Ansehen gelangte, da es bald genug auch in politischer Beziehung einen einflußreichen Stand repräsentirte, so rief es die Eifersucht und die Feindschaft der feudalen Junker hervor, welche bis jetzt ganz allein die politische Arena beherrscht hatten. Um so mehr ergriminten die Barone gegen die freisinnigen Städter, da diese sich eng mit der Krone verbanden, und es nicht gestatteten, daß am monarchischen Prinzipie des Reiches gerüttelt und allmählig eine reine Adels Herrschaft entwickelt werde. Der Haß dieser Herren spricht beispielsweise deutlich aus den lustigen Liedern des Ritters Dalimil, der den tragischen Tod des besten der Přemysliden bejubelt, weil dieser das Bürgerthum zu sehr begünstigte. Die großen Kämpfe, welche die Städte mit der Junkerpartei zu Zeiten Heinrichs von Kärnthen und Johannis von Luxemburg führten, drehten sich ganz um freiheitliche Prinzipien, und hatten noch nicht das Geringste einer nationalen Färbung an sich. Freilich verstand es der Feudaladel, dem kein Mittel zu schlecht war, um das verhasste Bürgerthum zu vernichten, zeitig genug, den nationalen Hader zu entflammen. Um in der großen Masse des Volkes einen ausgiebigen Bundesgenossen zu haben, wurde dem fortdauernden Ständekampfe das Mäntelchen der Nationalität umgeworfen und zunächst mit den Schlagwörtern „Ausländer,“ „Eindringlinge,“ dann wieder mit eitler Sprachenzänkerey gewirkt.

Schon unter Ottokar II. streute man das Gerücht aus, der König wolle alle Tschechen vertreiben und das Land mit lauter Deutschen besetzen. Noch ärger schrie man unter Johann von Luxemburg über die Fremden, über die Rheinländer und Schwaben, und auf dem Landtage in Taus 1318 wußten die herrischen Junker einen Beschluß durchzusetzen, der den König verbindlich machte, alle Rheinländer und Gäste aus dem Königreiche zu entfernen, und nie mehr einen Ausländer zu irgend einem Amte zu befördern, sondern sich in allen Fällen nur des Rathes der Böhmen zu bedienen. Der Sprachenzank wurde noch im selben Jahre eröffnet, als die Königin ein Knäblein gebar, und die nächsten Angehörigen wünschten, der Prinz möchte in der Taufe den Namen des Großvaters „Heinrich“ erhalten. Unmöglich! schrien die Herren von Lipa und von Waldek, die Führer der Junkerpartei, unmöglich darf der böhmische Prinz einen deutschen Namen bekommen; Přemysl oder Ottokar, das allein seien passende Namen für einen Böhmen.



Leider gelang es dem Adel mit dergleichen Mittelstücken das tschechische Volk zu haranguiren und dieses in den Kampf gegen ihre deutschsprechenden Landesgenossen zu heizen. Das behörte Volk durchblickte nicht die Absicht der schlauen Kavaliere, denen es gar nicht um die deutsche Sprache, sondern nur um die Vernichtung des freien Bürgerthums zu thun war. Das tschechische Volk, das ist eine traurige Wahrnehmung in der böhmischen Geschichte, wurde ehemals schon in den Kampf gegen freiheitliche Institutionen von den Feudalen eben so geführt, wie noch in der Gegenwart. Es bedachte nicht, daß es die Freiheit verhandle gegen läppische Sprachenzwangsgesetze, womit die Barone in der Regel nach glücklich durchfochtenem Siege ihre Bundesgenossen abfertigten. Das tschechische Volk selbst half dem Adel zur Herstellung unerträglicher Unterthänigkeitsverhältnisse und befriedigte sich bescheiden damit, wenn nach dem Beispiele der Kaiser Beschlüsse in die Wahlkapitulationen der Könige gehässige Stellen gegen die Deutschen oder Ausländer aufgenommen wurden.

Noch aber erhielt sich die deutschböhmische Partei unter Karl IV. in voller Blüthe. Trotzdem dieser Kaiser es für gut fand, mit den Slaven ein Vischen zu kokettiren, so unternahm er doch keinen Schritt, welcher sich etwa feindselig gegen das Deutschthum wandte. Schlimmer schon wurde es unter seinem Sohne, dem Könige Wenzel, der, obwohl selbst ein Deutscher, in seinem unverzeihlichen Leichtsinne den Einflüsterungen des feudalen Adels und der national-religiösen Führer nachgebend, dem Deutschthum die härtesten Schläge versetzte und jene blutige Revolution heraufbeschwor, welche mit der fast vollständigen Ausrottung des Deutschthums in Böhmen endete. Zu Beginn des XV. Jahrhunderts gewann der Adel Böhmens in seiner Tendenz, das freie Bürgerthum zu vernichten, unerwartete Bundesgenossen in den religiösen Reformatoren, namentlich in Hus, welche, um der religiösen Bewegung eine breite Basis zu verschaffen, gleichfalls das Mittel des nationalen Haders nicht scheuten, und um so lieber davon Gebrauch machten, als die Deutschen sich von vornherein mit den husitischen Lehrmeinungen nicht befreundeten konnten. Zuerst wurde von den nationalen Führern in Verbindung mit dem feudalen Adel die Universität in Prag, das Bollwerk deutscher Wissenschaft, gesprengt und die deutschen Professoren zur Auswanderung genöthigt. Wie sehr man den schwachherzigen König bereits im Hasse gegen seine eigene Nation geleitet hatte, geht wohl aus dem Wortlaute des Kuttenberger Ediktes hervor, durch welches die Universität bekanntlich tschechisirt wurde. „Da nun die deutsche Nation, des Rechtes der Einwohnerchaft in Böhmen vollständig untheilhaftig,“ so heißt es in demselben, „bei den verschiedenen Geschäftsverhandlungen der Prager Universität, wie eine wahrhaftige Relation an uns brachte, sich drei Stimme zueignete, die böhmische Nation aber, die rechtmäßige Erbin des Königreiches, nur Einer sich erfreute, wir ferner es für unbillig und höchst ungeziemend erachten, daß Ausländer und Fremdlinge von dem Vermögen der Eingebornen, welchen die rechtmäßige Erbfolge zukommt, schwelgen, jene aber Nachtheil, Zurücksetzung und Unterdrückung leiden, so befehlen wir u. s. w. u. s. w.“

Hier begegnen wir also schon in einem königlichen Dekrete eines der Geburt nach deutschen Fürsten dem Ausdrucke „Fremdling“ für den Deutschböhmern. In noch ärgerer Sprache ließen sich andere Stimmen hören. Hus argumentirte in einer Schrift: „Gott hat das gelobte Land unter die zwölf Stämme ausgetheilt; jedes Volk soll sich ohne Vermischung erhalten, so auch Böhmen, in welchem einst nur Tschechen gemessen, und so müßten auch die Tschechen ohne Störung durch Deutsche bleiben.“ Von der Kanzel aber rief derselbe Reformator:

„Kinder, gelobet sei der Allmächtige, daß wir die Deutschen ausgeschlossen haben, daß wir erlangt haben, für was wir unsere Kräfte einsetzten, und daß der Sieg unser ist.“ Noch kräftiger drückte sich der Magister Jessenitz aus, wenn er rief: „Die



Deutschen, die heutigen Verschwörer, seien schlimmer als die Juden und Pharisäer gewesen, indem sie nicht bloß gegen Christus, sondern auch gegen das Königreich Böhmen und gegen die Prager Universität sich verschworen hätten; mit Recht habe Wenzel diese Verschwörer verwiesen.“ Oder war nicht folgender Ausspruch so recht bezeichnend: „Die Tschechen dürften in Böhmen nicht der Fuß, sondern das Haupt sein; nicht dürfte das Brod den Hunden vorgeworfen werden, das Karl seinen Böhmen gegeben und das denselben gehöre; den Fremden gehören die Brodsamen, den Einheimischen die volle Tafel, die tschechische Nation dürfe nicht die Magd der Deutschen sein.“

Es wird wohl nicht nothwendig sein, die blutigen Gräuelpfeile der Hussitenkriege selbst in der Erinnerung heraufzubeschwören; es waren diese Kämpfe in der That der Ausrottung der deutschen Zunge in Böhmen geweiht. Wenn etwa schon im Jahre 1055 der heißspornige Herzog Spytihnev einen Austreibungsbefehl gegen alle Deutschen erließ, wenn Sobeslav II. nach der Erzählung des Dalimil für den Schild deutscher Nasen 100 Mark reinen Silbers als Belohnung ausbot, wenn im Jahre 1280 eine Mezelei nationaler Färbung im Lande nicht ohne Zuthun des Adels ausbrach, wenn unter Heinrich von Kärnten und Johann von Luxemburg nicht bloß gegen die Juden, sondern auch gegen die reichen deutschen Patrizier Prags von Seite des tschechischen Pöbels von Zeit zu Zeit beliebte Feste in Szene gesetzt wurden: so waren doch alle diese Ereignisse nicht tief angelegte Unternehmungen, sondern augenblickliche Ausbrüche der Leidenschaft verbunden mit kurzlebigen Erfolge. Aber in den schreckensvollen Hussitenkriegen wurde planmäßig die Fehde gegen den deutschböhmischen Stamm eröffnet; die bluttriefende Arbeit des Morgensternes war eine systematische, berechnet auf den Untergang der germanischen Race im Herzen Europas. Im Programme des dämonischen Žižka und seiner wilden Taboritenschaaren war es nackt genug ausgesprochen, daß die Wagenburg nicht eher zu rasseln aufhöre, bis nicht die Hirnschale des letzten Deutschen eingeschlagen sei.

Schrieb doch Žižka an die Stadt Taus, „sie möge sich tapfer den Bosheiten widersetzen, die von der deutschen Nation ausgeübt werden.“ . . . — „Der Bruder Žižka und die übrigen Herren Hauptleute, Ritter, Edelen, Bürger, Handwerker u. s. w. haben beschlossen“, so heißt es im Briefe weiter, „mit der Hilfe Gottes und dem allgemeinen Beistande alle böse und lasterhafte Menschen zu strafen und zu züchtigen, mit Bestrafungen zu verfolgen, zu peitschen, zu schlagen, zu tödten, zu köpfen, zu henken, zu erfäusen, zu verbrennen und mit allen Strafen, welche nach dem Gesetze Gottes Bösewichter verdienen, zu belegen, Niemanden ausgenommen, wessen Standes und Geschlechtes sie sein mögen.“

Wenn die Vertilgung des Deutschthums in Böhmen für alle Zeiten allerdings nicht gelang, so ist dies nicht etwa der Schonung der „Racheengel“ vom Berge Tabor, sondern den unverrückbaren Gesetzen der Geschichte zu danken, welche eine ausschließliche Uebergabe des Landes Böhmen an das Slaventhum nicht gestatten. Schwere, unerfessliche Verluste waren allerdings zu beklagen, mehr als die Hälfte der deutschen Städte lagen in Schutt und Trümmern, und nur wenige von ihnen — darunter Böhmisches-Weiss — wurden nach ihrem Wiederaufbau dem Deutschthum gewonnen. Viele andere, darunter Prag, die Gründung deutscher Kaufleute vom Borschitsch, und Anttenberg, das Kleinod des Königreiches, errichtet von deutschen Bergleuten und Gewerken, waren dauernd dem Tschechismus anheimgefallen. Und fast durch zwei Jahrhunderte nach dem Vernichtungskriege führte der Deutsche in Böhmen ein kümmerliches Dasein, stets verfolgt, niemals gleichberechtigt, sondern bloß geduldet wie ein Fremdling oder Gast. Gesetzliche Bestimmungen wurden geschaffen, um den Folgen des hussitischen Nationalkampfes die Dauer zu garantieren. Schon auf dem Landtage von 1435 verlangte der



Adel, „daß kein Deutscher oder anderer Fremdling Beamte sein, noch irgend ein Schloß oder Gut in Böhmen besitzen dürfe.“ Noch einen Schritt weiter ging die tschechische Bürgerschaft in ihren Forderungen: „Niemand“, so postulierte sie, „der nicht unter beiden Gestalten kommunizire, dürfe in eine Stadt aufgenommen werden, der Unterkämmerer mußte ein Prager oder Utraquist sein, kein Deutscher aber, wenn er auch utraquistisch abendmale, dürfe eine Raths- oder Beamtenstelle bekleiden, und es sollen überhaupt Deutsche und Fremdlinge in kein Amt eingesetzt werden.“ Die deutsche Sprache wurde als wahres Gräuel aus Amt und Schule verbannt, ja sogar aus der Kirche sollten die Deutschen ausgeschlossen werden, da man verlangte, daß man in den Kirchen nur tschechisch, deutsch aber nur außerhalb derselben predigen solle. Und man sollte es kaum glauben, wenn es sich nicht später noch einmal wiederholen würde, der deutsche Kaiser Sigmund, uneingedenk der bewährten Treue der deutschen Städter und im höchsten Grade undankbar gegen die zähen Anhänger des Königthums, bewilligte am 20. Juli 1436 die Forderungen der Tschechen und unterschrieb somit das Todesurtheil des Deutschthums in seinem ererbten Königreiche.

Auch die nachmaligen Regierungen mußten den Tschechen die deutschfeindlichen Bestimmungen Sigmunds bestätigen. Man machte von dieser Frage gewöhnlich geradezu die Anerkennung des Königs abhängig. Als nach dem Tode Sigmunds die Wahl Albrechts von Oesterreich eifrig betrieben wurde, gerieth die ultranationale Partei in große Aufregung, weil der österreichische Herzog ein Deutscher sei und die tschechische Sprache nicht verstehe. Man setzte eine eigene Denkschrift in Umlauf, deren Inhalt uns die damalige nationale Gehässigkeit deutlich vergegenwärtigt. „Die Tschechen“, heißt es in derselben, „sollen sehr auf ihrer Hut sein und mit allem Eifer sorgen, daß sie nicht unter die Herrschaft der Deutschen kommen; denn wie die böhmischen Chroniken darthun, ist jene Nation die furchtbarste Gegnerin der Tschechen und Slaven, und trachtet rastlos dahin und bemüht sich auf mannigfaltige Art, mit verschiedener List diese zu vertreiben.“ „Es sollen die Böhmen,“ heißt es weiter, „wenn sie keinen Herrn aus ihrer Nation haben könnten, an einen von einer andern slavischen oder von welcher Nation immer denken, wenn er auch nicht reich wäre, und ihn auf den Thron setzen; denn mit ihnen und ihren Freiheiten wird es mit jedem andern Könige besser stehen, als mit einem deutschen. Der deutschen Nation sei die Neigung nicht angeboren, die Tschechen von Beschuldigungen zu reinigen, sondern vielmehr die, sie anzuschwärzen; der Deutsche verpfände lieber die böhmischen Schlösser an Deutsche, damit der Tscheche immer ohnmächtiger werde; es sei somit rathsam, einen Herrscher von slavischer Nation zu wählen und durchaus nicht für einen Deutschen zu stimmen.“

Freilich wurde trotz dieses Pamphlets die Wahl Albrechts durchgeführt, allein dieser mußte als Preis für seine Anerkennung die deutschfeindlichen Gesetze Sigmunds bestätigen. Ebenso bekannte sich sein Sohn und Nachfolger Ladislaus zu diesen Bestimmungen. Daß König Georg von Podiebrad der fortdauernden Bestrebung der Nationalen, das Deutsche gänzlich zu verdrängen und mit Stumpf und Stiel auszurotten, nicht entgegentrat, ist selbstverständlich. Konnte Herr Georg selbst doch nur gebrochen deutsch sprechen und bedurfte eines Dolmetschers, wenn er mit deutschen Fürsten unterhandelte.

So hat es denn nach langen Mühen die feudale Junkerpartei zu jenem gepriesenen Zustande gebracht, in welchem es kein freies deutsches Bürgerthum mehr gab, und kein deutsches Wort mehr öffentlich gehört wurde. Der Adel selbst hatte sich wieder zurück tschechisirt, am Hofe sprach man tschechisch, in den meisten Städten war das deutsche Idiom eine Seltenheit geworden, selbst deutschen Kommunen wurden nur mehr tschechische Stadtprivilegien ausgestellt, und bald griff man zu



einer polnischen Dynastie, unter welcher die Zustände wo möglich noch deutschfeindlicher sich gestalteten.

Getreulich hatte das tschechische Volk mitgeholfen, die vom Adel ersehnten Verhältnisse herbeizuführen. Aber rasch genug sollte es bittere Reue empfinden, denn während es dem freien deutschen Bürgersmanne Schlag auf Schlag versetzte, legte es seiner eigenen Freiheit das Messer an die Brust. Die dem schwachen Könige Wladislaw dem Jagellonen abgerungene Landesordnung krönte die erfolgreichen Bestrebungen des Feudaladels und fixirte auf gesetzlichem Wege den Untergang der deutschen Sprache zwar, aber auch den schmachlichen Untergang der letzten Freiheiten des Volkes. Die Wladislaw'sche Landesordnung wiederholt die jeden Ausländer von allen Aemtern ausschließende Paragraphe, ja sie gestattet zur Würde eines Abtes, Probstes oder Priors den Zutritt nur einem Tschechen. Bei Gericht sollte von nun an nur tschechisch verhandelt werden, und selbst Ausländer mußten ihre Prozesse tschechisch führen. Ebenso mußten in Zukunft alle Einlagen der Landtafel tschechisch abgefaßt werden, ja der König durfte nicht einmal einen deutschen Lehensbrief ausstellen. Keinem Stande war es ferner nach der neuen Landesordnung erlaubt, irgend ein Gut an einen Ausländer zu verkaufen, zu verpfänden oder zu vertauschen. Wer es thäte, solle seine Ehre verlieren und des Landes verwiesen werden, der Fremde aber um sein Geld kommen und das fragliche Gut an den König fallen. Mit diesen Bestimmungen war wohl dem Deutschthum der Laufpaß gegeben, aber es war dies nur die Lockspeise, womit der Adel seine thörichten Bundesgenossen gewann, um sich selbst wieder in den alleinigen Besitz sämmtlicher politischer Freiheiten zu setzen. Durch das reaktionäre Gesetzbuch wurde dem Adel alle Gewalt im Lande überliefert. Er allein hatte seitdem unbedingt Sitz und Stimme auf dem Landtage und nur in wenig Fällen ließ man die Städter noch hinzu. Adelige allein konnten in den Besitz der höheren Staatsämter gelangen; die Gerichtsbarkeit wurde den Junkern gleichfalls restituirt.

Dafür gerieth das Volk in die drückendste Leibeigenschaft mit erschöpfendem Frohndienste und erniedrigenden Quälereien aller Art. Die schon früher dem Bauer genommene Freizügigkeit wurde nicht zurückgegeben, sondern das Landvolf an die Scholle gebunden als Sklave des übermüthigen Junkers, gegen dessen grausames Auftreten dem unglücklichen Unterthan die Wladislaw'sche Landesordnung nicht einmal gestattete, beim Landesgericht klaghaft zu werden. Wie mochten angesichts dieses i. J. 1500 sanktionirten Landesgesetzbuches den alten Taboriten, welche im Vernichtungskampfe gegen das Deutschthum von einer zukünftigen republikanischen Gestaltung der Verfassungsverhältnisse des Landes geträumt, von denen ein Theil sogar für die vagen Lehren des Kommunismus geschwärmt hatte, die Augen nunmehr aufgehen. Mußte sich nicht der in harter Frohnarbeit vererschmachtende Bauer eingestehen, daß der mit dem eisenbeschlagenen Dreschflegel geführte Hieb nur gegen das Deutschthum gezielt war, in der That aber die Freiheit im Allgemeinen und die eigene Existenz insbesondere vollständig zerschmettert hatte. Wenn doch die Geschichte der Vergangenheit die Lehrmeisterin der Gegenwart auch für unser Land und im gegenwärtigen Augenblicke wäre. Dann müßten sich unsere anderssprachigen Landesgenossen sagen, daß der Bund, den sie soeben abermals mit dem Feudaladel geschlossen, ein Mordversuch an den mit so vieler Mühe wieder errungenen Freiheiten des Volkes ist; denn die Feudaladeligen der Gegenwart haben genau dieselben Intentionen wie die im XV. und XVI. Jahrhundert; scheinbar nur streiten sie gegen die Verfassungstreuen, ihr Kampf gilt weit mehr den modernen Ideen des XIX. Jahrhunderts, mit denen sich die mittelalterlichen Todtengräber der Freiheit nicht befreunden können. Es ist nur zu begrüßen, was vor acht Tagen ein Führer der Tschechen auf dem Schlachtfelde



von Lipan bei Gelegenheit der Feier Profops des Großen über den schädlichen Einfluß des Feudaladels in der böhmischen Geschichte erwähnte. Sind einmal die Ideen jenes Sprechers die herrschenden geworden, dann wird auch das unnatürliche Bündniß der Demokraten mit den Martinizern und Slavatas zerrissen werden, und die beiden Völker in Böhmen dürften sich alsdann schon besser verstehen.

Ubrigens hatten die Deutschböhmen noch immer nicht das Aergste vernommen, wie weit eine Regierung in der vollständigen Regierung des heiligsten Gutes einer Nation, der Muttersprache, gehen könne. Die unter den Jagellonen gesetzlich festgestellte Adels Tyrannie fand zwar in dem Habsburger Ferdinand I. einen eifrigen Bekämpfer, weßwegen es zur Ständerevolution im Jahre 1546 kam. Dieser Aufstand endete aber nur mit der Vernichtung des letzten Restes der bürgerlichen Autonomie. Im Ubrigen verstanden sich Ferdinand I., wie sein Nachfolger Maximilian II. dazu, Landesordnungen im Sinne der Jagellonischen herauszugeben. Kaiser Rudolf II., der mit Vorliebe deutsch sprach und einen deutschen Hof hielt, besaß nicht die nöthige Energie, als daß von ihm ein deutsch-nationaler Schritt in gesetzgeberischer Hinsicht hätte erwartet werden können. Unter ihm tobte der Universitätsvektor in der lärmendsten Weise, als er vernahm, daß der Administrator des utraquistischen Konsistoriums in deutscher Sprache ordnirt habe. Noch empfindlicher waren die Stände geworden. Als der Graf Dohna im Februar 1611 der Ständeversammlung die Botschaft des Kaisers in deutscher Sprache zu verkünden beabsichtigte, erhob sich unter allgemeinem Tumulte der Ruf: „Deutsch sei in Deutschland, in Böhmen aber tschechisch zu reden.“ Wie weit in Privatkreisen der Sprachenhaß bereits sich gesteigert hatte, wird durch fast unglaubliche Erzählungen erhärtet. So äußerte der alte Herr von Pernstein, als er vernahm, einer seiner Söhne habe deutsch gesprochen, unumwunden den Wunsch: „Sein Sohn möge lieber bellen wie ein Hund, statt in deutscher Sprache zu reden.“

Kaiser Mathias, der seinen Bruder Rudolph in verrätherischer Weise vom Throne stürzte, hatte sich wie einst Wenzel der Faule der ultratschechischen Partei mit Leib und Seele überliefert. Ein willenloser Sklave der Stände mußte er ein Sprachengesetz des Landtages bestätigen, das in beispielloser Unduldsamkeit auch den letzten deutschen Laut, der im Lande gesprochen wurde, mit wahrhaft drakonischer Härte unterdrücken sollte; denn also beschloßen unter einem deutschen Kaiser, in einem zu Deutschland gehörigen Lande die fanatischen Herren von der tschechisch-nationalen Partei im Jahre 1615:

1. Von der Zeit dieses Landtagsbeschlusses an soll künftig und zu ewigen Zeiten kein Ausländer, welcher der tschechischen Sprache nicht kundig ist und sich derselben bei Gerichtssachen nicht gehörig auszudrücken weiß, zu einem Bewohner des Landes und zum Bürger einer Stadt angenommen werden.

2. Ein solcher Ausländer, der nach Erlernung der tschechischen Sprache endlich das Bürgerrecht in irgend einer Stadt erlangt hat, soll, wie auch seine Kinder, nichts destoweniger zu keinem öffentlichen Amte gelangen können; erst seine Kindeskinde sollen als eingeborene Böhmen betrachtet und der Vorrechte der Landeskinde theilhaftig werden.

3. Dann soll in den Pfarren, Kirchen, Schulen, wo vor 10 Jahren in tschechischer Sprache gepredigt und gelehrt worden, dieser löbliche Gebrauch fortgesetzt werden; wo aber jetzt ein deutscher Pfarrer oder Schulmeister vorhanden ist, dort soll nach seinem Tode ein tschechischer Pfarrer oder Schulmeister angestellt werden; die neu errichteten Kirchen und Schulen seien hievon ausgenommen. Wer immer sich unterfangen würde, in einem solchen Orte in deutscher Sprache zu predigen oder zu lehren, der soll eine Strafe von 15 Schock böhmischer Groschen erlegen.

4. Weil man in Erfahrung gebracht, daß einige Personen, sowohl höheren



als auch niederen Standes, unter einander bei ihren Zusammenkünften nicht die tschechische, sondern eine fremde Sprache sprechen, welches eine Verachtung ihrer eigenen Muttersprache andeutet und der ganzen Nation zu Schanden gereicht, so sollen diese Leute, wenn sie die tschechische Sprache sprechen können, jedoch in ihrem Vorhaben fortfahren, in der Zeit von einem halben Jahre das Land räumen, bis dahin aber als Störer des allgemeinen Besten betrachtet und keiner Vorrechte und Freiheiten der übrigen Einwohner Böhmens theilhaftig werden.

5. Da ferner einige Einwohner der Stadt eine Gemeinde, die sie die deutsche nennen, unter einander errichtet haben, in diesem Königreiche aber zu allen Zeiten man von keiner andern als von tschechischen Gemeinden weiß, so sollen alle diejenigen, die sich unter der genannten deutschen Gesellschaft und Gemeinde befinden und dreist genug sind, in ihrem Vorhaben zu beharren, mit der oben bestimmten Strafe belegt und gezüchtigt werden.

Diese Beschlüsse bedürfen wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, sie diktierten klar und bündig die Ausrottung des deutschen Elementes mit Stumpf und Stiel. Jeder Einwanderung von Deutschland her glaubte man ein für allemal einen schweren Kiegel vorlegen zu müssen; im Lande selbst aber sollte nicht bloß in Kirche und Schule, ja sogar im engen Familienkreise das verhasste Idiom bei schwerer Strafe verboten sein. Welch' unglaubliche Ignoranz in der Landesgeschichte verriethen doch die heißspornigen Bannerträger des Tschechismus, wenn sie behaupteten, in diesem Königreiche habe es niemals eine andere als die tschechische Gemeinde gegeben. Es gab eine Zeit, in welcher die Stadt Prag, in der die Stände den gewalthätigen Beschluß faßten, und mit Prag die sämmtlichen Städte des Königreiches nur deutsche Gemeinden kannten und die tschechischen Unterthanen froh waren, wenn sie in dieselben aufgenommen wurden. Unter König Wenzel noch hatte man seine Zuflucht zu einem Staatsstreiche nehmen müssen, um „der Gleichberechtigung“ wegen den Prager Stadtrath, der bisher aus Deutschen bestand, zur Hälfte mit Tschechen besetzen zu können. Jetzt war der Fanatismus der nationalen Partei bereits so hoch gestiegen, daß man es eine Dreistigkeit nannte, wenn die Prager Deutschen eine kleine Gemeinde für sich bilden wollten.

Durch die Schlacht auf dem weißen Berge wurde glücklicherweise der tollern Junkerwirthschaft in Böhmen ein Ende bereitet, und auch die i. J. 1615 vogelfrei erklärte deutsche Sprache als eine nicht bloß geduldete, sondern mit der tschechischen vollkommen gleichberechtigte wieder im Lande zugelassen. So reaktionär die Ferdinandische Landesordnung in andern Punkten auch immer war, in der Sprachenfrage schlug sie den Weg der Gerechtigkeit ein, indem sie beiden Zungen des Landes die freie Ausübung vor Gericht, in der Landtafel, in der Schule und Kirche gestattete. — Eine systematische Terrorisirung der deutschen Sprache in unserem Vaterlande fand seither nicht statt, wenn auch die Gegner derselben nicht ausgestorben sind und Nergeleien allerlei Art sich von Zeit zu Zeit wiederholten. Wenn man sich allerdings in unserem Jahrhunderte nicht mehr so weit versteigen konnte, eine der ersten Kultursprachen der Erde aus dem Lande zu verweisen, wie etwa im Jahr 1615, so erfand man einen Sprachenzwang in anderer Weise, indem man dekretirte, es müsse jeder Deutsche auch das Tschechische lernen. Interessant bleibt es, daß dieses verwerfliche Zwangsgesetz abermals nur durch den alten Bund der Nationalen mit dem Feudaladel zu Stande kam und zwar unter denselben Bedingungen wie vor Jahrhunderten. Ist es nicht bezeichnend, daß die Junker des XIX. Jahrhunderts für das die Deutschen bedrückende Gesetz von den Tschechen ein mittelalterliches Jagdgesetz sich beschließen ließen, und es sogar wagten, mit einem Dienstoffenerprügelgesetz hervorzutreten?

Hochgeehrte Versammlung! Nur nach einer Richtung hin habe ich mir erlaubt, die Leiden zu kennzeichnen, die unsere geliebte Muttersprache im Verlaufe der Jahrhunderte in Böhmen zu dulden hatte. Es gäbe der Drangsale wohl



noch manch' andere zu erwähnen. Sind etwa die in vielen Gegenden und sogar theilweise in Schriftwerken aufgenommenen Slavismen nicht grobe Verfündigungen an deutschen Sprachgeiste? Partizipiren wir nicht auch an jenen häufigen Austriazismen, die das Neuhochdeutsch nicht selten gröblich verunzieren? Hat uns nicht die österreichische Bureaokratie einen absonderlichen Kanzleistyl geschaffen, der an traurigen Verirrungen und komischen Verunstaltungen seines Gleichen sucht? Ja, es sind noch wenige Jahre verflossen, als man es unternahm eine speziell österreichische Rechtschreibung in Amt und Schule zu verpflanzen, welche den Gesetzen der Sprachwissenschaft geradezu Hohn sprach.

Am hemmendsten und nachtheiligsten aber für die Entwicklung unserer Muttersprache in Böhmen muß jene Periode bezeichnet werden, in welcher es die Regierung für gut fand, uns Deutschböhmen von der großen Mutternation hermetisch abzusperrn, in welcher trüben Zeit es verboten war, mit deutscher Literatur sich zu beschäftigen, und die herrlichen Produkte derselben nur heimlich wie verbotene Früchte genossen werden durften.

Alle diese Zeiten sind glücklich vorüber; auch das jüngste Sprachenzwangsgesetz von 1867 haben wir überwunden. Fester geeinigt als je, kräftiger und selbstbewußter als zu allen Zeiten steht im Augenblicke der deutschböhmische Stamm da, schützend seine starke Hand ausbreitend über das Beste, was er sein eigen nennt, über die Sprache Göthes und Schillers. Froh kann der Blick in die Zukunft schweifen; nach so vielen überstandenen Gefahren kennen wir keine Furcht, und unsere Haltung ist eine unverrückbare. Sind aber etwa noch neue Leiden und Drangsale im Anzuge, dann möchte ich Ihnen, hochgeehrte Versammlung, wenn es desselben noch bedarf, einen Trost zurufen, mit den Worten, die einst zu Zeiten schwerer Bedrängniß der unvergeßliche Moriz Arndt, der Dichter unserer Nationalhymne, an einige Freunde richtete: „Ort und Wort,“ so schrieb der unermüdete Wächter der Ehre und des Ruhmes Germaniens, „heißen in deutscher Sprache Spitze und Schneide; das wissen wir, daß solche Schneidigkeit durch ihre gefeierte Unwiderstehlichkeit alle Schwerter und Lanzen zerschlägt und zersplittert. Dieser Gewißheit leben und sterben wir. Das deutsche Wort war immer ein Schwert von guten Ecken; der deutsche Geist und die deutsche Wissenschaft sind für die ganze Welt Beleger, Erquickter und Befreier geworden; ihre stille und erhabendste Macht wird uns endlich ein Vaterland gewinnen, das Schwert des deutschen Wortes wird endlich alle Zerhaderer und Zerreißer, alle Hinterlistler und Ueberlistler unserer Einheit und Größe zermalmen und zerstäuben.“

## Bur Geschichte der Stadt Böhmisoh-Teipa.

Vorgetragen auf der III. Wander-Versammlung des Vereins zu Böhmisoh-Teipa am 5. Juni 1870.

Von Dr. Hallwich.

Das verehrliche Festcomité, in der Zusammenstellung des Programmes unserer heutigen Versammlung — wie das nicht anders zu erwarten stand — sehr methodisch handelnd, wählte, wie Sie schon gemerkt haben, m. H., die analytische Methode, den Weg vom Allgemeinen zum Besondern. Nachdem mein sehr geehrter Vorredner in großen und markanten Zügen Ihnen die Gesamtentwicklung deutscher Sprache, das ist deutschen Geistes in Böhmen — ein weltgeschichtliches Drama — vorgeführt, und Sie an seiner Hand das ganze, weite Gebiet deutsch-böhmischer Geschichte durchwandert haben, ist mir ein kleineres, bescheideneres Thema zugefallen, die Darstellung nicht eines weltgeschichtlichen Dramas



-- eines „bürgerlichen Trauerspieler“, wenn ich so sagen darf, einer „Bel im Kleinen“, für die ich Sie jedoch zu interessiren hoffe, indem ich meinen Gegenstand so generell wie möglich fasse, denn das Besondere gewinnt erst durch seine Beziehung auf das Allgemeine. Und wahrlich, eine solche Beziehung findet sich nicht schwer in der Geschichte irgend welcher deutschen Stadt in Böhmen.

Als ich vor Jahren auf einer meiner vielen Streifereien in dem schönen Bielathale in ein Kirchlein trat, da fiel mir vor Allem ein Leichenstein in's Auge, in dessen Mitte das Bild einer brennenden Kerze zu sehen war, um welche wieder in halbverwischten, alterthümlichen Zügen die Schrift geschrieben stand: „Lucendo aliis consumor“ — Indem ich Anderen leuchte, gehe ich zu Grunde, werde ich aufgezehrt. Unter dem Steine lag ein Mann begraben, der zu einer Zeit der fürchterlichsten Art, in Kriegs- und Hungersnoth und Pest, den Seinigen durch rühmliches Beispiel in Bewältigung der hereingebrochenen Drangsale vorangegangen und zuletzt, selber von der Pest ergriffen, ein Opfer seines edlen Strebens geworden war.

„Lucendo aliis consumor!“ — Unzählige Male kam mir der Spruch in's Gedächtniß, wenn ich die alten, vergilbten Chroniken unserer Städte und Märkte durchstöberte, in deren Geschichte es in der That nicht an Tausenden von solchen opferfreudigen Männern fehlt, deren Einer in dem stillen Kirchlein des schönen Bielathales jetzt begraben liegt. „Lucendo aliis consumor“ — man könnte diesen Wahrspruch füglich den Compendien der meisten unserer Stadtgeschichten voransetzen, und Blatt für Blatt dieser Geschichte würde beweisen, wie sehr es der und jener Gemeinde, ja — sagen wir es rund heraus — wie es von Anfang an jedweder deutschen Gemeinde unsers Vaterlandes darum zu thun war, trotz allen großen und kleinen, zu Zeiten ganz entsetzlichen Hindernissen bürgerliches Leben, Gesittung, Freiheit in einem Lande zu verbreiten, das sich bis heute der Anerkennung dieses edlen Strebens entgegenstemmt; auf den bedeutungsvollsten, nicht selten blutgetränkten Blättern dieser Geschichte sehen wir den Fall, den rühmlichen Fall eines Mannes, einer Gemeinde, welche, treu ihrem redlichen, unermüdelichen Streben, nicht nur ihren Zeitgenossen sondern aller Nachwelt ein Exempel geliefert haben.

Ein solches Beispiel bietet uns die Geschichte Böhmisches-Leipa's.

Wie jedes echte Drama kunstgerecht in fünf Acte, so scheidet sich naturgemäß alle böhmische Stadtgeschichte in fünf verschiedene Zeitabschnitte. Fast durchwegs mit der Zeit der „großen nationalen Könige“, der letzten Přemysliden beginnend, schließt die erste Periode der Entwicklung städtischen Wesens in Böhmen mit dem Ausbruch jener fürchterlichen kirchlich-nationalen, richtiger socialen Bewegung in dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts, unter deren wuchtigen Keulenschlägen der deutsche Bürger erschlagen, unter deren — Dreschflegeln die kaum gereifte Frucht deutscher Aussaat nicht zu lebendigem Brode aus der Aehre herausgepocht sondern mitsammt der Aehre und dem Halm, mitsammt der Scheuer und dem Felde jämmerlich vertilgt wird. . . .

Doch gehen wir die einzelnen Phasen an der Hand einer Stadtgeschichte durch — wie schon gesagt, nur flüchtig, wie aus der Vogelschau.

Die älteste Geschichte B.-Leipa's ist in des Wortes eigentlicher Bedeutung ein Buch mit sieben Siegeln. Das „verschlossene Stadtbuch“, in welches, wie es heißt, die Bürgerschaft von Leipa ihre Freiheitsbriefe von Anfang an deponirte, ein unschätzbare, heilig gehaltener Codex; ging durch abscheulichen Verrath, nach Anderen durch den fürchterlichen Brand von 1787 verloren.

Darnach bleiben uns nur Conjecturen über die Gründung und die ersten Schicksale der Stadt. Wir nehmen daraus, was uns auf Grund gewissenhafter Forschung als unumstößlich erscheint.

B.-Leipa, Česká Lípa — eine „slavische Linde“ seinem Namen nach, ist



als erste, unscheinbare Ansiedlung wohl slavischen Ursprungs. Ob nun aber durch den ersten premysliden König Wenzel, ob durch Přemysl Otokar II., gewiß aber zur Mitte des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des Entstehens unserer ersten Städte im Lande, wurden wie nach Komotau, Leitmeritz, Saaz, Ruffig u. s. w. auch nach Leipa, unter das Laubdach unserer Linde, deutsche Colonisten berufen, doch nicht unmittelbar durch den König sondern durch den Lehenträger dieses Landstrichs, die am Hofe jener deutschgesinnten Könige dem Deutschthum längst befreundete Familie der Berka „von der Dube“ oder „Eiche“ wie sie sich nannte nach dem Zeichen, das sie, guter deutscher Sitte gemäß, als ihr Wappen erkoren, und das sie nun, seit der Begründung unserer Stadt, auch dem Wappenschilde dieser letzteren einverleibte — die „slavische Linde“ ward zur „deutschen Eiche“ oculirt, und eine deutsch-slavische Stadt steht vor uns im rechten, echten Sinne dieses Wortes. Und ihre Entwicklung sollte so ganz das Prototyp deutschböhmischer Stadtgeschichte werden.

Schon die ersten Freiheiten, die den Ansiedlern in unserer Stadt gewährt wurden, zeigen ihren beachtenswerthen Rang, der sie den königlichen Städten des Landes, wenn nicht gleich, so doch sehr nahe stellte. Es hat die Stadt von Anfang an, wie uns später von allerhöchster Seite bestätigt wird, „das höchste, mittelste und niederste Recht, das bedeutet also viel: alle volle Stadtrechte, nichts nicht ausgenommen — zu hängen, zu blenden, zu thun und zu lassen.“ . . . „Keine Robot hat uns der Herr nicht zu gebieten, noch seine Amtsleute.“ . . . „Wer will das Bürgerrecht gewinnen, der soll es an dem Rath gewinnen und nicht an dem Richter; heißt darum Bürgerrecht.“ . . . „Wenn ein Wirth stirbet und laßt Weib und Kind hinter ihm, da soll der Rath zusehen, was da nach ihm blieben ist; ist, daß die Mutter den Kindern getreulich vorstehet und ihren Witwenstuhl nicht veruntreut, so soll man sie darin nicht hindern, sonst tritt die Vormundschaft ein.“ . . . Mit Einem Wort, die Zugeständnisse der unmittelbaren sogenannten „Herren“ unserer Stadt an ihre ersten Bürger gingen bis zur äußersten Grenze obrigkeitlicher Selbstentäußerung.

Was Alles den slavischen Ureinwohner zum Sklaven, zur bloßen „Sache“ gemacht, die drückende Gerichtsbarkeit der alten „Bögte“, die Robotpflicht, die Hörigkeit, das herrschaftliche Heimfallsrecht — von alledem ist in der freien deutschen Stadt vom Augenblicke ihres Werdens keine Spur zu finden; Gesetz und Recht sind an die Stelle der Willkür und der Unfreiheit getreten — wie hier so an all den zahlreichen Orten, die im Laufe des 13. und noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts deutscher Arbeit, deutscher Freiheit geöffnet wurden.

Wann wird dies Land, wann werden seine Bewohner alle die Segnungen erkennen, die daraus hervorgegangen! Was wäre Böhmen, was diese Stadt ohne deutschen Fleiß, ohne deutsches Recht!

Wohl hatte Leipa gleich in den ersten Tagen seiner Existenz mit Drangsalen zu kämpfen. Schon die Sage läßt im J. 1059 die Gegend um Leipa und den anfänglich jenseits der Pulsnitz (Polzen) an Stelle des heutigen „Dörfel“ erbauten Ort selbst von einer „großen Wasserfluth“ überschwemmen. Mit größerer Genauigkeit wird berichtet, daß am Tage Chriakus (8. August) 1244 ein furchtbares Feuer die kaum erbaute Kirche, die Schule, das Rathhaus und die — Stadtmauern von Leipa niederbrannte.

Die älteste urkundliche Nachricht ist kirchlichen Charakters. Aus dem dichten Nebel, der noch lange die Stadt bedeckt, ragen zuerst, von der Sonne beschienen, die Kirchturmspitzen hervor. Schon 1362 bildet die Großkirche zu Leipa den Mittelpunkt eines „decanatus Lippensis.“

Die erste Rechtsurkunde aber kommt vom J. 1384. Doch auch diese Urkunde, in der Herr Hinko Berka v. Duba die Freiheiten der Stadt bestätigt, bezeugt, daß kurz vorher ein gewaltiger Brand dieselbe verheert habe; es erläßt der gnädige Herr auf die Dauer von 3 Jahren die Bezahlung eines gewissen



Zinses, damit „die Bürger ihre in Asche gelegten Häuser wieder aufbauen können.“

Die Stadt erholte sich in kurzer Zeit, ja sie gedieh vortrefflich; Zeuge dessen zunächst die Erbauung mehrerer Kirchen neben der alten Großkirche St. Peter und Paul, wie der zum hl. Kreuze, jener „U. L. Frau“ und der „Männichskirche am untern Teiche,“ welche Gebäude alle durch zahlreiche ausgiebige Geschenke wohl fundirt wurden. Mit gutem Grund aber wird als ganz besonderes Beispiel der Wohlhabenheit der damaligen Bürgerschaft gerühmt, daß, als Letztere im J. 1409 ihrem Pfarrer 48 Schock b. Gr. als freiwillige Spende für ihr Gotteshaus St. Peter und Paul verehrte und der Pfarrer Einen und den Andern von den Bürgern ersuchte, dieses Geld — nach unsern heutigen Preisverhältnissen eine Summe von mehren hundert Gulden — gegen billige Zinsen einzunehmen, „ungeachtet aller Mühe,“ wie es urkundlich heißt, „Niemand gefunden werden konnte, der diese Summe borgen wollte,“ so daß sie der Pfarrer schließlich selbst behalten mußte. (Ohne der Creditfähigkeit der geehrten Bürgerschaft Leipa's nahe treten zu wollen, möchte ich doch behaupten, daß dergleichen daselbst heute kaum mehr vorkommen dürfte.)

Wie die Stadt, so waren ihre Herren, die von Berka und Duba, zu Anfang des 15. Jahrhunderts in geradezu glänzenden Verhältnissen. Ihre Herrschaft erstreckte sich in Böhmen außer über Leipa, Neuschloß und Bürgstein auch über Dauba, Böhmischnamitz, Arnsdorf, Zwickau, Schönlinde, Schluckenau u. s. w., in dem jetzigen Sachsen aber zählten die Berka von Hohnstein mit der ganzen weiten Umgebung zu den begütertesten Herren. Im J. 1413 wurde Heinrich Berka „Vogt zu Budissin, Görlitz, Zittau und Lausitz“; es ist derselbe Hinko Berka, von dem die Urkunde des Jahres 1384 stammt. Er starb schon 1420, kurz nach Ausbruch des Hussitenkrieges. Aber, was zu beachten ist, die Besitzer Leipa's standen nach wie vor mit der deutschen Nachbarschaft auf dem befreundeten Fuße. Sie befestigten überdies und erhöhten die Freiheiten der Stadt Leipa. Die Bestätigungsurkunde vom Jahre 1423 verleiht den Bürgern daselbst nachdrücklichst „all das Recht, . . . das die ehrbare Stadt Zittau und alle ihre inwohnenden Bürger haben.“ Die Lausitzer „Sechstädte“ aber, deren Eine Zittau war, hatten bekanntlich viele, weitgehende Rechte, wie sie in Böhmen kaum eine königliche Stadt besaß.

Alles in Allem gewiß ein schöner, blühender Stand der Dinge. Er sollte leider nicht von langer Dauer sein. Ihnen Allen sind die jammervollen Ereignisse bekannt, deren Schrecken im Gefolge der Hussitenkriege waren. Unter dem Prätexte kirchlicher, geistiger Neuerungen erhob sich die rohe, unfreie, nichtsbesitzende Masse der Bevölkerung dieses Landes, um den friedlichen, freien und besitzenden deutschen Bürger auszurotten.

Bereits volle sieben Jahre hatte der fürchterlichste, erbarmungslose Krieg gewüthet. Die Hauptstadt und der ganze Süden und Nordosten des Landes war ihm zum Opfer gefallen; nur der Nordwesten hielt sich noch; nur noch Brüx, Aussig, Leipa und Weißwasser, und was dazwischen lag, war deutsch.

Nun sollte um jeden Preis auch hier das „nationale“ Banner siegen. Brüx und Aussig aber, im Pfandbesitz der Meißner Markgrafen, waren wohl besetzt, und hatte Ersteres bereits fünf Jahre vorher das Heer der Prager schmählich in die Flucht geschlagen, und die mannhafte Markgräfin von Meißen, nunmehr Kurfürstin von Sachsen, Katharina, Gemalin Friedrich's des Streitbaren, versäumte nichts, die beiden Städte mit aller Kraft zu festigen und widerstandsfähig zu machen. Es heißt auch von Leipa, daß es eine sächsische Besatzung empfing; <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Illust. Chronik v. B. I, 50. — Wagem, Gesch. d. Gymn. zu B.-L. S. 6.



die Urkunden des Hauptstaatsarchivs in Dresden und das Stadtarchiv in Leipzig, das einen ziemlich umfangreichen Briefwechsel der Kurfürstin aus dieser Zeit enthält, lassen dies als kaum annehmlich erscheinen.

Die Lage der Stadt war eine furchtbar ernste. Gegen Ende April 1426 erschien Johann Roháč, genannt von Duba, in der Gegend von Weißwasser; er nahm die Stadt nach kurzem Widerstand und hat — wie ein Zeitgenosse berichtet — „doselbst irmort bey drithalbhundert Menschen vnd bey hundirten gefangen vnd hot burgirmeister, richtir und scephphen mit den fusen ofgehangen vnd kinder tod geslagen, was obir XII jar gewest ist.“<sup>2)</sup> Die Stadt wurde ausgebrannt. Dann ging es auf Leipa los.

Schon am 6. Mai lag das Heer des wüthenden Roháč vor den Mauern dieser Stadt und raubte und brannte in der Runde, während die Prager und die Taboriten in Jungbunzlau zusammenkamen und beriethen, bis auch sie zu Roháč stießen und mit ihm gemeinsam Leipa berannten. Die Stadt hielt sich verhältnißmäßig lange. Das konnte nur der Wuth der Verzweiflung.

Es ist nicht richtig, was bisher auf Grund einer Nachricht Zacharias Theobald's<sup>3)</sup> von Palach<sup>4)</sup> berichtet worden, Leipa sei (ohne Widerstand) bereits am 1. Mai den Taboriten, Pragern und Waisen in die Hand gefallen. Noch am 21. Mai schreibt die überaus rührige, wohl unterrichtete Kurfürstin von Sachsen von Meissen aus nach Leipzig, daß „die Kezer vor der Leipe liegen.“<sup>5)</sup> Gleichwohl hatte zur selben Zeit, als jene wackere Frau diese Zeilen schrieb, unsere arme Stadt bereits ihr Schicksal ereilt. Es war nach aller Wahrscheinlichkeit kein anderer Tag, als dessen Fest die Kirche eben heute feiert — „in festo Sancti Spiritus“ — wie eine alte Chronik, deren Nachricht durch das Obige nur bestärkt wird, uns berichtet; am Pfingstsonntag war's des Jahres 1426, den 19. Mai, daß die vereinigten Hufiten die Mauern dieser Stadt erstiegen, was da Leben hatte, ermordeten, die Gebäude plünderten und gänzlich zerstörten — „depredaverunt et ultimo per ignem consumpserunt.“<sup>6)</sup>

Die Wuth der Erstürmer mochte durch die lange, heldenmüthige Vertheidigung der Bürger nicht gemildert worden sein. Wir kennen keine weiteren Einzelheiten über die Zerstörung der Stadt — das von Weißwasser Gesagte dürfte genügen. Die Stadt war auf Jahre hinaus vernichtet.

„Lucendo aliis consumor“ — so schließt der erste Theil der Geschichte Böhmisches-Leipa's.

Nur allmählig hob sich die Stadt aus Schutt und Asche wieder empor und nur mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte. Ich wäre in der Lage, Ihnen mannigfache und nicht uninteressante Daten vorzuführen, die beweisen, wie unermüdet, bienenfleißig unsere Altvordern gestrebt und Stein auf Stein gefügt, um die Stadt den Lebenden zurückzugeben; doch würde das Detail hier nur zu weit abführen. Uns genüge zu constatiren, daß Leipa selbst nach der soeben angedeuteten furchtbaren Katastrophe seinen allezeit deutschen Charakter treu bewahrte.

Noch 1427, Freitag vor Pfingsten (6. Juni), verband sich Hinko Berka zu Freiberg mit den Herzogen zu Sachsen und dem Landgrafen zu Thüringen zu unausgesetztem Kampfe „wider die Kezer zu Böhmen,“ in welchem Kampfe er und die Seinen bis zu Ausgang des Krieges unerschütterlich beharrten.<sup>7)</sup> Als

2) Cod. dipl. Sax. II 8, p. 98.

3) Hufitenkrieg I, 325.

4) Gesch. v. B. III, 2, 410.

5) Cod. dipl. Sax. II 8, p. 99.

6) Chron. Boem. in Script. rer. hus. II, 63.

7) Orig. 6 060 im Hauptstaatsarch. Dresden. S. das. Urk. vom 15. Sept. 1429, 10. Nov. 1430, 12. Dec. 1432, 4. Juni und 4. Aug. 1436 zc. zc.



aber 1433 vor den kaum wieder aufgebauten Stadtmauern Leipa's neuerdings ein Haufe Husiten erschien, so schlugen— wie (doch nicht verlässlich) berichtet wird — unsere Bürger die Belagerer „mit großem Verluste“ ab.<sup>8)</sup>

König Ladislaus bestätigt 1457 (24. Jänner) die Privilegien der Stadt ihrem ganzen Umfange nach und vermehrt dieselben noch um ein Bedeutendes, was in gleicher Weise 1471, 1501 u. fg. seitens der Besitzer unserer Stadt geschah. Noch im Jahre 1518 aber, was allerdings beachtenswerth erscheint, wird Leipa ausdrücklich als gutkatholische, d. h. nicht utraquistische Stadt bezeichnet,<sup>9)</sup> was zu jener Zeit nicht weniger und nicht mehr besagen will, als daß sie eben deutsch gewesen und geblieben.

Damit ist genügend dargelegt, welche Stellung Leipa den kommenden, Ihnen Allen wohlbekannten weltgeschichtlichen Ereignissen gegenüber einnahm. Es heißt der Historie Gewalt anthun, wenn ein Historiker Leipa's — ein Kirchenhistoriker — sich nicht genug darüber klagend verwundern kann, daß auch seine geliebte Vaterstadt schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts — protestantisch wurde. Ich meinerseits finde es höchst begreiflich, daß in Böhmen, wo bekanntlich von 1426 an bis 1560 der erzbischöfliche Stuhl verwaist war und nur durch Administratoren der Submissen und Utraquisten verwaltet wurde; wo ferner eben der Utraquismus nach wie vor sich siegreich behauptete — daß in Böhmen, sage ich, und ganz besonders in den dem übrigen Deutschland näher liegenden Gegenden, nachdem einmal das Banner der Befreiung von päpstlicher Ueberallmacht und Unfehlbarkeit erhoben war, wie mit Einem Schlage Tausende diesem Banner zuströmten.

Vergebens schickte man von Prag im J. 1547<sup>10)</sup> (Sonnt. Dorothea) auf Ansuchen des Patronus Zdislaw Berka von Duba den Magister Martin Laurentius, „damit die christliche altherkommene Religion in diesen schweren Zeiten erhalten werden möchte,“ gegen Leipa. Schon im folgenden Jahre müssen die Herren Administratoren gestehen, daß es ihnen „hinlänglich bekannt, daß der Leipaer District so sehr und von so vielen Irrlehren erfüllt ist, daß kaum mehr eine Kirche des ganzen Districts der wahren, alleinseligmachenden Kirche angehöre, sondern eben Alle von Lutheranern und Zwinglianern zc. verführt sind“...<sup>11)</sup> Laurentius selbst will durchaus schon zu Galli 1548 wieder von Leipa fort<sup>12)</sup> und wird nur mit großer Mühe bis 1551 gehalten, worauf er geht und die Stadt über 12 Jahre ohne katholischen Priester bleibt, während Siegmund Berka auf Bürgstein seinen lutherischen Prediger hat, der bald auch (seit 1566) seine Redekünste in der Kirche U. L. Frau zu Leipa hören läßt. Zdislaw Berka starb, es folgte Diviš Georg Berka, ein entschiedener Lutheraner.

Wer wundert sich darüber, daß im J. 1578 ein gewesener Cistercienser-Ordens-Priester eine Leipaerin zum Weibe nahm und hierauf protestantischer Pfarrer zu Pawlowitz wurde. Wer findet endlich heute gar so viel Erstickliches darin, daß, nachdem im Pfarrhofs der Kirche U. L. Frau über zwanzig Jahre schon lutherische Prediger mit ihren Frauen gewohnt und sich dabei recht wohl befunden hatten, endlich im J. 1592 — am Feste „Pauli Bekehrung“, bezeichnend genug

8) Willomiger S. 8.

9) Mik. Klodian (böhm. Bruder in Jungbunzlau) in seiner Karte Böhmens v. J. 1518 (Orig. im Capitularch. zu Leitmeritz.)

10) Mscr. archiep. nach P. A. Frind, Mscr.

11) „Satis notum, districtum Lippensem tot tantisque erroribus involutum, . . . nullam ferme ecclesiam totius districtus in veterana ac sancta religione persistere, verum a Luteranis et Zwinglianis etc. seductae. Quare vobis officium decanatus committimus. Speramus vos vigilantes fore. Neminem timete . . . Estote constantes“ . . .  
Ex Mscr. archiep. biblioth.

12) Schreiben Zdislaw Berka's s. d. ibidem.



— auch der Herr Pfarrer zu St. Peter und Paul, Andreas Jantsch, sich nicht mehr halten konnte und vor Gott und der Welt ein Weiblein nahm?

Die Freude war nicht von langer Dauer. Sie Alle wissen, warum auch die zweite sogenannte „kirchliche“ Bewegung in Böhmen nicht zum Siege kommen konnte, und — wehe, wenn die Herren Barone von der Weißenberger Schlacht die Oberhand behalten hätten. Sie mußten fallen, wenn nicht Böhmen in politischer und socialer Hinsicht um Jahrhunderte wieder zurückgeschleudert werden sollte.

Allerdings hatte dieser Fall auch den aller Jenen zur Folge, die — zumeist wohl ohne es zu ahnen — den Bestrebungen der „nationalen“ Herren und Ritter gedient hatten. Eine Verbindung mit dem böhmischen, sogenannten „nationalen“ Adel hatte für den Verbündeten noch niemals andere als verderbliche Folgen. Was Leipa betrifft, so büßten zunächst auch die Besitzer der Stadt und Herrschaft, die übrigens seit einer langen Reihe von Jahren in getrennten Theilen an die Familien der Wartenberge und Salhausen übergegangen waren. Am 19. December 1622 wurde der Antheil Wolfgang's von Salhausen, am 7. Jänner 1623 der Antheil Johann Georg's von Wartenberg, dem Fiscus anheingefallen, einem neuen Herrn verkauft. Der neue Herr war aber Niemand Anderer als der kaiserl. Oberst Albrecht von Wallenstein, der künftige Herzog von Friedland.<sup>13)</sup> — Schon am Tage der hl. Dreikönige des letztgenannten Jahres hatte der glaubensstarke Dechant von Reichstadt Wenzel Ulrich Teubner, unter Assistenz einer stattlichen Truppe Pichtensteinscher Dragoner, die Hauptkirche zu Leipa „mit großer Solennität“ reconciliirt; trotz aller Zähigkeit der Bewohner ward die Stadt mit Hilfe obbefagter Dragoner und einer guten Anzahl würdiger Priester aus dem Orden Vohola's in bekannter Weise „katholisch gemacht.“ Eine Zeit lang kam man noch heimlich in dem sogenannten „Schlüssel“ des Nachts zusammen, um lutherischen Gottesdienst zu halten; auch dieser Ausweg wurde versperrt, und so kam es, daß endlich Viele, die den Glauben nicht ändern wollten, über die Grenze mußten oder, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, „daß eßliche damalige Bürger von Leipa ihre Mobilia und, was davon baares Vermögen war, heimlich wegschafften, sich aber selbstn mit ihren Weib und Kindern alsdann bei der Nacht flüchtig davon machten, ihre Häuser und Aecker also wüste stehen und — mehrentheils einen Pasquil und Schandbrief hinter sich ließen,“ setzt der Chronist hinzu.

Das ist der zweite Act unfres Trauerspieles. — Ich hätte, um es greller zu beleuchten, noch viel von Brand und Hungersnoth und Pest berichten können, wodurch sich insbesondere die Jahre 1490, 1515, 1580, 1584, 1599, 1611 in trauriger Erinnerung erhalten haben; eilen wir vorüber.

Wir sind auf der Höhe unfres kleinen Dramas gelangt; die folgende Periode ist der Knotenpunkt der ganzen Entwicklungsgeschichte dieser Stadt. Ihr wesentlicher Inhalt ist indeß bereits in einer äußerst schätzenswerthen Monographie, „Böhmisch-Leipa vor und unter Wallenstein“ von W. Ernst, bekannt gegeben worden. So sehr wir aber auch dem Herrn Verfasser für das beigebrachte Material zu Dank verpflichtet sind, und so sehr uns dessen schöne, wohlgerundete Darstellung fesseln mag: ich kann mich doch mit seiner Auffassung der Thätigkeit des allerdings energischen, ja gewaltigen — immer aber eigenmächtigen, gewaltthätigen Mannes, den er behandelt, nicht befreunden. Ich kann diese Thätigkeit keineswegs als eine durchaus „segensvolle“ betrachten. Der Absolutismus — und wenn er auch für den Augenblick etwas Gutes zu schaffen scheint

13) Heimrich Mscr. S. 13; Ernst II, 13. Vergl. Rieggers Mat. VI, 149; IX, 42, 45.



— der Absolutismus, die Gewaltthätigkeit ist immer und überall vom Bösen und verwerflich. <sup>14)</sup>

Wohl legte Wallenstein durch Stiftungsbrief vom 12. März 1627 den Grund zu einer Bildungsanstalt in B.-Leipa, <sup>15)</sup> die bis zur Gegenwart unendlich vieles Gute für die Stadt gestiftet; er that es aber nur, um dem zu gleicher Zeit gestifteten Kloster der Augustiner daselbst „zum besseren Unterhalt,“ ohne irgend welche Entschädigung für die Gemeinde, drei der Stadt gehörige Dörfer zu schenken; und nicht bloß jene Dörfer — Tiefendorf, Schönborn und Klein-Nicha — sondern auch das Gütchen Straze und das Vorwerk zu Leipa (das jetzige Maierhofsgebäude), so ziemlich Alles, was die Stadt an liegendem Grund besaß. Und wohl bestätigte Wallenstein durch Diplom vom 8. Mai 1628 die „althergebrachten“ Privilegien dieser Stadt „aus ernstlicher Macht und Hohheit und eigener Bewegnuß“ — aber nur in seiner Art und Weise, indem er einzelne wenige Vorrechte der Bürgerschaft in Gnaden ausdrücklich bestätigte, andere aber, darunter vor Allem fast die letzte Nahrungsquelle, die Braugerechtigkeit, ihr ein für allemal entzog, die Bürger nur als „Untertanen“ behandelte und bezeichnete, die gesammte Stadt aber nur als Dependenz der Herrschaft Neuschloß, die er zugleich mit Leipa überkommen hatte, betrachtete und betrachtet wissen wollte. Wohl dachte Wallenstein daran, die ganze schöne Strecke Land im nördlichen Böhmen, die er in seiner Hand vereinigte, in deren Mittelpunkt Titschin neben seiner herzoglichen Residenz eine zweite Landesuniversität erstehen sollte; wohl dachte er daran, dies Land zu germanisiren, von Grund aus deutsch zu machen — „Ich will nicht,“ wie er decretirte, „daß bei der Kanzlei was böhmisch solle tractirt werden“ u. dergl. m.: wir sind aber keine Freunde gewaltsamer Germanisirung; das Deutchthum ist nicht die Gewaltthätigkeit, es ist die freie, friedliche Entwicklung, der „Fortschritt“ in des Wortes edlerer Bedeutung.

Wohl wehrte sich die Bürgerschaft von Leipa gegen die Vergewaltigung; sie erkannte wohl, um was es sich handle — mit roher Gewalt drückte der starke Kriegsfürst die durch alle Schrecknisse des Krieges und der Pest geängstigten Bürger nieder.

Von nun an hört die Bedrückung unsrer Stadt durch ihre sogenannte „hohe Obrigkeit“ nicht mehr auf. Das macht die Regentschaft Wallenstein's über Leipa zu dem verderblichen Wendepunkt in der Geschichte letzterer Commune. Wie Wallenstein, verstanden es seine Nachfolger im Besitze von Neuschloß, den Bürgern Leipa's ihre Rechte, Eines nach dem Andern, zu entziehen — nur mit dem Unterschied, daß es diese kleinen Machthaber nicht verstanden, mit dem Geraubten auch Etwas zu schaffen, Etwas zu geben. Das ist der Fluch des Absolutismus — im Großen wie im Kleinen — in der Hand des Großen und Bedeutenden von blendendem Erfolge für den Augenblick; in die Hand des kleinen, sonst gar unbedeutenden Tyrannen gespielt, eine fürchterliche, nur verderbenbringende Waffe.

Wallenstein fiel bekanntlich in der Nacht des 25. Febr. 1634 — einer schauerhaften Mordnacht — in den Mauern von Eger, und sein Fall begrub gleichzeitig alle seine Getreuesten und fast alle seine Schöpfungen. Aus besonderer Gnade wurde seiner Witwe Isabella, geb. Gräfin Harrach, von allen ehemaligen Besitzungen die einzige Herrschaft Neuschloß mit B.-Leipa belassen. Durch ihre Tochter, Maria Elisabeth, kam die Besitzung an die Grafen Kauniz.

14) Die folgenden Notizen gründeten sich zunächst auf das bereits erwähnte, mir durch die Güte des verdienstvollen Herrn Prof. Dr. Caj. W a z e l zugesandte Manuscript des gegenwärtigen Magistratssecretärs in B.-Leipa, Herrn W. H e i m r i c h: „Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses der Stadt B.-Leipa zu den Besitzern der Herrschaft Neuschloß“ (48 Bl. fol.), eine sehr gediegene durchwegs aus archivalischen Quellen geschöpfte Arbeit.

15) Das Gymnasium in B.-Leipa hat nächst Dechant Krumholz (1834) an Prof. Dr. W a z e l (1860) seinen gründlichen Geschichtschreiber gefunden.



An den Namen dieser Familie knüpft sich für Zeipa die Erinnerung an einen heftigen, unausgesetzten Kampf, einen Kampf mit Aufgebot aller denkbaren Waffen auf beiden Seiten.

Noch wußte sich die Stadt im J. 1636 eine kaiserl. Confirmationsurkunde zu verschaffen — die Mühe kann nicht gering gewesen sein — wodurch ihre alten Privilegien in Pausch und Bogen nochmals sanctionirt wurden mit dem ausdrücklichen Hinweis auf „alle Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten, deren die Stadt Zittau sich zu gebrauchen verliehen worden.“ — 1654 annullirt Maria Elisabeth von Wallenstein das kaiserl. Diplom durch eine förmliche „Begnadung“ ihrer — „unterthänigen“ Stadt Zeipa, deren Unterthänigkeit eben um jeden Preis von der gestrengen Herrin aufrecht erhalten werden will.

Die Bürgerschaft geht in ihrer Besorgniß, in ihrer Herzensangst an's Kreisamt; von hier abgewiesen, an die „Landesstelle,“ von dort an die Hofkanzlei und endlich an den Kaiser, einmal, zweimal — acht mal im Verlaufe von vier Jahren. Alles vergebens.

Im Jahre 1660 kommt es zu einem Interimsvergleich, indem kaiserliche Commissäre — ohne Zuziehung von Vertretern der Gemeinde — ein sogenanntes „Transaktionsinstrument“ zu Stande brachten, womit die alten Freiheiten der Stadt gar jämmerlich beschnitten wurden. Doch sollen künftig — „damit die Stadt die königliche Landescontribution desto füglicher abführen könne“ — der Bürgerschaft im städtischen Bräuhaus jährlich 12 Gebräu zu 19 Faß gestattet sein, und sollen auch die „gewöhnlichen Schenkungen an die Obrigkeit, als Schültern, Kälber u. dergl. m.“ aufzuhören haben, da — wie die Motivirung lautet — „die Stadt nicht mehr als vorhero begütert und hiezu bemittelt“ sei.

Die eigentliche Frage des „nexus subditelae,“ der „Unterthänigkeit,“ wurde durch besagtes Instrument fast nicht berührt, sie blieb in der Schwebe; der Kampf nahm seinen Fortgang.

Er ward auf kurze Zeit durch die entsetzliche Pest des Jahres 1680 unterbrochen. — Der Pestaltar zu U. L. Frau, sowie die Dreifaltigkeitssäule auf dem Markte mahnen an die unerhörte Seuche. — Im Jahre darauf erfuhr die so schwer heimgesuchte Stadt sogar eine Gnade seitens ihrer Obrigkeit. Karl Ferdinand von Kauniz gestattete der Bürgerschaft, um sich zu erhalten, 2 Jahre lang 3 Gebräu mehr als bisher zu brauen — doch sollen sämtliche Gebräu nicht mehr 19, sondern nur je 18 Faß ausmachen, wodurch die „Gnade“ sich in Raub verwandelte. Gemeine Seelen können nicht geben, ohne zu nehmen.

Die Willkürlichkeit der „Herrschaft“ führte 1703 zu förmlichem Aufbruch in der Stadt. Die Bürgerschaft — d. h. „die Rathsmänner, die Gemeinde und Gewerbältesten,“ nicht auch der Bürgermeister, der schlauer Weise von der „Herrschaft“ gewonnen worden war — kurz die große Masse der Bürgerschaft widersetzte sich thätlich der Absetzung ihres Stadtschreibers Alexius durch die „Herrschaft.“ Der tüchtige, für die Freiheiten der Stadt energisch einstehende Mann war der „hohen Obrigkeit“ ein Dorn im Auge; er mußte beseitigt werden. Mit harter Mühe ward die Angelegenheit vor die landesherrlichen Gerichte gebracht. Der Appellationshof entschied (am 18. Nov. 1704) zu Gunsten des — beschwerdeführenden Herrschaftsammtes, nicht ohne scharfen Tadel darüber, „daß die Gemeinde und Gewerbältesten wie eine feste Kette zusammenhielten.“ . . . .

Wie sehr die arme Stadt bei der Wiederholung solcher Vorkommnisse — und sie hörten, wie gesagt, fast nicht mehr auf — herunterkommen mußte, ist erklärlich. Es ist ein geradezu erbarmungswürdiges Bild, das uns die Stadt nunmehr bietet, nach Innen wie nach Außen. Die Mauern der noch befestigten Stadt lagen zu Anfang des 18. Jahrhunderts schon fast ganz in Trümmern; die aller Mittel entblößte Bürgerschaft war nicht im Stande, sie nur zur Nothdurft auszubessern;



hinter den Mauern aber — bezeugt das Bürgermeisteramt uns eigenhändig — wohnt nur „blutarmes Volk, Handwerker, die mit ihrem Lohn sich kaum vor Hungersnoth erretten können,“ wobei die „freie Stadt“ trotz aller ihrer Privilegien Erbgelder, Wein- und Branntwein-Steuer und eine Unmasse von Zinsen zahlen müsse (die sogenannte „standhafte Zinsung,“ den „Horcker“ Zins, den Kinder-, Fleischhacker-, Schuhmacher- und Schreiner-Zins, den Weißgerber-, Strumpfwirker- und Tuchmacher- Wollmühlen-Zins, den Bleichplan-, Mühlgraben-, Fisch- und Hafer-fuhren-Zins, den Kobitzer Thongruben- und den Scharfrichter-Zins u. a.); während aber die Obrigkeit die Mühlen und den Brückenzoll, die Fischerei und die Wildbahn habe, müsse die Gemeinde alle bezüglichlichen Baulichkeiten tragen. . . .

So geht die Stadt — mitten im Kampfe — in den vierten Zeitraum ihrer Geschichte, in das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der „Aufklärung,“ der „geistigen Befreiung.“

Gelichtet sind die Reihen unserer Bürger; mit schwerer Mühe schleppen sich die müden Kämpfer vorwärts; zersezt ist das Banner, das Banner bürgerlicher Freiheit, das die kleine Schaar trotz alledem nicht sinken läßt.

Wir eilen zum Schluß. Was ich noch zu sagen habe, dient nur dazu, zu beweisen, daß unsre wackre Bürgerschaft, wie von Anfang an, so bis zum Ende sich selber treu geblieben.

In dem 2. Viertel des 18. Jahrhunderts hat sie es vornehmlich mit einem jener Sorte Scorpione zu thun, die unter dem Titel „Wirtschaftshauptmann“ sich in den Annalen unserer Stadtgeschichte eine Art Unsterblichkeit erworben haben. Johann Georg Vater, so hieß der Leipaeer Tyrann, herrschaftlicher als die „Herrschaft“ selber, hatte es absolut auf die Vernichtung des letzten Restes Selbstständigkeit in unserer Gemeinde abgesehen. Er fand jedoch einen würdigen Gegner an dem Bürger Franz Bretschneider, rühmlicher Gedächtniß, der nicht rastete und nicht ruhte, seine Mitbürger wachsam zu erhalten und die Niederträchtigkeiten des gemeinsamen Feindes zu Schanden zu machen. Vergebens müht sich der Herr Hauptmann, wie auch der Herr Graf von Kaunitz, die „Gestelligmachung“ dieses Mannes durchzusetzen — zehn Jahre lang entging Franz Bretschneider jedweder Verfolgung.

Von allerhöchster Stelle aber wurde Einhalt geboten. Am 28. Febr. 1750 decretirte Maria Theresia — „daß die Leipaeer in corpore et particulari ihrer igtig- und künftigen Obrigkeit den Titul Erb- und Grundobrigkeit in allen Begebenheiten sowohl schrift- als mündlich zu geben“ haben. . . . Damit schien das Maß herrschaftlicher Bestrebungen gefüllt. Doch — weit gefehlt! Hierdurch nur küsterner geworden, greift die hohe Obrigkeit sofort nach einem neuen Recht, dem allerletzten, das die Stadt noch hatte, dem „jus patronatus.“

Während die Stadt noch immer zu beweisen bemüht ist auf Grund ihres „verschlossenen Stadtbuchs,“ daß sie nun und nimmermehr als „unterthänig“ zu betrachten, fordert die Kaiserin (12. August 1756) von Seite der Obrigkeit die Beibringung der Belege ihrer Rechtsansprüche hinsichtlich des „patronatus“; die Obrigkeit bleibt die Antwort einfach schuldig, verlangt aber durchaus die Beschaffung des ihr so ominösen „verschlossenen Stadtbuchs.“

Die Beschaffung wird auch allerhöchstenorts den zwei Gemeindeältesten befohlen „binnen 24 Stunden.“ Die Ältesten aber — Johann Wenzel Stiebing er und Johann Josef Großmann — weigern sich entschieden, den einzigen rechtskräftigen Beleg aller Ansprüche der Stadt aus der Hand zu geben, trotz aller Drohungen. Sie langten laut Bestätigung vom 18. December 1760 im — Spinnhause zu Prag in Begleitung zweier Büttel an, um ihre „Kenitenz“ zu büßen.

Mit neugeweckter Hoffnung jubelte auch unsre arme, wackre Bürgerschaft dem Regierungsantritte des heißersehnten Kaisers Josef II. entgegen.

Und in der That, nach Hinwegräumung unübersteiglich scheinender Hindernisse bricht sich unsre Bürgerschaft bis zur Person des Kaisers Bahn, und unterm



27. September 1785 bestätigt Kaiser Josef die guten alten Privilegien der Stadt — nicht der „unterthänigen“ — der „Schutzstadt,“ wie er mit Hinweis auf eben diese Privilegien sie nennt und mit der ausdrücklichen Verwerfung des „Transactions-Instrumentes“ von 1660 und anderer Verclausulirungen des klaren Rechtes — „wenn Wir dann in Erwägung gezogen, daß die mit der Obrigkeit geschlossenen Vergleiche zur landesfürstlichen Confirmation nicht geeignet sind.“ . . .

Wer beschreibt den allgemeinen Jubel der zur Freiheit neugeborenen Bürgerschaft nach so langem, jämmerlichem Druck.

Der Jubel dauerte nicht lange. Noch war der letzte Tropfen Galle nicht gekostet.

Die Obrigkeit protestirte — es galt, das fühlte sie, den Entscheidungskampf — und der Lärm war wahrlich nicht gering, den sie schlug. Man rief nach einer gründlichen commissionellen Untersuchung. Der Kaiser — gerecht, wie immer — mußte dem willfahren. Damit war für die Gegner viel, war Alles — Zeit — gewonnen.

In eben dieser Zeit, einer der bewegtesten, folgenschwersten, welche Leipa je gesehen, erscheint ihr in der schlichten, rechtlichen und bis zum Aeußersten entschlossenen Person eines ihrer Mitbürger ein Helfer und Beschützer in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Das ist Florian Kromholz, dessen Namen Leipa nie vergessen sollte und gewiß auch nie vergessen wird. Ist seine Thätigkeit auch nicht mit glänzendem Erfolg gekrönt, so ist sie doch in den Augen Bedes, der mit rechtem Maß zu messen weiß, eine ungeheure.

In der That, die Hindernisse, die sich entgegenstimmten, waren eben nicht zu kleinlich. Es war, als hätte selbst der Himmel sich gegen die arme Stadt verschworen. In der Nacht des 6. October 1787 brach in Leipa Feuer aus, das zu jenem schrecklichen Brande führte, von dem ich schon gesprochen habe. Nicht weniger als 480 Häuser, darunter die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, wurden in einen Trümmerhaufen verwandelt; 57 Menschen kamen in den Flammen um.

Das größte Unglück machte die Freiheitsliebe unsrer Bürger nicht schwanken. Ununterbrochen sind ihre Vorkämpfer, Kromholz an der Spitze, thätig, erst die gedachte Commission zu hintertreiben, dann, als dieselbe dennoch zu Stande kam, eine Anzahl tüchtiger Vertreter der Gemeindefürsorge hineinzubringen. Die Commission trat im December 1788 zusammen, tagte wieder im November des folgenden Jahres, dann vom 17. Febr. bis 17. März und vom 20. Juli bis 7. August 1790.

Während dieser Zeit — merkwürdig genug — noch ehe die Verhandlungen der Commission auch nur beiläufig beendet waren, erschien ein Hofdecret mit einer zweiten Confirmationsurkunde Kaiser Josef's II., vom selben Datum und desselben Inhalts wie die erste (27. September 1785) — nur daß das Wörtchen „Schutzstadt“ weggelassen und durch die Worte „unterthänige Stadt“ ersetzt oder, wie das Hofdecret besagt, „verbessert“ war.

Der Widerspruch erklärt sich, doch nur einigermaßen, dadurch, daß eben während der letzterwähnten Zeit, am 20. Febr. 1790, Kaiser Josef II. von dem Schauplatz seiner Thätigkeit getreten, d. h. gestorben war. Kromholz setzt in einem seiner Briefe hinzu, die zweite Urkunde sei dem kranken Kaiser auf dessen Sterbebette kurz vor seinem Tode zur Unterschrift vorgelegt und so die offenbare Ungerechtigkeit sanctionirt worden. — Nun, wer den Verlauf der letzten Stunden kennt, die Kaiser Josef lebte, das Ringen seines schon verdunkelten, bis zum letzten Augenblicke viel beschäftigten Geistes mit dem Tode, der muß das Mitgetheilte für möglich halten. Wer aber die über allem Zweifel hoherhabene, unerschütterliche Gerechtigkeit und Freisinnigkeit des ganzen, leider nur zu kurzen Lebens dieses größten unsrer Kaiser kennt, dem wird der



Verdacht, den Krombholz ausspricht, zur Gewißheit. Ich für meine Person halte die gesammte Umgebung Kaiser Josef's II. viel eher des erbärmlichsten Betruges fähig, als diesen selbst auch nur des Schattens einer Ungerechtigkeit.

Und so dachte auch die Bürgerschaft von Leipa. Als die Stadt noch zu Ende 1790 aufgefordert wurde, behufs Confirmirung ihrer Privilegien durch den neuen Kaiser (Joseph II.) die bisherigen kaiserlichen Bestätigungsurkunden einzusenden, erklärte man hierorts ausdrücklich, dies nicht thun zu können — „um den Fluch der Kinder und Kindeskinde nicht auf sich zu laden und die Ehre des im Grabe ruhenden Kaisers Josef nicht verletzen zu lassen.“

Es würde Sie sicher interessiren, gewisse Einzelheiten aus den letztberührten Vorgängen zu hören, insbesondere aus dem recht bezeichnenden Briefwechsel Florian Krombholz', der sich mit allen gesinnungstüchtigen Persönlichkeiten in den maßgebenden hohen und höchsten Kreisen in Verbindung zu setzen wußte und kein nur denkbares Mittel unversucht ließ, um seine „arme Vaterstadt“ — wie sein Gesinnungsgenosse Anton Hoffmann<sup>16)</sup> schreibt — „von dem die Menschheit entehrenden Proceße zu befreien.“ Die Zeit drängt, ich muß schließen.

Aller Widerstand der Stadt, so rühmlich, ja bewundernswerth, war vergebens. „Lucendo aliis consumor.“ . . . Der Satz sollte nun einmal Wahrheit bleiben. Die „Kabale der Schurken“ — wie ein anderer Mann vom Hofe, Jos. v. Grossing, an Krombholz schrieb — die „Kabale der Schurken“ siegte.

Am 14. December 1792 entschied ein kaiserliches Rescript den Kampf auf „politischem Wege“; ganz im Sinne des allerhöchsten Erkenntnisses vom 28. Febr. 1750.

Doch auch damit war noch keineswegs Friede. Die Stadt, „politisch“ todtemacht, betrat den „Rechtsweg.“ Und auf dem „Rechtswege“ betritt die Stadt das neue, neunzehnte Jahrhundert, beginnt der fünfte, letzte Act ihrer Geschichte, die Geschichte „unsrer Zeit.“

Es wäre Annäherung von mir, Ihnen, den Bewohnern dieser Stadt, zu erzählen von Ereignissen, die sich unter Ihren eigenen Augen zugetragen, die Sie selbst herbeigeführt. Und die andern Gäste wissen — wie alle Welt — daß Sie nicht anders gehandelt, nicht anders handeln konnten und niemals anders handeln werden, als die alte, biedere, allezeit deutsche, freiheitliebende Bürgerschaft von B.-Leipa.

Darum nur noch Eins.

Es kann nach allem Gesagten Niemand leugnen, daß die Gemeinde Leipa, wie irgend eine deutsche Commune Böhmens, gestritten und gelitten um den Preis — nach dem wir heute ringen. Die Errungenschaften unseres Jahrhunderts, die Freiheit, die seit nunmehr 20 Jahren alles öffentliche Leben zu durchdringen strebt, sie fiel auch dieser Stadt, so klein oder groß sie sei, nicht als reife Frucht in den Schooß.

Doch ist auch andererseits gewiß — und das ist wohl zu bedenken — daß der Proceß, den unsre Gemeinde, nicht erst seit 1792, seit Hunderten von Jahren gegen ihre „hohe Obrigkeit“ anstrebte, allem historischen Ermessen nach noch heute nicht zum Abschlusse gelangt, die Bürgerschaft noch heute nicht auch nur zu persönlicher Freiheit gekommen wäre — wenn sie allein gestritten und gelitten hätte; wenn nicht mit ihr, was deutsch im Lande war, vom Tage der Begründung deutschen Städtewesens in Böhmen, eine lange, schöne Kette wackerer Kämpfer, bürgerlicher Gemeinden, unausgesetzt, mannhaft gekämpft und gerungen hätte, wie sie; gerungen mit solchem zähen Heldennuthe — solchen blutigen Verlusten, wie sie. Es ist gewiß, daß dieser Kampf ein Kampf ohne Sieg war,

16) Ein geborner Leipaer und, so lange Kaiser Josef II. lebte, bei Hofe einflußreicher Mann.



ohne bleibenden Sieg, so lange diese einzelnen Kämpfer eben vereinzelt standen, so lange ihnen nicht die Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen klar war.

Erst das consolidirte Vorgehen der liberalen Elemente Böhmens, Oesterreichs, Europas brachte das Jahr 1848, brachte für Oesterreich die Verfassung von 1861, die Staatsgrundgesetze von 1867 — nur ein unverbrüchliches Festhalten der vielen großen und kleinen Einzelheiten an einander wie an dem Einen großen, gemeinsamen Gedanken, dem Gedanken der Freiheit.

Das ist der Zweck aller Weltgeschichte, die Entwicklung dieses Gedankens im großen Ganzen darzulegen; alle Specialgeschichte ist eitel Nichts, wenn sie es nicht vermag, zum mindesten die Spur dieses Gedankens aufzufinden.

Halten Sie fest an diesem Gedanken; er steht mit ernstern Lettern in dem Buche Ihrer Geschichte; er leite Sie und Ihre Gemeinde — die ich von ganzer Seele grüße — in alle Zukunft!

## M i s c e l l e n.

### I.

#### Die Messbücher der Johanniter in der Stadtbibliothek in Zittau.

Zu den von Besuchern der Stadtbibliothek in Zittau am meisten bewunderten Gegenständen derselben gehören die alten Messbücher der ehemaligen hiesigen Johannitercommende, welche, so lange dieser Orden die geistliche Gerichtsbarkeit und den Kirchendienst in hiesiger Stadt versah, in Gebrauch waren. Diese Messbücher werden aber nicht von Laien allein, sondern auch von Kunstverständigen bewundert, weil nicht sowohl die äußere Erhaltung der gewaltigen Bücher, als auch die in denselben enthaltenen Malereien ausgezeichnet sind. Einige dieser Missalien verdienen daher eine Beschreibung und die Miniaturen eine Nachbildung, sei es durch Photographie oder Kupferstich. Mehrmals schon haben Künstler hierin Ideen gesucht und gefunden. Läßt sich nämlich auch nicht verkennen, daß manche Unvollkommenheit künstlerischer Geschicklichkeit sich findet, so ist dennoch ein Streben nach Schönheit der Zeichnung und natürlich zarter Sinn für Anmuth wie in den allerdings noch schwachen Werken früher italienischer Künstler nicht zu verkennen. Es läßt uns dieser Umstand vermuthen, daß diese Malereien, wenn nicht selbst von Thomas von Mutina, sicher doch aus der von ihm in Böhmen begründeten Schule abstammen, und daß Karls IV. für Entwicklung der Intelligenz so wohlthätiger Einfluß sich durch Verzweigung und Verbindung der Künstler bis nach Zittau erstreckte. Auf der andern Seite läßt sich auch ein direkter Aufenthalt von Künstlern in Zittau, wie wir bald sehen werden, nachweisen. Wie wir vor mehreren Jahren von dem großen Kunstmäcen v. Quande in Dresden, dem wir über diese Schätze Mittheilung machten, bestätigen hörten, müssen wir diese Missalien entschieden der böhmisch-italienischen Malerschule zuschreiben; doch glauben wir, daß diese Malereien noch von der ältern, durch Thomas aus Italien nach Böhmen verpflanzten Schule herkommen, da dessen Styl vorwaltet, und nicht von den spätern Schülern. Daher sind die Missalien ein schätzbares Denkmal der Kunstgeschichte und speciell Böhmens, das durch die von Kaiser Karl herbeigerufenen Künstler Thomas v. Mutina, Nikolaus Wurmsler, Theodorich und Kunz, die eine Menge anderer Maler bildeten, selbst eine eigene Malerkunst zu Prag 1380 entstehen sah, deren Satzungen später Kaiser Wenzel um 1392 bestätigte. In anderer Art ist auch ein späteres Chorbuch (s. Nr. 3) merkwürdig, weil es uns viele Monogramme überliefert, prächtig in Farben und sehr erfindungsreich in Bildern und Verzierungen ist. Ein Theil gehört der Zeit vor 1500 an, andere zeigen schon den Einfluß der Nürnberger und niederländischer Schule



und gleichen dem Saalhauser Messbuche in Nürnberg. Nr. 5 gehört der böhmischen Malerschule wieder an, und Nr. 6 ist, wie die für Miniaturen bestimmten unausgefüllten Stellen zeigen, unvollendet. Bei einigen Miniaturen desselben, halb ausgeführt, sind nur die Grundfarben vorhanden.

Über das Alter der Messbücher wird schon in einer handschriftlichen Chronik von Zittau (Chron. Lankisch) bemerkt, daß sie durch den Commendator der Johanniter Johann Gottfried besorgt worden seien. Und diese Nachricht fanden wir bei genauester Durchsicht bestätigt, denn in Nr. 5 Fol. 177 b steht, daß im Jahre 1435 dieses Messbuch, liber gradualis, vollendet worden sei für die Pfarrkirche in Zittau und angeschafft vom ehrwürdigen Bruder Herrn Johann Gottfried aus Goldberg (Schlesien), damaligen Commendator und Pfarrherrn. Von dem Messbuche Nr. 3 wissen wir nach Fol. 30 b, daß es 1512 abgefaßt ist.

Sprachen wir oben von einer möglichen Verbindung der Künstler Böhmens bis nach dem damals böhmischen Zittau, so wird dies bei specieller Bekanntschaft mit der Geschichte unserer Stadt bestätigt, da gerade zur Zeit des Commendators Johann Gottfried hier besonders reges geistiges Leben für längere Zeit herrschte. Es war nämlich der Prager Erzbischof Conrad Westphal als Gönner der Hussiten wegen Ketzeri in Bann gethan und Johannes von Prag, Bischof zu Olmütz, Verweser des Erzbisthums Prag geworden. Dieser aber flüchtete 1421, durch die politischen Wirren damaliger Zeit vertrieben, mit mehreren Domherren und Dechanten, namentlich Johann von Kralowitz, theils nach Pilsen, theils nach Lauben, theils nach Zittau. Außer Johann von Kralowitz, der in Zittau sein Dekanat verlebte und von hier aus in Briefen die Böhmen mit Glaubenseifer zur Beharrlichkeit in ihrem Glauben aufforderte, bis er 1430 in Zittau starb, war der Canonicus und Redner Johann von Duba, welcher 1435 Dekan der Prager Metropolitankirche, Administrator des Erzbisthums und so glücklich war, wieder nach Prag zu kommen, und der Notar Martin Heß nach Zittau gekommen, wo jene Herren im Kloster der Franziskaner den Sitz ihres Domkapitels aufschlugen. Letzterer starb hier im Jahre 1423. Die geistlichen Herren blieben bis 1437 hier und besorgten in unsern Klostermauern, wahrscheinlich in denselben Räumen, welche jetzt die Stadtbibliothek enthalten (wenigstens befindet sich ein Theil der Bibliothek im ehemaligen Refectorium der Franziskaner), die Geschäfte des Erzbisthums und des erzbischöflichen Consistoriums, so weit es sich von hier aus thun ließ. Man findet deshalb nicht wenig bischöfliche Urkunden jener Zeit von Zittau aus datirt.

Die Bestimmung der Messbücher speciell für die Zittauer Johanniter-Commende ersehen wir aus der Notiz in Nr. 5 Bl. 177 b, dann auch aus den in Nr. 2 Bl. 90 und Nr. 5 Bl. 249 gegebenen Abbildungen der Kreuzherren mit dem Malteserkreuz, die damals den Kirchendienst zu St. Johannis in Zittau versahen; auch scheinen die in Nr. 3 Bl. 85 und Nr. 5 Bl. 142 in Miniaturen abgebildeten Kirchen mit dem Bilde der damaligen Johanniskirche in Zittau identisch zu sein. Wenigstens ist dieselbe Anlage bei allen folgenden hiesigen Johanniskirchen bis zur Gegenwart sichtbar, ebenso die durch die Lage in der Stadt gebotene Darstellung. Die Monogramme der bei der Abfassung theilhaftig gewesen Künstler finden wir in Nr. 2 Bl. 1. und Nr. 3 Bl. 53, 85, 101 b und 106 b.



Nach der Reformation beseitigt blieben diese kostbaren Handschriften glücklicherweise in den verschiedenen Bränden, welche Zittau heimsuchten, und ganz besonders 1757, erhalten und in der Klosterkirche aufbewahrt, bis sie endlich der Stadtbibliothek übergeben worden, wo sie jetzt in einem eigends dazu verfertigten Schrank liegen.




Das erste Messbuch besteht aus 451 foliirten Pergamentblättern von 65 Cent. Länge und 45 Cent. Breite. Jede Seite enthält 9 Notenzeilen à 4 Linien. Besonders zeichnen sich die einzeln hier aufgezeichneten Anfangsbuchstaben aus






und hie und da Arabesken; die übrigen Initialen sind einfach bunt, aber mit Schnörkeln versehen, mit Gesichtern, Fragen und dergleichen.

Die einzelnen größeren, mit den Anfangsbuchstaben verschlungenen Malereien stellen dar die Stadt Jerusalem, die Geburt Christi, Stephanus, Johannes in der Wüste, den Kindermord, Christi Taufe und Auferstehung, einen bärtigen geharnischten Mann mit Mantel und Lanze in der Linken, auf die er zeigt, Christi Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes, Andreas, Carolus, Christus mit Maria und Simeon, Mathias, Benedictus, Gabriel, Adalbertus.

Das zweite Meßbuch besteht aus 345 Pergamentblättern von 58 Cent. Länge und 41 Cent. Breite. Jede Seite besteht aus 8 Zeilen à 5 Notenzeilen. Die Initialen sind bis auf die nachfolgenden speciell angegebenen meist einfach schwarz oder einfach bunt. Auf dem Einbände steht: Pars est malis. Schön sind die Miniaturen, welche ein Maler, dessen Monogramm  ist, und welche die Dreifaltigkeit, Christus als Weltheiland, den büßenden  hl. Johannes, die 13 Jünger Jesu darstellen, hinterlassen hat. In einer Arabeske sind sechs knieende, die Hände faltende Kreuzherren abgebildet, so daß man die Bestimmung für unsere Johanniskirche sofort erkennt.

Das dritte Meßbuch, mit sehr schönen Messingschließen versehen, besteht aus 233 Blättern Pergament, von 54 und 47 Centim. Länge und Breite. Jede Seite mit 8 Notenzeilen à 5 Linien. Dieses Buch ist sehr reich colorirt, fast durchgängig mit Arabesken, die aber wenigstens zwei Künstlern die Entstehung verdanken; die geringeren Werthes treten zwar auch in der Mitte, aber besonders gegen das Ende auf. Die schönen Arabesken zeigen sehr häufig Granatäpfel, Erdbeeren und Wildpret und erfüllen bisweilen den ganzen freien Raum einer Seite. Besonders schöne Miniaturgemälde: der nackte geschürzte Weltheiland auf der Weltkugel stehend, in der Rechten den Kelch an die vom Speer durchstochene und Blut tröpfelnde Stelle haltend, die Linke erhoben; — Christus mit goldenem Heiligenschein in rothem Gewand, mit grauem, grün verbräunten und gefütterten Mantel, die Rechte auf der goldenen auf's Knie aufgelegten Weltkugel gestützt, in der Linken das Scepter haltend; — die Geburt Christi mit schönen Arabesken einem etwas verwischten Monogramm und einem Singelehrer mit zwei Schülern; — die Anbetung der heiligen drei Könige mit schönen Verzierungen; — Maria betend, welcher der Engel erscheint, mit reizenden Arabesken; — Maria in dunkelgrauem Kleide, in der Rechten ein Knäblein, in der Linken ein blondhaariges Mädchen; beide Kinder halten zusammen, der Knabe mit der Rechten, das Mädchen mit der Linken, ein Buch; um die Kinder schlingt sich ein blauer Mantel, den Maria trägt, deren Kopf ein weißes Tuch bedeckt. In den reich gemusterten Arabesken bildete sich der Maler selbst ab, dessen Monogramm ist:  — Ferner zeichnet sich aus: der auferstandene Christus, stehend vor dem Grabe; — die Himmelfahrt Christi; die Ausgießung des heiligen Geistes; — das Abendmahl; — eine Kirche mit zwei Thürmen an der Giebelseite, an welcher die Treppen angebracht sind, auf dem Dache ein noch höherer Thurm, mit sehr vollen Arabesken und dem Monogramm Johannes  Zu unterst ist ein Mummenscherz abgebildet, der aus 20 Menschen besteht. 

Die Gestalt der Kirche, welche mit den ältesten Abbildungen unserer noch jetzt bestehenden Johanniskirche übereinstimmt, hat auch hier sehr große Ähnlichkeit, so daß wir hier jedenfalls die älteste Abbildung der Kirche des Johanniterordens in Bittau vor uns sehen. Weitere schöne Malereien stellen dar die Darstellung im Tempel; einen im schwarzen Kessel stehenden, dem Tode durch eine brennende Flüssigkeit bestimmten Heiligen; Johannes in der Wüste; einen Engel, die Gerechtigkeit darstellend, hierbei das Monogramm  und reiche Arabesken; den heiligen Andreas, dabei den Maler und  sein Monogramm ; zuletzt sieben knieende Väter, mit schönen Verzierungen.



Auf Bl. 30 b dieses Meßbuchs steht ein lateinischer Hymnus auf Maria, aus 10 Versen bestehend:

Ad honorem et decorem  
matris dei nostre spei  
consurgamus et psallamus  
laudes ei  
u. s. w.

Amen MCCCCCXII<sup>o</sup>.

Das vierte Meßbuch hat 83 Pergamentblätter, die 65 und 45 Cent. lang und breit sind, jede Seite mit 9 vierzeiligen Notenlinien. Die Initialen sind einfach colorirt, bis auf den Anfangsbuchstaben des ganzen Buchs, in welchem drei singende Mönche abgebildet sind. Die Arabesken sind nicht so schön wie im 3. Meßbuche. In einer derselben sehen wir eine knieende Person, welche zum heiligen Bartholomäus betet, vor ihr den nackten Welttheiland, hinter ihr einen Heiligen, der mit der Linken ein Messer hält.

Das fünfte Meßbuch scheint früher viel in Gebrauch gewesen zu sein und besteht aus 321 Pergamentblättern, mit je 9 fünfzeiligen Notenlinien auf jeder Seite, die eine Länge von 59 und eine Breite von 39 Cent. haben. Die Initialen sind einfach bunt, wo aber ein Miniaturgemälde auftritt, finden wir auch bunte Arabesken. Durchschnittlich sind die Bilder 20 und 15 Centim. Die Malereien stellen dar: Christus als Welttheiland; die Geburt Christi; die heiligen drei Könige; den auferstandenen Christus; seinen Einzug in Jerusalem; die Auferstehung; die Himmelfahrt; die Ausgießung des heiligen Geistes; die Dreieinigkeit; die Austheilung des Abendmahls; den leidenden Christus; abermals eine Kirche wie oben im 3. Meßbuch und in den Arabesken: Bär, Affe und drei Narren; Christus mit zwei Fischern im Rahne; Christus als Knabe im Tempel; Christus als Lehrer; Christus Darstellung im Tempel; den heiligen Andreas und zuletzt, wie im 3. Meßbuche, sieben aus einem Meßbuche singende Kreuzherren, wodurch also sicherlich die Zahl der in Zittau beschäftigten geistlichen Herren angedeutet wird. Im Jahre 1373 befanden sich laut einer ungedruckten Nachricht, welche dem Verfasser durch das hochwürdige Ordenskapitel in Prag zu Theil wurde auf die liebenswürdige Verwendung des Herrn Pf.-Admin. Siansky in Langenau bei Haida, 9 Presbyter und kein Laicus als Mitglieder der Commende Zittau.

Dieses Meßbuch stammt aus dem Jahre 1435, denn es heißt auf Bl. 177 b: Anno domini M<sup>o</sup> CCCC<sup>o</sup> XXXV<sup>o</sup> Completus est liber iste gradualis pro ecclesia parochiali Civitatis Zittaviensis Et est comparatus per honorabilem fratrem dominum Johannem Gotfridi de goltberg tunc temporis ibidem Commendatorem et plebanum Et ideo orate pro eo et pro omnibus benefactoribus ad dominum Jesum Christum etc.

Das sechste Meßbuch zählt 378 Pergamentblätter von 65 und 45 Cent. Höhe und Breite, jede Seite mit 9 vierzeiligen Notenlinien. Interessant ist dieses Missale besonders dadurch, daß die großen Anfangsbuchstaben mit den Miniaturmalereien entweder gar nicht vollendet sind, weil die Bücher außer Gebrauch kamen, oder ganz fehlen. Die Arabesken um die Miniaturen sind von geringerm Umfange und Werthe. Die Anfangsbuchstaben sind nur bunt. Die einzelnen Malereien stellen dar: die Dreieinigkeit; Christus das Abendmahl austheilend; eine Kirche mit zwei Thürmen (ähnlich wie in Nr. 3); zwei Heilige, von denen der rechts stehende in Hermelin gekleidet ist, in der Rechten einen Palmenzweig, in der Linken eine Kugel haltend; Christus, Petrus den Schlüssel reichend; die Empfängniß beider heiligen Frauen (curios aufgefaßte Darstellung); der heilige Laurentius in jüdischem Anzuge, in der Linken ein Doppelkreuz haltend, mit der Rechten einem Krüppel Brod dareichend; die Himmelfahrt der Maria; der heilige Augustinus; der Tod Johannes des Täufers.



Das siebente Meßbuch endlich besteht aus 401 Blatt von Pergament, die 47 und 33 Cent. lang und breit sind, und enthält meist Text und wenig Noten. Von Miniaturen nennen wir den segnenden Weltheiland; die Geburt Christi; die Anbetung der heiligen drei Könige; Christi Auferstehung und Himmelfahrt; den heiligen Geist; die Dreieinigkeit; die Grablegung; Jacobs Traum; Christus und die beiden Fischer; Christus im Tempel vorgestellt; Maria und der Engel; ein Heiliger, die Mutter Gottes auf dem Arme haltend. Auf Bl. 202 finden wir ein blattgroßes colorirtes Bild, in der Mitte Christus am Kreuze, ihm zur Rechten Maria, zur Linken Johannes, sämmtlich mit vergoldetem Heiligenschein, mit Arabesken.

Ein achttes Meßbuch, mit lateinischem Text, ohne Noten, ist ebenfalls vor 1500 geschrieben und besteht aus 378 Blatt. Auf dem Schnitt steht: Maria nicolaus slosser.

Dr. A. Tobias.

## II.

### Simon Sechter.

Die Pflicht über die Lebensverhältnisse, die Schicksale, Charaktereigenschaften und Thätigkeitsäußerungen hervorragender Zeitgenossen möglichst authentische Daten aufzusammeln, um sie der Nachwelt zu überliefern, gebeut auch uns hier das Wissenswerthe aus den Lebensgeschichten eines Mannes niederzulegen — zu dessen persönlichen Freunden wir zu gehören die Ehre hatten — der zu den Kunstforphäen der Gegenwart zählte; eines Mannes, dessen Name unter den Meistern der Tonkunst — insbesondere des strengen Sazes — als glänzender Stern hervorleuchtet, und in der gesammten Musikwelt hochgeachtet und verehrt wurde, wie wenige.

Im äußersten Süden Böhmens, auf einem mächtigen Hügel ausgebreitet, von waldigen Bergen umsäumt, von der eben zum Flusse gewordenen Moldau umflossen, liegt Sechter's Geburtsort „Friedberg.“ Schon der Name flößt uns Sympathie ein, und Freunde der Natur weilen gerne in dieser pittoresken, wildromantischen Waldgegend, deren riesige Nadelforste — die Ausläufer des herzynischen Waldsystems — erquickende Balsamdüfte aushauchen. Der im Gebiete der Naturschilderung mit Meisterschaft waltende vaterländische Dichter Adalbert Stifter hat diese reizvolle Gegend, wo er seine Jugend verlebte, zum Schauplatz mancher anmuthigen Novelle gemacht. Hier nun stand auch die Wiege des Mannes, dessen Leben wir kurz zu erzählen gedenken — hier, im stillen kleinen Städtchen Friedberg, erblickte Simon Sechter am 11. Oktober 1788 das Licht der Welt als der Sohn eines geachteten Bürgers und Bindermeisters.

In seinem 11. Jahre erhielt er von dem Ortschaftslehrer und Chorregenten Joh. Nep. Maxandt den ersten Musikunterricht, und zwar im Singen, Violinspielen und auf der Flöte, später auf dem Klavier. In Ermanglung eines Instrumentes wiederholte er seine Lektionen zu Hause mittelst eines Brettes, auf welches er sich die Tasten gezeichnet hatte. Sein Eifer war ein solcher, wie er musikalischen Naturen gewöhnlich eigen ist. Je mehr er technische Fertigkeit im Spiel gewann, desto mehr drängte es ihn zum selbstständigen Schaffen. Kaum dreizehn Jahre alt, fing der künftige Tonmeister, ohne je eine Partitur gesehen zu haben, schon an aus innerem Drang zu komponiren, so zwar, daß er eine Messe in einzelnen Stimmen, Takt für Takt, niederschrieb, und auf diese äußerst unbequeme und mühsame Art im Verlaufe längerer Zeit vier ähnliche Versuche zu Papier brachte, bis ihn sein Lehrer den Gebrauch einer Partitur kennen lehrte, so daß ihm durch den gewonnenen Unterricht die Arbeit des Tonsazes um Vieles erleichtert wurde.



Von seinem Lehrer aufgemuntert, komponirte er von nun an mehrere Stücke. Allein die äußeren Lebensverhältnisse nöthigten ihn, frühzeitig auch an Erwerb zu denken. Zunächst wohl die damaligen trüben Zeitumstände, vielleicht aber auch der nähere Umgang, den er pflog, waren es, was ihn veranlaßte, sich für den Lehrerstand zu bestimmen. In seinem 14. Jahre wurde Sechter Schulgehilfe zu Pfarrkirchen in Oberösterreich; hier, bei dem Schulmeister Stegmann, fand er einen ziemlichen Vorrath von Musikalien, darunter insbesondere auch die Josef Haydn'schen Oratorien, die er fleißig studierte. Im folgenden Jahre mußte Sechter nach Linz, um sich der Präparandenprüfung zu unterziehen. Auf einen Lehrerposten jedoch ging Sechter nach absolvirtem Kurse nicht mehr. Durch das Handlungshaus Greipl in Friedberg wurde er mit dem Fürst Starhemberg'schen Güterdirektor, Hofrath Kowarż bekannt, der ihn 1804 als Korrepetitor für seine Kinder mit sich nach Wien nahm. Hier nun ging ihm eine neue Welt auf. Mit dem größten Feuereifer vertiefte er sich in die Tonschöpfungen Mozarts, Händel's und Seb. Bach's, und in diesem Zeitpunkte war es, wo seine schon früher gezeigte Vorliebe für den strengen Satz in der Komposition nur umsomehr Wurzel faßte. Den von Hartmann (einem Schüler Albrechtbergers) genommenen kurzen Unterricht im Kontrapunkt führte er durch eigenes Studium der Werke Marpurg's, Kirnberger's u. a. weiter. Von Leopold Kozeluch erhielt er die höhere Ausbildung im Klavierspiel, und durch die italienischen Singmeister, welche in Kowarż' Hause unterrichteten, fand er Gelegenheit seinen Geschmack zu läutern und zu verbessern. Nach einiger Zeit gab Sechter schon außer dem Hause seines Gönners Unterricht im Klavier, und verdiente sich auf diese Art so viel, um endlich in den Stand gesetzt zu sein, das Haus seines bisherigen Wohlthäters verlassen zu können. Im Jahre 1811 übernahm Sechter den Gesangs- und Klavierunterricht der Blinden im k. k. Blindeninstitute, den er nach einem eigenen, von ihm entworfenen Plan und nach seiner eigenthümlichen Lehrmethode durch viele Jahre mit dem besten Erfolge fortsetzte. Über dem Ausarbeiten dieses Lehrplanes reifte bei ihm die Vorliebe für den doppelten Kontrapunkt und für die strengere Schreibart überhaupt, in welcher er sich auch eine solche Fertigkeit erwarb, daß darin schon damals wenige mit ihm in die Schranken treten konnten. 1820 wurde er mit Abbé Stadler bekannt, der ihn aufmunterte, ihm nützliche Winke gab, und ihn allenthalben, vorzüglich bei dem damaligen Hofmusikgrafen Moriz Grafen von Dietrichstein empfahl.<sup>1)</sup> In dieser Zeit schrieb Sechter drei größere Messen und vier kleinere, welche in der k. k. Hofkapelle zur Aufführung kamen. Seit dieser Zeit schrieb Sechter fast ausschließlich im strengen Style. Er bekam mehrere Schüler in der Kontrapunktlehre, von welchen folgende sich bereits bemerkbar gemacht haben: Engelbert Aigner, Fedrigotti, Friedr. Schnell, Sigm. Thalberg, Theodor Döhler und Leopoldine Blahetka. — 1824 erhielt Sechter die zweite Hoforganistenstelle, rückte aber schon im darauffolgenden Jahre, nach Worzischek's Tode, zum ersten Hoforganisten vor.

Von jetzt an widmete Sechter seine freie Stunden dem Unterrichte seiner eigenen Kinder und jener erwachsenen Personen, die den Generalbaß und Kontrapunkt nach seiner Methode studieren wollten, aber er blieb auch fortwährend thätig im Komponieren und arbeitete unausgesetzt an der Vervollkommnung seiner eigenen Lehrmethode. Als vorzügliche seiner Schüler aus neuerer Zeit führen wir folgende an: Henzelt, derzeit Musikmeister der russischen Kaiserfamilie, Gottfried Preyer, Kapellmeister bei St. Stefan und k. k. Vizehofkapellmeister,

1) Stadler, bekanntlich der musikalische Rathgeber des Grafen Dietrichstein, schlug das Talent Sechter's so hoch an, daß er seine weiteren Besuche in Wien von der Anstellung seines Schütlings abhängig machte.



des jetzigen Wiener Domorganisten Bibl's Söhne, wovon der lebende k. k. Bizehoforganist ist, den Herzog Lucca'schen Hofkapellmeister Galli und den Einziger Domorganisten Anton Bruckner.

Die 80 Werke von Sechter, welche bereits im Stich erschienen sind, machen nur einen Theil der Gesamtzahl dessen aus, was er komponiert hat. Darunter zeichnen sich vorzüglich mehrere Messen und andere Kirchenstücke, als: Requien, Graduale 2c. aus, ferner Gelegenheits-Kantaten, Quintetten, Quartetten, Trios für Streichinstrumente, Lieder und mehrstimmige Gesänge, Symphonien und Ouvertüren für Orchester, eine ungeheure Anzahl von Fugen für das Klavier im freien und ungebundenen Style.

Epochemachend war sein großes theoretisches Werk unter dem Titel: „Die Grundzüge der musikalischen Komposition“ (in drei Theilen bei Breitkopf und Härtl in Leipzig), das vor Allem seinen Namen unvergänglich gemacht hat. Der k. k. Hofbibliothek hat Sechter im Manuskript übergeben: sonn- und festtägige Episteln und Evangelien, ein- und mehrstimmige Psalmen für Vokalstimmen mit Klavierbegleitung, die Psalmen David's; dann dem Archiv des Wiener Musikvereins drei Oratorien, welche die Offenbarung Johannes umfassen, ein Oratorium „die Zerstörung Sodom's“ (in Partitur), die Ballade „Robert und Annchen“ (in Klavierauszug-Partitur) und mehrere Messen und Offertorien, ebenfalls im Manuskript, der Domkirche St. Stefan in Wien.

In den „Orgeltönen“ (Sammlung von kirchl. Liedern), herausgegeben von Passy, ist der Name Sechter am stärksten vertreten. Die im Druck erschienenen Werke vertheilen sich unter die Kunsthandlungen Haslinger, Spina, Glöggel, Artaria (bedeutend) und Wessely (weniger) in Wien. Sechter war auch durch zehn Jahre Klavierlehrer der k. k. Hofjüngerknaben und ertheilte den Zöglingen des Wiener Konservatoriums seit dem Jahre 1850 und anderen Privatschülern bis in sein hohes Alter Unterricht im Generalbaß und Kontrapunkt. Herzog Karl von Lucca verlieh ihm vor beiläufig 16 Jahren einen Verdienstorden und Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. am 16. Februar 1863 für seine vieljährigen, erfolgreichen Leistungen auf dem Gebiete der Tonkunst das goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

Mit diesem Tage trat Sechter in den gewiß verdienten Ruhestand, in welchem er aber nicht ruhte, sondern mit ungewöhnlichem Fleiße und bedeutender Fruchtbarkeit seine große Anzahl von Kompositionen vermehrte.

Drei Monate vor seinem Tode aber fesselte ihn ein rheumatisches Leiden und das Hervortreten eines alten körperlichen Uebels an das Krankenlager, während dieser Zeit seine Kräfte allmählig schwanden, bis er am 10. Sept. 1867 in den Armen einer barmherzigen Schwester, die ihm die letzte Pflege that, seinen Geist aushauchte.

Mit der irdischen Hülle des großen Kontrapunktisten wurde der Nestor der Kirchenkompositoren, der treue Wächter des strengen Sazes, zu Grabe getragen!

S. A. Markus.

### III.

#### Ein weiterer Beitrag zur Geschichte des böhmischen Bauernaufstandes von 1680.

Der Bauernaufstand, welcher unter der Regierung des K. Leopold II. gegen Ende des Jahres 1679 und zu Beginn des J. 1680 in Böhmen und dem angrenzenden Mähren und Schlesien, sowie in der Lausitz losgebrochen war, ergriff zu Ostern des Jahres 1680 auch die Herrschaft Klösterle und die benachbarten Gegenden. Eine Ursache dazu soll unter Anderem auch die gewesen sein, daß der Adel seine Güter nicht versteuerte, dagegen immer mehr Rustikalgründe an sich



brachte und die diesfälligen Steuern auf die Untertanen wälzte, wie dieses z. B. in Bernsdorf der Fall war, wo der Grundherr nach dem 30jährigen Kriege öde Rustikalgrundstücke an sich zog und die hiervon entfallende Steuerlast auf die noch übrigen Rustikalisten legte. An die Spitze der Auführer stellte sich Tobias Fiedler aus Bernsdorf. Der Graf Michael Oswald von Thun mußte sich an die Grenze flüchten und der Aufstand mit Woffengewalt gedämpft werden. Wie an den anderen Orten wurde auch hier ein strenges Gericht gehalten. Die in Kaaden tagende kaiserliche Kommission sprach über die Güter der Betheiligten die Konfiskation aus und verurtheilte Einen aus ihnen zum Tode durch den Strang. Ueber das Schicksal des Anführers Tobias Fiedler bringt das Bernsdorfer Grundbuch, begonnen im J. 1651 (Fol. 167), folgende Mittheilung:

„Am heutigen Tage sancti Viti den 15. Juni 1680 ist auf Befehl der gnädigen Obrigkeit als der wohlbedelgeborenen Frau Magdalena Elisabeth Julia von d. Eßin, gebornen Freim von Geißelsberg und Finkstein, Frau auf Bernsdorf, Laucha und Roschwitz, landtäfelig konstituirten Vormünderin der Schmiedtgräbnerischen Erben dem Georg Resch des Tobias Fiedler Hof sammt 1 Huben Felbes verkauft worden, aus Ursache: weil er, Tobias Fiedler, wider Ihro kaiserl. und königl. Majestät, Dero ergangene allergnädigste Patenta und gnädige Grundobrigkeit sich der abscheulichen Rebellion theilhaftig gemacht und sogar nicht allein der erste Rädelführer und Aufwiegler des Dorfes Bernsdorf, dessen zugehörige und andere herrschaftsbenachbarte Ortschaften, besonders auch Solicitator in Prag gewesen, auch von den mit einer gnädigen Obrigkeit gehaltenen 12 Rainssteinen 9 ausgehoben und in das obrigkeitliche Feld geworfen, wodurch er nicht allein Hab und Gut, sondern auch Leib und Leben verloren hätte. Wiewohl nun solches Gut vorher dem Tobias Fiedler für 1100 Schock überlassen worden ist, so kommt doch ansezo die Kaufsumme um 40 Schock geringer, aus Ursache: weil er, Tobias Fiedler, wider die gnädige Obrigkeit so gröblich sich versündigt hat und in seines Vaters Fußstapfen fleißig eingetreten ist.“

Von dem Kaufschillinge wurden 30 Schock den Gemeinden Bernsdorf, Schönbach, Laucha und Tomitschan als Entschädigung für die in der Bauernrebellion aufgelaufenen Soldatenunkosten über Verordnung der Obrigkeit verabreicht. Ein gleiches Loos, wie den Tobias Fiedler, traf den Georg Schöffel aus Pürstein, welcher sich mit seinen zwei Brüdern ebenfalls dem Aufstande angeschlossen hatte, wie dies aus nachstehender Urkunde hervorgeht: 1)

„Demnach sich Georg Schöffel, Wirth zu Pürstein, unterstanden und bei der vorübergegangenen abscheulichen Bauernrebellion sich vor einen Schriftensteller und Rädelführer hat gebrauchen lassen, dann aller Untertanen Aussag nach die Zusammenrottungen angestiftet, auch hierauf bei der damalig gnädigst verordneten kaiserlichen Kommission sich mit anderen Untertanen nicht nach Kaaden gestellt, sondern als ein Haupttrebell durchgegangen und von der Herrschaft mit Weib und Kind nächtlicher Weile heimlich entwichen ist, und weil er das Jahr hindurch, wie allen Untertanen der Herrschaft bekannt ist, gar keine Scharwerke — ausgenommen die Erbrobot — der Obrigkeit hat verrichten dürfen, und diesfalls nicht Ursache gehabt hätte, die Untertanen zu allem Bösen anzustiften oder sich zu solchem höchst sträflichen Beginnen gebrauchen zu lassen, auch um dessentwillen von der löblichen k. Kommission, der er, Schöffel, sich gestellt hätte, wie andern dergleichen Aufwieglern geschehen, an Leib und Leben gestraft worden wäre: also ist aus obangezogenen Ursachen sein im Dorfe Pürstein gelegenes Handscharwerksgütel konfiszirt und von gnädigster Grundobrigkeit eingezogen worden.“

Kaiser Leopold erließ zwar bekanntermaßen von Prag aus unterm 28. Juni 1680 ein Robotpatent; doch wurden die Verhältnisse nicht wesentlich geändert und

1) Pürsteiner Grundbuch vom Jahre 1644 Fol. 121.



bereits im Jahre 1682 ergriff abermals eine Bewegung die Gebirgsbauern des Saazer Kreises, welcher sich auch Klösterler Unterthanen anschlossen. „Binnen Kurzem,“ berichtet Herr Nikolaus Urban von Urbanstädt <sup>1)</sup>, hatten sich über 1000 Menschen unter dem Vorgeben gesammelt, ihre vom Kaiser herausgegebenen Freiheiten zu suchen. Unter Anführung eines gewissen Kreuzer zogen sie erst nach Maschau, wo sich das Kreisamt befand, und lagerten sich oberhalb des Städtchens bei der sogenannten „Weinpresse.“ Während sich hier der Haufen bei Pfeifenklang und Trommelschlag belustigte, ging eine Deputation zu dem Kreishauptmann von Goltz in das Schloß ab, welche aber daselbst das Thor versperrt fand. Von dem Thorsfüßchen heraus bedeutete ihnen der Kreishauptmann, daß sie hinsichtlich der Freiheiten, die vom Kaiser herabgelangt sein sollen, irrig belehrt wären, und daß sie ruhig nach Hause gehen möchten, da ohnehin in 4 Tagen der General Harant zu ihrer Beschwichtigung erwartet werde. Diesen Rath scheinen auch die Aufständischen zu Gemüthe genommen zu haben, da sie wider Erwarten des Kreishauptmanns, der einen Angriff auf das Schloß besorgte und darum schon 2 Pferde zur Flucht bereit hielt — nach einer durchschwelgten Nacht gleich am andern Morgen frühzeitig abzogen. Ihnen war Harant auf der Ferse gefolgt und schon am andern Tage in Kaaden mit seinen Truppen eingerückt. Die Theilnehmer am Aufstande wurden hier alle vorgeladen und mußten mit ihren Gewehren erscheinen. Die Rädelshführer, welche nicht erschienen, wurden aufgesucht und in ihren Wohnungen aufgehoben. Gegen Alle erging ein scharfes Gericht. Sie wurden theils gehent, theils geviertheilt. Einige Richter boten vergebens viertelweis Geld an, es mußte das Recht vollstreckt werden. Die Geviertheilten wurden auf Straßen und Wegen aufgesteckt. Nur den Hauptanführer Kreuzer konnte man nirgends auffinden, da er schon vor der Zeit durchgegangen war. Die Entlassenen wurden entwaffnet und jeder mußte einen Eid leisten, daß er sich ferner getreu verhalten und keine Rebellion mehr anfangen wolle. Der General Harant verweilte noch einige Tage in Kaaden, während seine Geschwader wieder in die Garnisonen abzogen.“

Joseph Stocklöw.

#### IV.

#### Der Blutteich bei Falkenau.

Unter den der Stadtgemeinde Falkenau gehörigen und verpachteten Gründen befindet sich auch eine große schöne Wiese, die hier unter dem seltsamen Namen „der Blutteich“ bekannt ist. Woher dieser Name rührt, das sagt uns das Gedächtnißbuch der Stadt. Im Jahre 1621, so entnehmen wir demselben, bemächtigten sich Mansfeld'sche Truppen eines großen Theiles von Böhmen, darunter auch der Städte Pilsen, Tepl, Schlaggenwald, Falkenau und Joachimsthal. Kaiser Ferdinand II. sah sich genöthigt den Herzog von Baiern und den Churfürsten von Sachsen um Hilfe anzurufen und that den dem Protestantismus ergebenen Grafen Peter Ernst von Mansfeld in die Acht. Dieser tapfere General verband sich mit den mißvergnügten Böhmen, denen er selbst geworbene Truppen zuführte und focht lange mit ihnen für die Sache des geächteten Churfürsten Friedrich von der Pfalz. Ferdinands Verbündeter, der Herzog Maximilian von Baiern, ließ 5000 Mann in Böhmen einrücken, zu diesen stieß der bayerische General Tilly mit einigen tausend Mann und die Sachsen, welche die Stadt Eger besetzten. Mit der Belagerung Pilsens wurde der Anfang gemacht. Um aber daselbst der Soldaten und der Bürger zu schonen, trug man den in der Festung liegenden Mansfeld'schen Truppen eine große Geldsumme an, wenn sie die Stadt auslieferten. Diese nahmen den Antrag an und zogen mit der Besatzung in die obere Pfalz, wo Mansfeld damals stand; dieser

1) Geschichte der k. Stadt Kaaden S. 256 ff. (Handschrift), wo der namentlich in den alten Stadtquaternen enthaltene Geschichtsstoff mit einem wahren Bienenfleiß zusammengetragen ist.



aber war mit den Offizieren übel zufrieden und ließ einige davon aufhängen. Bald darauf belagerten die Sachsen die Stadt Falkenau. Jene Belagerung beschrieben ein Kürschnermeister Namens David Hausner, der „Rathsfreund“ David Hayer und der damalige Pfarrer Michael Schiemer. Am 5. Februar 1621 sind (wie aus dem Gedebuche zu entnehmen ist) zwischen 6 und 7 Uhr Abends 600 Engländer mit dem Obristen Gray hier eingerückt. Am 11. Februar sah man auf der Birndorfer Höhe einige feindliche Reiter, welche von Schlaggenwald muthmaßlich in der Absicht kamen, unser Thal zu recognosciren, zogen aber bald wieder zurück. Am 21. März, Sonntag Lätari, während der Fröhpredigt wurden auf dem Löwenberg feindliche Reiter und Fußvolf erblickt, das sich gegen die Stadt wendete und diese von allen Seiten einschloß. Am 30. haben etliche Bürger und Engländer mit dem Feinde bei Reichenau „scharmuzirt“ und wurden Einige auf Seite des Feindes verwundet. Tags darauf gab es auf dem Hoffeld wieder ein Scharmügel, das aber von den unseligsten Folgen war. Als nämlich wir Bürger mit den Engländern um Getreid nach dem Reichenauer Mayerhof geschickt wurden, da stießen wir allenthalben auf feindliche Vorposten. Der Feind sammelte sich zu Haufen, wir Bürger ungefähr 50 an der Zahl schickten nach Entfas, worauf 70 bis 80 Engländer uns zu Hülfe kamen. Die feindliche Reiterei drang auf uns, wir gaben Feuer, worauf der Feind in das Dorf sich zurückzog. Bald sammelte er sich jedoch wieder, wir konnten nicht mehr zurück, es entstand eine große Verwirrung, so zwar, daß wir uns trennten; ein Theil floh in den Göllner-Teich. Von den in der Stadt Zurückgebliebenen erhielten wir leider zu spät den ersehnten Beistand. Vierzehn Personen von der Bürgerschaft wurden hier niedergeschossen oder todt gehauen. Das Blut der Verwundeten floß so stark, daß der Teich davon merklich gefärbt erschien. Nebst den Verwundeten wurden zwei Fuhren mit Todten in die Stadt zurückgebracht. Ein Bürgersohn, Namens Georg Werl, wurde gleichfalls vom Feinde niedergehauen. Von den Engländern blieben 4 todt, mehre wurden schwer verwundet. Den 4. April zog der Feind vor die Stadt, welche durch 4 Tage von ihm stark beschossen wurde; fürchterlich war während diesen Tagen der Donner der Kanonen zu hören. Den 9. April war auf beiden Seiten Waffenstillstand, es wurde wegen Uibergabe der Stadt unterhandelt, welche auch am 11. April 1621 vom Obristen Gray erfolgte, worauf ihm und seiner Mannschaft freier Abzug mit den Waffen in der Hand gestattet wurde. Hierauf zogen die Baiern und Sachsen ein. Kurz darauf fiel auch Elbogen. — Seit diesem in der Geschichte der Stadt Falkenau höchst denkwürdigen Begegniß wurde der Göllner-Teich im Volksmunde und in den Urkunden nie anders als der Blutteich genannt. Aber auch dieser existirt längst nicht mehr. Wo ehemals jener Teich sich befand, da sehen wir jetzt eine Wiese mit üppigem Graswuchs, der zur bleibenden Erinnerung an jene Leidenstage und an die verheerenden Stürme, die das 17. Jahrhundert so sehr erschütterten, der Name „Blutteich“ verblieben ist.

Ed. Janota.

## Geschäftliche Mittheilungen.

### General-Versammlung am 27. Juni 1870.

Nach Verlesung und Genehmigung des beifolgenden Jahresberichtes vom 16. Mai 1869 bis 15. Mai 1870 wurden zur Bestreitung der mit dem Vereinszwecke verbundenen Auslagen im Vereinsjahre 1870/71 nachstehende Beträge in Antrag gebracht und von der Generalversammlung angenommen:



1.	Für die Herausgabe von 8 Hefen der Mittheilungen . . .	2200 fl.
2.	Größere Publikationen, u. zwar:	
	für die Geschichte Böhmens II. Auflage 2750 fl.,	
	für die Geschichte der Stadt Leitmeritz 950 fl. . . . .	3700 fl.
3.	Bibliotheksauslagen . . . . .	600 fl.
4.	Für das Antiquarium . . . . .	100 fl.
5.	Für das Archiv (nebst Durchforschung der Stadtarchive). . .	500 fl.
6.	Honorar des Geschäftsleiters . . . . .	500 fl.
7.	Gehalt des Kanzellisten . . . . .	500 fl.
8.	Zins für die Vereinslokalitäten . . . . .	1000 fl.
9.	Beischaffung von Einrichtungsgegenständen . . . . .	100 fl.
10.	Auf Beleuchtung, Beheizung und Reinigung . . . . .	300 fl.
11.	Allgemeine Verwaltungsauslagen (Kanzleierfordernisse, Postporto ic.) . . . . .	800 fl.
12.	Extraordinarium . . . . .	400 fl.
	Summa . . . . .	<u>10.700 fl.</u>

Zu Rechnungs = Censoren für das Vereinsjahr 1869/70 wurden gewählt die Herren: Anton Bretschneider, Handels = Agent, Martin Mayer, Kaufmann, und Leopold Wolf, Buchhalter.

Für die Ausschufwahl waren 371 Stimmzettel abgegeben worden. (Hievon mußten in Gemäßheit des §. 18 Abs. 2 der Statuten 85 als ungiltig erklärt werden, weil dieselben nicht auf dem vom Ausschuf überfandten Originalstimmzettel ausgefertigt waren. Ein Stimmzettel war ungiltig wegen mangelnder Unterschrift. Es wurden in den Ausschuf gewählt die Herren:

Ph. Dr. <b>Jul. Ernst Födisch</b> , k. k. Ober = Realschul = Professor, mit	266	Stimmen
Ph. Dr. <b>Jos. Virgil Grohmann</b> , k. k. Statthaltereirath, mit	263	"
<b>Edmund Graf Hartig</b> , Excellenz, k. k. wirkl. geheim. Rath, Rämmerer, Mitglied des Herrenhauses ic. ic., mit	266	"
Ph. Dr. <b>Jos. Holzamer</b> , Professor an der Handels = Akademie, mit	266	"
J. U. Dr. <b>Vinc. Sohn</b> mit	273	"
J. U. Dr. <b>Otto Kerpel</b> mit	248	"
<b>M. Pfeiffer</b> , Inspektor der Buschtiehrader Eisenbahngesellschaft mit	260	"
Ph. Dr. <b>Karl Piskert</b> , Redakteur, Landtags = Abgeordneter, mit	271	"
<b>Gustav Kulf</b> , pens. k. k. Staatsbuchhaltungs = Rechnungsrath, mit	265	"
Ph. Dr. <b>Wilh. Volkmann</b> , k. k. Univ. = Prof., Landeschulrath, mit	265	"
<b>K. Werner</b> , k. k. Landeschul = Inspektor, mit	265	"
<b>K. Werfu</b> , kais. Rath, Rector d. deutschen Landes = Polytechnikums, mit	265	"
Ph. Dr. <b>Alex. Wiechowsky</b> , Instituts = Inhaber und Direktor, k. k. Bezirkschul = Inspektor, mit	266	"
J. U. Dr. <b>Friedrich Wiener</b> , Landes = Advokat, Präsident der Advokatenkammer, Landtags = Abgeordneter, mit	265	"
J. U. Dr. <b>Karl Ritter von Zdekauer</b> , Banquier, mit	262	"

In der ersten Sitzung des neuen Ausschusses wurde nach §. 10 der Statuten Sr. Excellenz Herr Graf Edmund Hartig zum Präsidenten, Herr Direktor Dr. Alex. Wiechowsky zum Vice = Präsidenten, Herr k. k. Rechnungsrath Gust. Kulf zum Kassier gewählt. Als Geschäftsleiter wird Herr Dr. V. Sohn, als Redakteur des Hauptblattes der Mittheilungen Herr Direktor Dr. Ludwig Schlesinger, als Redakteur der literarischen Beilage Herr k. k. Landeschul = Inspektor Karl Werner, als Antiquar Herr k. k. Prof. Dr. Jul. Ernst Födisch, als Archivar Herr Phil. Cand. Josef Wiltshko, als Bibliothekar Herr Ph. Cand. Karl Renner bestätigt.



In der Sitzung des Ausschusses am 31. Mai und 8. August 1870 wurden zu Vertretern des Vereines ernannt, und zwar:

- Für Dauba: Herr Urban Josef, J. U. Dr. Landes-Advokat.  
 „ Falkenau: „ Janota Ed., Apotheker, Bürgermeister.  
 „ Linz: „ Hron von Leuchtenberg Anton, k. k. Hauptmann a. D. zc.  
 „ Schönlinde: „ Fischer Josef, Lehrer.

Das Mitglieder-Verzeichniß (geschlossen am 23. Juni 1870) und der achte Jahresbericht des Vereines liegen diesem Hefte bei.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 18. August 1870.

#### Ordentliche Mitglieder:

- Herr Altvatter Alois von, Beamte der böhmischen Sparkassa in Prag.  
 „ Frank Franz Anton, Kaufmann in Reichenberg.  
 „ Hauke Gustav, Kaufmann in Reichenberg.  
 „ Hebestreit Friedrich, Hotelbesitzer in Bodenbach.  
 „ Hielle August, Bleicher in Schönlinde.  
 „ P. Hoppe Franz, Pfarrer in Seefitz.  
 „ Hudler Siegmund, Professor an der Oberrealschule in Elbogen.  
 „ Juris Theodor, J. U. Dr., Landes-Advokat in Plan.  
 „ Knoll Eduard, Privatier in Karlsbad.  
 „ Krämling Johann, Braumeister in Kuttenplan.  
 „ Lasch Koppelman, Jur. Dr., Landes-Advokat in Prag.  
 „ Lehmann, Bürgermeister in Wernstadt.  
 „ Lehmann Josef, Reallehrer in Teplitz.  
 Köbl. Lehrer-Verein in Bergreichenstein.  
 Herr Lohr Otto, Phil. Stud. in Prag.  
 „ Melzer Karl, Handelsmann in Langenau.  
 „ Narowec Josef, k. k. Notar in Gablonz.  
 „ Nowak Wenzel, Instituts-Direktor, k. k. Bezirksschulinspektor in Pilsen.  
 „ Pazak Friedrich, Lehrer in Schatzlar.  
 „ Priebisch Josef, Kaufmann in Gablonz.  
 „ Reich G. F., Glasfabrikant in Langenau.  
 „ Rudolf Hermann, Forst-Ingenieur in Teplitz.  
 „ Scheinpflug Arthur, Beamte der böhmischen Sparkassa in Prag.  
 „ Schellerich Wenzel, Kaufmann in Reichenberg.  
 „ Schlegel Josef, Lehrer in Schönlinde.  
 „ Stadler von Wolfersgrün Friedrich, Jur. Stud. in Prag.  
 „ Steinbach Franz, Spinnmeister in Jungbuh.  
 „ P. Stöffel Anton, Cooperator, Malthefer-Ordens-Priester in Langenau.  
 „ Trotha August, Gasthofbesitzer in Teplitz.  
 „ Weiszer Josef in Jungbuh.  
 „ Weiszbörfer Franz, k. k. Hauptmann in Dux.  
 „ Weydlich Ottomar, Wachszieher in Böhmisches-Zwidau.  
 „ Zöh Eugen, Kaufmann in Trautenau.

Vom 5. Mai bis 18. August 1870 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, u. z.:

#### Stiftende Mitglieder:

- Herr Liebig Johann Freiherr von, Fabriksbesitzer zc. in Reichenberg. († 16. Juli 1870.)

#### Ordentliche Mitglieder:

- Herr Kral Josef, Rechnungs-Revident in Tepl. († 3. September 1869.)  
 „ Mattausch Friedrich, Fabriksbesitzer in Franzensthal. († im Jahre 1866.)  
 „ Netter J., Sparkassabuchhalter in Budweis. († im Juli 1870.)  
 „ Porthheim Moses Borges Edler von, Fabriksbesitzer zc. in Prag. († 21. Mai 1870.)  
 „ Siegl Anton, Realschul-Direktor in Teplitz.  
 „ Tschepper G. L., Kaufmann, Stadtrath in Leitmeritz.



- Herr **Ulrich Josef**, Apotheker in Gablonz. († 14. Juni 1870.)  
 „ **Waidele Ernst**, Edler v. Willingen, J.U.Dr., Landesgerichts-Präsident etc. († 21. Juni 1870.)  
 „ **Wünsche Johann jun.**, Fabrikant in Schönlinde.

## Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 7. Mai bis 18. August 1870 dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Herr **Andree Richard**, Phil. Dr. in Leipzig: 14 Bände und Broschüren.  
 „ **Becking Wenzel**, Kaufmann in Prag: 1 Münze.  
 „ **Binder Karl**, Weinhändler in Prag: 1 Werk. Fol.  
 „ **Bürckholdt Franz** in Rumburg: 1 interessantes Manuscript aus d. J. 1626. 4<sup>o</sup>.  
 „ **Danzer J.**, Med. et Chir. Dr.: 1 Brosch.  
**Deutscher Juristenverein** in Prag: Mittheilungen . . . Nr. 4.—6. 1870.  
**Deutscher pädagogischer Verein** in Prag: Blätter für Erziehung und Unterricht. 1. Jahrg. 1870. Nr. 1—17.  
**Direktion der Oberrealschule** in Leitmeritz: 1 Werk.  
 Herr **Dogauer Richard** Ritter von, Großhändler etc., in Prag: 8 Werke, Brosch. u. Flugblätter.  
 „ **Eichmann Bernh.**, Maschinenfabrikant in Prag: 1 Werk.  
 „ **Eifer Emil**, Stud. in Prag: 2 Münzen.  
 „ **Födisch Jul. E.**, Phil. Dr., Professor an der k. k. deutschen Oberrealschule in Prag: XII. Geschäftsbericht des Thierschutz-Vereines in Prag.  
**Handels- und Gewerbekammer** in Reichenberg: Protokoll der Sitzung . . . am 1. Juli 1870.  
**Historisch-statist. Section** der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn: Schriften . . . 19. Band. 1870.  
**Historischer Verein** für Ermland in Braunsberg: Zeitschrift . . . 4. Bd. 11. u. 12. Heft. Jahrgang 1869. — Monum. histor. Warmiensis . . . 11. und 12. Lieferung.  
**Historischer Verein** für Niederbayern in Landshut: Verhandlungen . . . XIV. Bd. 1.—4. Heft.  
**Historischer Verein** für Steiermark in Graz: Mittheilungen . . . 17. Heft. — Beiträge . . . 6. Jahrgang. 1869.  
 Herr **Glawatsch** in Reichenberg: 6 Kupfermünzen.  
 „ **P. Hoffmann Ant.**, Hauptschul-Direktor, k. k. Bezirksschulinspektor in Reichenberg: 1 Werk.  
 „ **Köhler Karl**, Journalist in Prag: 4 Werke in 7 Bänden.  
 „ **Komarek J.** in Pivana: Einen sehr interessanten Antiquitätenfund aus Gräbern bei Mies, bestehend in Armspangen, Ringen, Nadeln, Spiralen, Spinnwirteln u. s. w.  
 „ **Lang Karl**, Phil. Cand. in Prag: 2 Münzen.  
 „ **Lauterer Joh.**, J. U. C. in Prag: 2 Silbermünzen.  
 „ **Mitnik Josef** Advokatur-Kanzellist in Prag: 1 Denkmünze.  
 „ **Oesterreicher Markus**, Med. et Chir. Dr. in Reichenberg: 15 alte interes. Kupfermünzen.  
 „ **Pröckl Vinz.**, Brunnen-Inspektor in Franzensbad: 1 Werk.  
 „ **Renner Karl**, Phil. Doctorand in Prag: 3 Silbermünzen.  
**Königl. sächs. Verein** für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer in Dresden: Mittheilungen . . . 20. Heft. 1870.  
 Herr **P. Schmid** Ambros, Jubelpriester, Pfarrer, Personalbechant, bischöfl. Notar in Altbuch: 1 Landkarte.  
 „ **P. Schmidt** Rudolf, Kaplan in Altbuch: 2 Broschüren und 1 Landkarte.  
 „ **Schneider Franz**, Hauptschullehrer, k. k. Bezirks-Schulinspektor in Trauteman: 2 Werke in 3 Bänden.  
**k. k. Statistische Central-Commission** in Wien: Mittheilungen . . . XVII. Jahrg. 2. und 3. Heft. 1870.  
 Herr **Teweleß Philipp**, J. C., Cultus-Gemeinde-Sekretär in Prag: 2 Werke.  
**Verein** für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M.: Mittheilungen . . . 4. Band. Nr. 1. — Neujahrsblatt . . . für 1870. — Verfl. Beschreibung der Stadt Frankfurt . . . 5. Heft.  
**Verein** für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt: Archiv . . . Neue Folge. 8. Band 3. Heft und 9. Bd. 1. Heft. — Jahresbericht . . . für 1868—69. — Trausch J., Schriftsteller-Lexikon . . . 1. Band. Kronstadt 1868. — Ziegler Fr. v., Harteneck . . . Hermannstadt 1869. — Hermannstädter Local-Statuten . . . 1869.  
**Verein** für Lübedische Geschichte und Alterthumskunde in Lübeck: Flug. Die Unterdrückung der Herrenhuter in Lübeck . . . 1864. — Jahresberichte . . . für 1867 und 1868.  
 Herr **P. Södl** Val., Oberrealschul-Professor in Reichenberg: Prager Abendblatt. 1. Sem. 1870.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**Dr. Ludwig Schlesinger.**

---

Neunter Jahrgang.

Drittes Heft.

---

## C h r o n i k

der

### Deutschordens-Priester-Kommende zu Eger vom Jahre 1580.

Herausgegeben von

**Dr. B. Dudik, O. S. B.**

Conradin, Sohn des erwähnten römischen Königs Conrad IV. aus seiner Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Baiern, verließ im April 1258 mit Einwilligung seiner Mutter und seines Vormunds, Ludwig Herzogs von Baiern, dem deutschen Ritterorden das ihm eigenthümlich zugehörige Patronatsrecht der Kirche zu Eger, welche damals zur Regensburger Diocese gehörte. Papst Alexander IV. und Albert Bischof von Regensburg bestätigten diese Schenkung, welche sich alsbald so bedeutend erwies, daß sie durch den Hochmeister Anno von Sangerhausen als eine eigene Priester-Kommende der vom Vater des Stifters sehr begünstigten und eigentlich dotirten Ballei Thüringen zugeschlagen wurde. Vom Jahre 1258 bis 1608 erhielt sich der deutsche Ritterorden in Eger.

Bis zum Jahre 1540 hielt sich daselbst, wenigstens formell, der Katholicismus, wenngleich das Betragen einiger Priester-Komthure weder der Religion noch ihrem Stande zur Ehre gereichte, und wohl eine Hauptveranlassung geworden ist, daß sich die Bürgerschaft der Stadt nach einer Besserung und nach einem eifrigeren und geregelteren Gottesdienste sehnte. Als aber nach dem Jahre 1540 mehrere pflichtvergessene Priester unmittelbar nach einander folgten, war es dem Landkomthur der Ballei Thüringen, Wilhelm von Holdinghausen, nicht schwer, bei einer im Oktober 1564 vorgenommenen Visitation der Kommende selbe in lutherische Hände zu spielen, besonders als sich der Stadtmagistrat das Jahr darauf, also 1565, öffentlich für die Annahme der Augsburgischen Confession aussprach.

Wir sagen, es war Wilhelm von Holdinghausen, dem Landkomthur der Ballei Thüringen, zu welcher die Kommende Eger gehörte, nicht schwer, das Haus zu reformiren, wie man damals zu sagen pflegte. Er selbst war ja vom katholischen Glauben abgefallen und dennoch im Orden geblieben.

Es trat nämlich im 16. Jahrhundert im deutschen Ritterorden die uns jetzt fast unbegreifliche Anomalie ein, daß, trotz der Verwerfung der katholischen Gelübde, auf denen ja der Orden beruhte, sich Männer erlauchter Familien in den Orden drängten, die Gelübde feierlich ablegten, und im Herzen, viele sogar öffentlich, schon längst aus der katholischen Kirche getreten waren. So weit waren damals die Begriffe verwirrt, daß man durch eine leidliche Versorgung die crasseste und unehrenhafteste Inkonsequenz entschuldigt zu haben glaubte. In der Ballei Utrecht, Sachsen und Thüringen hat dieses Unwesen zuerst um sich gegriffen, hauptsächlich durch die Landesherren selbst veranlaßt. Sie munterten die



Ehrvergeffenen auf, den Ordensmantel abzulegen, um sich nach ihrem Tode in den unumschränkten Besitz der von ihnen verwalteten Kommenden zu setzen.

Schon um das Jahr 1536 hatte sich der Herzog Georg von Sachsen das Recht angemacht, die der Ballei Thüringen gehörigen Ordenshäuser Zweigen, wo gewöhnlich der Landkomthur seinen Sitz hatte, Liebstädt, Nägelstädt und Schillen, gleichsam als sein Eigenthum, visitiren, sich darin Rechnung ablegen und alles inventarisiren zu lassen. Um das Jahr 1543 hat Herzog Moritz von Sachsen das reich begüterte Haus Schillen dem Orden ganz entrißen und den Erben Ernests von Schönburg zugewiesen. Im Jahre 1548 verweigert der Landkomthur der Ballei Thüringen, Hans von Germar, dem Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schutzker, genannt Milchling, geradezu den Gehorsam, in einem Kapitel zu erscheinen, schände und verleumderisch behauptend, „in mehreren Kapiteln, und namentlich in dem zu Mergentheim, seien so viele beschwerliche, der erkannten evangelischen Wahrheit und seinem christlichen Gewissen widerstreitende, selbst auch der Landesfürsten und allem Obrigkeit widerstrebende Neuerungen und Satzungen vorgekommen, daß er sich nicht habe überwinden können, an solchen Versammlungen Theil zu nehmen.“ Auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 hatte man sogar die Frage: „ob es einer Ordensperson nicht frei stehen müsse, aus dem Orden, wenn sie wollte, wieder auszuscheiden,“ zur Verhandlung gebracht. Allerdings hat der Kaiser diese „Freistellung“ nicht gestattet, aber zugegeben, daß 1559 auf Hans von Germar Wilhelm von Holdinghausen Landkomthur der Ballei Thüringen wurde. Fröhnte sein Vorgänger nur dem Eigennutze und der Habsucht seiner Freunde, so überließ dieser alle Oberherrlichkeit, Steuerberechtigung, Frohndienste und Aemterbesetzung in der Ballei dem Kurfürsten von Sachsen, und hatte seine Freude an der „Durchführung des evangelischen Werkes.“ Sein Freund und Rathgeber, Magister Hieronymus Tilesius, stand ihm dabei treulich zur Seite. So weit ist es im Orden unter dem Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian I. gekommen, daß auf einem Tage zu Raumburg man sich in Hinsicht der Ballei Thüringen dahin einigte, daß auch Befenner der Augsburgischen Konfession den Zutritt zum Orden haben können, und nach einem mit Hessen-Kassel errichteten Vertrage wechselten in der Ballei Hessen die drei Religionen, die katholische, lutherische und reformirte, in der landkommenthurlichen Würde ab! Weiter konnte der Orden, welcher sich der marianische nannte, den Hohn nicht treiben; er büßte denselben an der Stelle der Sünde mit seinem Untergange.

Jetzt wird uns das Benehmen des Landkomthurs Wilhelm von Holdinghausen in Eger erklärlich; die Chronik schildert uns dasselbe ganz dramatisch, denn ein Augenzeuge hat alles um das Jahr 1580 aufgezeichnet; bis zum Jahre 1540 schreibt er aus Hörensagen, dann bis 1567 aus eigener Anschauung und Erfahrung. Als der neuen Lehre zugethan, mag er manches, was er zum Nachtheile des Katholicismus sagt, im grellen Lichte, und was er zum Vortheile der Lutheraner sagt, bei gedämpfter Beleuchtung besetzen haben; im Ganzen und Großen scheint er jedoch ein treuer und aufmerksamer Beobachter und Bericht-erstatte gewesen zu sein, dem wir folgen können.

Wir nahmen diese Chronik aus einer gleichzeitigen Handschrift auf Papier 4<sup>o</sup>, welche ziemlich deutlich, doch flüchtig und von Einer Hand, aber zu verschiedenen Zeiten geschrieben, erst im Jahre 1835 aus der Sammlung des bekannten, im Jahre 1826 verstorbenen mährischen Gubernial-Sekretärs und großen Büchersammlers, Johann Peter Ceroni, um 18 fl. C. M. gekauft und der fürsterzbischöflichen Bibliothek in Kremsier einverleibt wurde. Dort steht sie unter der Signatur m/2. I. 20.

Das in steife Deckel gebundene Ms. besteht aus zwei Theilen. Der eine Theil, von S. 1 bis 151, gibt eine ziemlich umständliche, von einem Protestanten, wir vermuthen von dem deutschen Schulhalter und Notarius publicus in



Eger, Engelhard Pantraz von Haselbach, in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, etwa 1560, abgefaßte und von einer späteren Hand bis 1634 fortgeführte Chronik der Stadt Eger, welche in ungleicher Orthographie also beginnt: „Von und durch wen Eger gebaut ist. Die Stadt Eger, gelegen in der alten Marisker Lande, von wannen sie ihren Ursprung hat“ 2c. Der zweite Absatz: „Zu welcher Zeit ungefähr die zwei Klöster, Barfüßler- und Nonnenkloster, gebaut worden.“ Die ältere Chronik selbst endet: „von der Burg zu Eger. Das königliche Schloß oder Burg liegt gegen Mitternacht.“ Schluß des ersten Theiles: „Von einem Bauer, der sein Kind getödtet hat.“

Der zweite Theil der Chronik, von 21 Bl. in 4<sup>o</sup>. enggeschrieben, enthält, dem Beginne nach zu urtheilen, ebenfalls eine Chronik der Stadt Eger, übergeht aber alsbald in die detaillirte und analistische Schilderung der in Eger durch den Landkomthur Wilhelm von Holvinghausen und seinen Prädicanten Mag. Hieronymus Tilesius eingeleiteten und durchgeführten Reformation vor Allem des deutschen Hauses in Eger und von da aus der Stadt selbst, weshalb wir auch diesen Theil „Chronik der Deutschordens-Priester-Kommende zu Eger“ nennen.

Ihres Verfassers Name ist aus dem Texte, welchen wir, selbst in der Orthographie, getreu geben, nicht zu ermitteln. Der Franziskaner Mönch zu Eger, P. Friedrich Sergius, hat dieselbe in seine 1743 abgefaßte Chronik der Stadt Eger einbezogen. Grueber führt in seinem illustrierten Werke: „Die Kaiserburg in Eger,“ Prag und Leipzig 1864 4<sup>o</sup>. eine ganze Reihe von Eger'schen Chronikisten an; aber da er ihre Werke nicht näher bezeichnet, können wir nur vermuthen, daß im Archive der Stadt Eger auch diese Chronik vorliegt.

Am Schlusse des Exemplars merkte Ceroni auf 3. Bl. einige Data an, die sich auf die Eger'schen Stadtpastoren beziehen, und welche er, wie er sagt, „ex manuscripto coevo, quod fuit anno 1605 8<sup>o</sup>. et quod possidet Brunae gubernii concipista, Mader“ geschöpft hatte. Sie umfassen die Zeit von 1551 bis 1604. Wir geben sie im Anhange zur Chronik.

Benützt wurde die Deutschordens-Chronik, doch nur zum Theile, von Dr. Ad. Wolf „Ueber die Reformationsgeschichte der Stadt Eger,“ abgedruckt in den Sitzungsberichten der kais. Akad. der Wissenschaften, Jahrgang 1850, S. 10 bis 27, und schon früher in Kiegers Archiv für Böhmen. Dresden 1792, Bd. I.

---

### **Chronik der Deutschordens-Priester-Kommende zu Eger vom Jahre 1580.**

Man hat auß allen Brieflichen Urkunden, vnd Gebenden Nachrichtigung, daß zu Eger anfänglich die Kirche auf dem Rosenbüchel zu St. Johannis die Pfarr Kirche gewesen sey.

Hernach ist zur Pfarr Kirchen destinirt worden die Grosse Kirche zu St. Nicolai vnd Elisabeth; wann aber dieselbe anfänglich ist erbauet worden, kann man nicht wiesen, weil in der großen Egerischen Brunst Ao. 1270 mit der Stadt Privilegien vnd Büchern zugleich auch die Kirchen Historien mit verbrunnen sehn. Man findet zwar auf Einem Täßellein ober der Frankengrüner Altar geschrieben, daß Ao. 1239 derselbe Altar geweyhet worden, desgleichen steht auf der Meß Glocken, darauf man die Stunden schlägt, die Jahr Zahl, daran Sie gegossen worden Ao. Christi 1150. Jedoch kan hierauf kein recht vnd gewisses Alter der Kirchen geschlossen werden.

Von den Klöstern hat man auß den Antiquiteten soviel Urfchundt, daß das Nunnen Kloster zu St. Clara mit den Franziskaner Mönchen Kloster oder der Barfüßler anno Christi 1209 sein gebaut worden.

Gegen Mitter-Nacht der Pfarr Kirchen stehet ein großes vnd weites Huß, das man neuerlich noch den Kreuz-Hoff geheissen hat, ietzt aber daß Deutsche Haus genennet wirdt. An der



großen Glocken, der Stürmertn, steht die Jahr Zahl 1439, ist gegossen worden von Kunz Heißman von Regenspurg, Lohn davon 7 fl., ist aufgehengt worden anno 1444. Dieser Kreuz Hoff ist dem Teutschen Orden jetzt zugehörig, dessen Obrister der Teutsche Meister oder Hochmeister genannt wirdt, vndt zu Mergetheim oder Mergethal seinen Residentz hat, vndt do man die zugethane Häuser vndt Kommendaturen im Babstthumb in gewisse Unterschiedliche Pöleyen oder Reviren getheilet hat, ist dieses Hauß vndt Kreuz-Hoff unter die Düringische Inspection vndt tractum kommen, vndt hat der Düringische Landt Commendator zu Zweken, 1¼ Meil. wegs von Sena wohnhaft gewesen, neben andern Zugethanen Ordens Häusern auch über daß hiesische hernach die Inspection gehabt. Dieser Kreuz-Hoff zu Eger ist anfänglich vor die Priester des Marianiter Ordens, deren Zahl 18 gewesen, vndt vor Zwien Brüdern vndt einen Commendator oder plebanum gestieffet worden. Nochmals aber seyn auch edele vndt wohlverdiente Ritters-Ordens darin unterhalten worden. Ist auch zu wiesen, daß unter den Kreutherrn, oder Ordenspriestern, ein Jeder neben seinen Geistlichen Ampt auch Meß zu lesen, zu taufen, Kranke zu besuchen, andere auch in der Haushaltung ein Jeder sein besonder Ampt vndt Befehl gehabt mit Einnaumb und Aufgab der Gefälle.

Alß Erstlich hat es gehabt einen Decanum, der die Geistlichen vndt Ehesachen, neben den Commendatore und anderen Herrn, verhöret vndt entschieden. Vndt zum Andern hat man gehabt, Einen Prediger, der die Sonntage geprediget. Vndt hat man auch zuweilen in den Wochen Festen, vndt in der Fasten die Zenigen Ordens Herrn mit Predigen sich üben lassen, damit Sie auch in der Stadt möchten gehört werden, weil sie sonst hinaus auf die Filial gangen, alß gen Treuntz, Pöhma, Trebendorff, meist theils aber nur Messe lasen vndt hielten, so damals vor den höchsten Gottes Dienst gehalten wurde. Zum dritten hatt man einen Custodem, oder Küster genannt, dem die Moes Gewänder, Altar Tücher, Kelche, vndt andere Kirchen Geräthe besohlen waren einzuschließen, vndt aufzuheben, darzu Er dann sein besonder Küsterrey Ställein vndt eigen Gewölß bei der Sacristey gehabt. Aber ein Anderer hat müssen die Zehent von dem Getraide einfahren, vndt von dem Stadel auf die Böden schaffen, der ist der Kornherr genennet worden. Wieder ein ander hat eingefangen die Gefäll, an Geldt, Getraidt, vndt anderen Gestiefften Sachen, daß man dafür Betten, Predigen, Kranken vndt Armen helfen, Seelen-Gedächtniß, Vigilien vndt Vorbitt halten solte, der würdt genant Pietantzherr oder Meister, weil er die vota pietatis einnahme. Aber ein Anderer war der Schreiber, der den Commendatori die Register hielte, vndt Brieff schriebe.

Die Ritters Brüder wurden zur weltlichen Regierung gebraucht vor Alters, hernach aber ordnet man an Ihre stat nur einen Richter, der uiber Knecht vndt Mägde Pferd und anderes, wie auch über die Untertanen vndt Bauern geherrschet, vndt allerley Hausarbeit verrichten mußte. Wenn der Commendator etwas vor Einem ehrbaren Rath zu schaffen hatte, oder Irung vndt Zwehung zwischen Einem ehrbaren Rath vndt den Ordens Hauß vorfiel, so gieng der Commendator in einem weißen Mantel, darauf ein schwarzes Kreuz stundt, mit seinen Beiständtern Geistlichen vndt weltlichen auf daß Rathauß, vndt in diesen Habit sein auch die andern Ordens Herrn gangen, damit man Ordens Herrn vndt Layen Priester unterscheiden konte. Da der Orden mit der Zeit an Priestern abgieng, da hielt man Layen Priester zu Meß-Pfaffen vndt Kapellan, vndt haben die Mönchen auch müssen helfen messiren, davon Sie Ihr genants gehabt. Auch haben oft die Pfarrer vom Landt herein gemußt, vndt Messe lesen, sonderlich zu den Quatembern, do Sie Ihre Conventus gehalten.

Vndt wiewohl die Stadt Kirche vndt Pfarrern dem Rath vndt Stadt zustendig, so haben doch die Teutsche Herrn daß Jus vocandi haben wollen. Es wurden auch in diesen Kreuz-Hoff oder Teutschen Hauß, alle Schuldiener gespeiset vndt unterhalten, hieß zu der Zeit der Reformation, do man Ihnen vor die Kost ein gewisse Summe Geldes gegeben hat. Die Morgen Malzeit wurd umb 9 Uhr, die Abend Malzeit umb 4 Uhr gehalten vndt Gemeiniglich allemal zween Tische gespeiset; doch Einer wie der Andere. Am Ersten saßen der Commendator, Rector, vndt Eltisten Ordens-Herrn, an den andern aber die Jungen Priester vndt andere Schuldiener. Wenn einer auß den Jungen Priestern oder Schuldienern Alters, oder Schwachheit halber nicht können zu Tische kommen, so schickte man Ihm sein Essen in sein Stüblein, Zellen, oder Behausung. Wann auch Einer, der wol aufgewesen, nicht zu Tische gehen wollen,



hat man Ihm doch gleichwol ein Paar Brodt, oder drei, vndt Ein Viertel Kandel Bier anheimb geschicket.

Es hat auch Einer macht gehabt, bießweisen einen gutten Freundt oder Gast mit sich zu Tische zu nehmen.

Anno Chri 1540 ist Commendator oder Plebanus des Teutschen Hauses gewesen Nicolaus Sachs.

Unter diesem Commendatore hat das Bapstthumb angefangen zu fallen, vndt in abnehmen zukommen, vndt ist von den Bapisten selbst große Anlaß zur reformation gegeben worden. Weil Erstlich viel Ordens Herrn Ihren Orden selbst fahren, vndt zogen an Euangelische Orther, als Adam Bitter kam ins Boitlandt vndt wurdts darnach Pfarrer zu Schöneckh. Johannes Avenarius, oder Haberman, wurdts Kaplan zu Freyburg in Meissen, darnach Pfarr-Herr zu Falkenau vndt endlich Doctor vndt Professor der Hebreischen Sprach zu Wittenberg, vndt endlich Superintendens des Stieffts Zeit vndt Naumburg.

Item Andreas Lang Egranus, der auch anno 1553 zum Evangelio sich bekannte, vndt darnach zu Rada vndt Chemnitz Prediger worden. Item Sebastian Schlegel Egranus, der auch an vielen Euangelischen orthen Prediger worden. Item Andreas Trager von Markhausen, der anno 1552 den Orden verlassen, vndt zu Mühlbach lang Prediger gewesen. Darnach fiel auch Mangel vor an Predigern, da mußten nach absterben Simon Reizens (Rissens?), gewesenen Ordens Herrns vndt Predigers, die Franciscaner Mönche auß den Obern Kloster herab kommen, die verrichteten in der Pfarr Kirchen schlechte Predigten mit Verdruß müniglichs.

Wiber dieses so fihreten auf beedes die Ordens Herrn vndt Layen-Priester zu der Zeit ein solch Un-Zuchtigs, epicorisches vndt wüstes Leben, daß die Pfarr-Kinder und Zuhörer darüber mächtig geärgert, vndt der Prediger Lehre ganz verdächtigt gemacht wurde. Sonderlich war ein Ordens Herr, mit Nahmen Johannes Stork, welcher sich nicht scheute, öffentlich mit Bürgern und Bauern zuschlagen vndt Polgen. Es war auch ein Layen-Priester, Nahmens Wolfgang Kandler, der war einmal über der Mees auß trunkenheit entschlaffen, vndt als Er von dem Meßner gezupfet vndt aufgewecket wurde, hat Er angefangen laut zu schreien: Der Schellen König sitzt. Ein Anderer, Wildenauer genannt, wenn Er Predigte, so machet er nur Poffen daher, daß man zu lachen hatte.

Ein anderer Prediger, Bernhardus Lamir Wisnensis, lag tag vndt Nacht nur in Schlemmen vndt Sauffen, kam auch oft ganz trunken auf den Predigstuhl, vndt weisen Er bei Georgen Böhem hinter der Schul sehr viel Schulden angesoffen, zog Er heimlich davon, vndt ließ ein schöne Bibliothek oder Liberey hinter sich, welche Ihm gemelter Böhem vor seine Schulden ließ Gerichtlich einraumen. Eben desgleichen war auch sein Succesor, Georg Richter, welcher stettigs ohne schein ins öffentliche Mumen vndt Hurenhaus ging, alda man Ihn allemal suchen mußte, wie Er denn auch endlich heimlich davon vndt entlauffen mußte.

Neben diesen war ein trotziger, leichtfertiger, vndt verwegener Prediger, Valentinus Kofl genannt, der sezete öffentlich aufen Predig Stul seine Sündliche Seele zu Pfandt, vndt wüschete, daß Ihn solte der Teufel von der Kanzel weghohlen, wen die Pabstische Religion nicht recht were, daß wor seyn einiger Beweis, sonst wußt Erß mit nichten zu probiren. Nach diesem kam ein anderer Prediger, welcher auch der Letzte war, der hielt öffentlich eine Bettel, eines andern Weib, vndt muß auch heimlich entlauffen, hieß Endres Deiner; Summa es kam immer ein ärgerer über den andern.

Umb diese Zeit wurden Schönberg, Schirndling vndt Kaufphey (?) reformirt, da giengen die Bürger haufenweis hinauß an diese Benachbarte Orther das heilige Nachtmahl unter Zweier gestalt zu empfangen, (eine andere, doch gleichzeitige Hand), vndt wollten die ehrliche weiber den Pfaffen erhinuen nicht mehr trauen, dieweil ein Mönch in schwarzen Kloster, der Luft genandt, des Braumeisters weib hinter sanct Einhardtsaltar heimlich absolviret hätte, obshon der Priester in der Chreutzhoff auch heimlich im Sakrament den wein vndt Kelch gab, denen die ihm gelt gaben.

Ao 1550 Starb ein voller Pfaff über der meß, daß machete viel leitt stuzig.

Ao 1556 hat man auf der gantzen Abtey im Stifft Walbsaßen angefangen das Evangelium lauter zu predigen, und beede Gestalten in heiligen Abendmahl nach Christi vndt sanct Paul<sup>i</sup> ordnung zu gebrauchen.



Ao 1551 fing man an die neue Drgl bei sanct Niclas zu stimmen, Burdhart Deschen machte das Holzwerck. Man hat daran zu haun angefangen Ao 1549 vndt ist Ao 1552 gar aufgebaut, vndt fertig worden. Darunter stehet diese Burgermeister vndt Stadtherrn, abgemahlet: Bernard Schmidl, Daniel Bühlberger, Erhart Werner, Niclas Kestler, Erasmus Crainer, Doctor Stengl, Syndicus vndt N. Frischelisen in Krauen Röcken. Die alte Drgl über der Burgermeister Stühl ist gebaut worden Ao 1500. Vndt wurden ob die obgepagte Zeit die Papisten also gar nicht geachtet, daß, wann jemand krank wurd, wer ein Kind zu taufen hatte, man die Ewangelschen Priester vom Landt herein ungeschent in die Stat holetet. Die Abtisin Rome (Margareth von der Au, St. Clara-Ordens 1559) hat vor ihren außsprung aus den Kloster viel zu gehörige sachen von dem Kloster versez et, als dem Herrn von Schwahnberg zu der Burg den Maierhoff allhie umb 1700 thaler, dem Christoff von Zellwitz von Liebenstein etliche ziehensende Bauern zu Kohma, Oberndorff, vndt anderstwo umb 3094 Thaler, dem Finnhart von Rein zu Kicsperg das Dorff Fintig vndt andern Bauern umb 2000 thaler. Das gelt hat die Abtisin meist theils sambt ihren Schwestern in der Flucht mit davon gebracht, den sie hett ihre zween Brüder mit allhie, welche ihrer auch nicht vergessen. Diese Kauff Summa mußt der Rath zu Eger auf keyserlichen Beföhl wieder auslösen, welches auslösen den 26 Juni 1562 erst erfolget.

Ao 1556 ist Niclas Sax in Kreuzhoff gestorben, weil aber kein Ordens Herr mehr in Kreuzhoff vorhanden, vndt weder von den Teutschen Meister zu Mergethal noch von dem Landt Commendatore zu Zwegen (als welche damahls nicht viel nach den teutschen Hauff fragten, weil er dem Orden bisher wenig nutz getragen, vndt auch viel Schulden auf dem Kreuzhoff gebracht, vndt etliche Zehent versezet worden) ein anderer, oder neuer Commendator anher geschickt wurde: so mußte sich ein ehrbarer Rath des teutschen Hoffs annehmen, der verordnete darüber zween Verwalter, als Michael Beyer, des Raths, vndt Nickel Weirach, welcher des gewesenen Commendators schreiber von Jugend auf gewesen war, vndt umb alle gelegenheit wußte.

Nach der lauffung eines iahres als A. 1557. Da gedacht der Land Commendator zu Zwegen wieder an den Kreuzhoff zu Eger, und ordnete neben Niclas Weirach den Veit Maurer, einen versuchten, vndt alten Kriegsmann zu einen Richter. Vndt da hats sich angefangen, daß man Politikos zu gubernatoren über die Haushaltung des Kreuzhoffs gesetzt. Als aber gemeine Stadt vndt Landt mit dergleichen leiten nicht versehen war, verwies ein ehrbar Rath durch ein schreiben dem Landt Commendatori, do sie des Kreuzhoffs gefäll, so zu milden sachen gestiftet, vndt die ein-Kommen für Priester geschafft, legiret vndt verschaffet haben wollten, sie auch den Kreuzhoff, und gemeine Stadt vnd land, mit dichtigen Priestern, und andern Personen versehen solten. Da wurd der Lants Commendator der Poley Düringen Raths, den Hoff vnd Hauff forthin durch andre als Amtspersonen zu bestellen, wie auch geschehn. Weil aber der Lant Commendator keinen ordens Herrn zu weg bringen können, schrieb er einen ehrbarn Rath, er wolle ihm ein, oder zwee Ewangelsche Magistros schicken, wenn sie es haben wollten, Päpstliche wüßte er nicht herzubringen.

Ao 1561. War Landt Commendator, vndt Stadthalter zu Zwegen, in der Poley Düringen der ehrwürdige Edle, gestreunge, vndt Ehrenveste Herr Wilhelm von Holdinghausen teutsches ordens, aber doch der Augspurgischen Konfession zugethan, dieser, weil seiner Poley zugethane Ordens Herrn, nun mehr meisten Ewangelsch worden, so setzet er auch nach Eger zu einen Verwalter und Commendator des Kreuzhoffs, einen der sich zur Ewangelschen vndt Augspurgischen Confession bekant hatte: nemlich Christoff von Dacherodt, einen Düringschen von Adel. Dieser hat sich gegen einen Ehrbaren Rath vndt Bürgerschaft gar wol und freundlich gehalten, vndt hat ihn oft geiammert, daß so viel rechte Ewangelsche Christen in der Stadt Eger wären, die doch keinen rechten Seelsorger hatten, sondern müßten außs Landt hinausgehn, das reine wort Gottes zu hören, und die Sakrament in Zweierley gestalt zu gebrauchen. Diese hohe Christliche Sorg und Seelenhunger, vndt Durst nach den unverfälschten wortt Gottes, hat er seinen Oberherrn, Landt Commendatori zu Zwegen, schriftlich, und mündlich beklaget, auch berichtet, was bisher die Päpstlichen Pfaffen vor ein Gotlos, Epicurisch vndt ergerlichs leben geführet also, daß sie mit Spott vndt Hohn heimlich dar von ziehen hetten müßten, wie man auch hie nicht mehr dächtige Leidit zum Bredigen bekommen könne, ja, wie die Päpstlichen selbst ihrer abgötterei, weich wassers vndt Vigilien spotteten. Item, wie Sie ihm selbst, als ihrem vorgestellten



Commendatori vber tüssch, vndt sonsten mit Zandck, vndt wüßten, ungehorsamen leben zuwieder, vndt sehr verdrüsslich wären. Darnen her der Landt Commendator auf mittl gedacht, welcher gestalt der armen gemein in Stadt vndt landt mögte geholffen werden, damit sie sich ihres lang erlittenen geistlichen Hungers wieder erholen kömten, weswegen sich denn auch Herr Dacherot sehr bemühet hat.

Anno 1564. Den 17. Octobris kommt durch göttlich: gnädige Providenz gen Eger obge dachter der Ehrwürdige Edle, gestrenge vndt Ehrenveste Herr Wilhelm von Holdinghausen, teutzsches ordens, vndt Landts Commendator vndt Stadthalter zu Zwezen in der Poley Düringen, die Rechnung von Herrn verwaltern von Dacherot anzunehmen, vndt die Kanzel vndt geistliche ämbter wieder recht zu bestellen, vndt brecht mit sich den Ehrwürdigen rechtbaren vndt wohlgelehrten Herrn M. Hieronymum Tilesum, welchen er von dem Köblichen, hochgebohrnen Churfürsten von Saren, Augusto (dessen Stipendiar Er gewesen) ausgebetten, zu diesen Göttlichen werck zu gebrauchen. Herr Tilesius hiltte sich gar still, vndt bescheidenlich, als wär er etwa ein Politicus oder des H. Landt-Commendatoris Jurist, oder Sectarius also, daß kein mensch auf ienigen neuen Prediger gedachte, vndt wurdet allein etlichen wenigen gut Evangelischen Christen vertrauet, daß sie sich auf den Sontag hernach in der Kirchen befinden. Da nun den 26. Sontag nach Trinitatis, welcher war der 19. November, daß ambt in der Par Kirchen nach Pöpstlicher weis verrichtet, da war Andreas Döpner, samahl prediger, bereitet die predig zu thun. Wie er nun darauf in der Sacristey fertig wartet, sihe, da kommbt der Landts Commendator von Zwezen, sambt den Herr Verwalter Christoff von Dacherot, vndt Hans Henrich Tüßeln (Thiesel?) mit ihren Dienern, vndt schreibern auch in die Sacristey gegangen, S. M. Tilesum einzuführen, vndt zeigt der Landts Commendator dem Pöpstlichen Prediger Andraee Döpner an, er solle sein predigen zu diesen mahl einstellen, er hab einen andern mann mit sich herbracht, den wolle er ihundt hören. Unter dessen führet Herr Mgr. Johann Goldammer, Vadi Rector (der dieser sachen Wissenschaft hatte), auf dem Chor den glauben an teutzsch zu singen, welches vorhin nicht gehöret, oder gewesen. Als solches die H. S. Burgermeister, H. Peter Rupprecht, Bernhardt Schmiedl, Georg Wassermahn vndt Kaspar Kramer hören, schicken sie eilents einen Thürknecht, auf den Chor, den H. Goldammer zu fragen, warumb er den glauben teutzsch sänge, vndt laßen ihm zugleich anzeigen, er solle sich morgen des Montags vor einem ehrbaren Rath gestellen, vndt seines thun's rechenschaft geben. Ehe nun der Diener denen H. S. Burgermeistern von Rectore antwortt wieder bringt, sihe, da gehet auf dem Chor herfür M. Hieronymus Tilesius, mit einem weissen Chorrock angethan, vndt gehet auf den Predigstul zu, vndt folgen ihm nach Herr Landt Commendator von Holdinghausen, Herr Verwalter Christoff von Dacherott, der neue verwalter Herr Heinrich Tüßell, mit ihren Dienern, vndt begleiten ihn bis zum predigstul, warten auch auf, bis die Predig vollendet wardt. Die Herru Burgermeister stossen die Köpff zusammen, verwundern sich des neuen, unversehnen Predigers, vndt der begleitung. Das geschrey kombt bald heraus vor die Kirche, vndt auf den Mark, da sonst die Handwerks leüth, vndt frembte geselle (welche sich der Pöpstlichen Prediger nicht achteten) stunden vndt spaziereden, das ein neüer Prediger wär auf die Kanzel getretten, mit so vielen Herrn begleitet.

Darauf laufft iederman der Kirchen zu, vndt tringet sich das Volk mit grossen Haufen hinein. Herr Magister Tilesius verlieset das ordentliche Evangelium Mathaei am 24. von dem Kreuß der Verwüstung, vndt erkläret mit sonderlichen Fleiß, bescheidenheit vndt glimpff, das ist da sein der greuel der Verwüstung, nemlich falsche lehr, Abgötterei, Verehrung vndt anrufung der Pilder, vndt verstorbenen Heiligen (wie davon gleich auf diesen Sontag mit ein gefallen war das Fest der Heiligen Elisabethae, welche der Kirchen Patronin war), Vndt weistete, wie man den greuel der Verwüstung fliehen, vndt meiden, dagegen rechten Gottesdienst aufstellen sollen, vndt beschleüßte entlich die Predig mit einen Christlichen schönen gebett vor alle noth der Christenheit. Nach verrichter Predig wirdt er wieder vom Predigstul an bis ins Chor, vndt von dannen viber den gang bis in den Kreützhoff von obgemelten Herren vndt Dienern begleitet. Vndt singen darnach die Pöpstlichen Pfaffen ihre Messe wieder, wie vorhin an. Die Burgermeister gehen nach vollendeter messen auf den Rathhaus hin vndt wieder, vndt berathschlagten das werck. Die gemeine Burgerschaft aber frolocken, vber der gethanen Predig, vnd wünschen, daß sie einen solchen Prediger haben mögten. Montags hernach den 20. Novembris kombt der Rath zusam-



men, schicken in den Kreitzhoff, lassen fragen, was es mit dem neuen Prediger für eine gelegenheit habe, ob man ihn ein setzen, vndt den alten Döpner absetzen wolle? Wird der bescheid gegeben, der Herr Landts Commendator hab einen gelehrten man mit sich gebracht, den hab er wöllen in diesen Kirchen hören lassen, vorhoffn, er solle meniglich, lieb, vndt angenemb sein, vndt könne ihn noch hören lassen.

Darauff Dienstag den 21. Novembris, darauf das festum Praesentationis, oder Dpferung Mariae gefihl, da predigte Herr Tilefius abermahl, vndt nam ihm fürs sein Thema vor: De vera, pia, et Christiana veneratione Virginis Mariae. Da ist die burgerschaft mit größern Schall in die Kirchen kommen, vndt hat das Handtwerck Pörslein nicht wie zuvor vnter der Predig spazieret, sondern iedermann ob diesen Prediger ein solche freitde bekommen, daß sie einhelliglich geschrieen, man soll ihn nicht wieder weck zühen lassen, sondern zu einen Prediger bestellen, vndt behalten. Diweil aber die Papisten vndt mönchen vndt Nonnen dieses Ding möchtig sehr vertroß, macheten sie heimliche Practicken, solches zu verhindern, weil auch zu besorgen war, es mögte der Rath den Päpstschen zugefallen, diesen neuen prediger das predigen verbitten, vndt inhiebiren oder ihn ganz abschaffen. So finden sich etliche Christliche Vornehme bürger zusammen, weil Sie vernommen, das der Landts Comendator im Kurzen wiederumb weck zu ziehen vorstehe, welcher vielleicht den Herrn Tilefium mit sich hinweck nehmen würde, vndt wurden zu Rath eine Supplication an einen Ehrenvesten Rath zustellen, vndt demüthig zu bitten, das man diesen Evangelischen Priester aufnehmen vndt bestellen wolte, damit Sie mit dem Reinen Wort Gottes, vndt rechten, gangen gebrauch der Hochwürdigen Sacramenten recht mögten versehen werden. Vndt haben dieser Supplication etliche unterschrieben, als Herr Erhart Brunner, des Raths, Christoff Klinkervogl, Georg Meul, Jacob Steffel, Hans Wassermon, des Gerichts, Wilhelm Köfler (sic), Gerichts-Schreiber, Christoff Daniel, Georg Holdörffer, Franz Frischfeisen, Franz Gabler, Severus Stauff (Knauff?), Apotheker, Herr Heymer (Heinrich) Witterer, vndt Paltzner (Balthasar) Brusch, Buchbintter. Hernach den 24 vndt 25 Novembris war durch Bruschen diese Supplication, auch andern Burgern mehr zu lesen zu kommen, da sich dennoch andere weit viel mehr Bürger auch unterschrieben haben.

Den sieben vndt zwanzigsten Novembris, wurd diese Supplication in den Rath eingegeben. Da eben Rath, ein ehrbahr gericht, vndt gemein beisammen waren, wegen abschaffung des neuen Predigers. Aber es setzete sich darwieder der meiste theil des Raths, eines Ehrbaren gerichts, vndt geschwornen gemein, vndt begehreten entlich den Evangelischen Prediger hiez zu behalten, vndt ihm bestallung zu machen. Darcin aber wolten nicht verwilligen diese trey Burgermeister H. Bernhard Schmiel, H. Peter Kupprecht, vndt Georg Wassermon, wie auch Hans Schmiel aus dem Gericht, vnd andere Päpstsche. Als aber der meiste theil unmachleslich anhielte, sein sie von denen Herrn an die Keyserliche Mayestet Maximilianum gewiesen worden, neben ein bitten, wo ihr Keyserliche Mayestet in solches begehren vorwilligen, vndt dem Evangelischen Prediger zu lassen wurden, sie solches auch nicht hindern wolten. Hierauf haben die Supplicanten einen aus schluß gemacht aus ihren mittel, Solche an Keyserliche Mayestet zu schreiben, vndt zu bitten, das der Burgerschaft zu Eger ein Evangelischer Prediger der Augspurgischen Confession, in der Pfarrkirchen zu predigen, vndt das h. Sacrament auf zweierly weiß zu reichen, gnädigst mögte erlaubt werden. Vndt seindt zu Comissarien erwählet worden H. Burgermeister Kaspar Krahmer, Georg Meindl, des Gerichts, Georg Holdörffer einer geschwornen gemein, denen wurd zu einen oratore zugegeben Wilhelm Köfler Gerichtschreiber. In Mittels hat ein Ehrenvesten Rath alhie zugelassen, das Herr Tilefius allhie geprediget bies zu der Comissarien wieder-Kunft, vndt wo ein Bürger das heilige Abendmahl in zweien gestalten nach des Herrn Christi einsetzung vndt S. Pauli klaren lehr vndt gebrauch zu empfangen, so mögte man solches ungehindert in eines ieden Hauß reichen. Darauff der Herr Tilefius den 30. Novembris am Tag S. Andreae mit predigen fortgefahren, vndt seindt auch etliche teitsche gesenger vor dem predigen gesungen worden, seindt auch vielen Burgern die Kinder in denen Häusern getaufet worden in teitscher sprachen, auch die Kranken Evangelisch gespeiset worden vndt besuchet.

Unter dessen hat Herr Landts-Commendator mit dem Verwalter des Kreitzhoffes, Christoffen von Dacherot, rechnung gehalten, vndt weil derselb die Verwaltung nicht lenger auf sich wollt



behalten, so sezet der Landts-Commendator an Seine Stät einen anderen, nemblich Heinrich Tiesel (Tiesel) von Dalwitz, der auch der augspurgischen Confession war.

Als aber der Landt-Commendator sahe, daß die Reformation so baldten nicht würde können geschehen, vndt er wegen anderen geschäften vndt Verrichtungen daselben zu Eger nicht verwerden konnte, machet er sich mit Christoff von Dacherot von Eger wieder nach Düringen, vndt befahl unterdessen Herrn Tiesio in seinen Abwesen das Kirchenwesen, bestes fleißes zu verrichten, vndt daß vorgenomene werck der Confirmation zu befördern.

Gedachten Herrn von Dacherot haben in seinen Abzug viel Burger vndt Herrn sehr gedanket, daß Er der Stadt Eger das reine Inverfälschte wortt Gottes zur Letzt hett gelassen. Dieser Christoff von Dacherott nach Mergentheim zum Teitschen Meister gezogen, vndt den Creitsgorden angenommen, darauf Er hernach an Unterschiedlichen orthen nach einander Commendator gewesen, als zu Horneck, Weißheim, Regensburg, da Er auch gestorben.

Den 1. December Anno 1564 sein die gesandten Herrn Commissarii von Eger zum Kayser nach Wien abgereiset. Aber die Päbtischen zu Eger bemüheten sich aufs aller höchste dieß Götliche werck zu verhindern, vndt schickten deswegen auch einen aignen Boten mit Brieffen heimlich nach Wien an den Bieschoff, vndt hielten embsiglich an, daß Er wolte den Egerischen Gesandten Verbung bey dem Kayser helfen verhindern vndt unterkommen. Ob nun wol viel Verhinderungen vorliffen, daß die Gesandten in vielen Wochen keinen Abschiedt aus der Kanzley bekommen konnten, so haben Sie doch endtlich durch Gottes schickung einen gewünschten Befehl, die Euangelische Confession vndt Prediger erlanget.

Anno 1565 den 3. Januarii komen die abgesandten Herrn gesundt vndt glücklich von Wien wieder nach Eger, vndt brachten der werthen Bürgerschaft gutte Zeithung vndt ein gewünschtes freudenreiches Neues Jahr mitt. Den 5. Januarii kam Rath, Gericht, vndt gemein aufs Rathhaus zusammen, die Relation der Commissarien zu vernehmen. Da legten die abgesandten Herrn Commissarii öffentlich ab der Kayserliche May. allergnädigste Schrifftliche erklärung vndt erkandtnuß, die verlauttet, daß der Stadt Eger ein Euangelischer Praedicant der Augspurgischen Confession sollte frei gelassen sein, doch daß man alle andern Secten vermeiden, vndt ärgerlich verdammen vndt lestern einstellen sollte. Da man nun dieses Verlesen, vndt der meiste theil der Burgerschaft Gott hirüber gelobet vndt gedanket vndt angehalten, dieses also künstiglich ins werke zu richten, da sezet sich der Eltiste Burgermeister, Bernhardt Schmidl, heftig darnieder, vndt wolte den Euangelischen die Pfarrkirchen nicht einräumen lassen, oder die Papisten daraußthun, sondern man sollte vor die Euangelischen daß kleine Kirchlein bei S. Michel, der Karner genannt, zu necht hinter vnd bey der Pfarrkirchen stehent, aufräumen vndt zurichten vndt ihnen eingeben, welches ein grosse spaltung verursachte, vndt wurde doch hernach einhelllich beschloffen, man sollte Herrn M. Tiesium selbstn aufs Rathhaus berufen vndt Ihm die sachen vorhalten, vndt befehlen, wie es Beedes in der Lehr vndt mit den Ceremonien sollte gehalten werden, damit die Euangelischen vndt Päbtischen Ihre sachen vndt Predigten in der Pfarrkirchen verrichten möchten. Herr Tiesius entschuldiget sich, zeiget an die „Lehre mußße nach prophetischen vndt apostolischen Schriften lautter vndt rein bleiben vndt getrieben werden, davon könnte man gar nichts verreichen. Aber wie man es mit den äußerlichen Ceremonien vndt adiaphoris halten sollte, das gebürete sich mit ein rath der Obrigkeit zu vergleichen, vndt was man darinnen mit guten gewieffen vndt Götlicher Religion nicht zuwieder befinden würde, deme könnte man nachkommen.“ Als aber Herr Tiesius weiter gebetten wurde, daß Er eine Kirchen-Agendam stellen vndt verfassen sollte, darnach die Euangelischen zu leben vndt sich zu richten hetten, vndt dieselbe Rath, Gericht vndt der ehrbaren ganzen Gemein vorzulegen, hat Er es bewilliget.

Nachdeme nun also auf embsig begehren Herr Tiesius Eine Normam Reformationis der heiligen Schrifft gemetz gestellet, giebt er sich damit bey dem damals Regierenden Herrn Bürgermeister, Peter Rupprecht, an, begehret einen Vorbeschiedt, die beehrten Kirchen-Agendam dem Rath, Gericht vndt Gemein zu überantworten.

Herr Bürgermeister, Peter Rupprecht, begehrt an Ihn, Er solle Sie ihm zustellen, so wolle Erß Einem Ehrbar Rath überantworten; aber Herr M. Tiesius will Sie dergestalt nicht von sich geben.



Darumb den 10. Januarii H. Clement Brunner vndt Hans Zehrer von Einem ehrbaren Rath abgefertiget werden, die gestellten vndt gebettene Kirchen-Ordnung von H. Tilefis abzuholen. Aber Er wuel solche noch nicht von sich geben, es seyen denn das ganze Böbliche Stadt Regiment (als die Ihme sämbtlich diese Arbeit bittlich anbefohlen) als Rath, Gericht vndt Gemein Volk beysammen, denen wolle Er solche überantworten. Darauf beschleußt man, Rath, Gericht, vndt Gemein zusammen zu fordern. Weil aber Herr Bürgermeister, Bernhardt Schmidl, die Geschworne Gemein bey der Berathschlagung der Euangelischen Kirchen-agenden vndt reformation gar nicht leiden wollte, so wurde nur Ein ehrbar Rath vndt Gericht allein zusammen gefordert. Als nun diese den 11. Januarii bei einander versamblet sein, werden wiederumb zween Herrn abgesandt, die Kirchen-Ordnung abzuholen. Aber H. M. Tilefius wuel Sie abermahls noch nicht von handen geben, Es sei dann das ganze Stadregiment, die Ihm daß Befohlen Bölliglich beysammen; doch auf fleißig bitten, der 2. Abgesandten Herren, gehet Er selbst mit Ihnen außs Rathhaus vndt praesentirt die gestellten gebettene Agendam dem Rath vndt Gericht, verlieset sie auch selbst, vndt thut dabey allenthalben ferneren Mündlichen Bericht.

Weil aber eine Geschworne Ehrbare Gemein, nicht auch zugleich versamblet war, begehret Er, daß man derselben solche auch vorlesen vndt vortragen solle. Hierauf wirdt Er gebetten, Er wolle einen kurzen abtritt vnbeschwert nehmen, vndt wirdt Ihm dieser Abschied herausen gegeben, er solle sich nur ein Tag oder Zween gedulden, so solle alßdann das ganze Regiment zusammen beruffen, vndt hieran weiter deliberirt werden. Den 12. Januarii kombt Rath, Gericht vndt Gemein, daß ganze Stadt Regiment zusammen von der Kirchen Reformation vndt Euangelischen Ordnung zu handeln. Aber da sperrete sich Sathanas durch die Papisten dermassen, vndt richtete unter den Regiments Personen einen solchen Verrath an, daß es gar leichtlich zu einem aufruhr gekommen, wo es Gott nicht sonderlich verhüttet, vndt auch solches H. M. Tilefius mit freundlich flehen, Bitten vndt warnen nicht unterkommen vndt gestellet, denn es wehrete dieß freiten außm Rathhaus von Morgen an hieß auß den Abent, vndt gar in die Nacht, also daß sich auch die Bürger vndt Volk über so langwährigen Rathschlag verwundereten, vndt sich bedenden ließen, es würde nicht recht zugehen, vndt an den wenigen Pabstischen Hauffe die hindernuß und stritt sein, deßhalben sich meniglich mit grossen Hauffen vndt Gestümmel auß dem Marck versambleten, zu erfahren, waß man geschlossen hatte? Wie es nun die Pabstischen mit Grundt auß Gottes wortt nicht wiederlegen konnten, vndt Sie sahen, daß es nit nach Ihrem willen gehen wollte, gingen diese drey Burgermeister, Bernhardt Schmidl, Peter Rupprecht vndt Georg Wassermohn, in Zorn auß Rathhaus herab nach haus, vndt ließen den Bürgermeister Caspar Kraimer alleyn bey Rath, Gericht vndt Gemein droben seyn. Man ließ Ihnen aber baldt durch die Rathsdienere sagen vndt anzeigen, vndt zuein bitten, Sie sollten unverzüglich bey Eides Pflichten zu Ihrem Ambt wieder kommen, oder man würde Sie auß eine andere weis holen lassen. Ob sie nun schon sich wieder eingestellet, so wurde doch, weil es so weit in die Nacht, diesen tag vndt Abent nichts gewießes beschlossen.

Folgenden tages den 13. Januarii kam wieder das ganze Stadt Regiment zusammen, alß balden man die Thore geöffnet hatte. Dieweil man sich aber eines Aufruhrs vndt Aufstands besorgete, hatt man alle Thor wieder lassen zu sperren. Da gab Gott die Genade, daß von allen vndt Jedem einhelliglich bewilliget, deliberirt vndt beschlossen wurde, die Euangelische Kirchen-Ordnung (dieweil sie Gottes wortt gemess befunden wurde) zu Eger vndt auß dem Lande anzunehmen vndt aufzurichten, doch daß nach Kayserl. May, vndt des Religion friedens constitution, diese zwo Religion neben einander friedlich vndt ruhiglich bleiben vndt gehen sollten, eine nach der andern dergestalt vndt also, daß die Euangelischen sollen hervorn in der Pfarrkirchen auß den hohen mitten Altar auß Chor ihre Sakramenta austheilen, vndt auß den Predigstul predigen, die Pabstischen aber hinten in dem Chor bleiben, vndt darinnen Messe halten, welche allemal auß 7. Uhr solte ganz auß vndt verrichtet sein, damit man hernach auß 7. Uhr ferner in der Kirche auß daß Ambt ungehindert halten könnte.

Nach diesen Universal-Beschluß wurden auß balden denselbigen Sonnabend noch zur Vesperzeit die Gesänge vndt Ceremonien nach der reformirten Kirchen-Ordnung vndt agenden angefangen. Man sang zween Psalm vnd den Hymnum vndt wurde vor den Mittern Altar vorn auß Chor in der grossen Kirche das Euangelium deutsch verlesen, darauf das Magnificat gesun-



gen, dar-zwischen der Organiß geschlagen, vndt wurde mit einer Collect darauf beschloffen. Sonntags den 14. Januarii, welcher war der Andere nach Ephiphantias, leuttet man früh umb 7. Uhr zur Euangelischen Predig, da wurd Erftlich die Terz gesungen, darnach das Ambt angefangen, vndt der Introitus, Kyrie vndt Gloria in Excelsis Deo alles Teütsch vorn in der Kirchen gesungen, vndt also fortan Teütsch biß zur Predigt, dabey sich ein mächtige Meng Volcks befunden, da hat H. M. Tilefius eines ganzen löblichen Stadt Regiments willen vndt Beschluß angezeigt, vndt der Kayf. May. Gnedigste Resolution verlesen, vndt das Volck zur Christlichen Dankfagung gegen Gott vndt zu fleißiger gehör vndt standthafter Bekendniß des reinen heiligen Göttlichen Worttes angemahnet. Er hat dabey ferner angezeigt, wenn hinfort jemandt vnter den Euangelischen das heilige Nachtmal, nach des Herrn Christi vndt S. Pauli Befehl, einsetzung vndt Lehre empfangen wolle, so solle Er sich den Abendt zuuor in den Beichtstuhl sünden, vndt beym Priester beuchten, damit die Einfältigen recht mögen zuuor unterrichtet vndt gutte Ordnung gehalten werden. Den 15. Januarii wurden die Ersten Kindlein nach Euangelischer Ordnung getauffet, vndt in ein besonder Kirchen-Buch das Kindt- vndt Taufpath eingeschrieben. Den 18. dieß wurd die Erste Teütsche Litania gesungen. Den 19. Januarii wurd die Erste Leuch mit Euangelischen Teutschen gefängen geholet. Den 20. Januarii hat man das Erstmal in der Pfarr-Kirchen die Teütsche Euangelisch Beicht gehört. Den 21. dito das Heilige Sakrament nach gehaltener Predigt, in zweyen gestalten aufgetheilet, wahren 64. Communicanten, dergleichen zuuor in Pabstthumb an der Zahl nicht erhöret worden.

Den 26. Januarii (1565) kam wieder auhero der H. Landt-Commendator von Zwegen, vndt bracht mit sich Herrn Jonam Morgenstern, der Caplan zu Sedersberg war gewesen, der solte alhie Caplan werden, wurde Ihm auß dem Teütschen Hauß Bestallung gemacht, 1 Jahr 120 fl., 5 Kor. Korn, freye Herberg vndt Holz. Den commendirte H. Tilefius der Gemeine bei seiner Inuestitur.

Auch hat der H. Landt Commendator noch einen andern Prediger mit auhero gebracht, mit Namen Herr Johann Otta, der etliche Predigten gethan; weil man sich aber mit denselben der Besoldung halben zu einen Condiacoens nicht vergleichen können, zog Er widerumb hinweg.

In dieser Zeit vndt bey anfang der Euangelischen Reformation, do die Pabstlichen das Chor in der Pfarr-Kirchen innehatten, darinnen Beicht fassen, vndt communicirten, begab sich's oftmals viel Irrung vndt Ungelegenheit vndt Unordnung, daß bey denen Euangelischen oft mehr Communicanten frühe gefunden wurden, denn sich zuuor zu Abents in Beichtstuhl angeben vndt gebeichtet hatten, vndt also viel vumterrichtetes vndt vnabsolvirtes Volck sich zu der Communion beyder gestalten der Euangelischen mit eintrangen. Da ordnete H. Tilefius, daß allen Beichtkindern Pleyerne Gröschlein, oder Zeichen, gegeben wurden, darauf ein sonderlich Creutzbild war, daß mußten die Communicanten vor der Communion nach der Beicht dem Kirchner wieder zustellen, ehe Er zu dem Altar zur Communion gienge, damit man die rechten Zahl der Communicanten wiesen kunte, vndt dadurch wurd dem Unterlauffen gewehret, denn wer kein Zeichen hatte, wurde nicht zugelassen.

Den 10. Februarii wurd von dem H. Stadthalter Wilhelm von Haldinghausen als Landt Commendator der Poley in Düringen anher geschickt der Ehrwürdige vndt hochgelährte Herr M. Johannes Pacaens, damahls Pfarrherr zu Wihe (?) in Düringen, der solte den Herrn Tilefium ablösen, damit derselbe wieder anheimbs zu seinen Pfarr Kindern keme. Dieser H. M. Pacaens that Dienstags hernach den 13. Februarii seine Prob-Predigt vndt wurd darauf mit einwillen vndt wissen eines Ehrbaren Rathes angenommen, vndt von H. M. Hieronymo Tilefio inuestirt vndt eingewiesen.

(Andere Hand, doch gleichzeitig.) Herr Heinrich Thiesel, verwalter in Creutzhoff, machete ihm bestallung auff 200 Egrische gulden, zu quarthalen zu empfangen, neben 6 korr. Korn, frey Herberg vndt Holz aus dem teütschen Haus. Den 18. Februar nachdem H. M. Tilefius 13. wochen alhie gewesen, vndt 24 (34) predigen in der Pfarrkirche gethan hatte, hatt er von einen löblichen Rath vndt ganzen gemein, wieder seinen abschied gesucht vndt erlanget, da seindt ihm viel gute verehrungen geschehen, ein löblicher Rath schickte ihm 50. ganze Reichsthaler, etliche bürger schoßen zusammen, vndt ließen einen hohen silbernen becher von 51 1/2 lotten machen, vndt inwendig vndt auswendig vergulden, den verehrten sie ihm zur Dankbarkeith, andere ser



viel schenkenden ihm auch mancherley von bechern, vndt anderen, darauff zoge er in Gottesnahmen den 25. Febr. von hinnen wieder nach Mülhausen, zu seiner Gemein. Nach seiner abreisen mußte H. S. Pacaeus, Superintendens, vndt H. Jonas Morgenstern, Diaconus, die sonnabends beicht sitzen, vndt die sonntage das ambt, vndt die Communion halten. Wan aber etwa einer nicht konnte abkommen, so mußte an seiner stehl H. Jacob Sadtler, (der ein verlebter Landts-Caplan war) communiciren selbst, vndt mit den leichen gehen.

Diemeil die menge der Evangelischen ie lenger, ie mehr zu namh, vndt wuchse, daß ein ainiger Caplan nicht alles bestellen konnte, vndt die Papisten-Pfaffen selber sich auß den Creitzhoff hinwegmachten, vndt es etlichen schuldiener, die Weiber vndt kinder hatten, sehr wiederig wahr, ihnen ihre kost auß den Creitzhoff zureichen, da schaffte der H. Verwalter, Heinrich Thiesel, den tisch der Priester vndt schuldiener im Creitzhoff ab, vndt gab ihnen einem iedlichen dafür ein gewieß gelt, alß den Ladirectori 42 fl., den andern schuldiener iedlichen 30 fl., dem organiste auch 30 fl., dem kirchner aber, weil er drinnen sein essen hatte die sonntage vndt festage, nur 10 fl. Wie wol nun beedes die verheireten personen gerne sahen, so kunten sie doch sich mit weib vndt kindern mit so geringer besoldung nicht behelffen, auch die ledigen personen umb 30 fl. bey der bürgerschaft (unangesehen damahl noch alles wohlfeil war) keinen tisch bekommen, deswegen sie sich gegen den verwahler beschwereten, vndt sageten ihm klar vndt lauter, das einkommen dieses Creitzhoffs were lauter allmosen, vndt der zehendt zu milden sachen vndt unterhaltung der kirchen vndt schuldiener von gemeiner Stadt vndt Landtseinwohnern gestiftet vndt fundiret, haten derohalb, ihnen nottdürftige unterhaltung zu verschaffen, damit sie ohne klag sein könnten, aber er wolte sie nicht hören, so hatten sie auch niemandt, der ihnen handt bieten, oder den verwahler erzürnen wolte, vndt wahr ihnen der Stadthalter entlegen. Jedoch damit man sie ein wenig zu frieden stellet, so that ihnen der Verwalter verheißung, daß man ihnen alles mit der zeit verbessern solte, wenn sich daß hauß nur ein wenig aus den eingeführten schulden herausfreissen würde.

Hiermit sich darnach alle Verwalter lange zeit aufgeredet, vndt beholffen.

Anno Christi 1566. den 18. Januarii wurdet vom H. Commendator, Hansz Heinrich Tiesel, noch ein Diaconus alhie angenommen, mit nahmen Clemens Koschius von Stohlberg, vndt weil man biezher in der wochen nur zweimahl gepredigt, wurdet ihm aufgetragen, iede woche die freitage in der Pfarrkirch zu predigen. Auch wurde geordnet, daß er neben den Archidiacono eine woche umb die andere in der stadt soll auch verrichten mit lesung der Capittel, mit tauffen, ehetrauen, kranke zu besuchen zc. Doch wurdet einen ieden pfahr-findt frey gelassen, seinen beichtvatter, wan er schon nicht wöchner wahr, in leibs schwachheit holen zu lassen. Aber an den sonntagen darff er nicht mit das ambt halten, oder das abentmahl auftheilen in der Pfarr Kirchen, sondern daselbe verrichtet der Superintendens vndt Archidiaconus. Darneben mußte auch dieser Diaconus Koschius das filial-Urbanitz mit predigen, singen, vndt anderen Gottesdienst verrichten, vndt die franken speisen, darzu man zwey eigne kleyper in dem Creitzhoff erhielte, die außs landt gehörten vnd zwey Pfaffen-heißlein, wahren hinder den schulen; seine besoldung wahr jährlich wegen des Pfarrstuls-Urbanitz 50. Egrische gulden, vndt von der Wochen, oder freitags predig 20 fl. neben freyer herberg, vndt nothdürftigen Holtz.

In diesem 1566 iahr gab H. Tiesel die verwahlung über, vndt zog in Ungarn, vndt namh mit sich itz gedachten condiaconum H. Clemens Koschium zu einem felprediger. Am sonntag Cantate wurdet von dem H. Landt Commendatore zu zwegen zu einen Commenter in daß teitsche Hauß allhier gesetzt, Heinrich Tangel, einer von Adel, vndt des ordens auß Diringen.

Dieser war zuuor der Euangelischen religion zugethan, vndt hülfft sie befördern, aber er wahr ein verachter des heiligen abentmahls, biß er durch leibschwachheit von Gott dazu gezwungen wurde. Er hatte die ehe auch verschworen, hilt derowegen mit einer fettel hauß. Er unterfing sich einen schönen mausstuhl gemahlt, mit einem himmel zu machen, vndt in das Chor, vndt bey der einen thür, so in der kirchen hiesfür führent, stellen vndt setzen zu lassen mit zweien sitzen, ließ auch darom alte stühl des Chor's verschlagen von seinen Diener. Aber ein Böbl. Rath wollt ihm diß im wenigsten einräumen, sondern riefen den stuhl allesambt wieder wegk, vndt thaten sie zuelegt hinter die Kirchen in den karner, da sie lang gelegen, vndt sagten, der Orden hätte nichts zu der kirchen gegeben, welche ohn des Ordens zuthun gebauet, vndt nie



einiger einspruch dar wieder geschehen, daher man ihm dergleichen nicht gestatten könnte, es währe an dem zu viel, daß der orden die almosen, stift vndt zehendt an sich gezogen, vndt zu politischen sachen gebrauchete, dagegen kirchen vndt schuldiener (denen solches zu gutt gestiftet) übel, vndt mit klag vndt seuffzen unnterhielte, wie dann augenscheinlich vndt offenbahr, daß die geistlichen einkommen meist theil auf pferde, hunde vndt leichtferbig Gesinde gewendet worden, dadurch das hauß in schulden vndt abnemen gerite, weil sonderlich auch großer anritt von Edel-leuten geschah.

Den 12. September kam Stadt, gericht, vndt gemein abermahlen zusammen, vndt berathschlagten, wie man in der Pfarrkirchen bessere ordnung vndt bestallung des Gottesdiensts (weil der orden ie lenger ie weniger deselben achtete) anrichten möchte, denn die Päbstischen richteten mit ihrem meßiren viel vnordnung an vnd hinderung, vndt wahr die andacht zur meß sehr gefallen, vndt mischten sich die Päbstischen vnter die Euangelischen, daß eine große Confusio wurde. Derowegen beschloße iz ganzes stadt-regimentt, daß die Päbstischen Pfaffen auß wichtigen vrsachen ganz vndt gar aus dem Chor vndt kirchen sollten außgeschafft werden, weil sonderlich selbige alle, biefz auff einen, selber entlossen vndt außgesprungen, biß auff einen Altaristen mit nahmen Marthin Körndacher (sic), dem gab man die kirch bey vnser lieben frauen, bey den Judenhoff, vndt gab ihm iährlich besoldung 40 fl.

Darauf den 13. September war gleich der kirchwahsonntag, da hat man das Euangelische ambt das erste mahl hinder im Chor auff den hohen Altar gehalten, vndt hernach alle hohe festag als zu Weinacht, Ostern, v. Pfünsten dergleichen.

Anno 1567 im monath Martio, wurd aus dem landtag zu Prag der Rath zu Eger, vndt die Euangelische kirch daselbst bei Kayf. Mayestät angegeben vndt beschuldigt, als hette man zwinglische Prediger einkommen laßen in die Pfarr kirchen oder angenommen wieder ihr May. Willen vndt darauf geruhten Religions-Frieden. Deswegen muß ein Köblich. Rath auf Citation auß ihren mittel vnverzüglich erwehlen vndt abfertigen H. Burgermeistern Kaspar Crahmer, H. Georg Meinel, Georg Goldbörffer, vndt Wilhelm Kessler.

Als nun diese vier gen Prag kommen, haben sie sich als citirte angemeldet, weil sie aber noch audienz noch Vorbescheidt erlangen kondten, ohn angesehen sie in die 4. Wochen aufgewartet hatten, wurden sie entlich zu reth mit H. Doctor Michael Eychler, Appellationsrath, der vorhin zu Eger Synbicus gewesen wahr, ein Supplication an Ihr Kay. May. zustellen. Als nun dieselbe praesentirt war, befunde sich vndt erinnert sich Ihr Mayest., daß der Prägische Erzbischoff auf den nahen Landtag die Egrischen deszen beschuldigt, vndt angeklagt hätte. Wurden darauf die Legaten gefragt, ob die Kalwinische lehr angenommen, oder diese Secten. Diemeil sie aber beedes mündlich vndt schriftlich sich dieser falschen anklagen endtschuldigten, auß deszen zu mehrerer desto bezeugung des H. Tiesiti die Egrische kirchen ordnung aufwiesen vndt übergaben, ist Ihr kayf. Mayest. damit wohl content gewesen, und ihnen diesen allergnädigsten abschiedt gegeben, daß sie wohl mögen Euangelische Prediger halten, welche sie die Augspurgische Confession lehren, vndt die katholische mit lesterung vnangestastet laßen. Über dieß auch gnädigst befohlen, daß man den Euangelischen Predigern eben so wohl als den catholischen schutz halten solle.

In diesen 1567 iahr wurden von H. H. Pacaeo die Synodi zu Eger angeordnet, daß iährlich 2. conventus ministrorum Ecclesiasticorum Egranae Dioeceseos solten gehalten werden. Der Superintendentens stellet für einen gewissen articul der Euangelischen religion vndt Christlichen glaubens, von einer zu der andern positiones, oder Theses, vndt schickte sie den ministris oder Pastoribus in der Stadt vndt auß dem landt zu mit ermahnung, daß sie auß bestimmbte tag-zeit bey ihm erscheinen, vndt von den articulis fidei, wie auch von andern mehr sachen das ministerium betreffendt conferiren vndt disputation halten, darzu wären die zwey Jahrmärck zu Eger deputirt, da man sonst gemeinlich herein kam, da solte die Dinstage der Synodus angehen vormittage, von einer nach der andern Repetens, aber der Superintendentens blieb aweg Praeses vndt Praeieus. Wann dieses verricht, so wurden andere gravamina vorgebracht vndt deliberirt. Zu diesen Convent kamen auch andere benachbarte Pastores, die nicht in den Eger kraiß gehörten, nicht auß zwang, sondern allein vmb erhaltung brüderlicher vndt christlicher nachbarschaft willen. Wann nun in Synodis gehandelt wurd von sachen, daran dem Creützhoff oder Teutschen hauß gelegen wahr, vndt der Commenter, oder deszen Diener, darbey



sein müßen, welches wohl auch in der Creitzhoff geschah, so gab man den Priestern ein mahlzeit, sonst mußte sich ein ieder nach gelegenheit selbst versehen. Auch mußte das Teitsche hauß am sonntag zu ieden iahrmard nicht allein allen schuldiennern vndt den ienigen Ad-Stanten, die auf den Chor figural singen hulsen, wie auch den Organisten, sondern auch allen schreibern auß der schul vndt kirchen, so wohl den bürgern, vndt bürgers söhnen, die singen hulsen, eine stattliche mahlzeit auf die schul schicken, auf 2 oder 3 tisch (wann sie nicht in Creitzhoff gehen wolten), Erstlich vngarisch gut ochsen fleisch in einer feinsten suppen, darnach gebratenes und letztlich zugemieß in großen, blechenen, sauber überzinten schüsseln, an deren iedlichen 12. überzinte saubere löffel an subtil überzinten zetlein hingen. Zu dieser mahlzeit funden vndt praesentirten sich viel reiche Bürger ehliches vndt ledigen stands, denen gab man gut trincken, weil sie trincken möchten, sie muscirten auch künstlich darbey. Diese mahlzeit hat man Anno 1580 noch gegeben.

Darnach wurde ein verwahlter hergesetzt, mit namen Anton Müller, der brach den leitern mit allen Dingen ab. Auch haben viel geschlechter vndt Patricii alhier groß vndt viel fundationes zu diesen Creitzhoff gethan, daher man ihnen alle Quarthal darinen eine städtlicher mahlzeit geben mußte.

Das geschlecht der Doniel hat ein eignes roß gestiftet, darauf die Priester hinauß aufs Landt geritten, wann iemandt krank gewesen, oder sich hat wollen speisen lassen, das hieß man das hergottes rößlein.

Auch etliche Pfaffen heißlein hinder der schul.

Finis.

Extractum ex Ms. Coévo, quod finit anno 1650 in 8vo. minori, quod possidet concipista gubernii Moder Brunae per Ceroni.

Anno 1552 ist der Philippus Melancthon, Erasmus Sarcerius vndt Valentinus Pacaeus hie zu Eger gewesen den 11. Martii.

Anno 1555 sind alle Ewangelsche Priester im ganzen Böhmen land vertrieben worden.

Anno 1557 ist Clemens Kasch in Eger zu einem Diacon angenommen worden — ist zu Haslau Sonntag trinitatis das Evangelium zu predigen angefangen worden, vndt ist von verwalter des deitschen Hauß Clemens Kasel zu einem Pfarrthumme verordnet worden. Item zu trebendorf. Herr Andreas den 20. Augusti. eod: ist Johann Mößinger zum Diacon angenommen worden die Pfarr Nebenitz zu besorgen.

Anno 1557. 4. April hat Michl Vincler seine Probpredig in Eger gethan.

Anno 1560. ist M. Johann Golthammer Schulmeister in Eger worden.

Anno 1564. Den 19. November, Die Elisabethae ist in Eger das reine Wort Gottes in der Pfarrkirchen zu predigen vndt zu lehren, von einem Christlichen vndt gelahrten Prädicanten, Herrn Hieronymus Thelesius, Superintendenten zu Mülhhausen, angefangen worden, hat hernach an seiner statt verordnet Magist. Joannem Paceum.

1564. den 2. Octobris zu einen Pfarrher gesetzt worden zu Mbenreith Johann Schman undt zu Wildenstein Sebastian Schlegel, da es zuuor päbstlich gewesen vndt zu frauenrit Christoff Scheiselt.

1565. den 13. Januar ist von einem Rath, gericht vndt gemein beschloffen worden die augspurgische confession allhier zu Eger anzunehmen, und ist den Tag zu Vesper angefangen worden in der Pfarrkirchen, darüber die Pabstischen heftig erschrocken — auch die Communion ist den folgenden Sonntag hernach in der Pfarrkirchen auf dem Altar zwischen den Chor gehalten worden. Den 15. Januar ist zum erstenmal angefangen worden die Kinder deutsch zu taufen — den 18. Januar das erstemal die deutsche Lytanei gesungen worden. Den 19. Januar die erste Christliche Begräbniß gehalten worden — den 21. Januar zum erstenmal die Sacramenta administrivet, den 29. Januar die erste Predig gethan worden durch Clemens Reichnauer. Den 6. Febr. ein Hochzeit predig gethan dem M. Johann Goltamer Schulmeister.

Item den 10. Februar ist vom Landcomendator und Stadthalter ein Prediger Johann Pacaeus nach Eger geschickt worden, so zum Pfarrhern angenommen worden.

Den 18. Febr. hat M. Hieronymus Thelesius sein Valet predig gethan — ist den 25. Febr. von Eger abgeschieden — hat ihm ein Erbar Rath verehret 50 fl., so haben ihm auch die Bürger geschenkt einen silbernen vergulden Becher, so gewogen 51½ Loth, kostet 52 fl.



Den 25. Febr. die Kinderlehr angefangen worden.

Den 26. Martii ist der Landcomendator nach Eger gekommen, und mit sich gebracht Jonam Morgenstern, so er zum Diacon eingesetzt worden.

Den 18. Junii ist angefangen worden vor dem altar morgens um 8. Uhr und zu Besperzeit ein Capite aus der bibel und ein Psalm zu lesen, geschicht nunmehr auf dem Predigstuhl.

Den 22. Julii ist Franciscus Lauenburg, so ein Mönch gewesen im graunen Kloster von M. Johann Paeo und Hansen Diesel, Verwalter damals im deutschen Haus, zu Lohma eingesetzt worden zu predigen.

Den 30. Novemb. ist in der Pfarr Treunitz angefangen worden das Evangelium zu predigen.

1590. um Georgi, Bartholomaens Fuchs, Syndicus in Eger, wird Doktor zu Jena.

1569. Schulkrektor Severin Neander kam nach Redwitz als Stadtschreiber, eod. Joann Leypold wird Bacalaureus an adamo Musels statt.

1570. hat Abraham Brusch den Caplan Dinst in Eger bekommen.

21. Julii. hat Johann Mefing sein Valetpredig gethan und auf Wildenstein gezogen an Sebastian's Schlegels stelle, so allda gestorben.

Item an Johann Goltammers iunioris, Pfarrhern zu Treunitz promovirt adam Musel.

Item an Stat Adam Muselo auf Lohma befördert worden Wolf Balch. An Wolf Balch stat in die Schul ist kommen Jonas Müller. An Johann Mefing stat Peter Steinmüller.

Item 9. Oktober. das andere examen in der Schul gehabt.

Item 11. September. hat M. Johann Hagu das erste examen unter den Priestern in der Stadt und Land gehalten.

1571. Johann Morgenstern, archidiaconus in Eger, nach Cham in der Pfalz gezogen, an seine Stelle succedirt Clemens Rasch Pfarrer zu Haslau. eod. Andreas Trager auf der Pfarr zu Mühlbach kommen, an Clemens Rasch stat succedirt Peter Steinmüller, an Steinmüllers stelle kommen auf Nebenitz Martinus Rutherus eod. eine Predig gethan worden vom M. Soan Hagius von der taut — und ein Jud darauf getauft worden. eod. 10. Novemb. hat Andreas Trager Pfarrer zu Mühlbach geehliget Magdalena Bruschin.

Im November ist dem Wolf Balchen die Pfarr Frauenreit eingeräumt worden, succedirt ihm in Lohma Johann Leypolt, Loco Leypolti promovirt in die Schul worden zum bacalaureus Adam Weisbach, Hansen's Weißbacher's Schloßerssohn.

1573. hat der Bischof von Regensburg zween Thum Pfaffen, darunter der Weibbischoff gewesen, und sein Kanzler auf Eger geschickt, die haben den 23. Zänner von einem Ehrbaren Rath die Anwerbung gethan, Erstlich soll ihm ein Rath die Pfarrkirchen wieder einräumen, ztens das Consistorium bey den Lutherischen abschaffen.

24. Novemb. ist Martin Ruther von Urbanitz gezogen, ist ihm succedirt Michel Schiefendecker.

1574. am hlgen Christtag angefangen worden die Epistel und evangelia vom Predigstuhl zu lesen. eodem starb Andreae Tragens Pfarrers zu Mühlbach Hausfrau Magdalena Bruschin.

Item Dominica reminiscere ist Cantor Joan Müllner weggezogen, hat ihm succedirt Adam Bipacher und Niclas Steinel Bacalaureus worden.

13. Dezemb. hat M. Johann Hagins sein Abschied begehret, um auf Redwitz zu ziehen.

Den 13. Febr. 1575 hat er sein Valetpredig gethan und den 28. Junius von Eger geschieden  
1575. 20. Febr. hat M. Laurentius Codomanus sein Prohpredig gethan — den 8. Martii ankommen.

13. Septembr. georg albrecht nach der Weiden zum M. Bartholomeo Paeo gethan worden. Andres Meintl war schon zuvor neben dem Seronimus Goltamer do gewesen.

1577. Johann Leypolt Pfarrher zu Loma zieht nach Liebenstein, succedirt ihm Niclas Steinel, zum Bacalaureus wird promovirt Thomas Otth.

Im Monat Maii zieht Michael Schiefendecker auf Wurz, in die Pfalz, succedirt ihm Christoff Fühner, Kantor wird Leonard Mühlhöfer von Flos.

1578. 18. Novbr. sine valedictione discessit Leonhard Mühlhöfer. Succediret ihm Daniel Betulius von Stolberg.

In diesem Jahr hat sich ein zank zwischen M. Laurenz Codman und Clemens Rasch de praesentia Christi in terris secundum divinitatem et secundum humanitatem in coelis, dar-



über sind sie frittig gewesen bis Codomanus hinweg gezogen, und Clemens Rasch beurlaubet worden.

1579. Adam Bibacher Pfarrer zu Frauenreit worden, Succedirt M. Paulus Rusch.  
 1580. 12. Novbr. Lorenz Codman von Eger zog.  
 Clemens Rasch zu Eger wird entlasen, Succedirt Abraham Brusck.  
 In Martii Paul Rusch nach Eischeurenth gezogen, Succedirt Samuel Codmann.  
 1581. Christoph Führer zu Trebendorf — Johann Lurek zu Anbenitz zum Caplan confirmirt.  
 Discessit Samuel Codmann, Succedirt M. Caspar Kubinger den 14. Julii.  
 1582. 30. augusti. ward M. Valentin Faber Dresdensis Pfarrer zu Trebendorf.  
 Im Monate Junii discessit Christoph Führer.  
 Im Majo discessit Niclas Steinal Pfarrherr zu Loma, Succedirt ihm Thomas Dttch — Abraham Plager ist anstatt Dttch Baccalaureus worden.  
 1586. Adam Bipacher Pfarrer zu Frauenreit wird beurlaubt, Succedirt ihm Thomas Dttch anstatt Sebastian Pfeilschmid Caplan heurathet Paul Preschners Tochter Magdalena, welcher Paul Preschner stirbt am Thomas apostel Tag.  
 1587. wird Abraham Slager den 13. Jan. Pfarrer zu Lohma constituirt.  
 M. Nicolaus Polandus wird Pfarrer zu Eger dominica trinitatis.  
 23. Januar hat M. Dttcho Barth Hochzeit mit anna Brunnerin.  
 1593 zum Pfarrer in Eger angenommen M. Joh. Hoffsteter aus Meisen, ist in Eger gestorben 1609.  
 1595 16. Martii starb in Eger D. Fuchs Syndicus.  
 1595. 6. Julii starb M. Joann Goltthamer Rector, der Schul vorgestanden 35 Jahr.  
 4. Octobr. zum Rector in Eger angenommen M. Nicolaus Ballhorn.  
 1595. 31. Octobr. zog Sebastian goltthammer, Rector's Sohn, von Eger in's Ausland.  
 20. Dezember hat georg albrecht Hochzeit mit Magdalena Eichlerin.  
 27. Dezbr. hat Hauf Mechting Hochzeit mit Katharina Jacobin.  
 1597. 11. Januar. hat M. Jacob Ballhorn, Rector in Eger, Hochzeit mit Ursula Jacobin, Wolfen Jacob's, sonst Bodenhofer, Tochter.  
 1602. 2. August. starb Johann Klemeyer, Pfarrherr zu Nebenitz.  
 1604. 13. Dezber. kam nach Eger als Syndicus M. Johann Franck.

## Bur Geschichte von Petschau.

Die Zeit der ersten Ansiedlung von Petschau verliert sich im Dunkel des 13. Jahrhunderts. Einer Sage nach soll ein Herr von Riesenburg auf einer Jagd sich in den Wäldern allda verirrt haben und gezwungen gewesen sein, auf einen gegen Anfall wilder Thiere schützenden Felsen zu übernachten. Bei Wieder-auffuchung des Nachtlagers wurde die Stelle vorgefunden, und von da an „Bett-schau“ genannt und aus Pietät zur Anlage eines Jagdschlosses verwendet wurde, wovon auch die Herrschaft fortan den Namen erhielt. <sup>1)</sup>

Obwohl die Erfindung der Sage einer viel spätern Zeit angehört, wird man aber nicht irren, die erste Ansiedlung von Petschau Jägern zuzumessen, indem vor-auszusetzen ist, daß in der noch heute zur Wirthschaft und Viehzucht nicht erträg-lichen Gebirgsgegend kein anderer Bewohner allda niederzulassen sich geneigt ge-fühlt haben würde.

Urkundlich erscheint 1314 Borso von Riesenburg und Ofseg auch Herr von Ruditz und Petschau, nach welchen 1349 die Gebrüder Slačko (slawco) und Borso von Riesenburg als Besitzer genannt werden. Letzteren ertheilte Kaiser Karl II. die Gnade, alle auf der Herrschaft Petschau, die sich damals über die Städte Schönfeld, Schlaggenwald. Lauterbach und über Sangerberg erstreckte, aufzufin-

1) Bruschius und Hajek bringen die Sage noch nicht. Der Name Petschau ist slavisch und findet sich meist als „Beczow“ in den Urkunden. Ann. d. R.



denen Gold- und Silbergruben auf 12 Jahre benützen zu dürfen. Muthmaßlich erhielt auch von Slacko die damals entstandene erste Ansiedlung von Schlaggenwald den Namen von ihm; dem schon vorhandenen Ort Schönfeld aber ertheilten sie das Bergrecht und die Zinnwage.

So war Petschau sammt Umgebung im langjährigen Besitz der Riesenburge, während welchem in den Jahren 1366 und 1378 wieder ein Borffo von Riesenburg als Herr von Petschau urkundlich erwähnt wird.

Nie aber wurde es von denselben bewohnt, sondern durch Vogte verwaltet, wodurch die Hebung und Entwicklung des Ortes auf die Dauer verzögert wurde. In der Zeit der schwachen Regierung R. Wenzels erscheinen die Gebrüder Borffo der Aeltere und Jüngere von Riesenburg als Eigenthümer der Familiengüter, unter welchen Petschau von ihrem Vogte Hanns von Ratibor verwaltet wurde. Die traurigen Verhältnisse im Lande, welche immer mehr eine vollständige Anarchie in Böhmen fürchten ließen, mochten den Gebrüdern von Riesenburg den Impuls gegeben haben, in den dichten Wäldern und Bergen von Petschau statt des bis jetzt bestandenen Jagdschlusses den Aufbau des in seinen Resten jetzt noch vorhandenen alten festen Rittersitzes und Schlosses zu unternehmen. Sie erhoben auch die gewiß schon bedeutend gewordenen Ansiedlungen um das Schloß im Jahre 1399 zur Stadt und theilten dieselbe hinlänglich mit Privilegien. In der Burg selbst wurde am 14. Mai 1400 die noch heute vorhandene Kapelle zu Ehren Maria Heimsuchung errichtet und der Befestigung zum beharrlichen Widerstande immer mehr gedacht; ein annehmbarer Beweis, daß die Riesenburge in den Zeiten der Unruhe darauf gerechnet haben mochten, für alle Fälle in Petschau ein von der Natur so vielfach unterstütztes, sicheres Asyl sich zu schaffen. Als in der That auch 1409 der Aufstand in Prag zur hellen Flamme aufloderte und dann die hussitischen Vernichtungszüge in Szene traten, unter welchen auch das Stammschloß Riesenburg in Asche fiel, als ferner diese barbarischen Massen unter Prokop dem Kleinen den Saazer Kreis verwüsteten und sich allmählig dem Elbogner näherten, überließ die Familie Riesenburg den Besitz von Ruditz an Alex von Sternberg und bewohnte Petschau. Aber ehe noch die Hussiten sich unserer Gegend genähert haben, verschwindet dieselbe auch u. z. für immer aus dem langjährigen Besitze von Petschau, welches sie in den Jahren 1417—1418 an den Grafen von Gleichen, Besitzer von Schönthal, käuflich überließ. Nur kurze Zeit ein Eigenthum dieser Familie kam von Ernst von Gleichen im Jahre 1440 die Domaine an Heinrich II., Burggrafen zu Meissen und Herrn v. Plauen, welchem 1446 Heinrich III. von Plauen, dann interim 1473 Bohuslaw von Schwamberg und endlich 1476 wieder Heinrich junior und des III. Sohn als Heinrich IV. im Besitze nachfolgte. Letzterer vertauschte Petschau (wahrscheinlich 1494) an Johann Pflug, Herrn v. Rabenstein, Kanzler und Berghauptmann von Böhmen. Mit diesem Besitzer schien ein günstigeres Loos für Petschau eingetreten. Er unterstützte Bürger und Bauer nach allen Kräften, ließ viele Häuser bauen, und die verwahrlosten und schadhaften Schloßgebäude in guten Stand bringen. Er suchte die Gewerbe zu heben, beförderte den Bergbau zu Schlaggenwald und regelte das Einkommen des neuen Pfarrers. Auch geschieht in dieser Zeit zuerst Erwähnung der israelitischen Kultusgemeinde, die sich Gemeindegund zu einem Friedhof für einen Jahreszins an dieselbe erworben hatte. Diesem am 15. August 1537 verstorbenen Besitzer gebührt in der Geschichte von Petschau eine dankbare Erinnerung, sowie auch seinem Neffen Kaspar Pflug, Herrn v. Rabenstein, welcher 1538 im Besitze nachfolgte, und der mit gleicher Umsicht und Milde sein Regime begann, wie sein Oheim geschlossen hatte. Da trat die durch Luther bekannt gewordene neue Glaubenslehre ins Leben und erwarb sich allmählig immer mehr Anhang. Es einigten sich mehrere deutsche Fürsten zum Schutze derselben und verbündeten sich im schmalkaldischen Bunde.



Heere wurden gegen denselben aufgeboten, und auch in Böhmen sollten die Stände die geforderte Kriegsmacht ins Feld stellen. Unglücklicherweise wurde Kaspar Pflug zum Führer dieses ständischen Heeres ernannt. Bei der Verweigerung der Kriegshilfe gegen die Protestanten von Seite der böhmischen Stände wurden dieselben als Hochverräther schuldig erklärt. Ferdinand I. hielt 1547 ein Blutgericht über die Theilnehmer der Verschwörung, wobei Kaspar Pflug als oberster Feldherr der Ehre, der Güter und des Lebens verlustig erklärt wurde. Da er sich durch die Flucht nach Sachsen der Todesstrafe entzog, wurde ein Preis von 5000 Schock Meißnisch auf seinen Kopf gesetzt. Seine Güter wurden konfiscirt, die Verbindung der Bergstädte mit der Herrschaft Petschau auf immer gelöst, Schlaggenwald, Schönfeld und Lauterbach zu kais. Bergstädten erhoben und so in unmittelbare Unterordnung unter die böhmische Kammer gebracht, welche 1548 Petschau an Heinrich V. von Plauen verpfändete. Obwohl Petschau in diesem Momente nicht gezwungen wurde, der angenommenen Lehre Martin Luthers zu entsagen, hat es doch durch die Lösung von den Bergstädten alle Kraft verloren.

Dazu war es noch schnell nacheinander von Heinrich V. von Plauen auf seine beiden Söhne (1554) Heinrich VI. und Heinrich VII. übergegangen, unter welchen es 1566 aus Zahlungsunfähigkeit an Heinrich Grafen von Schlick von der königl. Kammer abermals pfandweise überlassen wurde. Nach dessen Tode erhielt Sebastian Graf v. Schlick die Herrschaft Petschau für 20000 Thaler von Kaiser Rudolf II. auf weitere 20 Jahre zum Pfande, und da nach dessen Absterben von dem Sohne desselben, Hieronymus Schlick, die Bitte an den Kaiser um Rückzahlung obiger 20000 Thaler sammt weiteren 8400 Thaler auf nothwendige Bau- und Reparaturkosten gestellt war, entschloß sich die durch ihre Nachbarschaft vielfach geneckte Stadt Schlaggenwald durch Zahlung der angeforderten Summe von 28400 Thaler der pfandweisen Überlassung von Petschau von Kaiser Rudolf II. zu versichern (1597). Um aber der dadurch hervorgerufenen Eifersucht der angrenzenden Ritter so wie ihrer andauernden Neckereien sich für immer zu entledigen, bemühte sich Schlaggenwald den erblichen Kauf von Petschau anzubahnen, welches auch im Jahre 1615 mit Einschluß der Dörfer Sangerberg, Neudorf, Grün, Ober- und Untertiefenbach, Müllersgrün, Schönwehr, Töppeles, Stirn, Lofnitz und Poschizau von Kaiser Mathias gegen 55456 Schock meißnisch zu erreichen gelang. Wenn diese Periode seit Kaspar Pflug eine höchst unglückliche und zur Entwicklung der Stadt Petschau äußerst ungünstig war, indem die nach einander folgenden Herren den pfandweisen Besitz nach den damaligen Rechtsverhältnissen zu ihrem Nutzen auszubenten verstanden, war das Geschick, mit der Stadt Schlaggenwald ein gleiches Loos theilen zu müssen, um so unglücklicher, als dieselbe durch die Religions-Wirren der damaligen Zeit in die ungünstigste Lage kam.

Nachdem die rebellischen Landesstände dem Kaiser Ferdinand II. gegenüber am 26. August 1619 Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, zum Könige von Böhmen gewählt hatten, wurde Schlaggenwald gezwungen, demselben zu huldigen und auf dem Besitz der Herrschaft Petschau 15 Mann ins Feld zu stellen. Auch fanden sich mehrere am Aufruhrtheil betheiligte Herren und Ritter in Petschau als unwillkommene Gäste ein, allda abzuwarten, was das Kriegsglück entscheiden würde. Als daher am 8. November durch die Schlacht auf dem weißen Berge der Herrschaft des Winterkönigs ein Ende gemacht wurde, beeilte sich Schlaggenwald den Kaiser um seinen Schutz zu bitten, welcher nur unter der Bedingung gewährt wurde, daß sämmtliche rebellische Herren und Ritter aus Schlaggenwald und Petschau entfernt würden. Dieses geschah, und am 15. Dezember desselben Jahres wurde Schlaggenwald in den kaiserl. Schutz erklärt. Allein Ernst Graf zu Mansfeld, anfänglich Freischaarenführer der rebellischen Stände, später von Friedrich V. zum obersten General für Böhmen von Breslau aus ernannt, hatte sein Kriegsvolk in Pilsen festgesetzt und fing an allmählig der ihm gegenüberste-



henden schwachen kaiserlichen Macht gegen den Nordwesten Böhmens zu agiren. Auch wurde Tachau von ihm besetzt und gebrandschatzt und das damals in Ruf gewesene reiche Schlaggenwald ins Auge gefaßt, wie dies aus den an die letztern zahlreich erlassenen Schreiben zu sehen ist. Die kaiserl. Truppen unter Flow in Mies wurden auf die allmählig einlangenden Drohungen Mannsfelds um Schutz ersucht, als er auf den Gütern des Stiftes Tepl eingebrochen und brennend und wüthend mit gleichem Loose den Schlaggenwaldern drohte. Am 28. Jänner zog auch Mannsfeld wirklich ein, verschonte jedoch die Stadt vor Brand und Plünderung, machte aber dafür eine Forderung von 10000 fl. Brandsteuer, worauf 3000 fl. als Abschlagssumme sogleich erlegt wurden. Gleichzeitig legte er eine Besatzung in das Schloß Petschau und ließ dieselbe mit Proviant versehen, wobei Hauptmann Rascha den Befehl führte. Obgleich am 2. Februar 1621 die Stadt Petschau durch einen Brand in Asche fiel, blieb doch das Schloß besetzt, bis im April Falkenau übergeben wurde und Elbogen von der bairischen Armee bedrängt sich nur schwer mehr erhalten konnte.

In dieser Lage kapitulirte der Mannsfeld'sche Hauptmann im Schlosse Petschau und verkaufte das daselbst vorhandene Getreide an die Schlaggenwalder um 474 fl. 13 kr. Wiewohl endlich nach dem Fall von Elbogen die Mannsfelder verschwanden, hatte die Umgegend noch häufig durch Tilly's Truppen und Nachzügler zu leiden, und ohne Kriegsschädigung erfolgte endlich zur Strafe an der ursprünglichen Theilnahme des Aufstandes für die Schlaggenwalder Stadt die Confiscation der Herrschaft Petschau (1623). Die Stadt Petschau hatte in dieser Periode Alles verloren, was sie an Hab und Gut gesammelt hatte, aber auch der seit fast 100 Jahren heimisch gewordene protestantische Glaube fand nach dem Brande am 2. Februar 1621 sein Ende, da der dabei um Wohnung und Existenz gekommene letzte lutherische Geistliche Namens Kaspar Fischbach nach Sachsen zurückkehrte. Die meisten Bewohner des Ortes, welche bei der zwangsweisen Wiedereinführung der katholischen Religion, welche gleichzeitig begonnen hatte, ihren Glauben nicht ändern wollten, folgten ihm nach Sachsen. In der Zeit von 1623—1630 wurde Petschau von der königl. Kammer zu Gunsten des Staates verwaltet und die Seelsorge dem Tepler Stifte übergeben, das einstweilen durch den Einsiedler Pfarrer P. Georg Leißner die priesterlichen Funktionen versehen ließ, bis wieder durch im Orte wohnhafte Conventuale des Klosters Tepl das Pfarramt vollständig von denselben besorgt wurde.

Am 14. Mai 1630 kam Stadt und Herrschaft Petschau mit Vorbehalt der Wälder, welche zum Bergbau verwendet wurden, abermals pfandweise in den Besitz des Freiherrn von Quästenberg, und da nach dessen Tode die Originalien der im Jahre 1467 von Herrn v. Plauen genossenen Privilegien und Urkunden durch Kaspar v. Quästenberg, Abten zu Prag und vormundschaftlichen Administrator von Petschau, in Verlust gerathen waren, ertheilte der darauf folgende Johann Anton Freiherr von Quästenberg eine Erneuerung dieser Privilegien am St. Veitstage 1662, welche durch Kaiser Leopold I. am 31. Dezember 1672 die landesfürstliche Bestätigung erhielten.

Die traurigen Schicksale, welche Petschau durch die Theilnahme seiner Besitzer an dem Reformationkriege erlitten, diese aber auch aller menschlichen Güter verlustig gemacht hatten, waren endlich abgewickelt, und es war wieder eine Zeit eingetreten, wo die Erholung von der die vollständige Auflösung drohenden Gefahr wieder möglich wurde, als im Jahre 1679 in Folge der üblen Verhältnisse der Bauern zu ihren Gutsherren im nördlichen Böhmen ein Aufruhr entbrannte und sich nach und nach auch dem Elbogner, Pilsner und Leitmeritzer Kreise mittheilte. Nach Unterdrückung dieser Bewegungen, welchen sich auch Petschau angeschlossen hatte, wurden von der kaiserlichen Commission 6 der Rädelshörer verhaftet und zum Tode verurtheilt, doch später wieder begnadigt. Kaiser Leopold



suchte zwar hierauf die Lage der Bauern nach Möglichkeit zu verbessern, aber auf Grundlage der herrschenden Leibeigenschaft konnte es ihm nur theilweise gelingen. Kaiser Karl VI. sanktionirte die Rechte Petschaus neuerdings am 16. April 1733. In diese Zeit fällt auch die allmälige Vereinigung der Herrschaft Petschau mit der Herrschaft Gabhorn, mit den Gütern Pirten und Mies, dann dem Kronlehngut Gängerhof, so daß der Umfang des Herrschafts- und Stadtgebietes  $2\frac{1}{2}$  □ Meilen betrug. Im Jahre 1753 wurde das neue Schloß und die steinerne Brücke als Eingang zu demselben erbaut und am 20. Febr. 1755 von der Kaiserin Maria Theresia, der die Wiedereinlösung vorbehalten gewesen, der erbliche Besitz von der Vormundschaft der Johann Graf von Quästenberg'schen Kinder erlangt, von denen es durch Heirat an den Grafen Dominik Andreas Kaunitz von Kittberg und Quästenberg, nachherigen Fürsten Kaunitz kam. Diesem Staatsmanne gebührt das Verdienst, den Willen seines Monarchen, Kaiser Josephs II. bei Aufhebung der Leibeigenschaft kräftigst unterstützt und dadurch sich den Dank der Menschheit für alle Zeit gesichert zu haben. Er gründete durch Pflanzung der großen Wälder der Herrschaft Petschau mehrere Dörfer, von denen Neu-Kaunitz ihm zu Ehren den Namen trägt. Auch fällt in diese Zeit die Übergabe der Seelsorge von Petschau an die Weltpriester, nachdem sie seit 1621 in den Händen des Tepler Klosters von Conventualen desselben besorgt worden war; der letzte, P. Hyazinth Hecht, beschließt nach 49jähriger Dienstleistung die Reihe der Tepler Stiftsgeistlichen. Am 22. August 1789 wurde der erste Weltpriester Namens P. Adalbert Mysoph, Lokalkaplan zu Neudorf, für Petschau konfirmirt und am 1. September d. J. im Lichtenstädter Biskariat beeidet, worauf er am 3. September das Pfarrbenefizium in Besitz nahm. Unter Alois Fürsten v. Kaunitz, dem Sohne des Vorigen, wurde der Verkauf der Domaine Petschau an den Gouverneur von Belgien Herzog Friedrich von Beaufort-Spontin im Jahre 1813 abgeschlossen; nach dessen Tode im Jahre 1817 ging sie an dessen ältern Sohn Ladislaus über. Derselbe veranlaßte den Bau der neuen Gebäude zu Beamtenwohnungen im Jahre 1830—1836, vor deren Vollendung er 1834 kinderlos starb. Sein jüngerer Bruder Alfred trat als Erbe des Herzogstitels auch in den Besitz der Herrschaft Petschau, welcher dieselbe von seinem früheren Erzieher P. Mertens verwalteten ließ. Als zur Zeit des Kaufes der Völker im Jahre 1848 Fürst Metternich als Sündenbock der österreichischen Zustände aus Wien sich flüchten mußte, glaubte in ihrem Taumel die niedere Klasse der Bewohner von Petschau das Beispiel der Wiener dadurch nachahmen zu müssen, daß sie diesen alten Mann zur Flucht von Petschau zwangen, wenn derselbe nicht allen Mißhandlungen ausgesetzt sein wollte; ohne daß ihn die bessere Bürgerklasse zu schützen vermochte, verschwand der Wohlthäter der Armuth aus dem Weichbilde der Stadt, um nicht mehr zurückzukehren. Die bis zu dieser Zeit von einem Ober- und Justizamt unter dem herzoglichen Patronate besorgten politischen und Rechtsgeschäfte kamen in die unmittelbare Verwaltung des Staates und werden gegenwärtig von dem in der Stadt lokalisirten k. k. Bezirksamte geleitet.

Die in der neuesten Zeit das Böhmerland betroffene Invasion der Preußen hat unsere Gegend verschont gelassen. Zwar sind die Vorposten bis Karlsbad vorgedrungen und am 8. Juli 1866 langten mit zahlreichen Flüchtigen die Nachricht ein, daß größere Truppen über Petschau nach Pilsen vorzurücken im Begriffe stehen. Geflüchtetes Aerialgut und Badegäste bedeckten die Strassen, aber ohne den Feind nachrücken zu sehen. Erst als der Prager Friede geschlossen war, erschienen die Preußen auf ihrem Rückzuge von Prag und Pilsen durch mehrere Wochen in unserer Stadt, zwar nicht mehr als Feind, aber zahlreich und in fast allen Truppengattungen, doch ohne speziellen Nachtheil.

S. Mayer.



## Die Sage von der weißen Frau in Böhmen.

Die Sagen von der Erscheinung weißer Frauen sind äußerst zahlreich und weit verbreitet. Es ist heute durch eingehende vergleichende Forschung sicher gestellt, daß die Mehrzahl dieser Sagen mythologischen Hintergrund hat. Die zahlreichen, in Burgen und Berge gebannten weißen Frauen, die ungeheure Schätze hüten und zu gewissen Jahreszeiten, insbesondere in der Mittsommer- oder Mittwinternacht, auch um die Osterzeit im Frühlingsäquinoktium aus ihrer Verborgenheit hervortreten und am liebsten armen Schäfern oder Hirtenjungen erscheinen, faßt A. Kuhn („Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ p. 175) mit Recht als Wolkenjungfrauen auf. Sie sind in Berge, in Felsen gebannt, wie die weißen Frauen der indischen Mythologie, die der Drache Ahi in den Höhlen gefangen hält. Alle diese Jungfrauen oder Frauen erscheinen weiß gekleidet, meist spinnend, einen Bund Schlüssel in der Hand haltend oder an der Seite tragend; sie führen den Sterblichen, dem sie wohlwollen, in die unterirdischen schätze spendenden Räume, beschenken ihn oft mit unscheinbaren Dingen, die sich aber des anderen Tages in Gold verwandeln. Manchmal erscheinen sie auch Weizen oder Wäsche trocknend, sich waschend, Wasser in einem goldenen Eimer tragend, in einzelnen Fällen halbschwarz, halbweiß, mit gelben oder grünen Schuhen an den Füßen.<sup>1)</sup> Die angeführten Züge kehren so stetig wieder, daß sie als charakteristische Merkmale der weißen Frauen gelten können. Auch in Böhmen sind die Sagen von der Erscheinung weißer Frauen in den verschiedensten Varianten weit verbreitet. Dr. F. V. Grohmanns „Sagenbuch aus Böhmen“ I. 88 bringt eine gute Anzahl derselben.

Einen ganz ausgeprägten, scheinbar selbstständigen Charakter, wie wohl sich auch hier wieder, wie unsere Untersuchung ergeben wird, eine mehr oder minder weitgehende Übereinstimmung in den Details zeigt, haben jene weißen Frauen, die als Ahnfrauen einzelner adeliger Geschlechter auf den Burgen derselben umgehend vorgestellt werden. Die Sagen davon erscheinen in großer Zahl am Ende des XV. Jahrhunderts, und ein guter Theil des Geister- und Gespensterglaubens, der gerade um jene Zeit üppig blühte, hat seine Ranken um diese weißen Frauen geschlungen. Aus zahlreichen Nachrichten jener Zeit geht hervor, wie häufig damals von Gaunern und abgeseimten Betrügnern der allgemeine Gespensterglaube benützt wurde, um unter der Geistermaske allerhand Täuschung, Trug und Unfug zu treiben. Gerade jene Fälle aber, in denen solche Betrügereien unentdeckt blieben, der Getäuschte in der That ein Phantom erblickt zu haben glaubte, trugen zur Befestigung des Gespensterglaubens ungemein viel bei. Auch bei dem Phantom der weißen Frau spielt Trug und Täuschung eine sehr häufige und sehr wichtige Rolle. Böhmen steht, was die Entwicklung der Sage von der weißen Frau als Ahnfrau eines fürstlichen Geschlechtes anbelangt, oben an durch die weiße Frau der Rosenberge. Oft und vielmal ist diese Sage behandelt worden; sie lieferte Stoff ebenso gut für historische Abhandlungen, wie für Novellen, romantische Erzählungen und für die Bühne. Wir glauben etwas nicht ganz Überflüssiges zu thun, wenn wir dem Phantom der weißen Frau der Rosenberge, an dessen Existenz im südlichen Böhmen noch heute fest geglaubt wird, eine etwas eingehendere Untersuchung schenken und dessen historische und mythologische Seite etwas näher beleuchten.

Der Schauplay der Erscheinungen dieser weißen Frau sind die im südlichen Böhmen gelegenen Schlösser und Burgen des mächtigen und reichen Dynasten-

1) Grimm, D. Myth. II. 914. Auch die Wäsche trocknenden, Wasser in einem goldenen Eimer tragenden Jungfrauen sind nur mythische Personifikationen der Wolken.



geschlechtes der Rosenberge, in erster Reihe die Schlösser Neuhaus und Krummau in Böhmen und Teltsch in Mähren.

Eine schlanke Gestalt, sanften sinnigen Ernst im blassen Gesichte, in ein langes, weißes Gewand gehüllt, einen Bund Schlüssel am Gürtel, um den Kopf einen Schleier, der zurückgelegt tief herabhängt, so wandelt sie gesenkten Blickes langsam durch die Hallen der Schlösser. So beschreibt sie Balbin <sup>1)</sup>, der überhaupt der Sage von der weißen Frau ein eingehendes Augenmerk zuwendete. Sie erscheint zumeist zur Nachtzeit, doch auch um die Mittagsstunde; ganz weiß gekleidet und mit freundlichen Mienen zeigt sie erfreuliche Begebenheiten, trauernden Gesichtes mit schwarz beschuhten Händen Unglücksfälle an. In dieser Gestalt auftretend, gilt ihre Erscheinung als Anzeige eines nahen Todesfalles in der Familie. So erscheint sie am 4. Jänner 1604 Nachts kurze Zeit vor dem Tode Joachim Ulrichs von Neuhaus dem Rektor des dortigen Jesuitenkollegiums P. Nicolaus Pistorius, um ihn an das Sterbebett zu rufen. <sup>2)</sup> Wiederholt will man sie in dieser Gestalt gesehen haben und ihre Erscheinung verbreitete dann immer Schrecken und Entsetzen. Die Zeit, in welcher an ihre Umwandlung auf den Rosenberg'schen Schlössern allgemein geglaubt wurde, fällt in die Jahre 1539 bis 1740, also gerade in die Zeit der Blüthe des Gespensterglaubens. <sup>3)</sup>

Vielfach verwebt sich die Erzählung von der Erscheinung einer weißen Frau als Verkünderin eines nahen Todesfalles auch mit der Geschichte anderer fürstlichen Häuser. Die erste Nachricht, die wir über eine solche Erscheinung besitzen, datirt aus dem Jahre 1486; die weiße Frau zeigte sich damals kurze Zeit nach dem Tode des Churfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg in dem alten Schlosse zu Bayreuth. Böse Zungen wollen behaupten, daß sie jedesmal erschien, wenn es den Beamten oder Cavalieren erwünscht war, die Hofhaltung auf einige Zeit von Bayreuth wegverlegt zu sehen. <sup>4)</sup> Ebenso zeigte sie sich häufig in den Ruinen der Plassenburg, bei Kulmbach im Mainthal, auf der Kuppe eines Felsens im dichten Buchenwalde gelegen. Zahlreiche verlässliche Berichte liegen uns vor, die beweisen, wie oft in jenen finstern Tagen dieses Phantom zu Betrügereien und Täuschungen benützt wurde. In Bayreuth residirte nach dem Tode Albrecht Achilles dessen Sohn Markgraf Friedrich, eine äußerst romantisch angelegte Natur, dem Gespensterglauben ebenso, wie Liebesintrigen zugewendet. Vielfach wurden diese beiden Eigenschaften des Markgrafen ausgenützt. „Die Hofdame Fräulein von Rosenau wandelte auf der Plassenburg längere Zeit hindurch zur Nachtzeit unter der Maske der weißen Frau durch gewisse Zimmer, in welche sie nicht begleitet zu werden wünschte. Die Erscheinung, welche sich vom Jahre 1488 ab in die dunkeln Gänge, Gewölbe und Wendeltreppen des weitläufigen Gebäudes einzubürgern schien, mußte zu den verschiedenartigsten Spuckereien herhalten. Es kam sogar vor, daß ein Doppelexemplar sich gegenseitig das Recht streitig machte, die eigentliche weiße Frau zu sein.“ <sup>5)</sup> Im Jahre 1540 zeigte sich die weiße Frau abermals auf der Plassenburg; Markgraf Albrecht der Krieger, ein unerschrockener Mann, verbarg sich in dem großen Fürstensaal des Schlosses, erfaßte die Erscheinung mit kräftigen Armen und stürzte sie über die Wendeltreppe in den Schloßhof hinab. Man fand unten den Kanzler des Markgrafen Christoph Straß mit gebrochenem Genick, bei ihm einen Dolch und Briefe, welche auf ein Einverständnis mit dem Bischof von Bamberg und auf die Absicht, den Markgrafen heimlich aufzuheben, hindeuteten. Zwanzig Jahre später hielt Mark-

1) Balbini Misc. hist. regni Boh. dec. I. lib. III. Fol. 84 seq.

2) Claudius, die Herren von Neuhaus 197, 198.

3) Schiffner, Gallerie IV. p. 180.

4) S. v. Minutoli, die weiße Frau. Berlin 1850 p. 9.

5) S. v. Minutoli a. a. D. 10.



graf Georg Friedrich von Brandenburg längere Zeit Hof auf der Plassenburg. Da geberdete sich die weiße Frau wie toll; klappernd und mit Ketten rasselnnd tobte sie über alle Treppen, durch alle Gänge, mißhandelte mehrere Hoffräuleins und Diener und erwürgte schließlich den Koch und Fourier des Markgrafen. Das Ereigniß verfehlte seine Wirkung nicht. Verstimmt verließ der Fürst die Plassenburg und die dortigen Kastner und Rentbeamten behielten freie Hand un- beobachtet nach Belieben zu schalten und zu walten. <sup>1)</sup>

Seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts tritt die Erscheinung der weißen Frau auch in Berlin auf, so 1598 acht Tage vor dem Tode des Churfürsten Johann Georg, 1619 vor dem Tode Johann Sigismunds, 1667 vor dem Tode der Fürstin Louise Henriette, 1688 vor dem Tode des großen Churfürsten und zu andern Zeiten. In Berlin scheint man lange Zeit fest an die Existenz der weißen Frau geglaubt zu haben. Auch in unseren Tagen hat sich das Gespenst in Deutschland wiederholt gezeigt, insbesondere während der französischen Kriege. Als im Jahre 1806 die französische Armee sich auf dem Marsche durch Ansbach und Bayreuth eine Gebietsverletzung erlaubte, wurde die weiße Frau im Schlosse zu Bayreuth sehr unruhig. Das nahm, als Napoleon nach Bamberg kam, so zu, daß mehrere im Schlosse einquartirte französische Generale thatsächlich insultirt wurden. Am schlimmsten erging es dem General d'Espagne, den die weiße Frau aus dem Bette warf, ja sogar erwürgen wollte. Auch Napoleon selbst, der 1812 im Schlosse zu Bayreuth übernachtete, verschonte die weiße Frau nicht. <sup>2)</sup> Hier liegt der Zweck der Erscheinung klar auf der Hand; es sollten eben Männer, von denen man wußte, daß sie noch stark an die Nachtseite der Natur glaubten, und darunter gehörte ja auch Napoleon I., in Schrecken gesetzt werden. Seit dem Jahre 1822 ist übrigens die weiße Frau nicht mehr im Schlosse zu Bayreuth aufgetreten. In diesem Jahre starb der dortige Schloßkassellan Schlutter, ein gut preußisch und den Franzosen feindlich gesinnter Mann, in dessen Nachlaß mehrere auf die Erscheinung der weißen Frau bezügliche Curiositäten gefunden wurden. Auch in den Schlössern von Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart und Ludwigsburg will man ähnliche Erscheinungen wiederholt beobachtet haben.

Mit dem Glauben an die Erscheinung der weißen Frau war man aber im vorigen Jahrhundert noch nicht zufrieden, man suchte vielmehr nach einer historischen Basis, und man fand sie auch. Wir besitzen darüber zweierlei Angaben; nach der einen wäre jene weiße Frau, die sich an den deutschen Fürstenhöfen zeigt, der ruhelose Geist der Gräfin Beatrix oder Kunigunde von Orlamünde, die, von einer heftigen Neigung zu dem Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg erfaßt, von demselben die Erwidderung erhielt, wenn vier Augen nicht wären, würde er sie heiraten. In dem Glauben, Albrecht habe damit ihre Kinder gemeint, erzählt die Sage weiter, ermordete die Gräfin selbe, indem sie ihnen eine lange Nadel ins Gehirn trieb. (Lucas im Grafensaal 1540.) Albrecht, der unter den vier Augen die seiner Eltern meinte, die eine Heirat mit der Plassenburgerrin nie zugegeben hätten, habe nun die Mörderin einsperren und hinrichten lassen. Die historische Unhaltbarkeit dieser Sage schon in früherer Zeit vom Archivar Spieß nachgewiesen, hat später J. v. Minutoli schlagend dargethan

Eine andere Ansicht rührt von einem Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, Dr. Nagel, her, der in seiner *Dissertatio historico-metaphisica de celebri spectro „Weiße Frau“* 1743 den Nachweis versuchte, jene deutsche, weiße Frau sei eigentlich keine andere, als die böhmische der Rosenberge, deren Erscheinung in Böhmen längst bekannt und die nun auch an den mit dem Geschlechte der Rosenberge verwandten Fürstenhöfen sich zeige.

1) J. v. Minutoli a. a. D. 11.

2) J. v. Minutoli a. a. D. 17.



Diese Hypothese erschien der damaligen Zeit plausibel und fand auch viele Anhänger. Aber man vergaß und vergißt dabei, daß die erste Erscheinung der weißen Frau im Schlosse zu Bayreuth in das Jahr 1486, dagegen die Vermählung Wilhelms von Rosenberg mit Sophia der Tochter des Churfürsten Joachims II. von Brandenburg, wodurch eben jene Verwandtschaft der Rosenberge mit den deutschen Fürstenhöfen datirt, erst in das Jahr 1561, also volle 75 Jahre später fällt als jene Erscheinung.

Dr. Nagel knüpfte unmittelbar an die Forschungen eines eingeborenen Böhmen, nämlich des gelehrten Jesuiten Balbin an, der bei seiner Anwesenheit in Neuhaus 1656 durch Befragung zahlreicher, alter Leute und nach einer gründlichen Durchwühlung des Archivs glücklich zu dem Resultate gelangte, jene weiße Frau sei der Geist der Perchta von Rosenberg, Tochter Ulrichs von Rosenberg und der Katharina Szenek von Wartenberg, geboren 1424 in Krummau.<sup>1)</sup> Im Jahre 1449 wurde sie an Johann von Lichtenstein, Herrn auf Nikolsburg, vermählt, mit dem sie in einer äußerst unglücklichen Ehe lebte, wie aus den im fürstlich Schwarzenberg'schen Archive zu Wittingau aufbewahrten und im Wiener Archive für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst XX. und XXI. 1829 und 1830 abgedruckten Urkunden und eigenhändigen Schreiben der Frau Perchta von Rosenberg hervorgeht. Johann von Lichtenstein hatte seine Schwiegermutter erster Ehe und deren Töchter bei sich behalten und diese waren von unauslöschlichen Haßse gegen die arme Perchta erfüllt. Von ihnen wurde Lichtenstein, an und für sich ein mürrischer, trotziger, harter Herr, der wenig Liebe zu seiner Gattin hatte, nur noch mehr gegen diese eingenommen; er behandelte sie unfreundlich, ja geradezu roh. Wer die Briefe Perchtas liest, muß tief ergriffen sein von dem Elende der armen Frau. Sie die Tochter eines mächtigen Dynasten sah sich genöthigt in dem Schlosse, wo sie nach Recht und Gebühr als Hausfrau walten sollte, die Geschäfte einer Dienstmagd zu verrichten. Nicht einmal das Nöthigste gab man ihr, so daß sie während ihres Wochenbettes genöthigt war, Schulden zu machen, um ihre Auslagen bestreiten zu können. Selbst eine ordentliche Lagerstätte versagte man ihr. Wiederholt bittet sie ihre Verwandten, ihr entweder Lichtenstein gegenüber Recht zu verschaffen oder sie nach Hause zu nehmen. „Befreie mich“, schreibt sie ihrem Bruder, „wenn auch nur auf kurze Zeit, von diesen bösen Leuten; denn Du erwirbst Dir dadurch ein Verdienst, als hättest Du eine arme Seele aus dem Fegefeuer erlöst.“ Aber Vater und Bruder wollten oder konnten in jener wirrenvollen Zeit mit dem Herrn von Lichtenstein nicht brechen. Schriftliche Ermahnungen des Bruders an den Lichtensteiner, seine Gemalin doch gebühlicher zu behandeln, fruchteten nichts. Im Jahre 1551, erzählt Balbin weiter, kam Perchta zur Vermählung ihrer Schwester Lubmila mit Bohuslaus von Schwamberg nach Krummau und später nach Neuhaus, wo sie von nun an längere Zeit blieb und während der Minderjährigkeit des Erbenseiner Herrschaft, Heinrichs von Neuhaus, die Verwaltung im Schlosse leitete. Während dieser Zeit wurden im Schlosse daselbst bedeutende Bauten vorgenommen; da habe sie nun den Arbeitern, um sie anzueisern, versprochen, sie werde ihnen nach Beendigung des Baues ein Gastmahl von „süßem Brei“ geben, und auch anordnen, daß dies alljährlich geschehe. Als Heinrich von Neuhaus sein Erbe antrat, vertrug er sich mit Frau Perchta nicht mehr; sie ging nun wieder nach Nikolsburg zurück. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung Balbins ist augenfällig und in der That auch durch neuere Forschungen nachgewiesen worden, daß Perchta von Rosenberg sich niemals in Neuhaus aufhielt.<sup>2)</sup> Sie starb im Jahre 1476 in Wien und wurde in der Schottenkirche bestattet.

1) Balbini Misc. dec. I. lib. III. 86.

2) Prager Zeitschrift Nr. VIII. IX. p. 31. ff. Mikowetz, Skizzen aus Böhmen. Olmütz 1859 I. 125.



Im Leben der Frau Berchta von Rosenberg findet sich kein einziger jener Züge, wodurch die Sage sonst die Erscheinung ruhelos wandernder Geister zu motiviren pflegt; sie hatte keinen Fluch auf sich geladen, ihre Hände mit keinem Morde befleckt, sie war im Gegentheil eine im Leben hart verfolgte und bedrängte Frau, der die Ruhe nach dem Tode wohl zu gönnen war. Daher meint denn auch Balbin, die Herzensgüte Frau Berchtas, ihre Neigung zur Wohlthätigkeit, ihre Zuneigung zu ihrem Stamme und ihre Vorliebe für die Besorgung der häuslichen Geschäfte im Schlosse Neuhaus seien der Matrone so interessant gewesen, daß sie durch eine besondere göttliche Zulassung auch nach dem Tode noch durch sichtbare Erscheinungen für ihren Stamm sorgte und denselben schützte. Die historische Berchta von Rosenberg zur weißen Frau gestempelt zu haben, ist also Balbins Werk. In seiner Mittheilung aber sind zwei Momente von besonderer Wichtigkeit; einmal, daß die Rosenberger weiße Frau ganz bestimmt den Namen Berchta führt, und ferner, daß ihr die Stiftung des alljährlich am grünen Donnerstage ausgetheilten süßen Breies zugeschrieben wird. Über den süßen Brei und das damit verbundene Gastmahl gibt Balbin genaue Nachrichten. Es bestand dieses Gastmahl aus einer schmackhaften fetten Suppe (*jus liquidum butyro ocellatum saporis optimi*), zwei Fischgerichten (*duplex cibus ex piscibus*) und dem süßen Brei, der aus Weizengries mit ungegohrenem Bier und etwas Honig bereitet und mit Mohnöl geschnalzen wurde. Der süße Brei, auch süße Koch (*sladké kaše*) genannt, wurde in den Schöffern Neuhaus und Teltsch gespendet und im Testament Adams I. von Neuhaus schon aus dem Jahre 1529 wird die Vertheilung des süßen Breies ein alterthümlicher Gebrauch genannt. Die Betheiligung daran war eine sehr bedeutende; so wurden im Jahre 1699 in Neuhaus über 8000, im Jahre 1702 aber etwas weniger, nämlich 7632 Personen bewirthet. Die älteste Berechnung über den Aufwand zum süßen Brei datirt vom Jahre 1560; im J. 1782 wurde derselbe zum letztenmale gespendet, der dafür bestimmte Geldbetrag aber zur Gründung eines Armeninstituts, des sogenannten Spitales in Neuhaus, verwendet. Ein besonders wichtiges Moment der Sage ist es, daß die weiße Frau jedesmal heftig erzürnt wurde, wenn die Spende des süßen Koches unterblieb; sie machte dann einen gar gewaltigen Lärm im Schlosse, stieß die Begegnenden ungsanft zur Seite, zertrümmerte Haus- und Zimmergeräth, und ließ hierin nicht nach, bis das Gastmahl bereitet wurde.<sup>1)</sup> So geschah es im Schlosse Teltsch, als daselbst im dreißigjährigen Kriege die Schweden die Auspendung des süßen Koches verboten hatten. In der Nacht entstand ein furchtbares Getöse im Schlosse, die Schildwachen wurden von einer unsichtbaren Kraft ergriffen, geschlagen, gejagt, zu Boden geworfen, die Offiziere aus den Betten geschleudert, und das dauerte so lange, bis man die Wiederauspende des süßen Breies anordnete. So erzählt die Sage.

Nach dieser Seite hin erscheint Frau Berchta von Rosenberg vollständig identisch mit der mythischen Frau Berchte, deren altdeutschen Namen *Berakta* F. Grimm D. Myth. I. 250 als „leuchtende, glänzende“ erklärt; sie ist eine der uralten deutschen Göttermütter, von denen das menschliche Geschlecht die Geschäfte und Künste des Ackerbaues und Haushaltes: Säen und Ernten, Spinnen und Weben lernte. Berchta, an deren Existenz hauptsächlich im südlichen Deutschland geglaubt wird, führt wie die norddeutsche Frau Holle die Aufsicht über die Spinnerinnen; ihr Fest, der Berchtentag vor hl. drei Könige, muß durch eine alt-hergebrachte Speise, Brei und Fische, gefeiert werden; erzürnt, wenn Brei und Fische fehlen, schneidet sie dem, der andere Speise genossen, den Bauch auf, füllt ihn mit Häckerling oder mit Wirrbüscheln und Backsteinen an und näht ihn

1) Claudius, die Herren von Neuhaus 197.



mit einer Pflugschaar statt der Nadel, mit einer Eisenkette statt des Zwirnes wieder zu.<sup>1)</sup> Offenbar hatte auch in Neuhaus die Sage fortgedauert, jener süße Brei werde zur Erinnerung an Frau Bertha gespendet und Balbin identificirte dann diese mythische Persönlichkeit mit der historischen Bertha von Rosenberg. Die Ausspendung mochte auch hier anfänglich am Berchtentag, 5. Jänner, geschehen und erst später auf den Gründonnerstag übertragen worden sein. Auch sonst steht die Sage von Frau Bertha oder Bertha als Stifterin eines alljährlich wiederkehrenden Gastmahls nicht vereinzelt da. Auf der Burg Hohenlandschitz saß Frau Bertha, die Letzte ihres Stammes, Witwe dreier Männer; sie entsagte der Welt, riß ihr Schloß nieder und ließ davon angeblich im Jahre 730 die Kirche zu Boll, einen berühmten Badeort in der rauhen Alp, dem Hohenstaufen gegenüber bauen. Hier stiftete sie zugleich eine große Brodvertheilung an die Armen, welche fortan jährlich am Sct. Berthentag stattfinden sollte.<sup>2)</sup>

Mancher wichtige Zug in der Sage von der Rosenberger weißen Frau erscheint im Laufe der Zeit verdunkelt oder stark in den Hintergrund gedrängt, so in der Nachricht, daß sie sich im Jahre 1557 in dem Hechelzimmer unter dem Kranel gezeigt habe, worin jedenfalls noch eine Erinnerung an die ehemals spinnend erscheinende weiße Frau liegt.

Die Sage des XVI. Jahrhunderts aber ging noch einen Schritt weiter, sah, wie in so vielen andern Fällen — ich erinnere nur an Frau Bertha, die mythische Mutter Karls des Großen — in jener mythischen Frau Berthe auch hier die Ahnfrau, die Ahnmutter des berühmten Geschlechtes der Rosenberge und entwickelte gerade diese Seite im ausgedehntesten Maße. Als Ahnmutter des Geschlechtes erscheint sie halb weiß, halb schwarz gekleidet, oder wenigstens mit schwarzen Handschuhen, sobald es einen Todesfall in der Familie geben wird. Ungemein zahlreich sind die Sagen von solchen Erscheinungen in allen Gegenden Deutschlands; ich erwähne nur die weniger bekannte weiße Frau im Rudolstädter Schlosse, die mit marmorbleichem Gesichte, schneeweißem Gewande, in der rechten Hand einen schwarzen Handschuh tragend, einen nahen Todesfall anzeigt. Aber auch in Böhmen finden sich Parallelen; so erscheint im Schlosse zu Schüttenhofen eine weißgekleidete Frau, die nur das Gesicht mit einem schwarzen Schleier verhüllt hat, während die Federtante in Hochlibin wieder ganz schwarz gekleidet ist und nur eine weiße Feder am Hute trägt. Beide sind todesverkündende Gestalten.<sup>3)</sup>

Mit mütterlicher Sorgfalt pflegt sie ferner als Ahnfrau den Letzten ihres Stammes, Peter Wok von Rosenberg in Krummhu. Allnächtlich erschien sie und nahm, wenn die Wärterinnen schliefen, das Kind auf ihre Arme, herzte und küßte es. Die Wärterinnen gewöhnten sich allmählich daran und ließen sie gewähren. Nur eine neuaufgenommene Magd zeigte sich unfreundlich gegen die weiße Frau und nahm ihr das Kind weg. Darüber erzürnt verschwand die weiße Frau und zeigte sich nie wieder. Als Peter Wok die Herrschaft übernommen hatte, ließ er in jener Wand, durch welche das Phantom zu kommen pflegte, nachgraben und fand einen ungeheuren Schatz. Also auch mit dem Schatze tritt die weiße Frau in Verbindung, gerade wie im Schlosse Tollenstein, wo sie sich ebenfalls zeigt und große Schätze hütet.

So hatte sich nach und nach die weiße Frau zu einer plastischen Gestalt herausgebildet, und Balbin, der voll Interesse für das Gespenst war, konnte recht gut bei seinem Besuche in Neuhaus in einer dort aufgestellten Statue, die eine Frauengestalt in Matronentracht repräsentirte, das Bildniß der weißen Frau finden,

1) Grimm, D. Myth. I. 251.

2) Deutsche Romanzeitung VI. 69.

3) Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen p. 88 ff.



das er in seinen Miscellaneen eingehend beschreibt. Aehnlich beschreibt Stollberg das Phantom:

„Gehüllt in weiße Witwentracht,  
In weiße Nonnenschleier,  
So schreitet sie um Mitternacht  
Durch Burg und Schloßgemäuer;  
Die bleichen Händ ins Kreuz gelegt,  
Am flachen Busen unbewegt,  
Den Blick gesenkt zur Erde  
Mit starrer Leichgeberde.“

So haftete zuletzt die Sage an einer historischen Persönlichkeit und war damit für lange Zeit geborgen. Niemand wagte es in Böhmen dort, wo sich vielleicht in der That eine mystifizirende weiße Gestalt zeigte, derselben in der Weise entgegenzutreten wie jener wackere Markgraf Albrecht der Krieger; im Gegentheil wurde der Glaube daran durch den Jesuitismus des XVII. Jahrhunderts genährt, und erst in der Periode der Aufklärung wagten es einzelne Männer, wie Schiffner in seiner Gallerie der interessantesten und merkwürdigsten Personen Böhmens IV. 182, an der Existenz der weißen Frau zu zweifeln und sie nach der beliebten Methode der Zeit als ein Phantom der erhitzten Einbildungskraft hinzustellen. So hat sich denn die Sage von der weißen Frau bis in unsere Tage herüber lebendig erhalten; der Verfasser gegenwärtiger Zeilen sucht nur darin sein Verdienst, den kurzen mythischen Hinweis F. Grimms D. Myth. I. 257 ausgebildet und weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben.

Dr. S. C. Födisch.

## Ein Beitrag zu Gränzbestimmungen in Westböhmen.

Der Aufsatz über die Ausbreitung des Egerer Stadtrechtes im Gebiete der Mittel-Eger, den Hr. Archivar Dr. Kürschner in der Zeitschrift (Jahrg. 6, Heft 7, S. 197 fg.) einrückte, gibt mir Anlaß, ein Wort über das Zusammentreffen von politischen, ethnographischen und mundartlichen Gränzen fallen zu lassen.

Aus der Betrachtung der ostfränkischen Mundart ergibt sich, daß ihr Grundstock an der Pegnitz (um Nürnberg) zu suchen sei. Von dorthier geschah das Eindringen nach Böhmen in zwei Richtungen, einmal durch das Eger-Wondrebthal (der ältere und reinere Strich), zum andern durch die Engpässe beim Tscherschobberg (nach Berührung mit dem bojoarischen Elemente). Der ersterwähnte Zug setzte sich im Egerlande fest, von wo in jener Zeit die Tschechen entweder schon gänzlich zurückgezogen waren oder eben erst in ihrer Masse fortgedrückt wurden, weshalb hier kein Mischdialekt austritt. Die Ostgränze dieses reinen Dialectes, der dadurch sein Alter und seine Ursprünglichkeit beweist, geht etwa über Gossengrün, Haberspirk, Tasník, längs des Libaubaches, über Roggendorf, Perlesberg u. s. w. Hierzu ziehe ich folgende Bemerkung: Die alten Gränzen des Egerlandes mußten früher mehr ostwärts gelegen sein, als gewöhnlich angenommen wird <sup>1)</sup>; denn die westlichste Gränze des 973 gegründeten Prager Bisthumes ist nach der Stiftungsurkunde in dieser Richtung die Zedlitzer Zupa, die keinesfalls von einer derartigen Größe sein konnte, daß sie der Stadt Eger bis auf beiläufig zwei Wegstunden nahe lag. Bedenken gegen die Annahme, als habe die Jetztgränze des Egerlandes auch schon für damals gegolten, wurden bereits mehrfach geäußert. <sup>2)</sup> In solchen Fällen scheint mir aber immer die Lebende

1) Stadelmann, Arch. f. Gesch. u. Alterthumskunde v. Oberfranken, Band VI, Heft 1, S. 4.

2) B. Mach, Beitrag zur Geschichte Egers, Gymn.-Progr. Eger 1857, S. 6.



Gränze, d. h. die Trennung nach dem Dialekte, die richtigste und zugleich älteste zu sein. Ich setze daher die Ostgränze des Ober-Egerdialektes (des alten Egerlandes) mit füglichem Recht weiter ostwärts und möchte die Sprunerische Karte im histor. Atlas von Baiern, die auch B. Pröckl in Eger und Egerland abzeichnet, dahin abändern, daß die dortige Gränze wenigstens noch um dieselbe Entfernung, als sie bereits von Eger absteht, nach Osten gerückt würde.

Von der Ober-Eger ging nun die Germanisirung längs des Flusses ostwärts. Bei derselben wirkte aber schon nicht das Ostfränkische allein, sondern in Verbindung mit dem Sächsischen, wie die Mittel-Eger-Mundart zeigt. Bei Beginn des Bergbaubetriebes mögen beträchtliche Züge sächsischer Bergleute vom Erzgebirge bis nach Schlaggenwald herab eingewandert sein. Der überwiegendste Antheil dieses Mittel-Eger-Dialektes ist jedoch ostfränkisch; das Obersächsische brachte nur einige Momente herein.

Die Ostgränze dieser letzteren Mundart ist im Allgemeinen durch eine Linie gegeben, die man von Wotsch und Warta (bei Klosterle, an der Eger) in fast gerader Linie bis gegen Schöles-Rabenstein zieht. Damit stimmt aber wieder ganz die Gränze zwischen den an das 1655 gegründete Bisthum Leitmeritz abgetretenen und den beim Prager Erzbisthum verbleibenden Kirchensprengeln, wie überhaupt, besonders in älterer Zeit, die meisten Abgränzungen auf ethnographischen Grundlagen beruhen. Diese Gränze der Prager und Leitmeritzer Diözesen geht nach der Karte in A. Frints trefflicher Kirchengeschichte von Böhmen zwischen Weipert-Preßnitz, Sokos an der Eger-Hengsfeld, Duppau-Maschau, Waltisch-Pomeisl, Waltisch-Rudig, Ghiesch-Zechnitz, Rabenstein-Schöles. Wie konservativ solche Scheidungen sich manchmal wahren, zeigt der Umstand, daß selbst die Kreisgränzen Eger-Saaz im Allgemeinen noch stimmen, abgesehen nur vom Duppauer Bezirke, der diesseits ausgeschieden und zum Saazer Kreise geschlagen wurde.

Die Südgränze dieses Mittel-Eger-Dialektes andererseits geht etwa vom Dillenberge an zwischen Marienbad-Königswart, Sangerberg-Lauterbach, Einsiedel-Petschau, Borau-Schönthal, über Theusing, Stedra gegen Manetin zu, wo das tschechische Sprachgebiet beginnt. Die Nordgränze läuft (in Böhmen) an der Gränze des Landes zwischen Grassitz-Schönbach, Schönthal-Heinrichsgrün, Bärzingen-Neudeck, Joachimsthal-Schlackenwerth.

Es ist nun merkwürdig, wie genau diese beiden Striche, nämlich der des Mittel-Eger-Dialektes und des Egerer Stadtrechtes zusammenfallen. Nach den interessanten Auffindungen Dr. Kürschners ist das Egerer Stadtrecht nachgewiesen in den Orten: Falkenau, Elbogen, Schlackenwerth (nördlicher Gränzpunkt beider Striche), Schlaggenwald, Schönbach (gleichfalls nördlicher Gränzpunkt), Buchau (östlicher Gränzpunkt) und Luditz (östlicher Gränzpunkt), so daß Tepl z. B. schon außerhalb dieses und jenes Gebietes liegt. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß die Gränzen beider Striche unbedingt die gleichen sind, da sie bezüglich der bekannten Orte genau stimmen.

Damit ist nun Folgendes gegeben: Vom ursprünglichen Sitze des Ostfränkischen gingen zwei Züge aus, deren vorläufige Endpunkte an der Ober-Eger und in der Klentscher Gegend anzunehmen sind; zwischen ihnen bildet die Oberpfalz die Vermittlung, während das Böhmerwaldgebirge die Scheide ist; der nördliche Theil, als in vielseitiger Berührung mit den Franken (Westfranken) erhält mehr das mitteldeutsche Sprach- und Stammcharaktere, während der südliche vom Bairischen Sprach- und Stammcharaktere annimmt. Nach Böhmen dringen die Ostfranken von beiden Sitzen aus ein; der reinfränkische Zug setzt die Germanisirung längs der Eger abwärts zu und beherrscht diesen Fluß bis dorthin, wo er mit der kompakten Masse des Obersächsischen zusammentrifft; der südliche Zug dringt längs der Mies und Radbusa empor, trifft östlich mit dem Slawischen zusammen und stößt am Fuße des breiten Kaiserwaldes wieder auf den stamm-



verwandten nördlichen Einwandererzug. Jener, längs der Nordgränze des Bai-  
rischen sich hindehnend, gibt das alte ostfränkische Recht (= Nürnberger, Egerer,  
die nur durch kleine Varianten sich scheiden) gänzlich zu Gunsten eines fremden  
Rechtes auf, während der nördliche Strich dasselbe behält und nur in Einzelheiten  
in den betreffenden Orten variiren läßt.

Wie aus den kurzen Notizen erselien werden kann, ist somit für unsere west-  
böhmiselien Gegenden ein vielfaches Zusammentreffen von Gränzen jedes Stand-  
punktes gegeben. Sollte man nun irren, wenn man die einzige unbelegte, die  
politische Gränze des alten Egerlandes, nach Analogie der obigen Fälle eben nur  
dorthin verlegt, wo eine andere, die dialektische (ethnographische), noch bis zum  
heutigen Tage fühlbar ist? Meine Ansicht ist, daß auch hiebei wohl kaum ein  
Fehler unterlaufen dürfte.

Heinrich Gradl.

### Johann Nep. Maxandt.

Schon vor der Organisation der österreichischen Volksschule durch Maria  
Theresia hatte das Königreich Böhmen ein ziemlich ausgebildetes Schulwesen aus  
der Zeit des Kaisers Karl IV. Es hing dasselbe mit der Einrichtung der Universität  
zusammen, deren Glieder vor Antritt ihres Lehramtes an der Hochschule zwei  
Jahre an einer niederen Schule Dienste leisten mußten. Unter Rudolf II. wurde  
der Zustand der hohen und niederen Schulen Böhmens als ein glänzender geprie-  
sen. Doch all' dies gerieth in schnellen Verfall, als in den letzten Regierungs-  
jahren dieses Kaisers finstere Sturmvögel, Vorboten nahenden Unwetters, über  
das Land zogen. Unter seinem Nachfolger Mathias waren die Schulen lange  
nicht mehr das, was sie vordem gewesen. Dann kam Deutschlands Würgengel,  
der dreißigjährige Krieg, unter dessen Wüthen Böhmen am meisten gelitten. Seit-  
dem lag auch das allgemeine Schulwesen beinahe ein ganzes Jahrhundert einem  
siechen Körper ähnlich darnieder. Kaum fingen die Wunden der unglückseligen  
Ferdinand'schen Zeit an zu vernarben, als das schon einmal zu Ansehen gelangte  
Schulwesen sich allmählig wieder entwickelte und schon zu Beginn des 18. Jahr-  
hunderts seine wohlthätigen Segnungen verbreitete.

Im südlichen Böhmen speciell waren es zwei Orte, welche zu besonderen  
Pflanzstätten des Volksunterrichts gediehen: das östlich gelegene Städtchen Kap-  
litz, wo der Pfarrer Kindermann in der dortigen Volks- und Industrieschule  
eine Musteranstalt gründete, — und der westlich und zwar an der Moldau gele-  
gene Marktflecken Friedberg, wo der verdiente Schulmeister Johann Nep.  
Maxandt für die Bildung und Erziehung der Jugend, wie für die Heranbil-  
dung von Lehrern erspriesslich wirkte. Letzterer hatte stets einen Kreis junger  
Männer um sich, die sich unter seiner Leitung dem schönen Berufe der Volkser-  
ziehung widmeten. Die meisten derselben waren auch bei ihm in Kost und Woh-  
nung und practicirten bei dem in der weiten Umgebung berühmten Manne, bis  
sie fähig waren einen Lehrerposten zu bekleiden. Auf diese Art kam es, daß noch  
im Beginn unseres Jahrhunderts die meisten älteren Schullehrer im südlichen  
Böhmen und in einem großen Theile von Oberösterreich Maxandt's Schüler ge-  
wesen. Einige derselben habe ich in der ersten Zeit meines Wirkens noch gekannt.

Aber eben so wie als Lehrer, eigentlich noch weit berühmter war Maxandt  
als Musiker. In Dewitz in Böhmen geboren (22. März 1750) erlangte er  
seinen ersten musikalischen Unterricht von dem tüchtigen Organisten Kokosch, der,  
in der Segert'schen Schule ausgebildet, System und Methode dieses berühmten  
Meisters sich trefflich angeeignet hatte und selbe an begabte Schüler weiter fort-  
pflanzte. Von Kokosch thätig ausgebildet, wollte Maxandt sein Glück in der Welt



versuchen. Er ging nach Ober- und Niederösterreich, wo er nach seinem eigenen Geständnisse in mehreren Stiften, darunter auch in dem später aufgehobenen Kloster Engelszell an der Donau als Musikus diente. Um das Jahr 1773 kam er nach Stift Schlägl (Oberösterreich), in welchem er als Musikus und Tafeldecker aufgenommen wurde, verließ aber dasselbe nach 3 Jahren, um (1776) einem Rufe zur Anstellung als Schullehrer und Chorregens an der Pfarre Friedberg in Böhmen zu folgen.<sup>1)</sup> Dort, in einem seinen Talenten ganz zusagenden Wirkungskreise, entwickelte er eine rege Thätigkeit, und bildete, wie schon gesagt, eine große Anzahl von Lehrern und Musikern, unter welchen letzteren insbesondere Nepomuk Thür, Prämonstratenser-Chorherr in Schlägl, Mathias Pstružinec, Organisten in Kuffstein, Alois Schöber, Kammermusiker bei Ernst Fürst Schwarzenberg, Josef Bradna, Waldhornist in Prag, und Simon Sechter, k. k. Hoforganist, berühmter Musiklehrer und Komponist in Wien, hervorgehoben sind.

Aber auch als Komponist, namentlich im Kirchenstyle, hat Maxandl nicht Unerhebliches geleistet. Von seinen Kompositionen sind bekannt: Eine „Messe für die Mademiker in Linz,“ die ebenda im Stiche erschienen ist, — außerdem 18 andere Messen, 6 Motetten, Tantum ergo's u. s. w., 42 Arien, 6 Requien, verschiedene Präludien und Ausführungen für die Orgel, dann mehrere Sonetten, Variationen, Andante's u. dgl. Stücke für das Pianoforte. — Sein Violin- und Orgelspiel war meisterhaft, und mancher Fremde kam nach Friedberg, um seinen Zaubertönen zu lauschen. Für seine Dienste um die Schule und die Kirchenmusik wurde Maxandl mit der goldene Civilverdienstmedaille ausgezeichnet. Er starb in Friedberg am 19. Dezember 1838 im hohen Greisenalter von 88 Jahren, betrauert von einer Gattin und zwei Töchtern, von der Gemeinde, von dem reichen Kreise seiner Schüler, Freunde und Verehrer. Sein Grab vor der Pfarrkirche in Friedberg ziert ein eisernes Kreuz, welches die Pietät eines seiner Schüler, des großen Physikers und nachmaligen Ministers Andreas Freiherrn von Baumgartner, ihm setzte.

Die Friedberger aber — auch die jungen — ziehen vor dem Grabe des alten Schulmeisters den Hut ab, weil sie von den Alten hören, was für ein mackerer Mann hier begraben liegt.

S. K. Markus.

1) Er war der erste ordentlich angestellte Schullehrer Friedbergs. Auf die Schulen der früheren Schulhalter, von denen der letzte „Ortner“ hieß, nahm die Behörde keinen Einfluß.

## Geschäftliche Mittheilungen.

### Concursauschreibung.

Herr Dr. G. K. Groß, Landtagsabgeordneter u. u., hat dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen den namhaften Betrag von 100 fl. ö. W. gespendet, damit für denselben eine vom Ausschusse zu bestimmende Anzahl von Exemplaren der Geschichte Böhmens von Dr. Ludwig Schlesinger 2. Auflage an deutschböhmisches Arbeiterbildungsvereine und Schullehrer unentgeltlich vertheilt werden möge.

Unter dankbarer Annahme dieser großmüthigen Spende hat der Ausschuss des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen in seiner am 10. d. M.



abgehaltenen Ausschußsitzung beschlossen, für den gewidmeten Betrag 50 Exemplare der Geschichte Böhmens von Dr. Ludwig Schlesinger 2. Auflage an deutsch-böhmische Arbeiterbildungsvereine und Schullehrer unentgeltlich zu überlassen.

Zum Behufe einer gleichmäßigen Vertheilung erlaubt sich der gefertigte Ausschuß des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen die löblichen Arbeiterbildungsvereine und die Herren Schullehrer aus Deutschböhmen, welche auf unentgeltliche Ueberlassung eines Exemplares reflectiren, aufzufordern, ihre diesfälligen Gesuche bei der Geschäftsleitung des Vereines Nr. 188/I. bis zum 12. November l. J. einzubringen.

### Vom Ausschusse des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Der Vicepräsident  
Dr. A. Wichowsky.

Für den Geschäftsleiter  
Dr. Otto Kerpal.

In der Sitzung des Ausschusses am 10. Oktober 1870 wurden zu Vertretern des Vereines ernannt, und zwar:  
Für Gablonz: Herr Adler Herm., J. U. Dr., Landes-Advokat.

#### Berichtigung.

Im Mitglieder-Verzeichniß vom 23. Juni 1870.

Seite 19. Prag. Zeile 26 von oben lies Pilz Arthur, Kassier statt Kaufmann.  
" 21. Reichenberg. " 31 " " " Herradt Franz statt Karl.

#### Nachtrag zum Mitglieder-Verzeichnisse.

Geschlossen am 25. Oktober 1870.

#### Ordentliche Mitglieder:

- Herr Ahne Josef, Glasmaler in Steinschönau.
- " Drehm Alois, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Marschendorf.
- " Brunner Heinr., J. U. Dr., k. k. Univ.-Professor in Prag.
- " Böge Ferd., Buchdruckerei-Faktor in Prag.
- " Blühsfeld Rudolf, J. U. Dr., Advokat, Reichsrathsabgeordneter in Bieleitz.
- " Conrath Josef, Glasfabrikant in Steinschönau.
- " Dittrich Karl, Kaufmann in Schönlinde.
- " Frenzel A. W., Broncewaarenfabrikant in Steinschönau.
- " Helzel F. A., Glasfabrikant in Steinschönau.
- " Kämmerl Heinr. Jul., Professor, Direktor des Johanneums in Bittau.
- " Karveles Ad., Kaufmann in Bukarest.
- " Klemperer Karl, Stud. in Prag.
- " Kraus Josef, Med. et Chir. Dr., Stadtarzt in Falkenau.
- " Krause Franz, Glasfabrikant in Steinschönau.
- " Krieglstein Don. Ignaz, Cooperator zu Mariahilf. (Wien.)
- " Markus Ferd. Raj. Communal-Bürgerschullehrer in Wien.
- " Mühlig Max in Reichenau.
- " Müller Ferdinand, Oberlehrer in Oschitz.
- " Niemetschek Jos., Med. et Chir. Dr., Dozent der Augenheilkunde in Prag.
- " Orglmeister D., Fabrikbeamte in Josefsthal.
- " Parthe Josef, Lehrer in Lobositz.
- " Schreier Franz, Med. et Chir. Dr. in Freiheit.
- " Schuster Stefan, Rechnungsführer in Davidsthal.
- " Seifert Benzel, Privatier in Schönlinde.



- Herr **Ullmann Ignaz**, Glasfabrikant in Steinschönau.  
" **Walter August**, Bronzevaarenfabrikant in Steinschönau.  
" **Weidlich Franz**, Glasfabrikant in Steinschönau.  
" **Werner C. Damian**, Vergolder in Reichenberg.  
" **Zintl Josef Dr.**, Apotheker, Bezirks-Obmann, Landtagsabgeordneter in Tepl.

Vom 19. August bis 25. Okt. 1870 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, u. z.:

### Ordentliche Mitglieder:

- Herr **P. Kopp Josef**, Pfarrer, bischöfl. Notar in Marschendorf. († 9. August 1870.)  
" **Kreuzberg Karl Josef**, Phil. Dr. in Prag. († 23. Oktober 1870.)  
" **Niemetschek Josef**, Stadtwundarzt in Falkenau. († 2. August 1870.)  
" **Pfeiffer Franz**, Fabrikenbesitzer in Gablonz. († 26. August 1870.)  
" **Uchazy August**, J. U. Dr., k. k. Notar, Landtagsabg. in Reichenberg. († 19. Aug. 1870.)

### V e r z e i c h n i s s

der Geschenke, welche vom 19. August bis 25. Oktob. 1870 dem Vereine gemacht worden sind, und wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

- Königl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München:** Sitzungsberichte . . . 1870. I. Heft 2—4.  
Herr **Bretschneider Anton**, Handlungs-Agent in Prag: Eine deutsche Pap.-Orig.-Urk. v. J. 1741.  
**Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte:** Correspondenzblatt . . . Nr. 1—4. Mai—August 1870.  
**Deutscher pädagogischer Verein in Prag:** Blätter für Erziehung und Unterricht. 1. Jahrg. 1870. Nr. 18—22.  
**Deutscher Juristen-Verein in Prag:** Mittheilungen . . . Nr. 7. 1870.  
**Direktion der Oberrealschule in Elbogen:** Jahresbericht . . . 1870.  
Herr **Dohauer Richard** Ritter von, Großhändler zc. in Prag: 4 Brosch., Flugblätter und Gelegenheitsgedichte; — eine große bronzene Denkmünze; — 18 verschiedene Siegelabdrücke.  
" **Eiser Emil**, Bahnbeamte in Teplitz: Eine kleine Silbermünze.  
" **Frank Heinrich**, Landtagsabg. zc. in Beneschau: Eine deutsche und eine tschechische Pap.-Orig.-Urk. v. d. Jahren 1776 und 1791.  
**Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:** Baltische Studien . . . 23. Jahrgang. 1869.  
Herr **Goppold von Lobsdorf** in Prag: 1 Brosch.  
**Handels- und Gewerbekammer** in Reichenberg: Protokoll der Sitzung . . . am 27. Juli 1870.  
**Historischer Verein** in Bamberg: 29., dann 31. Bericht . . . Bamberg, 1866 und 1869.  
Herr **Janota Ed.**, Apotheker und Bürgermeister in Falkenau: 4 Werke.  
" **Kaufker Friedrich**, k. k. Landesgerichts-Rath in Prag: 7 verschiedene Werke. — 4 deutsche Pap.-Orig.-Urk. aus den Jahren 1752—1782. — 3 Zeitschriften a. d. Jahren 1848 u. 1849.  
Höbl. **Männer-Gesangverein** in Prag: Bericht . . . für 1869—70 (3 Exemplare).  
Herr **P. Pfannerer Maurus**, Phil. Dr., k. k. Gymn.-Direktor u. Bezirkschulinspektor in Pilsen: Programm des k. k. Gymnasiums zu Pilsen für das Schuljahr 1870.  
" **Renner Karl**, Phil. Doctorand in Prag: 2 Silbermünzen u. 9 verschiedene Siegelabdrücke.  
" **Rulf Gustav**, k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungsrath in Prag: eine Silbermünze.  
" **Schneider Karl**, J. U. Dr., k. k. Oberberggrath, Univ.-Professor in Prag: Ein Werk.  
" **Sedesco Ludwig**, Med. et Chir. Dr., Landesauschuß-Beisitzer zc. in Prag: 8 Werke.  
" **Teuber Maurus A.**, Privatier in Braunau: Eine Sammlung von 38 Stück verschiedener interessanten Siegelabdrücke der Stadt, Zünfte- und Vereins-Siegeln zc. in Braunau.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Neunter Jahrgang.

Viertes Heft.

## Die Deutschböhmen und die Luxemburger.<sup>1)</sup>

### II.

(Folgen des Tausers Vertrags. Der Überfall von Elbogen. König Johann Leichtsin. Die Opposition des Bürgerthums und der Kampf in Prag).

Die Oftertage des Jahres 1318 versetzten dem Deutschthume Böhmens einen harten Schlag<sup>2)</sup> und häuften Schmach auf das Königthum des leichtsinnigen Johann von Luxemburg. Hatte doch die feudale Junkerpartei durch den Vergleich von Taus ihre weitgehendsten Wünsche befriedigt, sich das geraubte Krongut gesichert und den verhassten Ausländern durch einen wohlstylisirten Laufpaß den Weg über die Gränzen des Königreiches gewiesen.<sup>2)</sup> Im Triumph über die gelungene Demüthigung der Krone und ihrer deutschen Rathgeber eilten Heinrich von Lipa und Wilhelm von Waldeck von Taus stracks nach Prag, sendeten den königlichen Kanzler Heinrich ins Staatsgefängniß von Bürglitz und richteten sich selbst nach ihren Gelüsten die neue Regierung ein. In Allem und Jedem mußte sich von nun an der König den nationalen Gewalthabern fügen. Es kam dies dem bodenlos leichtfertigen Johann gerade nicht so schwer an. Die ersten Wochen nach der Tauser Niederlage tröstete er sich durch lustige Jagden, die er mit Peter von Rosenberg im Böhmerwalde abhielt; im Sommer wurden in Prag und Königsaal glänzende Feste zu Ehren einer ungarischen Gesandtschaft, welche mit Erfolg um die Hand der Prinzessin Beatrix, der Schwester des Königs, für Karl von Ungarn freiten, abgehalten; bald darauf erfolgte die feierliche Belehnung Ni-

1) E. Mittheil. V. p. 1, 38, 69; VI. 1. Eine über die Kämpfe des deutschen Bürgerthums unter Heinrich von Kärnten höchst belehrende Arbeit bringt Heidemann in den „Forschungen zur deutschen Geschichte IX. B. 3. S.“ Wenn ich den daselbst angestellten Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der Königsaal-Chronik nur vollkommen beipflichte, so glaube ich doch, daß Heidemann in der versuchten Ehrenrettung Heinrichs von Kärnten etwas zu weit gegangen ist. Wenn es wahr wäre, daß Heinrich eine richtige Erkenntniß „dessen besessen, was Böhmen Noth that“, und daß „seine Regierung die Keime zu einer gedeihlichen Wirksamkeit in sich trug“ (p. 510); so würden wir diesen König nach dem Beispiele der Prämeheliden als ehrlichen und energischen Führer der Bürger gegen die Junker erblicken, was nicht der Fall ist. Was speciell den Rutenberger Überfall anbelangt, so bin ich durch die Ausführungen auf S. 495 nicht ganz überzeugt. Abgesehen von einer Stelle der Reimchronik soll eine Aeußerung Lipas, die Peter von Zittau bringt, das Mitwissen Heinrichs von der Überrumpfung der Barone beweisen. Auf die Reimchronik stützt sich zwar Palacky, aber ich wage es nicht aus dieser unlauteu Quelle eine so gewichtige Anklage zu deduciren. Die Aeußerung Lipas bringt nur den Ausdruck „permisit“, der auch das nachherige Einverständniß bedeuten kann, das ich (Mittheilung. V. 73) selbst behauptete. Aber wenn auch Lipa in seinen Vorwürfen viel weiter gegangen wäre, so würde das nichts beweisen, da man mehrere Beispiele von lügenhaften Gerüchten auführen kann, welche die adeligen Herren insbesondere spä er gegen Johann von Luxemburg aussprengten.

2) Mittheilungen VI. 27.



folaus des Jüngeren mit dem Herzogthum Troppau, und im November gab's große Kindstaufe in der königlichen Familie. Lustig schloß das Jahr ab, das mit Krieg und Hungersnoth, mit Kannibalismus <sup>1)</sup> und fremder Intervention <sup>2)</sup> begonnen. Nur die Demüthigung des Königs blieb eine konstante. Das zeigte sich im Großen wie im Kleinen. Das Knäblein, das die Königin am 22. November geboren, sollte nach dem Wunsche der nächsten Angehörigen in der Taufe den Namen des Großvaters Heinrich erhalten. Unmöglich, schrien die Herren Lipa's und Waldeck's, unmöglich darf der böhmische Prinz einen deutschen Namen bekommen; Přemysl oder Ottokar, das seien passende Namen für einen Böhmen. Und wie in der gewichtigen Kronüterfrage so blieben auch im eiteln Sprachgezänke die nationalen Junker die Sieger. Am Vorabende des Festes des heiligen Nikolaus wurde die Taufe vorgenommen und dem Kinde der Name „Ottokar“ beigelegt.

Mit blutendem Herzen sah die Königin Elisabeth den schmählichen Verfall des Königthums und die beispiellose Erniedrigung ihrer Familie, deren Privatangelegenheiten zu ordnen sich der Adel bereits annahm. <sup>3)</sup> Wohl mag es zwischen ihr und dem leichtsinnigen Gemahl zu heftigen Scenen gekommen sein, in denen die hochherzige Přemyslidin auf die Zeiten ihres Vaters und Großvaters hinwies, die das Scepter des Reiches in starker Faust hielten, der Krone Böhmens Glanz und Ruhm verschafften und die kleinste Widerspänstigkeit des Adels empfindlich bestrafte. Man weiß, wie derartige Familienauftritte nur geeignet sind, die Verstimmung zu erhöhen, nicht aber eine Versöhnung herbeizuführen. Die Königin zog sich zwar vom wilden Treiben des Hofes zurück und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder. Manchmal aber, wenn die Frechheit der am Ruder stehenden Junker zu groß wurde, mag sie doch das volle Gewicht ihres königlichen Standes geltend gemacht und von Zeit zu Zeit wohl auch den schwachen Gemahl dem kläglichen Zustande der vollständigen Beherrschung durch Heinrich von Lipa entrisen haben. Letzterer hatte alle Ursache die Königin auf's Gündlichste zu hassen. Einst hatte er es gewagt, ihr in demüthiger Weise seine Dienste anzubieten, war aber kurz abgewiesen worden, weil die Königin seine Falschheit durchblickte. <sup>4)</sup> Damals schon knüpfte er ein Verhältniß mit Elisabeth, der Wittve Wenzels II., die in Königgrätz ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, an, das die Gränzen der Sitte und Ehrbarkeit bald überschritt. <sup>5)</sup> Zwischen der regierenden Königin und der „Königin von Grätz“, wie man die Wittve Elisabeth nannte, hatte sich im Verlaufe der Zeiten jene erbitterte Feindschaft entwickelt,

1) Chron. aul. reg. 365, 366. Quidam rustici cum uxoribus suis domicilia sua deserunt, silvas petunt, homines, quos inveniunt, occidunt, comedunt, sic se pascunt. Zwischen Hohwynauch und Königgrätz trieben 24 Menschenfresser ihr Unwesen, von denen nachher einer verbrannt wurde.

2) Ludwig der Baier vermittelte den Kaiser Vertrag.

3) Es bedurfte wohl nicht, wie Palach II. 2. 133 meint, erst der Erzählung, König Johann wolle Böhmen gegen die Rheinpfalz vertauschen, um das Gemüth der Königin zu betrüben. Vielleicht wäre gerade ihr ein derartiger Wechsel nur angenehm gewesen. Daher dürfte die Taufangelegenheit, von der übrigens abgesehen von der ausführlichen Erzählung Hajek's (Sandel 519 flg.) nur Benesch von Weitmil (S. 237) berichtet, gerade so gut eine müßige Erfindung gewesen sein, wie das Gerücht, das kurz vorher der Adel ausgesprengt hatte, König Johann wolle alle Tschechen aus dem Lande vertreiben. Daß der Königsaal Abt auch nach Jahren nichts von jenen Unterhandlungen, über die nach Benesch's Versicherung doch Briefe gewechselt wurden, erfahren hätte, finde ich nicht so natürlich. An der Sache muß eben nichts gewesen sein. Vielleicht hat man absichtlich oder irrthümlich aus der Verpflanzung von Bacharach zc. (Böhmer, Reg. Ludwig d. B. Nr. 386 adto. 1320 Feb. 21.) die ganze Taufgeschichte gemacht.

4) Chron. aul. reg. 358.

5) Ibid. 358, „dominae Elisabeth, plus quam decuit, adhesit. 370: novercam hujus Reginae cum scandalo multorum valde dilexit.“



wie man sie so häufig zwischen Stiefmutter und Tochter beobachten kann, namentlich wenn beide sich im Alter von einander nicht wesentlich unterscheiden.<sup>1)</sup> Gründe genug für Ripa, um am Sturze der Königin mit aller Energie zu arbeiten. Konnte er doch mit Einem Schlage seine persönliche Rachgier und die Gelüste nach Alleinherrschaft befriedigen und überdies noch seiner Geliebten einen ganz speciellen Gefallen erweisen. Daher stachelte er und seine Genossen bei jeder Gelegenheit den König gegen seine Gemahlin auf, verschonte ihn nicht mit dem Vorwurfe eines Pantoffelhelden, spottete, daß die Königin anstatt zu nähern und zu spinnen sich in Regierungsgeschäfte mische, daß es zu einem Weiberregimente gekommen sei u. s. w. u. s. w. Als dieses noch nicht recht wirkte, schreckte man den leichtgläubigen Johann, indem man ihm von einer Verschwörung erzählte, die seine Gemahlin insgeheim mit mehreren Baronen angezettelt habe, um ihn zu entthronen und den Prinzen Wenzel zum König auszurufen.<sup>2)</sup> Diese neue Lüge erhitze den König in seltsamer Weise und mit einem Schwur<sup>3)</sup> verpflichtete er sich den Rathschlägen seiner angeblichen Freunde nachzukommen. Wie ein Wahnwitziger eilte er mit bewaffneten Schaaren nach Elbogen, wo sich die Königin eben mit den Kindern aufhielt, stürmte in die Burg, wo man nur wegen der Zähigkeit des unbekanntes Angriffes sich ein wenig wehrte, und hielt dann strenges Gericht über seine nicht wenig überraschte Gemahlin, die nicht anders glaubte, als der König sei plötzlich verrückt geworden. Sie wurde von ihren Kindern und ihren vertrauten Dienern getrennt und mußte nach Melnik übersiedeln. Daß Prinz Wenzel, der angebliche Verschwörer, ein Kind von drei Jahren, auf Befehl des Königs, wie Beneš erzählt, in ein finsternes Gefängniß gesteckt worden sei, woselbst er durch zwei Monate schmachtete und das Tageslicht nur durch ein Loch in der Mauer gesehen habe, wäre wohl ein weiteres Symptom der Verrücktheit des Königs gewesen; indeß ist die Erzählung nicht genug beglaubigt, um für wahr gehalten zu werden.<sup>4)</sup>

Während die wackere Königin einsam internirt ihre Zeit in Melnik verlebte, überließ sich der König im Kreise der lockersten Gesellen der ungebundensten Ausgelassenheit. Leidenschaftliches Würfelspiel mit rohen Ausdrücken, die Gesellschaft verworfener Buhldirnen, nächtliches Herumtreiben in den Gassen und Plätzen der Stadt bei unvermeidlichem Zusammenstoß mit der Sicherheitswache, lebensgefährliche galante Abenteuer, Trinkgelage mit exquisiten Schlemmern und dergl. bildeten nunmehr die unwürdige Beschäftigung des immer tiefer sinkenden Königs.<sup>5)</sup> Dabei vergeudete er natürlich große Summen und verlegte nicht bloß die Sitte, sondern auch private Rechte, indem er Urkunden ausstellte und vernichtete ganz nach Belieben. Es fehlte nur, daß sich das königliche Oberhaupt des Reiches auch noch lächerlich machte, wie es in der That geschah, als Johann auf Zureden seiner liederlichen Genossen ein glänzendes Turnier, eine „große Tafelrunde Arthurs“ in aller Welt verkündigen ließ. Die kostspieligsten Vorbereitungen wurden getroffen, und mit großer Spannung sah man dem Feste entgegen, das am Tage des heil. Johann des Täufers (1319) abgehalten werden sollte.

1) Ibid. 370: „habebant enim inter se iste duo regine longo tempore odium singulare.“

2) Auf einem anderen Widerspruch bei Palach macht Höfler aufmerksam Mittheil. VIII. 71.

3) Chron. aul. reg. 370 „commisit se cum juramento totaliter illis.“

4) Der Königsaalr Mönch, der doch in alle Einzelheiten eingeweiht war und der Chronist Franziskus, der zwar zu gerne gegen K. Johann loszieht, wissen nichts von dieser Einferkerung, welche zunächst der ungenaue Beneš v. Weitmil (241) bringt. Palach hält trotzdem die Erzählung für wahr; dabei geschieht ihm noch das Unglück, nicht die Ausgabe des Beneš von Pelzel, sondern die von ihm selbst (Würdigung der alt. Geschichtschreiber 195) als „eine dürftige und gedankenlose alte Compilation“ bezeichnete Ausgabe in Dobners Monumenten (IV. 25) benützt zu haben. Denn von den Wärterinnen (nutricibus) weiß mit Palach nur diese, nicht aber der korrekte Beneš zu erzählen.

5) Franziscus 122.



Aber kläglich war der Ausfall der ganzen Festivität. Fast keiner der Vornehmen Deutschlands, die man alle geladen hatte, war eingetroffen; eine allgemeine Enttäuschung folgte und der König erntete nur Spott und Hohn, den selbst der wohlwollende Königsaalr Mönch theilt, indem er mit dem „Parturiunt montes“ in allerlei Variationen sein betreffendes Kapitel schließt.<sup>1)</sup>

Der König lebte in Saus und Braus, der Adel fröhnte seiner Herrschaft, die Mönche beteten, daß es anders werde, die internirte Königin weinte — und die Bürger zahlten. Es gehörte eine wahre deutsche Geduld dazu in diesem reizenden Bildchen mittelalterlicher Zustände immer und immer wieder nur als der zahlende Theil zu erscheinen. Die deutschen Bürger steuerten Jahr aus Jahr ein schwere Summen, sie ließen sich unverdrossen zu wiederholten Darlehen herbei, sie beglichen trotz garantirter Steuerfreiheit immer wieder die gewöhnlichen Abgaben, sie zahlten die Gastmähler, die Spielschulden wie die lächerliche Tafelrunde des Königs.<sup>2)</sup> Und wenn etwa einmal die Zahlungen stockten, wenn die bürgerlichen Classen erschöpft waren, da scheute sich der König nicht, Gewalt zu brauchen und geradezu Raub und Plünderung zu verüben. Dies geht aus einer Klageschrift der Prager Bürger hervor, die 1319 veröffentlicht worden zu sein scheint.<sup>3)</sup> Hofleute und Diener des Königs, heißt es in derselben, hätten Schlösser und Riegel erbrochen, um in die Häuser der Bürger zu dringen, und sodann Wirth und Hausfrau mißhandelt. Zwei Bürger Ekin und Kunschik seien in ihren Häusern ohne Schuld verhaftet, ihnen ihr Geld weggenommen und Hofleute in ihre Häuser gelegt worden. Meinhard Stofzauer habe man wegen Geld arg mißhandelt, Prälaten und andern geistlichen Personen in ihren Häusern in der Stadt Geld genommen. Mehrere Bürger seien gefangen gesetzt und hiedurch von ihnen Geld erpreßt worden, andere seien im Gefängniß gestorben. Anderen habe man ihre Häuser für Schulden des Königs als Pfand eingesezt, und eben so habe der König auch einigen ausländischen Herren Privilegien ertheilt, daß sie auf gleiche Weise die Bürger pfänden oder gefangen setzen konnten.

Einmal hatte des Bürgers Wort beim Könige noch etwas gegolten; ehemals entwickelte der dritte Stand eine imposante Macht, wenn er durch des Adels oder des Königs Uebermuth gereizt wurde. Sehen wir doch noch zu Zeiten Heinrichs von Kärnthen, wie muthig und erfolgreich der Bürgermann den Kampf mit dem Junkerthum und der Krone aufnahm. Seither aber war jener unglückselige Zwiespalt unter der Bürgerschaft, der sich schon bei der Wahl Heinrichs von Kärnthen gezeigt hatte, wieder heftig ausgebrochen und hinderte jedes einheitliche Vorgehen gegen Pipa oder gegen den König. Doch wirkte auch jetzt sehr bald die versöhnende Kraft der Noth und des Jammers. Die einsichtigeren älteren Männer riethen zur Einheit, und diese wurde auch alsbald hergestellt, als sich die unverfönllichsten Familien der Wolframe und Wölfline die Hand gereicht und nun in Eintracht zu leben versprochen hatten.<sup>4)</sup> Es wurde ein festes Bürgerbündniß abgeschlossen und sechs durch Ehrbarkeit, Einsicht und Abstammung hervorragende Männer an die Spitze gestellt, denen man allseitig Gehorsam und Treue gelobte. Doch nicht durch einen blutigen Bürgerkrieg beabsichtigte das Sechsmännerdirektorium die Nothlage des Landes zu beseitigen, sondern gütliche Vorstellungen sollten an den König gerichtet, dieser über die elendlichen Zustände

1) Chron. aul. reg. 372.

2) Chron. aul. reg. 371sq. Für die Tafelrunde wurde von den Bürgern und Klöstern eine besondere Steuer erhoben. Im Jahre 1319 erpreßte der König von den Bürgern 13000 Mark. Tomek in seiner Geschichte Prags (586) zählt die Summen auf, die in den vorhergehenden Jahren die Prager Bürgerschaft dem Könige zahlte.

3) Tomek, Geschichte Prags 587.

4) Chron. aul. reg. 272. Die Familien nennt Beneš von Weitmil 241: videlicet „Wolfram et Jacobi.“ Jakob war der bedeutendste unter den Söhnen Wölfels. Cf. Tomek, Prag 331 flg.



im Königreiche gründlich belehrt und zum Wechsel des verderblichen Regierungssysteme gemahnt werden. So versichert wenigstens der Königsaalr Chronist. Doch mag man wohl auch schon an jenen Fall gedacht haben, der die Nothwendigkeit eines bewaffneten Widerstandes erheische. Wozu hätte man sich so stramm organisiert, die Stadtmauern in Vertheidigungszustand gesetzt und gerade auch (nach der Aedeutung des Franziskus) tapfere <sup>1)</sup> Männer an die Spitze gestellt? Man lud die Königin ein nach Prag zu kommen und diese, wie einige Adelige, Wilhelm Haase von Waldeck, Peter von Rosenberg und Wilhelm von Landstein, schlossen sich dem Bürgerbündnisse an. Zu den von den Bürgern beabsichtigten friedlichen Vorstellungen und Unterhandlungen kam es übrigens gar nicht. Denn dem Könige Johann, der sich zur Zeit in Brünn aufhielt, wurden die Prager Vorgänge von Heinrich von Lipa und Genossen als höchst gefährlich dargestellt, und von den lügnerischen Boten geradezu von bereits ausgebrochener Revolution gesprochen. Die verrätherische Königin habe abermals ihre Hände im Spiele und selbst einige Adelige hätten sich dem Aufstande angeschlossen, so behaupteten die Zwischenträger. Die Revolution in ihrer ersten Entwicklung mit Waffengewalt niederzuwerfen, eilte Johann mit einem rasch gesammelten Heere gegen Prag, wo er am 8. Juli 1319 eintraf. Blutige Rache sollte an allen Widersachern genommen werden. Da die Bürger die Altstadt dem Könige verschlossen und die beiden Brückenthürme besetzt hielten, so lagerte der König sich auf der Burg und der Kleinfeste. Am 9. Juli verwüsteten die Königlichen die in der Umgebung der Stadt liegenden Güter der Bürger, am 10. stürmte Johann mit 300 Bewaffneten die Altstadt, wurde aber von Wilhelm Haase zurückgeschlagen. Er mußte sich mit der Einäscherung einiger Gebäude in der Nähe des Klosters Zdaras begnügen, und zog sich am 11. Juli, als Peter von Rosenberg mit 400 Mann der Altstadt zu Hülfe eilte, wiederum in die Burg zurück. Es vergingen noch acht Tage, und dann kam es zu einem Vergleiche, dessen einzelne Punkte uns unbekannt sind. Zwischen dem königlichen Ehepaare wurde scheinbar eine Versöhnung wieder hergestellt. Daß die Bürger ihr Ziel nicht erreicht hatten, geht aus dem Umstande hervor, daß sie nicht weniger als 13000 Mark Silber an die königliche Kasse zahlen mußten. <sup>2)</sup> Daß der König nicht wenig über sie erzürnt war, sollten sie aus weiteren Zahlungsaufträgen verspüren. Ob die sechs Direktoren nach dem Wunsche Johanns aus dem Lande verbannt wurden, ist fraglich. <sup>3)</sup>

Zwei Vorgänge erscheinen mir noch bemerkenswerth bei diesem seltsamen Kampfe. Trotz des angelobten Freundschaftsbündnisses der Bürger untereinander, brach mitten in der Belagerung der alte Hader zwischen den Wolframen und Wölflinen wieder aus und Viele vom Anhange der letzteren überliefen heimlich zum König. <sup>4)</sup>

Wenn schon durch diesen bedauerlichen Abfall die Widerstandskraft der deutschen Bürger empfindlich geschwächt wurde, so erregte noch mehr Bedenken die drohende Haltung, welche die niedere Volksklasse der Stadt während des Kampfes anzunehmen begann. Die untern Schichten der Bevölkerung Prags gehörten der tschechischen Nationalität an und zwischen dieser und dem reichen, fast ausschließlich deutschen Bürgerthum hatte es schon früher — und zwar nicht bloß aus nationalen Gründen — vielfache Reibungen gegeben. Mit Johann von Luxemburg sympathisirte der Mann aus dem Volke, da der König so ein lustiger Kauz war, sich mit dem Volke abgab, durch seine Festlichkeiten die Schaulust der Menge

1) Francisci Chron. 124. „Fortiores animis et armis.“

2) Palacky, Italiensche Reise S. 56.

3) Rex volebat . . . excludere. Chron. aul. reg. 374.

4) Francisci Chron. 125. Tomek, Geschichte Prags S. 589, vermuthet, daß Frenzlín, Jakobs Sohn und seine Brüder Volek und Johann, die seit dieser Zeit in hoher Gunst des Königs stehen, die Ueberläufer waren.



befriedigte, und nur das verhasste Bürgerthum zwang, die Kosten für die Unterhaltungen zu tragen. Daher weigerte sich jetzt dieser Theil der Einwohner gegen den König zu kämpfen, ja er drohte, demselben mit Gewalt Einlaß in die verschanzte Altstadt zu verschaffen.<sup>1)</sup> Innerer Zwist, Anfeindungen von Seiten der andern Nationalität, Bedrückung durch die Regierung oder den Adel, das sind die grinsenden Gespenster, die seit einem halben Jahrtausend das Glück der Deutschböhmen stören.

König Johann veränderte sich im weiteren Verlaufe der Zeit nur wenig. Er wurde älter und doch nicht maßvoller, er verlor das eine Auge, erblindete später ganz, und blieb doch so eitel, verschwenderisch, unruhig und abenteuerfüchtig, wie in seinen jungen Jahren. Da mit dem zunehmendem Alter die Bedürfnisse eher wuchsen, so wiederholten sich die Gelderpressungen in immer kürzeren Zwischenräumen. Die Bürger trugen, wie vorher, so auch jetzt, die größte Last der Steuern; ja es kam geradezu so weit, daß sich der Adel von der Entrichtung der beliebten Borna förmlich ausschloß. Die Junker verschworen sich einfach, nichts mehr zu zahlen, und als im Juni 1339 ein Landtag in Prag wie gewöhnlich zur Bewilligung von Steuern einberufen wurde, gestattete der König, daß die Adelligen ausgenommen seien. Die Bürger aber mußten die drückende Abgabe von etwa 9 Gulden (28 Groschen) von der Hube entrichten.<sup>2)</sup> Und trotz alledem, trotz der fast jährlich sich wiederholenden Requisition kam der König aus seiner ewigen Geldverlegenheit nicht heraus. Zur Abwechslung erfolgten dann Münzverschlechterungen oder die Anordnung neuer „Ungelker“ in den königlichen Städten. Die Finanzgeschichten mancher Länder wissen von seltsamen Dingen zu erzählen. Aber nicht viel Analogien dürfte es geben, daß ein König wie Johann seine Residenz verlassen, seine Gemahlin in der Ferne darben läßt, daß er durch Einbruch in die Bürgerhäuser und in die Synagoge der Juden sich Geld erwirbt, daß er zwölf silberne Apostelstatuen, die sein Sohn dem Grabe des heil. Wenzel gespendet, in die Münze schickt, ja daß er nach Vergeudung sämmtlicher Kronüter die eigene Königskrone an einen Israeliten in Regensburg verpfändet. — Wir haben keine Nachricht, daß der vielgeplagte Bürgerstand sich noch einmal gegen den König erhoben hätte. Der unglückliche Ausfall des Aufstandes von 1319 hatte sie für immer abgeschreckt, der innere Unfriede dauerte fort, und die Widerstandskraft erlahmte in Folge der fortwährenden, zur Armuth führenden Gelderpressungen. Und hat etwa König Johann auch nur etwas halbwegs Erkleckliches für die so sehr in Anspruch genommene Bürgerschaft gethan? Die Privilegiumsbestätigungen ließ er sich mit schwerem Gelde bezahlen. Der Tauscher Vertrag schnitt jede neue Zuwanderung aus Deutschland ab, wenn sich überhaupt noch Leute gefunden hätten, die ihr Kapital einem so willkürlich beherrschten Lande, in dem Handel und Wandel darniederlagen, anvertraut haben würden. Keine einzige neue Stadt wurde durch die Regierung ins Leben gerufen; das Städtchen Hradtschan, das in dieser Periode entstand, verdankt seine Entstehung höchst wahrscheinlich dem Prager Burggrafen Hynek Berka von Duba. Und doch lag im deutschen Bürgerthume noch ein mächtiger Keim der Entfaltung; immer noch war nicht bloß ihr Kapital, sondern auch ihre militärische Macht aller Beachtung werth.<sup>3)</sup>

#### L. Schlesinger.

- 1) Chron. aul. reg.: Erat autem tunc occulta facta contradictio in civitate, vulgaris enim quidam dixerunt: contra nostrum regem non pugnebimus, ad ipsum intrare ad nos utique permittemus.
- 2) Palachy II. 2, 239 nach einer Wittingauer Urkunde.
- 3) Im Jahre 1328, als der König einen großen Kriegszug beabsichtigte, stellte die Stadt Prag allein innerhalb drei Tagen zehntausend Krieger ins Feld und besorgte einen Train von nicht weniger als 740 Wagen. Im J. 1336 rüstete der Prager Bürger Frenzlín, Jakobs Sohn, allein 28 schwer und 75 leicht bewaffnete aus, um den König auf seinen Kriegszug nach Oesterreich und Baiern zu begleiten.



## Schädel aus einer alten Grabstätte in Böhmen.

Beschrieben und gemessen von Dr. Ludwig Kleinwächter.

In der archäologischen Sammlung des „deutsch-historischen Vereines in Prag“ befindet sich seit Mitte des Jahres 1868 ein Schädel, der in einer heidnischen Grabstätte in Böhmen aufgefunden wurde. Derselbe wurde bei Vornahme von Erdarbeiten in der Nähe der Stadt Saaz ausgegraben und gelangte durch Vermittlung des Vereinsmitgliedes Herrn Dr. Meyer in den Besitz des genannten Vereines. Da Herr Dr. Meyer selbst die Beschreibung der Grabstätte und der darin gefundenen Steingegenstände zu veröffentlichen gedenkt, so erwähne ich nur Folgendes. Bei Vornahme von Eisenbahnarbeiten auf einem Felde stieß man auf eine ausgebreitete Gräberstätte; leider wurden, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Knochen als werthlos bei Seite geworfen und das Hauptaugenmerk der Alterthumsforscher auf die Nebendinge gerichtet, so daß es einem glücklichen Zufalle zu danken ist, daß dieser so wohl erhaltene Schädel nicht dem Schicksale der anderen heimfiel und erhalten wurde.

Da ich Mitglied dieses Vereines zu sein die Ehre habe, so unterlag es keiner Mühe, das Object zu entleihen, dasselbe zu messen und abbilden zu lassen.

Bei meiner Messung schloß ich mich vollkommen der von Weisbach eingeschlagenen Weise an. Ich verkenne nicht, daß Weisbachs Messungsmethode ihre Mängel hat; wenn ich aber trotzdem nach derselben vorging, so bewog mich der Umstand dazu, daß er bereits vier Schädel, die in dieser Gegend gefunden, gemessen, vier Schädel, in deren Reihe auch der zu beschreibende fällt. Es ist demnach die kurze Beschreibung und Messung dieses Schädels nur als Anhang oder Ergänzung seiner Arbeit („Vier Schädel aus alten Grabstätten in Böhmen“ von Dr. A. Weisbach, Archiv für Anthropologie II. Band, IX. 285 f.) anzusehen, da derselbe der nämlichen Gruppe angehört, zu welcher die vier anderen gehören.

Zur besseren Uebersicht und Vergleichung gebe ich Weisbach's Maßtabelle, in welcher außerdem noch die Maße des zu beschreibenden Schädels mit eingetragen sind und füge eine Tabelle der verschiedenen Grade der einzelnen Wölbungen bei.

### Beschreibung des Schädels.

Der Schädel ist mittelgroß, von mäßig starkem Knochenbaue und mittlerem Gewichte. Mit Ausnahme der Gesichtsknochen der linken Seite und des Unterkiefers ist er nahezu vollkommen erhalten.

Es fehlen linkerseits: Das Nasenbein, das Thränenbein, der Oberkieferknochen, das Jochbein, das Gaumenbein, die untere Nasenmuschel, das Flügelhaarbein.

Rechterseits fehlt die Spitze des Nasenbeines und etwa das innere Drittheil der äußeren Fläche des Oberkiefers; von diesem Knochen ist bloß jener Theil erhalten, der die drei letzten Mahlzähne und die Alveoli der zwei Backenzähne enthält. Das Endstück des Processus zygomaticus fehlt.

Basıs des Schädels: Vom Keilbeine sind nur die großen Flügel erhalten sammt dem Os basilare, vom Processus pterygoidens bloß rechts ein kleiner Rest, vom Siebbeine nur die Lamina papyracea der rechten Seite.

Die Schädelknochen sind an der Außenseite gelblich gefärbt, glatt, nur an der linken Seite erscheint der Schädel bräunlich verfärbt, am linken und noch mehr am rechten Scheiteltwandbeine fehlt die äußere Knochentafel, so daß die po-



röse graugefärbte, leicht bröckliche Diploë bloßgelegt ist. Die Innenfläche zeigt ebenfalls, aber noch größere, von der Glasktafel entblößte Stellen. Die Gefäßfurchen sind normal. An der Bruchstelle der Gesichtsknochen ist die Knochensubstanz von vollkommen normaler Beschaffenheit und Härte, während die Bruchflächen an der Basis ein anderes Bild zeigen. Der Knochen ist daselbst leicht brüchig, spongios-erdig, graugefärbt. Die Näthe sind alle wohl erhalten und sehr stark gezackt, insbesondere die seitlichen Enden der Kranznath, ebenso der Verlauf der Pfeilnath und der Lambdanath, Zwickelknochen fehlen.

Die obere Ansicht (Tab. I.) zeigt ein regelmäßiges, eiförmiges langes Oval mit schmaler, nach vorn spitzwerdender Stirne. Die Stirnhöcker sind stark hervortretend, die Stirne ist im Glagtheile hoch, fast senkrecht gestellt, und rasch nach hinten abfallend, so daß die sagittale Krümmung des Stirnbeines eine sehr bedeutende ist. Die Augenbrauenbogen springen stark hervor, der Jochbogen ist horizontal gestellt, wenig vorragend, flach. Die Tubera parietalia bedeutend entwickelt. Die Schläfeseiten beiderseits sind nahezu nicht gewölbt, flach, beinahe eingedrückt. Das Hinterhaupt ist gleichmäßig breit, aber wenig gewölbt.

Die Seitenansicht (Tab. II.) gleicht einem langen hohen Ovale, dessen senkrechte Ebene auf den Warzenfortsatz fällt. Die Stirne steigt, oberhalb des vortretenden Augenbrauenbogens senkrecht empor, und krümmt sich im stärkeren Bogen nahezu im rechten Winkel nach rückwärts. Die Höhe der Scheitelwölbung fällt in das erste Viertel der Pfeilnath und senkt sich nach hinten steil gegen das Hinterhaupt herab. Die sagittale Wölbung ist bedeutend, das Hinterhaupt springt stark halbkugelförmig hervor, namentlich im oberen Theile. Im unteren Theile ist es bedeutend gegen den Horizont geneigt. Die Warzenfortsätze sind normal gestellt, dick und lang, die Ohrlöcher von normaler Größe haben eine senkrechte Stellung. Das Planum temporale ist hoch, die Linea semicircularis flacher als gewöhnlich.

Die Hinterhauptsansicht (Tab. III.) ist ein schmales, hohes, unten bedeutend enger werdendes Fünfeck mit deutlichen, stark vorspringenden Winkeln an den hochgelegenen und scharf vorragenden Scheitelhöckern. Die Scheitelhöcker sind stark gewölbt. Die Hinterhauptschuppe gleicht einem Fünfecke, dessen untere Schenkel stark convergiren, nach beiden Seiten, insbesondere nach oben und unten zu bedeutend gewölbt. Der linke Ast der Lambdanath verläuft nach unten und außen zu in eine Rinne; die Mitte des Hinterhauptsbeines tritt als starker Hinterhauptshöcker hervor. Der Kleinhirnthheil dieses Knochens ist flach und lang.

Die untere Ansicht gibt ein langes schmales Oval, das nach rückwärts zu viel breiter wird. Der Hinterhauptstheil ist lang, bogig gewölbt, das foramen occipitale ist nicht groß, lang, aber schmal, der Basalthheil des Os occipitum ist normal lang, aber schmal.

Die vordere Ansicht (Tab. IV.) gibt für den Stirnthheil der Hirnkapsel eine abgerundete fünfeckige Figur mit bedeutend breiterer Basis. Die Stirn- und Scheitelhöcker treten stark hervor, die Schläfeggend fällt nach innen zu steil ab. Die Augenhöhlen bilden ein schönes flachliegendes, wenig hohes Oval. Der Körper des Oberkieferknochens ist klein, seine sämtlichen Fortsätze zart und schmal. Die Gesichtsfäche ist nahezu senkrecht gegen den Horizont gestellt, schwach ausgeschweift. Der rudimental erhaltene Gaumentheil des Oberkiefers und das rechte Gaumenbein sprechen für einen langgestreckten schmalen Gaumen. Die fünf erhaltenen Zahnsächer sind klein und kurz, nicht schief nach vorne, sondern gerade senk-



recht zu gestellt. Die drei letzten Mahlzähne sind erhalten, die Wurzeln sind zart und kurz, die Kronen kurz, die zwei vordern sind an der Mahlfläche weiß, ziemlich bedeutend abgeschliffen.

Nach den wohlerhaltenen Zähnen zu schließen dürfte dieser Schädel einem Individuum angehört haben, das sich noch im Vollgenusse seiner Kräfte befand, im Alter etwa von 30—40 Jahren, wofür weiters noch dieser Umstand zu sprechen scheint, daß alle Rätze vollkommen erhalten sind. Die relative Kleinheit des Schädels, die dünnen Wände, namentlich aber die zarten Knochenfortsätze lassen es möglich scheinen, daß er einem Weibe angehört habe.

## M a ß t a b e l l e.

### A. Schädeltheil.

#### I. Maße im Ganzen (Centimeter).

	Schädel	Mesur. I.	Mesur. II.	Naß	Schädel	
Horizontalumfang	50.6	53.0	52.4	51.8	52.2	Gering.
Länge	18.85	18.7	19.1	18.2	18.0	Bedeutend.
Breite	12.85	14.0	13.0	13.0	13.1	Sehr gering.
Längenbreitenindex	681	748	680	714	727	Hochgradige Dolichocephalie.
Höhe	14.3	13.4	14.2	13.3	13.4	Sehr hoch.
Längenhöhenindex	758	748	680	714	727	Im Verhältniß zur Höhe sehr niedrig.
Breitenhöhenindex	1112	1000	1138	1053	—	Bei bedeutender Länge und Höhe eine geringe Breite.
Längenumfang	38.4	37.2	38.4	36.0	—	Bedeutend.
Abstand von <b>Tuberculum occipitale externum</b> bis zur Nasenwurzel, und zwar die Sehnenlänge	18.4	17.9	18.5	17.8	17.3	} Bedeutend.
Die Länge des Bogens	32.5	32.1	33.6	30.5	30.9	
Die aus beiden ebengenannten Mäßen berechnete Längswölbung gibt den Ausdruck von	1.766		Im Mittel		1780	Sehr flache Längswölbung.
Schädelbasisbreite zwischen den Jochleitern oberhalb der äußeren Gehörlöcher	12.3	13.0	12.6	12.7	11.9	Schädel an der Basis sehr schmal.
Relativ zur größten Breite des Schädels (= 1000) ist die Breite der Basis:	941	928	966	954	888	Relativ zur größten Breite des Schädels ist die Basis breit.
Querumfang:	29.6	30.8	31.6	30.0	3.03	Unbedeutend.
Die Querkrümmung, berechnet aus dem Verhältnisse der Schädelbasisbreite zum Querumfange (Sehne = 1) gibt den Ausdruck:	2.487	2.369	2.507	2.362	2.546	Mäßige Querkrümmung.



II. Maße im Einzelnen.  
1. Vorderhaupt.

	Schädel	Melit I.	Melit II.	Caaz	Schallan	
<b>Vorderhauptslänge :</b>	10.9	11.2	11.6	11.0	11.1	Vorderhaupt kurz. Im Verhältniß zur geringen Vorderhauptslänge bedeutend. In Folge der bedeutenden Länge d. sagitalen Stirnbogens bei so kurzem Vorderhaupte sehr bedeutend.
<b>Der sagitale Stirnbogen, d. i. der der Vorderhauptslänge als Sehne entsprechende Bogen:</b>	13.0	13.2	13.0	13.0	12.9	
<b>Stirnbeinfrümmung in sagittaler Richtung.</b>	1.192	1.178	1.120	1.181	1.162	
<b>Vorderhauptsbreite vom Vereinigungspunkte der Kranz- und großen Keilbeinflügel nach der einen Seite zu der andern:</b>	9.8	11.0	—	—	9.8	Vorderhaupt schmal.
<b>Horizontaler Stirnbogen zwischen denselben Punkten</b>	17.0	16.0	16.2	16.0	15.2	
<b>Die horizontale Stirnbeinwölbung gibt den Ausdruck von:</b>	1.734	1.454	—	—	1.551	Das Stirnbein hat eine bedeutende Wölbung.
<b>Die Stirnbreite, gemessen zwischen den vordersten Theilen der Schläfengruben.</b>	9.3	9.6	—	—	9.0	Mäßig.
<b>Relativ zur größten Breite des Schädels (= 1000) beträgt die Breite des Vorderhauptes :</b>	762	685	—	—	748	Im Verhältniß zur größten Schädelbreite ist das Vorderhaupt sehr breit. und ist die Stirne schmal. Sehr gering.
<b>Die Breite der Stirne :</b>	724	800	—	—	687	
<b>Der Stirnhöckerabstand :</b>	5.0	6.8	6.3	6.3	5.7	Sehr gering. Kurz.
<b>Der dazu gehörige Bogen</b>	5.5	7.1	6.4	6.5	6.0	
<b>Die aus bei den obgenannten Maßen berechnete Stirnwölbung hat zum Ausdruck die Zahl:</b>	1.100	1.044	1.015	1.031	1.052	Die Stirne ist demnach in transversaler Richtung stark gewölbt.
<b>Die Vorderhauptshöhe von der Mitte des vorderen Randes des großen Hinterhauptloches bis zum Berührungspunkte der Kranz- u. Pfeilnath :</b>	13.7	13.3	—	13.0	13.3	Das Vorderhaupt ist sehr hoch.
<b>Die Vorderhauptshöhe im Verhältniß zur Höhe des Schädels (= 1000) beträgt</b>	958	992	—	977	992	Im Verhältnisse zur Höhe des Gesamtschädels ist das Vorderhaupt niedrig.

2. Mittelhaupt.

	Schädel	Melit I.	Melit II.	Caaz	Schallan	
<b>Die Länge des Mittelhauptes die Entfernung zwischen den Endpunkten der Pfeilnath</b>	12.2	11.1	11.8	10.5	10.4.	Das Mittelhaupt ist lang. Ebenfalls sehr lang.
<b>Der sagitale Mittelhauptsbogen — der dem früheren Maße als Sehne zugehörige Bogen</b>	14.0	12.0	13.2	12.0	11.3	



	Schädel	Melmit I.	Melmit II.	Sanz	Schallan	
Die berechnete sagitale Scheitelwölbung hat den Ausdruck:	1.138					Der Scheitel in sagitaler Richtung stark gewölbt.
Ohrenbreite — vom Vereinigungspunkte der Nath der Schläfenschuppe und des Warzentheiles der einen Seite zu dem der anderen:	12.1	13.3	12.2	12.4	12.8	Starke Verschmälerung des Schädels gegen d. Schläfenschuppe hin.
Die Ohrenbreite im Verhältnisse zur größten Breite d. Gesamtschädels (=1000) gibt zum Ausdruck die Zahl von:	941	—	—	935	977	Relativ mäßige Ohrenbreite.
Scheitelbeinbreite — zwischen der Mitte der Schläfenschuppe und der Pfeilnath	10.2	10.0	10.1	9.2	10.2	Mäßig.
Querer Scheitelbeinbogen — zwischen denselben Punkten	12.0	11.5	11.8	10.1	11.9	
Quere Scheitelbeinwölbung	1.176	1.150	1.168	1.097	1.166	Scheitelbeine in querer Richtung stark gewölbt.
Scheitelhöckerabstand:	12.5	12.9	12.2	11.5	12.6	Scheitelhöcker nahe bei einander stehend.
Querer Scheitelbogen:	16.4	15.5	15.3	14.2	16.6	
Scheitelwölbung:	1.232	1.201	1.254	1.234	1.285	Mäßig.
Scheitelhöckerhöhe — v. Scheitelhöcker zum Warzenfortsatz	11.0	10.0	11.2	10.6	9.8	Bedeutend.
Relative Scheitelhöckerhöhe im Verhältnisse zur Schädelhöhe (= 1000).	769	746	788	796	731	Mäßig.
Die Sehne des Stirnscheitelhöckerabstandes — die Länge des Scheitels zwischen Stirn- und Scheitelhöcker derselben Seite:	11.8	10.6	11.3	10.7	10.3	Wie bereits oben erwähnt der Schädel in sagitaler Richtung sehr lang.
Relative Länge des Stirnscheitelhöckerabstandes im Verhältnisse zur Schädelhöhe (= 1000)	625	566	591	587	572	Im Verhältnisse zur Schädelhöhe stehen Stirn- und Scheitelhöcker derselben Seite weit von einander.
Der Stirnhöckerabstand beträgt, ist der Scheitelhöckerabstand = 1000:	400	527	516	547	452	Im Verhältnisse zum Abstände der Scheitelhöcker stehen die Stirnhöcker nahe bei einander.
Der seitliche Scheitelbogen — zwischen tuber frontale und parietale derselben Seite:	12.6	11.0	11.8	10.9	10.9	
Die seitliche Scheitelwölbung zwischen denselben zwei Punkten	1.067	1.037	1.044	1.018	1.058	Scheitel in der Richtung von vorn nach rückwärts stark gewölbt.
Scheiteldiagonale — vom Stirnhöcker der einen Seite zum Scheitelhöcker der anderen.	14.2	14.5	14.3	13.1	13.3	Mäßig.
Diagonaler Scheitelbogen — der dieser Sehne zukommende Bogen.	16.6	16.5	16.8	15.9	16.4	Lang.
Diagonale Scheitelwölbung	1.169	1.137	1.174	1.198	1.233	Scheitel auch in diagonaler Richtung stark gewölbt.



	Schädel	Melmit I.	Melmit II.	Saug	Schallan	
<b>Keilschläfenlänge</b> — vom Vereinigungspunkte des Stirnkeil- und Jochbeines zum Vereinigungspunkte des Scheitel- und Schläfenbeines derselben Seite :	8.8	8.6	9.8	8.9	8.0	Der mittlere Theil des Schädels kurz.
<b>Die Länge der Keilschläfenfläche im Verhältnisse zur Länge des Gesamtschädels (1000)</b>	461	459	513	489	483	Auch im Verhältnisse zur Gesamtlänge ist diese Länge nicht bedeutend.
<b>Die Höhe d. Schläfenschuppe über dem äußeren Ohrloche :</b>	4.3	4.2	5.0	4.6	3.7	Mäßig hoch.
<b>Die Sehne der seitlichen Wand des Schädeldaches, e. i. die Entfernung zwischen den Vereinigungswinkeln der Kranz- und Keilflügelnaht und der Lambda-nath :</b>	9.2	10.5	10.3	9.7	8.9	Kurz.
<b>Schläfebogen, die Länge des der früher erwähnten Sehne entsprechenden Bogens :</b>	9.6	10.9	10.5	—	9.2	Ebenfalls kurz.
<b>Horizontale Schläfewölbung</b>	1.043	—	—	—	—	Wegen des geringen Unterschiedes zwischen d. Länge der Sehne und des Bogens sehr flach.

### 3. Hinterhaupt.

	Schädel	Melmit I.	Melmit II.	Saug	Schallan	
<b>Hinterhauptslänge, die Entfernung von der Spitze der Hinterhauptschuppe zur Mitte des hinteren Randes des foramen occipitale magnum.</b>	9.6	9.6	10.0	9.0	—	Mäßig lang.
<b>Sagitaler Hinterhauptsbogen, der dem früheren Maße als Sehne entsprechende Bogen :</b>	11.0	12.0	12.2	11.0	—	
<b>Die sagitale Hinterhaupts- hat, berechnet aus Bogen und Sehne, zum Ausdrucke. Die Zahl :</b>	1.145	—	—	—	—	Geringe Wölbung.
<b>Die Länge des Interparietaltheiles des Hinterhauptbeines beträgt :</b>	6.8	6.3	6.7	5.0	6.3	Interparietaltheil des Hinterhauptbeines ist lang.
<b>Die Länge des <i>Receptaculum cerebelli</i> beträgt :</b>	3.7	5.0	5.1	5.4	—	Kurz.
<b>Die Breite des Hinterhauptbeines, von der Vereinigungsstelle der Lambda- und Wurzennath der einen Seite zu demselben Punkte der anderen :</b>	10.8	11.7	10.4	10.9	11.6	Mäßig breit.



	Schädel	Melut I.	Melut II.	Saaz	Schallan	
Die Hinterhauptsbreite im Verhältnisse zur Breite des Gesamtschädels (= 1000) hat zum Ausdruck die Zahl:	814	835	800	838	885	Verhältnismäßig breites Hinterhauptbein.
Der quere Hinterhauptsbogen, d. i. der der früheren Sehne (Hinterhauptsbreite) entsprechende Bogen:	13.4	15.0	14.0	13.9	16.8	Kurz.
Die Wölbung des Hinterhauptbogens = der quere Hinterhauptsbogen:	1.240	1.282	1.346	1.275	—	Schwache Wölbung.
Die Höhe des Hinterhauptes, von der Mitte des vorderen Randes des foramen occipitale magnum zum Vereinigungspunkte von Pfeil- und Lambdanath:	12.2	11.6	—	10.8	12.4	Hinterhaupt sehr hoch.
Relative Höhe des Hinterhauptes im Vergleiche zur Höhe des Gesamtschädels (= 1000):	853	—	—	—	—	Relative Höhe sehr bedeutend.
Die Länge d. Hinterhauptdiagonale, der Abstand vom Scheitelhöcker der einen Seite zum Vereinigungswinkel der Lambda- und Warzenath der anderen:	13.6	14.6	14.0	13.2	14.2	Gering.
Der dazu gehörige Bogen:	19.5	20.4	18.9	18.1	20.2	Lang.
Die schräge Hinterhauptswölbung, berechnet aus den zwei eben genannten Maßen, hat zum Ausdruck die Zahl:	1.434	1.397	1.350	1.371	1.422	Das Hinterhaupt ist in diagonalen Richtung bedeutend gewölbt.

#### 4. Schädelbasis.

	Schädel	Melut I.	Melut II.	Saaz	Schallan	
Der Warzenabstand, der Abstand der Spitzen der Warzenfortsätze von einander:	9.2	11.3	11.3	11.2	10.1	Sehr gering.
Abstand der Warzenhöcker von einander im Vergleiche zum Abstände der Scheitelhöcker von einander (=1000)	736	875	926	973	801	Zu Verhältnisse zum Abstände der Scheitelhöcker stehen die Warzenhöcker nahe neben einander. Schmale Schädelbasis.
Schädelbasallänge, von der Mitte der Nasenwurzel zum vorderen Rande des großen Hinterhauptloches:	10.0	10.2	—	10.5	9.2	Mittlere Länge.



	Schädel	Melut I.	Melut II.	Saoz	Schallan	
Länge der Schädelbasis im Verhältniß zur Länge des Gesamtschädels (= 1000):	583	545	—	576	—	Im Verhältniß zur Schädellänge eine lange Schädelbasis.
Länge des foramen occipitale magnum.	3.6	3.7	—	3.7	—	Langes Hinterhauptloch.
Breite des foramen occipitale magnum	2.7	2.9	—	3.0	—	Schmal.
Länge des Grundtheiles des os occipitale	2.7	2.5	—	2.7	2.1	Lang.
Im Verhältniße zur Länge (= 1000) beträgt die Breite des Hinterhauptloches:	750	Im Mittel			783	Relativ schmal.
Abstand der Foramina stylomastoidea von einander.	7.3	8.6	9.2	7.5	8.2	Foramina stylomastoidea wegen Schmalheit der Schädelbasis nahe an einander.
Der Abstand der foramina stylomastoidea im Vergleich zur Breite der Schädelbasis (= 1000):	593	661	730	669	689	Geringer relativer Abstand.
Abstand der foramina ovalia von einander:	4.6	4.7	—	5.0	4.5	Ebenfalls einander nahe stehend.

B. Gesichtstheil.

Die obere Gesichtsbreite, der Abstand des äußeren Randes der Stirnjochebeinnath einer Seite zu dem der anderen:	9.6	10.7	10.5	—	—	Gering.
Untere Gesichtsbreite:	9.1	—	9.4	10.2	—	Gering.
Gaumenbreite:	3.6	4.2	3.8	4.7	3.8	Schmalere Gaumen.
Breite der Orbita:	4.3	—	—	4.0	3.9	Orbita breit und hoch.
Höhe der Orbita:	3.5	—	—	3.5	2.8	
Tiefe der Orbita:	4.3	—	—	—	4.4	
Nasenzwischenbreite:	2.1	2.6	2.2	—	2.1	Nasenzwischenraum schmal.

Wegen des Fehlens des Unterkiefers, der Gesichtsknochen der rechten Seite und anderer Theile ist die Abnahme folgender Maße unmöglich gewesen, nämlich:

- Die Gesichtshöhe,
- Die Jochbreite,
- Obertieferbreite,
- Obertieferlänge,
- Gaumenlänge,
- Choanenbreite,
- Choanenlänge,
- Unterkieferlänge,
- Kinnbreite.
- Die Höhe des Unterkieferastes,
- Die Breite des Unterkieferastes.

Dieser Schädel zeichnet sich durch seine bedeutende Dolichocephalie aus, übertrifft darin sogar noch die 4 von Weisbach gemessenen Schädel und gehört unbedingt dem Typus Hohberg an.



Seine Breite ist bei bedeutender Höhe gering, die Längs- und Quervölbung ist mächtig. Die Vorderhaut ist mächtig lang, die Stirne hoch und schmal, die Stirnhöcker einander sehr nahe stehend, dieselben in horizontaler Richtung stark gewölbt, ebenso in sagitaler. Das Mittelhaupt ist sehr lang und stark gewölbt, Stirn- und Scheitelbeinhöcker weit von einander entfernt, die Scheitelbeine stark gewölbt in der queren und Längsrichtung, dieselben verhältnißmäßig kurz. Die Scheitelhöcker, nahe bei einander stehend, treten deutlich hervor. Das planum temporale ist kurz. Das Hinterhaupt ist bei geringer Wölbung lang, hoch und mächtig breit, das Receptaculum ist kurz. Das Gesicht ist ziemlich lang, sehr schmal, nach unten wenig schmaler werdend, die Augenhöhlen schön oval, der Oberkiefer nahezu senkrecht abfallend, die Schneidezähne, nach den Alveolis zu schließen nicht vortretend.

Welchem Volke der Träger dieses Schädels angehörte, ist wohl nicht sicher zu entscheiden; so viel läßt sich jedoch mit Gewißheit angeben, daß er den gegenwärtigen Bewohnern des Landes nicht angehört. Die brachycephale Form der gegenwärtigen Tzechen ist von der edlen Form dieses Schädels unendlich weit entfernt, und eben so läßt er sich zu den Schädeln der Deutschen nicht anreihen, indem er auch diese an und für sich längeren Schädel, an Schmalheit und Länge weit hinter sich läßt. So weit mir die Daten, bezüglich der Auffindung, bekannt sind, ist an einen Römerschädel nicht zu denken, da die Auffindung der im Grabe befindlichen Werkzeuge eine derartige Annahme mit Sicherheit ausschließt.

Aus der näheren und ausführlichen Beschreibung der mitgefundenen Gegenstände, die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, dürfte das Alter des Schädels wohl zu bestimmen sein, welches übrigens jedenfalls in eine vorhistorische Zeit fallen wird; ebenso dürfte die genaue Angabe ob die Gräber Reihens- oder Hügelgräber waren, wichtige Anhaltungspunkte zur näheren Bestimmung geben.

Genauere Schlüsse über das Alter und die betreffenden Volksstämme lassen sich nur dann ziehen, wenn möglichst viel Material vorhanden ist und dieses genau durchstudiert werden kann. Material nach beiden Richtungen hin, sowohl was die gefundenen Geräthschaften, als was die Knochenreste anbetrifft, namentlich die Sammlung von Knochen, insbesondere von Schädeln ist unerläßlich. Früher — theilweise noch bis in die neueste Zeit — wurde auf diese letzteren kein Werth gelegt und dieselben als werthlos bei Seite geworfen, obwohl diese in der Hand des kundigen Forschers allein den Schlüssel zur Erkenntniß, wer die früheren Bewohner unseres Heimatlandes waren, geben können.

Ich stelle daher an alle auswärtigen Mitglieder und Freunde unseres Vereines die dringende Bitte, alle Knochenreste, die in vorhistorischen Grabstätten gefunden werden, gehören sie dem Menschen oder Thiere an, der Sammlung unseres Vereines zu übersenden, oder, wenn dies nicht angeht, dieselben von Sachkundigen genau untersuchen und dann unseren Verein die diesbezüglichen Resultate wissen zu lassen.



Tab. I.



Tab. II.



Tab. III.

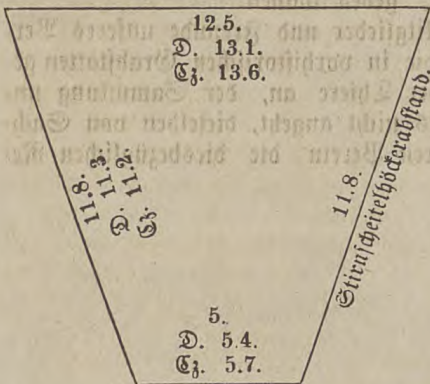


Tab. IV.



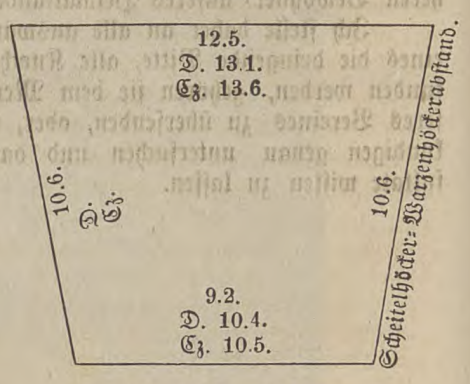
Tab. V.

Obere Ansicht des Schädels.  
Scheitelhöderabstand



Tab. VI.

Hintere Ansicht des Schädels.  
Scheitelhöderabstand.



$\frac{1}{3}$  nat. Gr.  
Die Maße sind Centimeter.

D. = Jetzt lebende Deutsche.  
G. = " " Gezeiten.



## Skizzen aus dem Böhmerwalde.

### VIII. Am Hohenstein.

Am südlichsten Ende der Landesgrenze zwischen Böhmen und Baiern erhebt sich aus dem Gewirre der sich nach allen Richtungen dehrenden waldigen Kuppen ein gewaltiger Bergücken. Schon im fernen Flachland kann ihn das Auge selbst von geringen Bodenerhöhungen aus, als einen kleinen bläulichen Streifen erkennen; sobald aber der Wanderer das wallerer Hochthal betritt, sieht er plötzlich die riesige Bergwand anscheinend ganz nahe vor sich. Lang gezogen streicht sie von Südost nach Nordwest, und hoch emporragend über die Berge ringsum schließt sie gegen Westen den Gesichtskreis ab, in dem eintönigen Kleid ihrer ausgedehnten schwarzen Forste dem Beschauer ein Bild majestätischer Ruhe und tiefer Einsamkeit darbietet.

Die Straße, welche die Hauptrichtung des einstigen „goldenen Steiges“ einhaltend, den Wanderer nach Wallern, <sup>1)</sup> einst der letzten Nachtherberge, der Saumer auf dem Wege von Passau nach Brachatz, führt, zieht von da weiter über die Brixhöfe, bei der aufgelassenen Glasfabrik Stegerhütte <sup>2)</sup> vorüber, überschreitet oberhalb Guthausen die warme Moldau, und vertieft sich sodann gegen Böhnißröhren ansteigend, in die dunkeln Wälder. Wer den Urwald am Kubani oder die stolzen Forste des höheren Grenzgebirges gesehen, für den werden diese Wälder wenig Reiz haben; dem Bewohner des Flachlandes aber, der sie zum erstenmale betritt, wird eine Größe und Stärke der Stämme, wie sie in den Binnenlandwäldungen jetzt nicht mehr so leicht vorkommt, und der ungeheure Holzreichthum imponiren, der sich dadurch verräth, daß alle Gattungen von Waldabfällen, die in der Ebene sorgfältig gesammelt und benützt werden, ja sogar schwächere Baumstämme, die irgend ein Unfall entwurzelt und niedergeworfen, unbeachtet liegen bleiben und vermodern.

Höher und immer höher steigt die Straße bergan, da lichtet sich plötzlich der Wald. Tief unten am Fuße des sanft verlaufenden Abhangs, auf dem wir stehen, fließt die Moldau; in lang gestreckter Reihe liegen am jenseitigen Ufer die Holzhäuser der im Jahre 1816 gegründeten fürstlich Schwarzenberg'schen Holzhauerkolonie Guthausen, und den ganzen Zwischenraum an beiden Ufern des Flusses füllt ein Holzschlag, aus dem das Holz bereits weggeschafft worden ist.

Nicht leicht übt das Wetter auf das Bild, welches ein und derselbe Gegenstand dem Beschauer darbietet, einen so entscheidenden Einfluß aus, als bei einem solchen bereits verlassenem Holzschlag. — Vom wolkenlosen Himmel herab überschüttet die Sonne den schwarzen fruchtbaren Erdboden, zu dem sonst ihre Strahlen durch die undurchbringliche grüne Wölbung nicht gelangen konnten, mit einem Lichtmeere, und erweckt die in seinem Schoß sich bergenden Keime zum üppigen Leben und Gedeihen. Der Boden ist übersät mit den rothen, aromatisch duftenden Früchten der Walderdbeere, mannigfaltige Waldblumen brennend gefärbt, Himbeer- und stachelige Brombeersträucher, zierliche Farrenkräuter sprießen üppig empor, mancher verstümmelte Baumstrunk treibt wieder schlanke fastgrüne

1) Wallern bezog durch diese Herbergen aus dem goldenen Steig ein reiches Einkommen; überdies hatte es von Peter Wol von Rosenberg im Jahre 1596 das Privilegium erhalten, allen Saumern, die den goldenen Steig umgehen, und dadurch den Nahrungsstand Wallerns beeinträchtigen wollten, Roß und Ladung wegzunehmen. Der Ertrag dieser Confiscationen wurde zwischen den Herren von Rosenberg und der Gemeinde Wallern zur Hälfte getheilt.

2) Die Stegerhütte ist eine der ältesten Glas- und Spiegelfabriken Böhmens gewesen, denn bereits im Jahre 1591 wird ihrer in einem Privilegium, welches Wilhelm von Rosenberg dem Sigmund Steger ertheilte, als einer schon bestehenden Fabrik Erwähnung gethan. Sie wurde im Jahre 1807 außer Betrieb gesetzt.



Schößlinge in reicher Fülle hervor, durch das grünende Waldgras huscht die flinke Eidechse, und genießt von der Höhe eines das Gestrüpp überragenden Baumstrunkes oder moosbedeckten Steines tief aufathmend die sonnige blumen- und harzduftende Waldluft; darüber treiben sich herum in nimmerrastender Beweglichkeit zahllose Schwärme von Fliegen und Waldbienen, wiegen sich gaukelnd bunte Schmetterlinge, und nichts unterbricht die tiefe Stille als das bald anschwellende, bald dahin sterbende Säusen des Windes in den Wipfeln der in der Sonnengluth aromatische Düste aushauchenden Nadelwälder.

Ist aber der Himmel in das eintönige Grau eines Regentages gekleidet, dann hüllen sich die Berge in undurchdringliche Wolkenmassen. Die äußersten Vorposten dieser Wolkenheere hängen schwer herab beinahe bis in die Thäler; aus den tiefer liegenden Wäldern steigen Nebelsäulen dampfend auf, sehnstüchtig strebend nach Vereinigung mit ihren Genossen oben auf den Bergen. Feine Nebelbläschen schweben in der Luft, schwängern sie mit Feuchtigkeit, sammeln sich an allen festen Gegenständen zu Tropfen und schlagen schwer herab zu Boden. Alles Gestrüch trieft von Nässe, thauschwer senken die Blumen ihre Häupter; über die weite eintönige Fläche liegt ausgebreitet ein dünner Nebelschleier, durch den die noch stehenden, theilweise verwitterten und rauchgeschwärzten<sup>1)</sup> Baumstrünke wie Grabsteine auf einem Leichenfelde sich hervorheben, und ringsum, kaum erkennbar durch den sich verdichtenden Nebel, zieht sich der dunkle Umkreis der Wälder.

Dort, wo die Straße endlich aus den Waldungen emportaucht, und nahe an der Landesgrenze den Röhrenberg hinaufklimmt, liegt die einstige Grenz- und Einbruchstation der Saumer, welche auf dem goldenen Steige von Passau nach Prachatz reisten. Von der Rinne oder Röhre, bei welcher sie hier ihre Thiere zu tränken pflegten, erhielt der vom Fürsten Johann Christian zu Eggenberg im Jahre 1709 gegründete Ort den Namen Rinn- oder Röhrenhäuser, jetzt Böhmisches Röhren.

Hier verlassen wir den goldenen Steig, und an den waldigen Abhängen des Tuffetberges hinschreitend, auf dessen Gipfel die Ruinen der Burg Tuffet liegen, welche die Herren von Rosenberg zur Bewachung des goldenen Steiges gegründet haben sollen, über deren Schicksale jedoch genauere Nachrichten fehlen, steigen wir hinab in das Flußthal der kalten Moldau. Bei der Biegung um die letzte Waldecke, eröffnet sich dem Blicke ein freundliches Längenthal, welches die Moldau wie ein schimmernder breiter Silberstreif durchzieht, und aus welchem uns die weitläufigen Gebäude der tuffeter Resonanzholzfabrik freundlich entgegen winken. Die freundliche Zuverlässigkeit des — leider nunmehr bereits verstorbenen — Fabrikschefs Herrn Wesely gewährte uns einen Einblick in alle Theile der Fabrikation und in die Vorräthe von Rohmaterial, und fertigem Erzeugniß.<sup>2)</sup> Dort liegen gewaltige Fichtenstämme; vielleicht an derselben Stelle sind sie dem Schoße der Muttererde entkeimt; sie sind dem nagenden Zahn des Wildes in ihrer Jugend glücklich entgangen; sie haben der Wuth der Herbststürme, der Wucht der winterlichen Schneemassen getrotzt, und sind der Stolz des Waldes geworden; — da plötzlich hat sie der zerstörungssüchtige Mensch sich zum Opfer ausersehen, Axt und Säge beginnen ihr Werk; vergeblich ist das Achzen und Stöhnen des sterbenden Baumes, unerbittlich setzen seine Feinde ihr Zerstörungswerk fort; bis er weithinschallend zu Boden stürzt. Die gefällten Stämme werden nun der Brettsäge überliefert, und von da an hat das Holz eines und desselben Stammes,

1) Sobald das Holz gefällt ist, werden die Gipfel und die Aeste der gefällten Stämme von den Arbeitern zur Feuerung benützt, da sich dieselben oft wochenlang im Holzschlag aufhalten, dort ihre Mahlzeiten kochen und übernachten. Auch Baumstrünke werden, besonders wenn sie ein wenig schon angehöhlt und das Feuer gegen zu starken Luftzug zu schützen im Stande sind, zu den angebeuteten Zwecken benützt, oder an ihnen oder in ihrer Höhlung das Feuer brennend erhalten.

2) Ausführlicheres darüber in der Skizze „Am Moldaunursprung.“



wie oft Kinder derselben Familie, ein ganz verschiedenes Lebensschicksal; — dort der gering geschätzte Zündhölzchendraht und der plebejische Siebreifen, und hier das kostbare, feingemusterte, sorgfältig bezeichnete und verwahrte aristokratische Resonanzholz sind Kinder eines und desselben Stammes; rasch aufflammend, dann achtlos weggeworfen, hat das Eine seine kurze Laufbahn vollendet; hart behandelt, zu steter Arbeit verdammt, schleppt das Zweite sein Dasein in die Hütten der Armuth dahin, zuletzt — wenn unbrauchbar — dem Flammentode geopfert, während das letztere vielleicht in glänzenden Salons gepflegt und verhätschelt und wie ein verzärteltes Kind vor den Einflüssen der Witterung bewahrt ruhig dahinlebt, oder dem Künstler seine Gold- und Lorbeerernten einsammeln hilft, und sogar den Ocean kreuzt, um in fremden Hemisphären die Macht der Musik auch an den Gemüthern wilder Volksstämme zu erproben.

Die Rundschau in den ausgedehnten Fabriksgebäuden ist vollendet, und nun bleibt nur noch eine Merkwürdigkeit anzustaunen, die Schießstätte, die, wie scherzweise behauptet wird, zu den größten gehört, die überhaupt auf Erden existiren. Sie erstreckt sich nämlich durch zwei Kreise, den budweiser und den piseker; die kalte Moldau, welche jenseits der Landesgrenze im bairischen Hochgebirge entspringt, und bei Tuffet vorbei durch die sogenannte „todte Au“ der warmen Moldau zufließt, bildet hier die Grenze zwischen den beiden Kreisen, und da das Flußthal nicht breit ist, so befindet sich der Schießstand am rechten Ufer im oberplauer Bezirk, budweiser Kreises, die Scheibe aber am linken Ufer, prachatitzer Bezirkes, piseker Kreises.

Von Tuffet südwärts erhebt sich der Boden, und beginnen weit ausge dehnte Wälder, gegen jene riesige Bergwand ansteigend, deren bereits oben Erwähnung geschah; sie gehörten mit zum Jagdgebiete des letzten Bären, der vor ungefähr einem Jahrzehend hier erlegt wurde, und dessen Haut ausgestopft im fürstlich Schwarzenberg'schen Jagdschloß zu Frauenberg bei Budweis den Besuchern gezeigt wird. Seit jener Zeit wurde keine Spur eines Bären mehr in den Wäldungen gefunden, und somit dürfte allen Anzeichen nach dieser der letzte seines Stammes gewesen sein, der letzte noch in die Gegenwart hineinragende Repräsentant einer in dem Leben des Böhmerwaldes längst vergangenen Periode.

Zwar war Meister Pez, wie alle, die ihn näher kannten, versichern, ein äußerst gutmüthiger Bär, der sich nie einen Angriff auf Menschen oder Hausthiere erlaubte, aber gewiß würde er, wenn er noch lebte, manchen Touristen, der jetzt ungeschont die einsamsten Waldpartien durchstreift, vom Besuche derselben abschrecken und den Zufluß der Fremden beeinträchtigen. — Doch, er ist dahin, und mit leichtem Herzen betreten wir von einem Führer geleitet die schwarzen Tannenwälder, denn ohne einen solchen würde man sich auf den kaum erkennbaren Pfaden keineswegs zurecht finden. Die Anzeichen des Urwaldes mehren sich; — hohe vermoderte Baumstrünke, verwirrt umherliegende verwitterte Baumstämme, lockerer verrätherischer Boden, tiefes Schweigen der Vögel, stark gedämpftes Tageslicht u. s. w., bis auch hier ein nicht nur wegen der Zeit, in der es entstand, sondern auch wegen seiner ganzen Anlage und Ausführung nach staunenswerthes Werk des menschlichen Fleißes uns mitten in der Wildniß daran erinnert, daß wir in einem kultivirten Lande uns befinden, und daß unsere sogenannten Urwälder doch nur ein schwacher Abglanz der Urwälder anderer Kontinente sind. Dieses Werk ist der fürstlich Schwarzenberg'sche Holzschwemmkanal, welcher vom Plichtwasser, einem Zufluß der kalten Moldau, in einer Länge von beiläufig  $6\frac{1}{2}$  Meilen bis zum Mühlfluß in Oberösterreich geführt ist, und sonach die Moldau mit der Donau verbindet. Dem unscheinbaren Graben, der höchstens 4 Schuh tief und 8—10 Schuh breit ist, würde man es nicht leicht ansehen, daß er ein Werk von höchster Wichtigkeit ist, welches nicht nur fast einzig und allein die Verwertung des Holzreichthums dieser ausgedehnten Forste ermöglicht, sondern auch für



Hunderte von Menschen jährlich die wichtigste, ja beinahe die einzige Erwerbs- und Nahrungsquelle ist. Jährlich zur Zeit der Holzschwemme werden über 20 Waldbäche in den Kanal behufs dessen Speisung hineingeleitet, und 20000 — 25000 Klafter werden auf ihm durch den Mühlfluß in die Donau geschwemmt, trotzdem daß jetzt die Steinkohle in Wien der Hauptabgabquelle des Holzes eine gefährliche Concurrrenz macht. Den vielen Krümmungen des Kanals an den Bergabhängen zu folgen, wäre zu ermüdend und zeitraubend; wir verlassen ihn daher, steigen über einen Weg, — der wegen seiner einstigen Wildheit und Gefährlichkeit für ein gewisses unentbehrliches Kleidungsstück der „Hosenreißerweg“ noch heutzutage genannt wird, obwohl er, dem Einfluß der Kultur gehorchend, sich so sehr zu seinem Vortheil geändert hat, daß er diesen Namen jetzt nicht mehr verdient, — hinab in die Tiefe, erklimmen das jenseitige Gehänge, und erreichen den Kanal wieder in dem Augenblick, wo er sich durch ein mit einem zierlichen Portal versehenes Mundloch in einem quer laufenden waldigen Bergrücken verliert. Dieser Berg ist mittelst eines 221 Klafter fast durchaus in Granit gehauenen Tunnels durchbohrt, welcher ungefähr 8 Schuh hoch und eben so breit ist, und das Kanalbett neben einem daneben gehenden Fußsteig enthält. Da in der ganzen Länge von 221 Klaftern sich nur 2 zu Tage gehende Schachttöffnungen befinden, ist der Tunnel beinahe stockfinster und bei der verhältnißmäßig zur Länge geringen Höhe erscheint beim Eintritt durch das Portal das jenseitige Ende dem Auge nur wie ein ganz kleiner Lichtpunkt in der rings herrschenden tiefsten Finsterniß.

Gegen die großartigen Bauten der Jetztzeit bei Eisenbahnen u. s. w. ist dieser Tunnel freilich ein verschwindend kleines Bauwerk, zur Zeit seiner Erbauung <sup>1)</sup> aber war er, so wie überhaupt die ganze Kanalanlage eine bewunderungswürdige Unternehmung. — Geblendet schließt sich das Auge bei dem Austritt aus dem Tunnel und dem jähen Übergang aus der Finsterniß — in das helle Sonnenlicht, und ist nur langsam im Stande, die umgebenden Gegenstände und den gänzlichen Wechsel der Szenerie zu erfassen. Drüben, jenseits des Tunnels, so weit der eingeengte Gesichtskreis reicht, ein Meer von grünen Baumwipfeln, Berg und Thal bedeckend, diesseits links der waldige Bergrücken, aus dessen Innern wir so eben hervorgetreten, rechts der ziemlich bedeutende Ausläufer des Plöckensteins, der Kofberg, und gerade vor uns eine stark geneigte Holzriesel, welche die Verbindung zwischen dem ältern und neuern Theil des Kanals herstellt, und in ein gegen Süden streichendes Thal hinabführt, an dessen niedrigen, sanft geneigten Abhängen die Holzhütten der erst seit Erbauung des Kanals entstandenen Holzhauer und Flößerkolonie Hirschbergen zerstreut umherliegen.

Der Kanal geht von hier südwärts, unser Weg aber führt westwärts wieder in das kaum verlassene Dunkel des Waldes. Bergan klimmt der Pfad zwischen prächtigen Tannen- und Fichtenstämmen, dann wendet er sich entgegen dem Rauschen des Wassers, das zuerst leise und kaum hörbar, dann immer lauter und deutlicher durch die Stille der Wälder herüberdringt. Im jähen Fall stürmen die Wellen des Seebaches den Abhang herunter, hier über gewaltige Felsstrümmen herunterstürzend, ein lichtgelber kochender Schaumstrom, dort unten, beruhigt eilig weiter gleitend, im Schatten tiefbraun von Farbe und doch durchsichtig wie Krystall. Wo das grüne Baumdach eine Spalte läßt, dringen neugierige Sonnenstrahlen hindurch, und in dem glitzernden Streiflichte erglänzen die weißen moosbedeckten Tannenstämme, verklärt sich die dunkle Färbung der Wässer zu lichthem Goldbraun, und strahlen die Tausende von Wassertropfen, mit denen

1) Der Kanal besteht aus 2 Abtheilungen, die zu verschiedenen Zeiten gebaut wurden. Die erste Abtheilung vom Einfluß in die Mühle bis Hirschbergen wurde von dem k. k. Hofbauingenieur Ingenieur Rosenauer im Jahre 1789 begonnen; die zweite Abtheilung der Tunnel von Hirschbergen bis zum Lichtwasser wurde aber erst im J. 1821 gebaut.



das grüne Ufermoos und die Farrenkräuter an den Wasserstürzen übersäet sind, in allen Farben des Regenbogens. — Nun verläßt der Pfad die steilen schlüpfrigen Ufer, schlängelt sich über sonnige, im bunten Farbenschmelz prangende Waldwiesen, deren üppiges Gras kaum niedergetreten sich wieder emporhebt, und die Spur des einsamen Wanderers, der darüber geschritten, beinahe verwischt, überschreitet auf glatten, nebeneinander liegenden, bei jedem Schritte schwankenden Baumstämmen sumpfige, mit Erlen bedeckte Partien, halb Wiese halb Wald, und gelangt endlich zu einem wahren Steinmeer, das sich nach allen Richtungen hin ausdehnt, so weit das Auge den dämmernden Forst zu durchbringen vermag. Mühsam klettert der Pfad empor, setzt dort mit kühnem Schwung über eine Spalte, die das Gestein quer durchsetzt, weicht dort behutsam einer zwischen zwei Felsblöcken gähnenden Kluft aus, welche von der zwischen dem Gestein aufsprießenden und an demselben emporstrebenden Vegetation mit üppigem Grün verrätherisch bedeckt ist, und erreicht endlich, hie und da vorspringende Felsstücke als Stufen benützend, den Gipfel eines haushohen, anscheinend unersteiglichen Hausens von losem trümmerhaften Gestein. — Schon sind die Wälder, durch die wir geschritten, die Berge, deren Gipfel stolz auf uns herabgeblickt, tief zu unsern Füßen, das Geräusch des Thuens und Treibens der Menschen ist längst verklungen, nur der in den höheren freigelegenen Bergregionen immer stärker werdende Windzug braust durch die Wipfel, und noch immer klimmt der Weg bergan. — Horch! abermals von ferne, kaum zu unterscheiden von dem Säusen des Windes, brausendes Getöse von stürzendem Wasser; in scharfer Biegung wendet sich der Weg dahin, lauter und lauter schlägt das Rauschen an unser Ohr, der Wald lichtet sich, über eine kleine dammähnliche Erhöhung vor uns strömt das Wasser herunter, wenige Schritte, wir stehen oben, und vor dem entzückten Auge liegt — der See am Plöckenstein. <sup>1)</sup>

Überwältigend ist der Eindruck, den dieses prachtvolle Naturbild auf den Beschauer hervorbringt, und kaum wird die gewandteste Feder im Stande sein, Worte zu finden, die dem Leser mehr als einen schwachen Abglanz der zauberischen Schönheit des Platzes geben könnten, die sich hier dem Auge des Wanderers darbietet.

Geschützt durch die den See rings umgebenden Felsen und Wälder liegt der tiefbraune Wasserspiegel da, beinahe vollkommen regungslos; kaum vermag ein Sturm, in dem die Wipfel der hundertjährigen Tannen hin und herschwanken, die glatte Oberfläche sanft zu kräuseln. Gegenüber dem Damme, über welchen der Seebach abfließt, erhebt sich senkrecht eine gewaltige Felswand; Moose und Flechten klammern sich an den kleinen Absätzen an, hie und da sprießt aus Spalten, in denen ein wenig Erdreich sich erhält, allerlei Gestrüpp hervor, und unterbricht die Eintönigkeit der grauen Farbe des Felsens, der sich rechts durch einen steilen bewaldeten Abhang bis zum Seeufer herabsenkt, während das linke, gleichfalls bewaldete Ufer vergleichungsweise viel flacher ist. — Manch erstorbener Baumstamm steht da, der himmelanstrebende Wipfel, die weit gestreckten Aeste sind längst abgebrochen und vermodert, die grünen Nadeln sind abgefallen, Schnee, Regen und Sturm haben den mächtigen Schaft seiner Rinde beraubt, und unter seinen noch lebenden grünenden Brüdern leuchtet er hervor, wettergebleicht, verstämmelt und ästelos, weißglänzend wie ein Todtengerippe; auf dem Grunde des klaren See's liegen unter Felstrümmern zahlreiche solche Baumschäfte, die der Sturm hinuntergestürzt, und wenn der Wasserspiegel des See's in trockenen Jahren tiefer sinkt, so säumen sie die Ufer, und die verstämmelten Aeste, gleichsam hilflos zum Himmel aus dem Sand und Uferschlamm sich erhebend, wehren den Zutritt zu dem trockengelegten Bette des See's.

<sup>1)</sup> Dieser See ist einer von jenen Punkten, auf welche Adalbert Stifter in seinem wunderbar schönen „Hochwald“ die Handlung dieser Erzählung verlegt.



Ein Bild voll erhabener Ruhe und majestätischer Einsamkeit, liegt er vor uns. Kein Fisch belebt das braune klare Gewässer, kein Vogel erhebt seine Stimme in den Wipfeln der finstern Tannen, unbewegt widerstrahlt der See das Bild der ihn umgebenden thurm hohen Felswände und düstern Waldungen, und des blauen Himmels, der sich über ihnen wölbt. „Man kann hier tagelang weilen und sinnend und kein Laut stört die durch das Gemüth sinkenden Gedanken als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geyers.“<sup>1)</sup>

Nicht minder prachtvoll oder vielleicht noch prachtvoller ist die Szene, wenn der Mond hoch über der Felswand des Blökensteines steht, und den See und die Wälder mit seinem Schimmer überstrahlt. — Allein unsere einerseits politisch aufgeregte, andererseits einer vorwiegend realistischen Richtung huldigende Zeit hat kein Verständniß mehr für die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält,“ und so wollen wir lieber auf den Versuch verzichten, eine Naturszene zu schildern, deren wahrhaften vollen Genuß nur derjenige aufzufassen und zu verstehen vermag, der sich entschließt, eine mondheile Sommernacht an den Ufern des Sees zu „verträumen.“ Das kleine Opfer, manche gewohnte Bequemlichkeit zu vermissen, wird gewiß Niemanden reuen.

Schwer nur trennen wir uns von dem schnell liebgewordenen See, und oft wendet sich das Auge noch im Weiterschreiten zu ihm zurück, um das schöne Bild recht sicher dem Gedächtnisse einzuprägen, — bald aber verschwindet der glänzende Seespiegel, und durch dichten Wald strebt der steile Pfad hinan zum Gipfel der Felswand des Blökensteines. Ein schmaler Weg führt auf einen aus der Wand vorspringenden Felsblock; in schwindelnder Tiefe zu Füßen der Wand liegt der See, zu einem unscheinbaren kleinen Oval zusammengeschrumpft, ringsum Wald, nur gegen Nordosten hin erblickt das Auge die wallerer Hochebene, und weit darüber hinaus in blauer Ferne die Hügelreihen des Flachlandes; gegen Südosten kann der Blick dem Lauf der Moldau durch das immer breiter werdende Flußthal folgen, bis er auf dem kleinen Marktflecken Oberplan, dem Geburtsorte Adalbert Stifters, und dahinter auf einem langgestreckten waldigen Bergrücken ruht, dessen Gipfel von einer freilich in dieser Entfernung nur undeutlich sichtbaren Ruine, Schloß Wittinghausen, im Volksmunde gewöhnlich Sct. Thoma genannt, dem muthmaßlichen Stammschloß der Herren von Rosenberg, gekrönt ist.<sup>2)</sup>

Auf dem Bergplateau zwischen dem Blökenstein und dem Dreifesselfelsen stoßen die Grenzen von Oesterreich, Böhmen und Baiern bei der sogenannten Dreiecksmarke zusammen, und gewiß wird nicht leicht ein Tourist unterlassen, den kleinen Umkreis um die drei Grenzsteine zu machen, um sich sodann mit buchstäblicher Wahrheit rühmen zu können, in wenigen Sekunden drei verschiedene Länder durchschritten zu haben.

Über Felsblöcke und Trümmergestein führt sodann der beschwerliche Pfad längs der Landesgrenze über den Gebirgskamm bis zum Dreifesselfelsen, welcher mittelst einiger in Stein gehauenen Stufen zu ersteigen ist, und auf seiner Spitze 3 roh im Fels ausgehauene Sitze und 3 ähnliche Vertiefungen, die für — jedenfalls verunglückte — Nachahmungen von Tellern gelten, zeigt. Der Sage nach stießen in früheren Zeiten auf diesem Felsen die 3 Landesgrenzen von Böhmen, Oesterreich und Passau zusammen, und es konnten die 3 Landesfürsten auf der Spitze des Felsens nebeneinander und doch jeder in seinem Gebiete Platz nehmen; gegenwärtig ist jedoch, wie bereits oben erwähnt, der Zusammenstoß der 3 Grenzen auf einen andern Punkt verlegt, und der Dreifesselfelsen selbst befindet sich bereits in Baiern, obwohl wenige Schritte von der Grenze, die am Rande des Berges sich hinzieht. — Der höchste Punkt des ganzen Gebirgsstockes, nach wel-

1) A. Stifter „Der Hochwald.“

2) A. Stifter „Der Hochwald.“



dem der letztere gewöhnlich benannt wird, ist der einige hundert Schritte nordostwärts gelegene Hohenstein, der zwar eine recht hübsche, jedoch mit jener vom Dreifesselfelsen nicht zu vergleichende Aussicht bietet; — denn während der Hohenstein die Hauptansicht nach Böhmen hinein bietet, wo das Labyrinth der sich nach allen Richtungen erhebenden waldigen Berggruppen dem Auge eine weite Fernsicht verwehrt, erblickt man von dem gegen Baiern steil abfallenden Dreifesselfelsen das schöne Baiernland besäet mit Ortschaften wie einen Teppich ausgebreitet zu seinen Füßen, während im fernen Süden die im Sonnenschein erglänzende Kette der schneebedeckten oberbairischen, salzburgischen und oberösterreichischen Alpen den Horizont abschließt.

Der ebene Platz um den Dreifesselfelsen herum ist jährlich zu Ende Juli der Schauplatz eines heiteren Volksfestes, wenn man es noch so nennen darf, denn der ideale Gehalt desselben, die Erinnerung an die vor Alters üblichen Begehungen und Erneuerungen der Grenzen unter feierlichen Festlichkeiten, ist längst verschwunden, und es reduziert sich gegenwärtig auf eine Zusammenkunft oft von vielen hundert Personen, größtentheils aus Baiern, wo die Bevölkerung der Umgebung viel stärker und wohlhabender als in Böhmen, und von wo der Gipfel des Berges selbst für Fahrende zugänglich ist. — Musik und Tanz, vorzügliches bairisches Bier nebst kalter Küche, mitunter auch ein wenig Bewunderung der prachtvollen Fernsicht bilden jetzt die Hauptpunkte der Lustbarkeit, welche noch aus der heidnischen Zeit stammen soll, und an der sich außer den vielen fremden Gästen auch die Hirten des Gebirges stark betheiligen. Die lärmende Fröhlichkeit dieses Tages kontrastirt seltsam mit der sonst das ganze Jahr hindurch hier herrschenden Stille, die nur dann und wann durch eine Gesellschaft von Touristen oder das mistönige Geläute der Heerden — auf wohlklingende Glocken scheinen die bairischen Hirten kein sonderliches Gewicht zu legen — unterbrochen wird. Diese Viehheerden in den Waldungen des höheren Gebirges finden sich übrigens nur auf der bairischen Seite. Auf dem gegen Böhmen zu abdachenden Theil der Berge ist fast der ganze Waldkomplex ausschließliches Eigenthum des Fürsten Schwarzenberg, und das Viehweiden darin ist nicht gestattet; überdies sind die wenigen Ortschaften zu weit von der Grenze entfernt, und auch zu arm, um einen größeren Viehstand zu besitzen.

Ueberhaupt spielt der Mensch in diesem Theile des Gebirges trotz der schaffenden Kraft seines Geistes nur eine untergeordnete Rolle.

In den tiefer gelegenen Wäldern erschallen zwar die Hiebe der Art, aus den Holzschlägen steigen kräuselnd leichte blaue Rauchsäulen zum Himmel empor, längs der ganzen Linie des Kanals herrscht zur Zeit der Holzschwemme lebhaftere Thätigkeit, und weit hin durch die Wälder dröhnt das Getöse der aus dem Tunnel hervorschießenden und über die stark geneigte Holzrieße bei Hirschbergen herunterstürzenden, im dichten Gedränge an einander prallenden Scheiter; ins höhere Gebirge dringt aber der Lärm nur undeutlich, und schlägt schwach an das Ohr des armen Holzhauerweibes, das auf den waldentblösten Stellen die dort in unglaublicher Menge wachsende Heidelbeere (Schwarzbeere) sammelt, um eine Speise für den Winter aufzuspeichern,<sup>1)</sup> oder des Schwärzers, der, vorsichtig um sich blickend und sorgfältig lauschend, auf Schlupfpfaden durch das Dickicht gleitet, auf daß ihn nicht sein lauernder Feind, der Finanzwächter, erteile. — Ist aber die Zeit der Holzschwemme vorüber und kehren die gebändigten Wildbäche in ihr verlassenes Bett zurück, dann verstummt das rührige Leben, die Art ruht, und der Wald sendet seine Vorposten, die Erdbeere, das Farrenkraut, die Waldblume und manches vom Winde verwehte Samenkorn, um den ihm kaum abgerungenen Boden

1) Die Schwarzbeeren werden fleißig gesammelt und getrocknet, um im Winter ein säuerlich schmeckendes, unappetitlich aussehendes Muß daraus zu bereiten.



wieder in Besitz zu nehmen. Dann schreitet im höheren Gebirge wohl manchmal eine Gesellschaft fröhlicher Wanderer unter Singen und Lachen durch die Wälder, schnell huscht das scheue Reh über den Weg, und der schlaue Fuchs prüft aus sicherem Versteck, ob ihm Gefahr drohe von diesen sanglustigen Gesellen, — manchmal fällt wohl auch ein Schuß, und weckt das Echo ringsum in den waldigen Bergen. — Aber das Echo verhallt, die Gestalten der Wanderer verschwinden nach und nach zwischen den dichtgedrängten Stämmen in der grünen Dämmerung des Forstes, Gesang und Lachen erstirbt in der Ferne, und von Neuem lagert tiefe Ruhe über den schwarzen schweigenden Wäldern.

L . . s . . r .

## Joseph Wolfram.

Ein biographisches Denkmal von B. Scheiapflug.

Wer die Kulturverhältnisse der Deutschen in Böhmen auf geistigem und auf materiellem Gebiete etwas mehr als nur oberflächlich kennt und dabei der Wahrheit nicht geradezu aus Schelmsucht das Auge verschließt, kann es unmöglich als eine Uberschätzung ansehen, wenn man behauptet, daß die Deutschen in Böhmen, so gering auch ihre Zahl dem großen Deutschland gegenüber erscheinen mag, auf allen Gebieten der Kultur Männer aufzuweisen haben, die unserem Vaterlande zur Ehre gereichen. Es würde gar nicht schwer fallen, eine Reihe solcher Männer in jedem Fache der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und Gewerbe, des Handels und des Verkehrswesens zu nennen, man mag dabei die Gegenwart und jüngste Vergangenheit, oder eine Zeit in's Auge fassen, die früheren Decennien oder auch früheren Jahrhunderten angehört.

Wenn Böhmen ein musikalisches Land genannt wurde und noch genannt wird, so haben gewiß die Deutschen des Landes einen nicht geringern Antheil an diesem Rufe als die slavischen Bewohner, man mag dabei die inwohnende natürliche Begabung oder die Leistungen im Gebiete der Musik, von dem einfachen Musikantenthume angefangen bis zur eigentlichen Künstlerchaft genialer Virtuosität und musikalischer Schöpfungskraft, im Sinne haben.

Zu den Männern aus Deutschböhmen, die auf der höchsten Stufe musikalischen Wirkens, nämlich im Gebiete der Composition, sich einen Namen erworben haben, der weit über die engen Grenzen des Vaterlandes hinaus rühmlichst bekannt ist, gehört der gewesene Teplitzer Bürgermeister Joseph Wolfram. Seine Opern standen vor drei Jahrzehnten auf dem Repertoire der ersten Bühnen Deutschlands, insbesondere Dresdens und Berlins, Fürsten und Könige ehrten den durch und durch bescheidenen und anspruchslosen Tonmeister, und insbesondere war es Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der bei seinen alljährlich wiederkehrenden Besuchen in Teplitz in Wolfram nicht so sehr den Bürgermeister der Badestadt, als vielmehr den genialen Komponisten schätzte.

Wolframs Biographie findet sich zwar fast in jedem größern sogenannten Konversationslexikon, und wir verweisen diesfalls insbesondere auf die in Stuttgart erschienene „Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften“ von Dr. Gust. Schilling. Wenn ich hier gleichwohl auf das Leben dieses leider zu früh verschiedenem Mannes zurückkomme, so geschieht es wesentlich darum, um aus authentischen Quellen frühere Angaben zu vervollständigen oder zu berichtigen; zudem ist das im Nachfolgenden mitgetheilte Altstück an sich von kulturhistorischem Interesse; endlich bin ich als Berichterstatter, da ich längere Zeit in Wolframs Hause gelebt habe, mit Rücksicht auf den Inhalt Augenzeuge, ein Umstand, der in einem historischen Berichte nicht gleichgiltig ist.



Das Altstück, das ich hier mittheile, ist ein Bruchstück einer Autobiographie Wolframs, von ihm mit eigener Hand geschrieben. Bei der nachstehenden unveränderten, wort- und sylbengetreuen Mittheilung desselben erlaubte ich mir zur Vervollständigung in der Parantese hie und da eine Bemerkung beizufügen, die dem Kulturhistoriker als nicht ganz müßig erscheinen dürfte.

„Ich, Joseph Mat. Wolfram, wurde am 21. Juli 1789 zu Dobruza, einer kleinen Stadt Böhmens im Pilsner Kreise, geboren. Vorliebe für Musik bestimmten meinen Vater, mich frühzeitig in solcher unterrichten zu lassen. Im sechsten Jahre wurde der Anfang mit dem Klavierspiel, einige Jahre darauf mit dem Gesang und der Violine gemacht. Im meinem zehnten Jahre hatte ich's durch Fleiß und Liebe zur Musik dahin gebracht, daß ich die schwierigsten Klaviercompositionen damaliger Meister fertig vortrug und den Gesang richtig und sicher accompagnirte. Eine entschiedene Vorliebe sprach sich für Mozarts Meisterwerke bei mir aus, und mein Vater verfehlte nicht, mir sämtliche Werke dieses großen Komponisten später anzuschaffen, nach welchen ich mich vorzüglich zu bilden strebte. Im Jahre 1800 kam ich in das Gymnasium nach Pilsen, um für die höheren Studien Vorbereitung zu erhalten, im Jahre 1805 nach Prag.“

„In Pilsen begünstigte mein Streben im Kunstfache der damalige Professor der Redekunst Vater Przikrill, auf dessen Aufforderung ich mich in der Composition versuchte.“

„Im Jahre 1806 erhielt ich weitem musikalischen Unterricht in Prag und schrieb nebst mehreren Klaviercompositionen auch ein Quartett für Streich-Instrumente.“

„Die Gelegenheit, alle Opere, welche in Prag zur Aufführung kamen, hören zu können, benützte ich vorzüglich dazu, mir die Kenntniß von der Wirkung der Instrumente in ihrer Zusammenstellung zu verschaffen, und da ich mich über die Natur eines jeden einzelnen Instrumentes durch ausübende Künstler hatte unterrichten lassen, versuchte ich auch im Jahre 1807 eine Sinfonie zu schreiben, deren Aufführung in einem Dilettanten-Verein erfolgte.“

„Während ich an der Universität zu Prag die philosophischen Collegien besuchte, nahm ich zugleich Unterricht in der Harmonielehre bei dem damaligen Wiener Professor Drechsler, dann aber im Kontrapunkte bei dem Kapellmeister der Domkirche Herrn Koželuch.“

„Vom Jahre 1807 bis 1811 schrieb ich mehrere Klaviercompositionen, Lieder, Quartette für Männerstimmen, Gelegenheitskantaten und Tanzmusiken für's Orchester, von welchen Compositionen mehrere bei Volt, Hase und Schödl in Prag aufgelegt wurden.“

„Bis zum Jahre 1811 genoß ich die Unterstützung meines wohlbemittelten Vaters und lebte der Kunst und meinen Studien unbekümmert. In diesem Jahre verlor derselbe durch Unglücksfälle (insbesondere durch das berühmte Finanzpatent) beinahe sein ganzes Vermögen, und ich mußte nun für meine Subsistenz selbst Sorge tragen. Ich verließ Prag, wo ich die juridischen Studien begonnen hatte, und ging nach Wien, um solche an der dortigen Universität zu vollenden, und gewann durch Unterrichtsertheilung in der Musik und den Verkauf mehrerer Compositionen meinen Lebensunterhalt. Die Gelegenheit, große Meister und ihre Werke kennen zu lernen, ließ ich dortselbst nicht unbenützt. Ich bereicherte mein musikalisches Wissen durch ununterbrochenes Studium, schrieb in Wien mehrere Klaviersachen, wovon bei Artaria, Mechetti, Träg u. s. w. einige erschienen sind, und komponirte auch „Ben Hal“, Operette in einem Akt, die aber nicht zur Aufführung gelangte.“

„Wiewohl ich an der Universität zu Wien meine juridischen Studien vollendet hatte, so wollte ich doch dortselbst der Kunst allein leben; doch zu viele gei-



stige Anstrengungen und klimatische Einwirkungen haben mich körperlich so sehr angegriffen, daß ich, dem Rathe der Aerzte und den dringenden Bitten meiner Gattin nachgebend, im November 1813 nach Prag zurückkehrte, dortselbst bei dem Appellationsgerichte und der Landesregierung die zur Verwaltung des Richteramtes erforderlichen strengen Prüfungen ablegte und nach dem Wunsche meines Vaters eine Bedienstung im Justizfache annahm. Vom Jahre 1815 bis 1819 verwaltete ich zwei Rathstellen in der Provinz (zuerst war er Syndikus in Theusing, dann Magistratsrath in Graupen bei Teplitz), betrieb die Advokatie und komponirte nebenbei mehrere Klaviersachen, einige Quartetts für streichende Instrumente und im Jahre 1816 ein kurzes Requiem in C-moll für einen meiner verstorbenen Amtskollegen. Im Jahre 1817 schrieb ich eine solenne Messe in D-dur und 1818 einen Kirchengesang.“

„Im Jahre 1819 wurde ich nach Teplitz als Magistratsrath übersetzt und daselbst im Jahre 1824 (mit einem Gehalte von 1200 Gulden Conv. Mze. und freier Wohnung im dortigen Rathhause) zum Bürgermeister befördert. Sowie ich durch vier Jahre alle musikalische Konversation entbehren mußte.“ . . .

Hier endet leider das Manuskript. Der begonnene Gedanke läßt sich leicht fortsetzen. Sowie nämlich Wolfram während seines Aufenthaltes in Theusing und Graupen vier Jahre hindurch alle musikalische Konversation hatte entbehren müssen, so bot ihm der Aufenthalt in der vielbesuchten Badestadt und seine einflußreiche Stellung vielfache Gelegenheit hierzu. Im fürstlichen Gartentheater wurden von Zeit zu Zeit Opernvorstellungen gegeben, das Bade-Orchester griff für seine Produktionen im Schloßgarten nicht selten zu klassischen Tonstücken, Künstler von bedeutendem Rufe gaben in dem Curorte Concerte, andere kamen wohl blos zur Erholung oder zur Kur dahin, unterließen aber dabei nicht, sich dem kunstsin- nigen Bürgermeister, dessen Ruf bereits in weitere Kreise gedrungen war, vor- zustellen. So wurde Wolfram einestheils selbst angeregt, andernteils wirkte er anregend auf Andere ein, und sein Haus wurde der Vereinigungspunkt einheimischer und fremder Künstler. Sollen hier Namen aufgezählt werden? Es würde wohl hinreichen zu sagen, daß kein einziger namhafter Künstler, Konzertist, Kom- ponist, Sänger oder Schauspieler, nach Teplitz kam, ohne sich bei Wolfram ein- zuführen zu lassen. Dennoch kann ich nicht umhin, hier hervorzuheben, daß selbst Paganini, der doch seine Besuche meist nur nach dem dabei anzuhoffenden pekuniären Gewinne einrichtete, bei seiner Durchreise durch Teplitz es nicht unter- ließ, beim Rathhause zu halten und dem Bürgermeister durch einen kurzen Besuch seine Aufmerksamkeit zu beweisen.<sup>1)</sup>

Ich kann ferner nicht umhin hervorzuheben, daß auch der große Gelehrte Alexander von Humboldt, so oft er seinen König nach den Teplitzer Thermen begleitete, bei den musikalischen Zirkeln Wolframs nicht nur erschien, sondern auch thätigen Antheil daran nahm. Das Cello dieses berühmten Mannes überwin- terte zu wiederholten Malen im Rathhause zu Teplitz.

Hatte sonach Wolfram während seines Aufenthaltes in Teplitz besonders zur Kurzeit vielfache Gelegenheit zu musikalischer Konversation, so blieb ihm doch wenigstens im Sommer äußerst wenig Zeit zu größeren musikalischen Schöpfun- gen; denn der achte Glockenschlag rief den Bürgermeister in die oft sehr prosai- schen Amtsstunden; um 11 Uhr mußte das Oberhaupt des Kurortes des guten Tones halber im fürstlichen Schloßgarten erscheinen, wo sich die elegante Welt zur Promenade versammelte, und man würde es dem musikalischen Bürgermeister kaum verziehen haben, hätte er gegen den guten Ton verstoßen. Nachmittags warteten seiner im Bureau abermals Aktenstöße, die erledigt sein, oder Parteien, die gehört werden wollten. Fügen wir noch hinzu, daß ein Vater von acht Kin-

1) So erzählte mir Wolfram selbst.



bern, und zwar ein zärtlich besorgter Vater, wie Wolfram es war, von diesen in mancherlei Weise in Anspruch genommen wird, so wird man es begreiflich finden, daß er nach des Tages Mühen und Lasten zum Komponiren wenig Zeit fand.

Günstiger war diesfalls der Winter, und wir müssen staunen, wie produktiv Wolframs Genie war. Noch als Magistratsrath komponirte er sechs Lieder von Ludw. Tieck, Gerhards serbische Lieder, ferner zwei Poffen, nämlich „der Diamant“ und „Herkules,“ endlich die Oper „Alfred,“ wozu er einen Text von Kozebue benützte, den er aber in wesentlichen Stücken für die musikalische Bearbeitung zurechtlegte und verbesserte.

Auf die Bühne gelangte W. erst mit der dreiaktigen Oper „die bezau-berete Rose,“ Text von Emanuel Gehe, welche in Prag zum ersten Male am 24. Mai 1826 zum Benefice des damaligen Orchesterdirektors Pixis aufgeführt und am 29. Mai und 18. Juni wiederholt wurde. Prag hatte damals noch kein Organ für kritische Besprechungen; es kann daher auch kein solches behufs des Erfolges citirt werden. Daß aber die Oper einen Erfolg hatte, beweiset die zweimalige Wiederholung in kurzen Zwischenräumen. Dieselbe Oper bahnte ihm auch den Weg zum Dresdner Hoftheater. Auf eine von dort erhaltene Einladung begab sich W. dahin, studirte dort sein Werk ein und brachte es im September 1826 zur Aufführung. Unterhandlungen wegen Uibernahme der Kapellmeisterstelle nach Karl Maria von Weber waren die nächste Frucht dieser Aufführung; doch führten sie zu keinem Resultate, und Reiffiger erhielt den Vorzug.

Von nun an folgen rasch nach einander „der Normann in Sicilien“ und „Prinz Lieschen,“ beide von E. Gehe. Letztere wurde in Prag zum ersten Male am 14. Februar 1829 aufgeführt und am nächstfolgenden Tage wiederholt; sie ist ihrem Inhalte nach komisch und hat drei Akte. Später gelangte sie auch in Leipzig zur Aufführung. Es erschienen überdies die Opern „Beatrice,“ zuerst aufgeführt in Dresden, ferner „Drakana,“ in Berlin; weiter „der Bergmönch,“ Text von E. B. von Miltiz, welcher auch in Prag, und zwar zum ersten Male am 3. Oktober 1829, zum zweiten Male am 8. Oktober zum Benefice des Sängers Drska aufgeführt wurde und die Runde durch viele Bühnen Deutschlands machte. Wenige Jahre nach dem Bergmönch erschien „Schloß Candra,“ Text von Gehe, und wenn wir noch die heroische Oper „Wittkind,“ Text von Herrmann Meynert, nennen, so haben wir die Zahl derselben erschöpft.

„Schloß Candra“ (auch Condra genannt) wurde zuerst in Dresden unter persönlicher Leitung des Komponisten aufgeführt. Wenn der Erfolg ein geringerer war, als ihn der Verfasser wünschte, so lag der Grund nicht so sehr in der Oper selbst, als vielmehr in einer Indisposition der Hauptperson; denn Augen- und Ohrenzeugen erzählten: die dramatische Sängerin par excellence, Madame Schröder-Devrient, sang an jenem Abende ohne jeden dramatischen Ausdruck, und mancher der Zuhörer wollte darin eine Absichtlichkeit erblicken. So viel ist gewiß, daß W. so unklug gewesen war, und es unterlassen hatte, sich der großen Künstlerin in bester Form vorzustellen. Dem sei aber, wie ihm wolle, Wolfram reiste im April desselben Jahres nach Berlin, und dort führte der Eifer aller bei der Aufführung Betheiligten ein glänzendes Resultat herbei. Der König selbst wohnte der ersten Aufführung bei und ließ dem Komponisten nach dem zweiten Akte seine volle Zufriedenheit durch Herrn von Kädern melden. Am Schlusse der ersten Vorstellung wurde der Komponist gerufen, was, nebenbei gesagt, wenigstens damals im Berliner Opernhause eben nicht häufig vorkam. Er hatte diese Auszeichnung durch seine früheren rühmlichen Bestrebungen im Gebiete der Musik, durch sein eben aufgeführtes Werk, sowie nicht minder durch die einsichtsvolle Leitung des Orchesters verdient. Zwei Tage nach der ersten Vorstellung, nämlich am 21. April 1833, wurde die Oper mit gleichem Erfolge wiederholt, und dies-



mal wurde außer dem Komponisten auch dem Fräul. Grünbaum die Ehre des Hervorrufes zu Theil, eine Auszeichnung, die sie als Darstellerin der Hauptpartie reichlich verdient hatte. Wie großartig die Ausstattung der Oper in Berlin war, kann schon aus dem einzigen Umstande ermessen werden, daß im Chöre allein siebenzig Männerstimmen wirkten.

Endlich sei unter Wolframs zahlreichen musikalischen Werken auch noch einer *Missa nuptialis* gedacht, welche er für Singstimmen komponirte, und wodurch er bewiesen hat, daß er auch im Style höherer Kirchenmusik Tüchtiges zu leisten vermochte.

Es ist natürlich, daß bei so hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst die hochortige Anerkennung nicht ausbleiben konnte. Die Souveräne von Sachsen und Preußen zeichneten ihn durch Cadeaux aus, und insbesondere ist hier eine prachtvolle Tabatière mit dem Brustbilde seines königlichen Gönners in Edelsteinen zu nennen. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich zeichnete ihn im Jahre 1835 mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft aus, und eine ähnliche Auszeichnung wurde ihm im Jahre 1838 von Seite des Kaisers von Rußland zu Theil.

Ueber den künstlerischen Werth der Wolfram'schen Kompositionen spricht sich Dr. Gustav Schilling in seiner Eingang erwähnten Encyclopädie in folgender Weise aus: „Sein Styl überhaupt zeichnet sich durch Fluß, wirksame Stimmenführung und gesangreiche Haltung aus, weniger durch absolut strenge Originalität, besonders wenn diese in eigenthümlicher Tonverwebung gesucht wird.“

Es wäre jedoch nur ein unvollständiges Bild, wollten wir W. nur in Bezug auf seine musikalischen Leistungen schildern. Was er dem Staate als Beamter, der Badestadt Teplitz als Bürgermeister, was er seiner Familie als Vater, was er der Menschheit überhaupt war, ist Allen, die ihn näher kennen zu lernen und länger zu beobachten Gelegenheit hatten, noch recht wohl erinnerlich. In seiner amtlichen Stellung erwarb er sich durch seinen rastlosen Dienst-eifer und durch seine juristischen Kenntnisse im Fache der Justiz, sowie der politischen Administration eben so sehr die Anerkennung von Seite der vorgesetzten Behörden, wie durch strenge Rechtlichkeit, gepaart mit Milde und Humanität das Vertrauen und die Liebe seiner Untergebenen. Als Bürgermeister förderte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Gedeihen der Badestadt. Durch seine Freundlichkeit und Zuverlässigkeit war er jedem distinguirteren Badegaste, der zum zweiten Male die Thermen von Teplitz besuchte, ein lieber Bekannter, und auch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen sah sich, wenn er zum ersten Male in den Schloßgarten auf seinem steifen Fuße hinkte, vor Allen nach dem wohlbekanntesten Bürgermeister um, der bereits in seinem blauen Frack mit den glänzenden gelben Metallknöpfen harrete, ging freundlich auf ihn zu und erkundigte sich nach dem und jenem. Wolfram sorgte aber auch im Interesse der Kurgäste für zweckmäßige Verbesserungen und Neuerungen in der Badestadt, und manche gute Einrichtung fällt in die Zeit seiner sechszehnjährigen Wirksamkeit. Noch in seinem letzten durch Krankheit getrübbten Lebensjahre übte er seinen energischen Einfluß auf den mühevollen Umbau des Stadtbades, wie wir es gegenwärtig sehen; und wenn dasselbe heutzutage seinem Zwecke nicht mehr ganz entspricht, so lag dies außer der Möglichkeit einer Berechnung, da wohl Niemand voraussehen konnte, daß hinter dem Rathhause, wo Wolfram wohnte, ein neuer Stadttheil erstehen, daß ein frequenter Schienenweg über Teplitz werde gelegt, daß in der Umgebung von Teplitz großartige industrielle Etablissements werden angelegt werden.

Soll W. als Mensch gekennzeichnet werden, so ist alles, aber auch wieder sehr wenig damit gesagt, wenn man ihn als Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes bezeichnet. Vielleicht sage ich von ihm mehr, wenn ich erzähle, wie er eines Tages auf seinem Spaziergange nach dem Schloßgarten in der sehr



belebten langen Gasse ein kleines Kind, das unbeaufsichtigt in die Mitte der Gasse gerathen war, auf den Arm nahm und es zu seinen Eltern trug, diesen aber zugleich mit dem Kinde eine eben so wohlwollende als bürgermeisterliche Belehrung mitbrachte; wie besonders an den Tagen des Wochenmarktes sein Bureau von Landleuten umlagert war, die alle bei dem Bürgermeister sich einen eben so guten als wohlfeilen Rath holen wollten; wie er insbesondere die Polen, welche nach ihrer unglücklichen Erhebung i. J. 1830 die österreichische Grenze überschritten und in kleineren und größeren Haufen theilweise ohne einen guten Schuh und ordentliches Gewand über Teplitz zogen, freundlich aufnahm, sie mit dem Nöthigen versorgte und im sogenannten Kommissionszimmer des Rathhauses unterbrachte u. s. w. Hätte W. sein reiches juridisches Wissen und seine vielfachen Erfahrungen eben so sehr zum Vortheile seiner finanziellen Verhältnissen verwerthen wollen, wie er sie zum Besten aller derjenigen wirklich verwerthete, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen, er hätte ein Vermögen sich sammeln und als reicher Mann sterben können. Doch Eigennutz lag dem edlen Mann fern; er blieb trotz der zahlreichen Kinder, mit denen ihn die Vorsehung beschenkt hatte, auf seinen Gehalt beschränkt, und daß dieser manchmal nur knapp zureichte, wird man um so leichter begreifen, wenn man bedenkt, daß er als Bürgermeister den vielbesuchten Kurort würdig repräsentiren und, wie man zu sagen pflegt, ein Haus machen mußte. Seine eigenen Bedürfnisse waren dabei äußerst gering. Wenn er bei Unterhaltungen erschien, so geschah es eben nur, weil er als Oberhaupt der Stadt nicht fehlen durfte. Am liebsten unterhielt er sich nach den officiellen Mähen des Tages am Abende im Kreise einiger Freunde, die ihn besuchten, oder auch unter seinen Mitbürgern im schwarzen Lamm oder im schwarzen Roß, er blieb aber nicht über die ohnehin sehr frühe Sperrstunde der Badestadt aus.

Wolfram starb am 30. September 1839 nach längerem Krankenlager an einem Lungenleiden. Das feierliche Leichenbegängniß fand am 3. Oktober statt. Um 10 Uhr Vormittags bewegte sich der Zug von dem Rathhause zur Stadtkirche. Die Art und Weise, wie derselbe stattfand, gibt einen rührenden Beweis für die Verehrung, deren sich der Verbliehene bei allen Schichten der Bewohner von Teplitz und der Umgebung zu erfreuen hatte. Sechzehn in Trauer gekleidete Bürgersöhne und eben so viele Bürgerstöchter schritten an der Seite des Sarges; hinter demselben gingen die trauernden Kinder, dann der leitmeritzer Kreishauptmann, der herbeigeeilt war, um dem Verbliehenen das letzte Ehrengelichte zu geben, alle in Teplitz und der Umgebung stationirten kaiserlichen Beamten, der Magistrat, die bürgerlichen Schützen, sämmtliche Zünfte mit ihren Trauerfahnen, der Vorstand der Teplitzer israelitischen Gemeinde und eine große Zahl anderer Bürger. Vor der Stadtkirche erfolgte die Einsegnung der Leiche, und nun bewegte sich der Zug nach dem Kirchhofe, wo der damalige fürstliche Schloßkaplan und nunmehrige Dechant in Teplitz, Herr Consistorialrath P. D o b i s c h, der zugleich ein Freund des Verbliehenen war, eine tiefgefühlte Trauerrede hielt. „Jedes Auge war voll Thränen, denn er sprach von dem Verluste, den wir erlitten; jedes Herz voll Rührung, denn er sprach wahr von dem Verdienste des Verstorbenen; jede Miene voll Theilnahme, denn er sprach von den hilflosen Waisen.“ (Worte eines gleichzeitig geschriebenen Nekrologs.)

W. hinterließ seiner trauernden Witwe und seinen Kindern als Erbe nichts als einen makellosen Ruf, den er sich durch seine Rechtlichkeit als Beamter, durch seine Güte als Menschenfreund und durch seine Gediegenheit als Künstler erworben hatte. Die Intendanz des königlichen Operntheaters zu Berlin fand sich bewogen, zum Besten der Hinterbliebenen des verewigten Tondichters eine Opernvorstellung zu geben und wählte dazu Oberon.

Wie sehr die Trauer um den Dahingeshiedenen auch in weiteren Kreisen sich kundgab, beweist ein Brief des berühmten Mimn S e n d e l m a n n, den er



am 11. Juli 1841 von Teplitz aus schrieb, aus welchem hier ein Bruchstück Platz finden möge.

„Links dort oben — ich wohne im Gasthose zur Post — im ersten Stock jenes abscheulich gelben Hauses, an dessen Stirn ein Thürmchen klebt mit einer Uhr, hinter jenen schwarzgrünen Jalousien, war ich oft recht froh im Familienkreise des lieben, musikalischen Bürgermeisters Wolfram. Ob seine Frau noch lebt! Und seine Kinder! — Kann mag ich fragen; denn sagt man „ja“, so werd' ich sie besuchen wollen und wir würden Alle traurig. Das bin ich schon genug! — Die grelle gelbe Lederfarbe! Und daneben zwei geisterbleiche kleine Häuser, auf deren Antlitz Wetterstreifen liegen, wie vergoßne Thränen Furchen in die Wangen ziehen. — In Wolfram war nichts grell; sein Schmerz war mild wie seine Freude; so wie die Melodien aus ihm flossen — aus dem Quell der Liebe: — anspruchslos und voll heitern, stillen Friedens, so war der ganze Mensch. Der Himmel nahm ihn wohl zu früh. Wenn es kein Wiedersehen gäbe!! — dann möcht' ich wohl noch Ein' und Anderes hier unten sehen! —“

„Ob seine Frau noch lebt! Und seine Kinder!“ — Wolfram hinterließ, wie schon erwähnt, acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter. Von den Söhnen trat einer wie der andere in die Reihen der Armee, und vier derselben fochten im J. 1848 für die Rechte des angestammten Kaiserhauses. Der älteste Sohn starb noch vor 1848, und auch der zweite Sohn, sowie die älteste Tochter, Gemahlin des Landesmedicinalrathes Ambrosy, sind bereits dem Vater in's Grab gefolgt. Zwei Töchter leben bei der hochbetagten Mutter in Wien, — wenigstens lebte die letztere noch vor wenigen Jahren.

Von der musikalischen Begabung des Vaters scheint die älteste Tochter am meisten geerbt zu haben. Tüchtig musikalisch gebildet und ausgestattet mit einer schönen Stimme, wollte sie sich Anfangs der Bühne widmen; es zierten sie aber früher die Kränze Hymens, ehe sie in Thaliens Tempel eintrat, und sie blieb endlich dem Letztern ganz fern.

## Miscellen.

### Ein Kommotauer Prophet.<sup>1)</sup>

Des dürren Märten's Prophezeiungen.

Dieser Mann ist in seinem Alter gewesen 118 Jahr und ist von jeso an auch bei 119 Jahren um sein Leben gekommen. Dieser Mann saget in seiner Wohnung im Hospital zu Kommotau denen anderen, so neben ihm im Spital gewohnt, wie es wird in der Zeit vor dem Untergang und Verderben den Böhmen und der Stadt Kommotau ergehen.

„Es wird groß Sterben sein weit und breit, daß man die Todten nicht wohl wird begraben können, und viele werden in eine Grube kommen. Es werden Erdbeben entstehen, wodurch Schaden an Gebäuden und Bäumen in Gärten und Wäldern geschehen wird. Viel Himmelzeichen werden gesehen werden, die Bäume werden verdorren. Auch werden dürre Jahre kommen und wird Mangel an Wasser und Dürre im Getreide sein. Es wird auch große Klag sein bei den Leuten um Gras und des Viehes Futter, welches also für Menschen und Vieh sehr übel sein

1) Wir entnehmen dieses sonderbare Schriftstück der Chronik des Artica. Die Prophezeiungen sollen sich wohl auf den herannahenden dreißtigjährigen Krieg beziehen. Der ange deutete Tod des Erbherrn Georg Popel von Lobkowitz erfolgte in der That und zwar durch Hentershand am 28. Mai 1606 auf dem Schlosse Elbogen. Hiernach müssen wir das Auftreten des Propheten in das Jahr 1605 versetzen.



wird. Hernach werden andere Jahre kommen, wo groß Ungewitter wird entstehen; dadurch wird der Hagel hin und wieder viel Stücke Getreid niederschlagen und verderben. Auch werden große Winter, harte Gefröste und überflüssiger Schnee fallen, daß die Menschen in Angst und Noth stecken werden, in Häusern, zu Feld und auf den Strassen nicht wohl zu verbleiben und fortzukommen haben. Auch wird dem Herren Stand bei diesen vermeldten Klagen an ihren Hab und Gut viel außsen bleiben, daß ihre Scheuern, Böden und Keller nach ihren Gefallen nicht erfüllet werden. Alsdann werden sie es auf die Unterthanen legen und einbringen wollen, damit ihr Schade möchte ersetzt werden. Es wird auch viel Hurerei und Totschlag im Schwung gehen und Veränderung der Herrschaften. Die Herren werden viele Unterthanen an sich bringen, alsdann werden sie ihre Kinder zu Hof nehmen, sie werden Walsengüter an sich ziehen, neue Auflagen erdenken.

Ebenermassen so wird großer Abfall von Glauben entstehen. Es werden lange, schwarze Männer ins Land kommen, die werden eine große Menge Volks zu ihrem neuen Glauben bereden und Anhang bekommen. Auch werden sie ein Kollegium aufbauen, viel Bürgerhäuser niederreißen, große Schulen aufrichten und viel Bauern austausen, ganze Dörfer an sich bringen und in allen Bewerb ihre Nahrung suchen und über alle Leute reich werden. Dazu wird ihnen der große Herrenstand sehr behülflich sein. Auch so wird ein Bau angefangen und nicht fertig gemacht werden. Es wird ein Zwiespalt unter der Herrschaft entstehen wegen der Rainung, die ein jeder will haben. So werden sie einen Friedenszaun viel Meilen Wegs aufrichten, damit einem jeden sein groß Wildpret bleiben möchte. Es wird ein Thiergarten angefangen, aber nicht vollbracht werden. Der Erbherr wird auf Gnad und Ungnad einreiten und nicht wieder kommen; es wird ihm der Kopf abgeschnitten werden.

In der Zeit werden Schwänen in den Stadtgraben kommen ohne Wissenschaft von sich selber und auch wieder weg kommen ohne Wissen. Das soll Veränderung in vielen Dingen bedeuten. Auch wird ein Hirsch mit einem vergoldeten Halsband in den Stadtgraben kommen, und der ihn schießen wird, der soll das Jahr nicht ausleben. Auch werden Rebhühner im Köhrkasten auf dem Markte baden und wieder davonsfliegen. Dieses soll bedeuten, daß die Stadt abbrennen und mit Besen zusammengekehret werden sollte. Und der Kirchturm soll durch Feuer ganz verderben und ein Mann in der Stadt soll ihn durch sein Vermögen wieder aufbauen. Und dieser Thurm soll lange stehen, doch einen Riß von unten auf bekommen und soll wieder einfallen auf dem Löpsmarkt, und der Knopf soll eine Kage treffen, die an der Sonnen bei einem Fenster an des Rannengießers Laden liegt. — Auch soll das Blut zum untern Thor herausfließen wegen eines Einfalls.

Es wird der Stadt an klugen Köpfen mangeln. Sie werden die Schlüssel der Stadt dem Feinde entgegen tragen und die Inwohner werden sich in einen Wald und Grund verlaufen; doch sollen sie nicht mehr als zwei hausgebäckene Brode essen, so sollen sie darüber erfahren, wie es der Stadt ergehen werde. — So sollen die Pfaffen dreimal verjaget werden. Zum ersten und andern Mal kommen sie wieder ein; zum dritten Mal sollen sie nicht wieder eingelassen werden. So soll auch eine Zeit kommen, daß ein Viertel hart Getreid mehr als einen Thaler gelten werde und soll zur Erntzeit vor dem Wald nichts reif werden, und soll auf dem Markte zu Kommotau das Brennholz wohlfeiler sein, als zu Sebastiansberg.

Und das Bergwerk zu Sebastiansberg soll sich so reich erzeugen, daß eine Rockenpinnerin auf einen Kur sich soll ernähren. Zuvor aber soll sie fleißig Zubuß geben und sollte sie gleich den Schleier von dem Kopfe verkaufen. Doch soll es eher nicht geschehen, sie schlagen denn zuvor ihre Obrigkeit vor dem Rathhause todt. Darnach soll es besser und gute Zeit werden."

Wie nun diese Reden also gemein ausgesaget worden, so kommt es vor den Erbherrn, der hieß Georg Popel. Der befiehlt, daß man diesen Mann vor ihn



bringen lasse. Es beschlehet. Man bringt den Mann vor den Erbherrn. Er wird befraget, was er prophezeit habe, er solle es ihm auch sagen. Das thut er und spricht, wann der Herr Selner Gnaden ihm wohl zusage, daß er ihm nichts Leides thuen wolle, denn es möchte dem Herrn nicht alles wohl gefallen, so wolle er es gerne sagen. Darauf sagt der Herr ihm zu, daß ihm nichts geschehen solle. Er wird also befragt: Wie viel junge Ferklein die alte Sau, die im Hofe herumgeheth, im Leibe habe? Er spricht: Acht, nämlich vier Berglein und vier Süzlein. Die Sau ist bald an der Zeit, daß sie ferkeln soll, und es trifft ein, wie er gesaget hat. Hernach spricht der Erbherr: „Du bist alt, setze dich nieder auf den Stuhl.“ Sie hatten aber Eier auf den Stuhl geleet und mit einem Teppich zugebedet. Da spricht der alte Märten: „Man setzet nur Narren über die Eier.“ Wie er das gesaget hat, so spricht der Erbherr: „Sage mir nun, wie wird es mir ergehen? ich soll bei meinem gnädigen Herrn und Kaiser einreiten.“ Er spricht, wie vor gebeten, der Erbherr soll ihm nichts Leides thuen. Darauf sprach der Herr: „Sage nur an, wie soll es mir ergehen?“ Er spricht: „Der Herr lehrt nicht wieder, er muß seinen Kopf lassen!“ Der Herr greift nach dem Stilet und will den Alten ertöthen. Die Beisitzer aber griffen zu und lassens nicht geschehen, sondern treiben ihn an, er solle noch mehr vermelden. Er spricht: „Das Land wird mit Hufeisen bedeket werden; am schwarzen Hübel nach dem Lännigholz bei der großen Gruben wird eine Schlacht gehalten werden, die andere aber bei Udwiß, und das Gebirg wird sich erhalten, wie ein Keif hintern Zaun. Und die Stadt Kommotau wird noch fortgebauter werden auf dem Platz der Oberdorfer Felber gegen den schwarzen Hübel, und die Oberdorfer Kirchen soll am Ring stehen; denn das Maunertz wachset unter der Stadt mit Gewalt.“

Da er nun darüber abgeschaffet worden, so gehet er zum oberen Thor hinaus und besiehet sich Gott; denn er wußte wohl durch welchen Tod er sterben werde! Da begegnete ihm ein schwangeres Weib. Zu dieser spricht er, sie solle schnell hineingehen, denn die Stunde sei da, daß sie zwei junge Söhne gebären werde. Sie spricht zu ihm, er solle wieder umkehren, es stehe einer mit bloßem Degen und lauere auf ihn zwischen den Gärten. Er spricht: „Ich weiß es gar wohl, denn ich soll also umkommen.“

Und die Frau gebar in selbiger Stunde zwei Söhne, der Alte aber wurde auch durch einen Degen hingerichtet.



Mittheilungen des Vereines  
für  
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Neunter Jahrgang.

Fünftes und Sechstes Heft.

Die Eremitage in Heuraffel.

Von

Mathias Pangerl.

Seit einigen Jahren führt von dem Marktflecken „mit dem schönen Namen“ Friedberg eine größtentheils von Grund aus neu gebaute Straße entlang der Moldau nach dem erst in den allerjüngsten Tagen zu einer Stadt gewordenen Hohenfurt und mündet daselbst in die ebenfalls neu gebaute Straße, welche Linz und Leonfelden in Oberösterreich mit den Städten Hohenfurt, Rosenberg und Krummau in unserem Heimatlande verbindet. Mit Ausnahme eines einzigen sind alle anderen an diesem Straßenzuge gelegenen und auch nur einiger Beachtung werthen Punkte von den Verfassern des hübschen Buches über unseren grandiosen Böhmerwald, <sup>1)</sup> das wir allen denen, welche diesen gewaltigen Wälberriesen näher kennen lernen wollen, zur Belehrung oder als Führer auf das Beste empfehlen können, historisch nach Gebühr gewürdigt worden. Der gedachte eine Punkt aber, welcher sogar mit einigem Unrecht übersehen worden ist, liegt kaum eine Wegstunde von Friedberg und etwa drei Wegstunden von Hohenfurt entfernt an der Moldau und führt den merkwürdigen Namen Heuraffel. Also wird nämlich heute dieser Name geschrieben, ob mit Recht wird der Leser bald sehen. In dieser Schreibung muß der aus etwa 90 kleineren zerstreut liegenden Gehöften und Bauernsitzen bestehende Ort seinen Namen mit einem landwirthschaftlichen Werkzeug theilen, welches aus einem eisernen Spieß mit Widerhacken besteht und dazu dient, das in der Scheuer oder auf dem Stallboden festgelagerte Heu aus dem „Heustock“ zu raufen. Die Ortschaft beherbergt übrigens ein biederes, betriebsames und rühriges Völkchen, welches dem von Natur aus recht kargen Boden gleichwohl seine geringen Bedürfnisse abzuringen versteht und in den Tagen, da in diesem Theile des Böhmerwalbes die Leinenindustrie noch sehr im Schwunge war, es sogar zu einem gewissen Wohlstande gebracht hatte. Die größte Merkwürdigkeit Heuraffels aber besteht in dem althehrwürdigen Gotteshaus, an dem die Eingangs erwähnte Straße hart vorüberführt und das gewiß zu den spätesten Vertretern altdeutscher Baukunst in Böhmen zählen dürfte. Chor und Schiff prunken nämlich noch mit mächtigen Strebebeylern und Spitzbogensenstern, aber Thurm und Portale haben sich schon dem mächtigen Einflusse der Renaissance nicht mehr entziehen gekonnt. Von unseren gelehrten Bauforschern ist dieser Bau bisher entweder nicht beachtet, oder was wahrscheinlicher ist, noch gar nicht entdeckt worden; bis er jedoch entdeckt werden wird, haben Wind und Wetter, zwei

1) Der Böhmerwald. Natur und Mensch. Geschildert von J. Weuzig und J. Krejčí. Prag, 1860.



in dieser Gegend sehr mächtige Factoren, hoffentlich schon wieder einen Theil jener sogenannten Restauration beseitigt, welche man vor gar nicht langer Zeit diesem vierthalbhundert Jahre alten Bau unglückseliger Weise angeheihen ließ und die hauptsächlich aus einer blaßgrünen Tünche besteht. Die dann an die Kirche sich anlehnenen Gebäude tragen ebenfalls, soweit sie vor Restaurationswuth verschont geblieben sind, unverkennbar den Stempel derselben Zeit zur Schau, und schon aus ihrer Stellung und Verbindung mit der Kirche wird selbst der der Ortsgeschichte Unkundige leicht errathen, daß man es hier nicht mit einer gewöhnlichen Pfarrkirche und mit einem landesüblichen Pfarrhof zu thun hat. Könnte er aber auch noch die Ruinen jenes zumeist einem Getreidespeicher ähnlich gewesenen Gebäudes sehen, welche noch vor wenigen Jahren unweit von dem an die Kirche sich anschließenden Gebäudecomplex standen, so würde er noch leichter auf die Vermuthung gerathen, daß an dieser Stelle einmal ein Kloster sich erhoben habe. Und in der That hat einst ein solches daselbst bestanden, und die Geschichte dieses Klosters ist es, die wir jetzt dem Leser wenigstens in veränderter und bereicherter Gestalt vor Augen stellen wollen. Denn „diplomatische Nachrichten“ über diesen Aufenthaltsort einer ziemlich seltenen Species von Mönchen, von Eremiten nämlich oder Waldbrüdern, wie sie noch heute in der Erinnerung des Volkes heißen, sind in diesem Jahrhundert schon zweimal an das Tageslicht getreten, einmal jedoch in einer nun wohl schon selten gewordenen Zeitschrift,<sup>2)</sup> zum anderen Male aber in einer Form, welche selbst die Geschichtsforscher nicht vollkommen befriedigen kann.<sup>3)</sup> In der Geschichte des Eremitenklosters im Heuraffel wird jedoch der Leser nicht bloß einen kleinen Theil der Geschichte des „Waldes“ katecheten, sondern auch des Rosenbergschen Hauses, welches in und zum Theil durch diesen Wald zu machtvoller Größe gelangt ist, kennen lernen. Damit zugleich noch ein Stück deutschböhmischer Culturgeschichte, da sich an die Errichtung der Eremitage im Heuraffel die Urbarmachung der nächstgelegenen Gegend knüpft und hierin ein Moment zum Ausdruck gelangte, welches eine der freundlichsten Seiten in dem viel geschmähten Klosterleben vorstellt. Diejenigen aber, so unter den Auspicien der Klosterbrüder erwähnte Gegend urbar gemacht haben, waren, wie das die heutigen Heuraffler unverkennbar beweisen, von echt bajuwariſcher Abstammung.

Der ersten historischen Nachricht zwar nicht über den Ort, doch über die Gegend von Heuraffel (Heyrow) begegnen wir in jener Urkunde des Bischofs Johaun III. von Prag, welche derselbe am 1. Juni des Jahres 1259 bei Gelegenheit der Einweihung des Stiftes Hohenfurt über die mündliche Güterschenkung Herrn Woks von Rosenberg an das genannte Kloster ausfertigen ließ.<sup>4)</sup> Darin werden als Gränzen des dem neuen Cistercienserkloster gewidmeten Waldgutes im Westen genannt: einmal der Weg, welcher nach Helfenberg führt, und zweitens die Gemarkung der Güter des Herrn Witigo von Krummau. Wir haben aber bereits in eben diesen Blättern nachgewiesen, daß diese Gränzen in der Heuraffler Gegend zu suchen sind. (S. 13.) Noch lange Zeit darnach führte jedoch diese Gegend keinen besonderen Namen oder ist uns wenigstens kein solcher überliefert. Denn die slavische Benennung, welche ihr zugekommen sein soll und „na wegdonie“ lautet,<sup>5)</sup> finden wir in keiner der uns vorliegenden Urkunden und sind wir daher der unmaßgeblichen

2) Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser. Herausgegeben von Ch. R. André in Brünn. Darin im Jahrgang 1816, Nr. 39, S. 305—310: Diplomatische Nachrichten über das ehemalige Eremitenkloster Heuraffel in Böhmen von F. W. D. u. P. d. T. (Xaver Max Millauer, Doktor und Professor der Theologie.)

3) Von Mainhart Böhm im „Notizenblatt,“ Beilage zum Arch. f. R. österr. G. D. Jgg. 1852. Namentlich sind die Urkundenauszüge nicht befriedigend.

4) Font. r. Austr. 2. XXIII. 3.

5) Heute mißt diese Benennung „na výdoně“ lauten und ist zusammenzustellen mit vydouti, herausblasen, aufblasen, aufblähen, aufschwellen.



Meinung, daß sich diese slavische Benennung entweder auf eine ganz andere Gegend bezieht oder darunter nur ein der Heuraffler Gegend angehöriger Flurname verstanden werden kann. Selbst in den ersten auf das Kloster Heuraffel bezüglichen Urkunden wird die Lokalität bloß als „bei Friedberg an der Moldau“ bezeichnet, <sup>6)</sup> welche mehr unbestimmt lautende Bezeichnung gewiß nicht angewendet worden wäre, wenn damals schon ein bestimmter wie etwa der vorhin angeführte slavische Name im Gebrauche gewesen wäre. Dieser slavische Name erscheint aber nicht nur nicht in den Heuraffler Urkunden, sondern auch nicht in dem ältesten vorhandenen Urbar der Herrschaft Wittingshausen, welches deshalb zu Rathe zu ziehen wir nicht unterlassen haben. <sup>7)</sup> Dagegen begegnen wir dem Namen Heuräffl zum erstenmal in einer Urkunde des Herrn Peter III. von Rosenberg für den Friedberger Marktrichter Peter Pesserholz, <sup>8)</sup> welche Benennung unserem heutigen Heuraffel auch so ziemlich entspricht. Nun lautet jedoch der Name dieses Ortes im Munde des Volkes Harraffl und damit stimmt die im Jahre 1498 zum erstenmal auftauchende und lange Jahre hindurch übliche Schreibung Harraffel vollkommen überein. Forscht man dann nach der Bedeutung dieses Namens, so kann da erstlich auf die schon oben gegebene Erklärung hingewiesen und darunter jenes gewisse ökonomische, zum Heuraufen dienende Werkzeug verstanden werden. Eine andere Deutung ist aber folgende. Kafel bedeutet nämlich im bairischen Nachbarlande und zwar in der Oberpfalz ein Vordach oder schlechtes, nur nach einer Seite abhängiges Dach von Brettern über eine Schuppe u. dgl.; <sup>9)</sup> und da die Bewohner des südlichen Böhmens, was ihre Mundart anbelangt, unzweifelhaft ihren bairischen Nachbarn zunächst stehen, so mag dieses Wort, welches hier nicht mehr im Gebrauch zu sein scheint, doch daselbst wohl einmal im Schwange gewesen sein. Das Bestimmungswort in Heuraffl oder Harraffel aber bedeutet entweder wirklich Heu (foenum) oder Haar (linum); ersteres ist jedoch das Wahrscheinlichere, und dann ist Heuraffl oder Harraffel nichts anderes, als was man dortlands jetzt einen Heustadel nennen würde. Dergleichen Heustadel hat es nun wenigstens früher auf den Waldwiesen häufig gegeben und mag die ursprüngliche Bezeichnung „beim Harraffl“ immerhin leicht zum Namen der Gegend geworden sein. <sup>10)</sup> Und noch eine Deutung ist möglich. Zwischen den Dörfern Lindberg und Heuraffel erhebt sich der Haidberg, von dem Volke aber der Haberg genannt. Sowie nun dem Haidberg mundartlich ein Haberg entspricht, so kann vielleicht nicht mit Unrecht das mundartliche Harraffel einem Haidraffel gegenüber

6) In bonis nemorum opidum prope Frimburch ultra flumen Wltaviae (1384), prope Frimburch supra ripam Multaviae (1385), in heremo seu silvis nostris prope Frymburch—in der ainöd oder vnsern wälden zunagst Frimburchk (1389).

7) Dasselbe stammt aus dem J. 1515 und ist im fürstl. Schwarzenbergischen Archive zu Krummau aufbewahrt. Möglicher Weise könnte ein Urbar der Herrschaft Rosenberg, zu welcher der dem Kloster gewidmete Grund und Boden gehört zu haben scheint, bessere Auskunft hierüber gewähren.

8) Original im Krummauer Schloßarchive, Adto. Krummau, 28. Juli, 1494. Einige ältere Urkunden, darunter namentlich eine aus dem J. 1474, in denen der Name Heuraffel ebenfalls schon vorkommen dürfte, kenne ich leider nur aus ungenauen Auszügen, und so habe ich mich der größeren Sicherheit wegen für die citirte Urkunde und das J. 1494 entschieden und behauptet, daß darin der Name Heuraffel zum erstenmal auftritt. Andere Schreibungen sind folgende: Harraffel (1498), Harrafel und Heuraffel (1501), Harraffl (1510), Harraffl (1516), Hauraffel (1522), Harraffl (1523), Heuraffl (1523), Hauraffl (1584 und 1592), Haraffl (Hohenfurter Todtenbuch zum 24. Juli.)

9) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, III. 59.

10) Daß dem so sein kann, scheinen auch die Böhmen angehörigen Ortsnamen Heuschuppe, Heuthor und Heuhof zu bestätigen, womit dann noch Heumoth, Heuwald und Heusaat verglichen werden mögen. Herr J. Petters wird in der Fortsetzung seiner belehrenden Abhandlung „über die deutschen Ortsnamen Böhmens“ (I. 7. Jahrg. dieser Blätter) hoffentlich auch dieser Namenreihe einige Beachtung schenken.



sondern auch die diese Eremitage schirmende Befestigung schenken.<sup>13)</sup> Weshalb die armen Waldbrüder für ihre wahrscheinlich nicht weniger armseligen Zellen ein besonderes Schutzwerk nöthig hatten, läßt sich heute kaum mehr errathen. Noch in demselben Jahre 1384 starb aber Herr Peter von Rosenberg, der Probst zu Allenheiligen auf der Prager Burg gewesen, und überließ die junge geistliche Stiftung ganz der Fürsorge seines Bruders Johann. Es scheint jedoch diese Stiftung bald auch in weiter Ferne von sich reden gemacht zu haben. Zwei Bürger nämlich aus Humpolez (im Caslauer Kreise) — Hassko und Jakob nennt sie die Urkunde, welcher wir hiebei folgen — hatten dem genannten Herrn Johann zwei Schock Prager Groschen jährlichen und ewigen Zinses aus den Gerichts- und Zollgefällen in Friedberg für 24 Schock derselben Münze und gegen dem abgekauft, daß dieser Zins oder Rente nach dem Tode der Käufer von dem jeweiligen Richter in Friedberg alljährlich in zwei gleichen Raten den in seiner Nachbarschaft sesshaften Eremiten eingehändigt werden sollte. Außerdem war bei dieser Kaufhandlung auch ausbedungen worden, daß wenn jene Einsiedelei jemals zu Grunde gehen sollte, der Verkäufer die obige Rente zwar anderweitig, jedoch wieder für religiöse Zwecke zu verwenden hätte. Herr Johann gab nun den Waldbrüdern hierüber in der Frohnleichnamsoctav (8. Juni) des Jahres 1385 Brief und Siegel und ließ die Widmung auch durch seinen Bruder Ulrich sowie dessen Sohn Heinrich III. bekräftigen, doch hat sich die bezügliche Urkunde nicht im Original erhalten.<sup>14)</sup> Dagegen ist trotz dem „Zahne der Zeit“ ein nur vier Jahre jüngeres Pergament sehr wohl konservirt auf uns gekommen, welches von dem vielleicht letzten frommen Werke Herrn Johanns Kunde gibt. Denn derselbe starb am 1. September 1389, und sowie er schon früher den Cisterciensern in Hohensfurt zum Zwecke der Erneuerung der alten Dachungen ihres Klosters das Dorf Ziechraß geschenkt hatte, was der Hohensfurter Chronist namentlich hervorheben zu müssen glaubte,<sup>15)</sup> erwies er sich nur wenige Tage vor seinem Tode seinen lieben und frommen Eremiten in der Einöde nächst Friedberg und deren bescheidenen Verhältnissen entsprechend nicht weniger gnädig und barmherzig. Es war wohl die Ahnung des nahenden Todes, wenn er durch seinen Notar am Mittwoch vor Mariä Himmelfahrt (11. August) beurkunden ließ, daß er in Wahrnehmung seines gebrechlichen und hinfälligen Zustandes sich bemüßigt fühle Gutes zu wirken, dieweil es noch an der Zeit, auf daß am Tage des Gerichtes seine Seele um so sicherer bestünde. „Um also unsere Sünden durch Almosen wett zu machen,“ läßt er in vorliegender Urkunde sich vernehmen, „schenken wir unseren lieben und frommen, in der Einöde oder unseren Wäldern bei Friedberg wohnenden Einsiedeln den Ort, wo sie hausen, zugleich mit den anliegenden Gärten und sechs Schock Prager Groschen jährlichen und ewigen Zinses, beides auf ewige Zeiten, und befehlen unserem geliebtesten Bruder Herrn Ulrich von Rosenberg, oder wenn auch der den Weg alles Fleisches gegangen, dessen Sohn Herrn Heinrich und beider Nachkommen, sie auch vertrauensvoll bittend, daß sie Gott zu Liebe und um unser und unserer Vorfahren Seelenheil willen die vorgenannten Eremiten an dem bezeichneten Orte in Ruhe und Frieden hausen und bestehen, auch die erwähnten sechs Schock Groschen jährlichen und ewigen Zinses und zwar drei Schock am Feste des h. Gallus und eben soviel am Feste des h. Georg durch die Hand unserer Getreuen Hostislaw Pfarrers und Nikolaus böhmischen Predigers<sup>16)</sup> zu Krummau, oder nach deren Abgang durch die Hand des Abtes in Hohensfurt denselben Eremiten aus der Kammer (Rentamt) der Burg Rosenberg

13) Siehe Anmerkung 11.

14) Notizenblatt 1852, S. 233.

15) Font. r. Austr. 2. XXIII. 387.

16) Demnach gab es schon damals auch einen deutschen Prediger in Krummau, welche Thatsache für die Geschichte der jetzt ganz deutschen Stadt nicht ohne Belang sein dürfte.



treu und immerdar reichen lassen, wovon dann der ehrbare Herr Hodyto, welcher gegenwärtig Senior unter gedachten Einsiedeln ist, oder nach ihm der jeweilige Senior mit Wissen und Kenntniß des Herrn Pfarrers in Friedberg seine Einsiedel versorge nach Einsicht und Weisheit, wie ihm solche von oben verliehen worden.“<sup>17)</sup> Der Leser lernt hieraus den bescheidenen Haushalt der ersten Heuraffler Eremiten einigermaßen kennen; daß aber die Herren Ulrich und Heinrich von Rosenberg mit der gewissermaßen letztwilligen Anordnung ihres Bruders und beziehungsweise Oheims vollkommen einverstanden waren, bewiesen sie durch Anhängung ihrer Siegel an die Urkunde, welcher wir überhaupt eine größere Aufmerksamkeit schenken zu sollen glaubten.

Wenn nun in der Urkunde, deren Inhalt wir eben ausführlich mitgetheilt haben, die Rede von Gärten ist, so beweist dieser Umstand, daß die Einsiedler während der kurzen Zeit ihres Bestehens nicht bloß mit Beten, sondern auch mit der Kultur ihrer Einöde beschäftigt gewesen waren. Man mag ihnen hiefür noch heutigen Tags Dank wissen; sie hatten aber durch solch' nützliche Beschäftigung ihre Existenz fester begründet und erreichten nach der besprochenen größeren Schenkung Herrn Johanns von Rosenberg, daß auch die oberste geistliche Behörde in Prag von solcher Existenz Notiz nahm und selbe sanctionirte. Sie oder vielmehr Erzbischof Johann (von Jenstein), von dem es heißt, daß er ein Muster religiöser Demuth und mönchischer Abtödtung war, that solches mittelst Urkunde vom 29. September 1389.<sup>18)</sup>

Nachdem die Eremitage zum h. Paul in Heuraffel der böhmischen Hierarchie einverleibt war, scheinen die darin wohnenden Waldbrüder ein sehr ruhiges und beschauliches Leben geführt zu haben; denn es ist uns für den langen Zeitraum von 84 Jahren auch nicht ein einziges Lebenszeichen von ihnen mittelst Urkunden oder in anderer Weise überliefert worden. Weder liest man, daß wie es doch bei Tausenden anderer Klöster gewöhnlich ist, an unsere Eremitage während dieser Zeit etwas geschenkt, verkauft oder sonst irgendwie gediehen ist, noch auch gewähren die Urkunden einer späteren Periode Anhaltspunkte, womit man das bis zum Jahre 1474 herrschende Dunkel einigermaßen aufzuklären im Stande wäre. Dagegen fallen gerade in die ersten Jahre dieses Stilllebens die ersten Nachrichten über eine andere Eremitengemeinschaft, welche sich ebenfalls auf Rosenbergschem Boden und zwar in den Wäldern bei Wittingau zusammengefunden hatte.<sup>19)</sup> Man hat sich jedoch unter diesen wie jenen Eremiten noch immer nicht Mönche mit einer bestimmten Regel und Gelübden zu denken, sondern wahrscheinlich nur Leute, denen die aus religiösen Gründen erwählte Abgeschiedenheit von aller Welt als hauptsächlichstes gegolten. Eben aber weil weder Regel noch Gelübde diese Eremiten banden, war auch das Bestehen ihrer Gesellschaften weniger gesichert. Leicht konnten sich dieselben wieder auflösen oder von Neuem bilden, wie es eben die Zeitumstände mit sich brachten. Zeitweilige Unterbrechungen aber sind bei der Heuraffler Eremitage für diese Zeit um so leichter denkbar, je höher damal die Wogen religiöser und nationaler Bewegung in unserm Vaterlande gingen und der Hussitismus mehr denn ein Kloster für immer hinweggeschwemmt hat. Nachdem aber das Land wieder zu einiger Ruhe gekommen war, säumte die alte Kirche nicht, den früher besessenen Einfluß sich wieder

17) Notizenblatt 1852, S. 233—234. Folgende Seniores, nachmals-Prioren der Eremitage in Heuraffel sind urkundlich nachweisbar: 1389 Hodyto S. — 1489 Peter S. — 1491 Peter Faber S. ? — 1501, 1505 Bartholomäus S. — 1515 Paulus P. — 1517 Johann P. — 1519 Fr. P. — 1522 Paul P. — 1522, 1528, 1532, 1539, 1541, 1556 Johann P.

18) Notizenblatt 1852, S. 234—235.

19) In silvis prope Trzebon-capella ibidem in eremo in loco Stara Pila, womit eine Dertlichkeit südlich von Wittingau am Altbache gemeint gewesen sein dürfte. Balbin, Miscellanea, Dec. I. lib. V. p. 173, aus dem Lib. erect. IX.



sogar nicht einmal Eier, Wein oder sonst irgend welche geistige Getränke zu sich nehmen. Sie sonderten sich daher von den anderen Brüdern ab und errichteten in der Nachbarschaft der alten Eremitage eine zweite, welche sie dem h. Johann d. T. weihten und worin sie die Regel des Eremiten Franz von Paula befolgten. Dieser, der Stifter des Ordens der Minimien oder mindesten Brüder, ward geboren zu Paula in Kalabrien und ging schon als ganz junger Mensch in die Einsamkeit, erreichte auch dort in kurzer Zeit, in der Umgebung allenthalben von sich reden zu machen. Seine Lebensweise, bei der Fleisch, Eier und selbst alle Milchspeisen vom Tische ausgeschlossen waren, hatte aber gleichwohl Verehrer gefunden, und je mehr er die Welt zu meiden schien, um so eifriger ward er von derselben gesucht. Insbesondere aber von dem französischen Könige Ludwig XI. gewalthätigen Angebornen, der allerdings große Ursache hatte, sich wenigstens in seinen letzten Tagen einen Mann beizugesellen, welcher allgemein für einen Heiligen gehalten wurde. Er soll sogar in den Armen des demüthigsten aller Einsiedler verschieden sein, welcher selbst den König noch um ein Vierteljahrhundert überlebte, da er hochbetagt im Jahre 1508 starb und elf Jahre später von dem prachtliebenden Papste Leo X. heilig gesprochen ward. Sein Orden war im Jahr 1474 von dem „schrecklichen“ Papste Sixtus IV. bestätigt worden,<sup>24)</sup> außer anderem mit dem Rechte der freien Oberwahl, und fand noch zu Lebzeiten des Stifters eine große Verbreitung,<sup>25)</sup> wie er denn auch in dem neunten Jahrzehent des 15. Jahrhunderts in unserem Heuraffler Boden gewonnen hatte.

Hier bestanden also um das Jahr 1490 zwei Eremitagen, eine zu St. Paul oder St. Anton und eine zu St. Johann Bapt., welche sich hauptsächlich dadurch unterschieden, daß in ersterer der Genuß von Fleisch gestattet war, während in der anderen eine strengere Observanz solchen verbot. Beiden Genossenschaften war es aber endlich darum zu thun, daß ihre bisher nur von den Herren von Rosenberg und von den geistlichen Behörden im Lande anerkannte Existenz auch von Seiten des apostolischen Stuhles genehm gehalten würde. Sowohl König Wladislaw II. als auch die „Barone von den Rosen“, die Herren Wok II. und Peter IV., unterstützten die deshalb in Rom durch den Geschäftsträger und wahrscheinlich auch Senior der Eremiten, den schon vorhin genannten Peter Faber, vorgebrachten Bitten.<sup>26)</sup> Papst Innocenz VIII. anerkannte demnach am 27. Februar 1491 nicht nur beide Eremitagen, sondern vereinigte sie auch mit den geistlichen Genossenschaften des Bruders Peter von Pisa in der Art, daß zwar in der Eremitage zu St. Johann die Observanz des Franz von Paula Geltung haben sollte, beide Eremitagen aber die den Congregationen der genannten zwei Ordensstifter ertheilten Privilegien, Immunitäten u. s. w. genießen sollten. Er befreite sie zugleich wegen der weiten Entlegenheit des Ortes von dem Besuche des Generalkapitels, das in der Gesellschaft des Bruders Peter von Pisa alle drei Jahre abzuhalten üblich war, und ernannte den jeweiligen Erzbischof von Prag (ordinarius loci) zu ihrem Visitator, Protector und Conservator mit weitgehendster Vollmacht.<sup>27)</sup>

Nachdem aber die Heuraffler Eremiten solches von dem päpstlichen Hofe erlangt hatten, stellten sie an denselben eine neue Bitte. Die Einsiedelei zu St.

24) Original-Transsumpt vom J. 1491 im Archive des Benedictinerstiftes Raigern in Mähren.

25) Helhot a. a. O. VII. 493 u. ff.

26) Daß Faber in Rom anwesend war und die Angelegenheiten seiner Eremiten besorgte, geht hervor aus jenem Original-Transsumpt adto. Rom, 15. März, 1491, welches der Bischof von Cesena, Petrus de Vincentia, päpstlicher Kämmerer und Generalauditor, „ad fratris Petri Fabri presbyteri Pataviensis dioecesis ac fratrum sive heremitarum S. Pauli et S. Johannis Bapt. cavernarum inhabitantium procuratoris instantiam“ fertigen ließ und das gegenwärtig im Archive des Stiftes Raigern aufbewahrt wird.

27) Laut Inhalt des in vorhergehender Anmerkung angezogenen Instrumentes.



Johann oder die von der strengeren Observanz erhob sich nämlich an einem Orte, welcher dem Einflusse der Mäße derart ausgesetzt war, daß ihre Insassen mehr als billig darunter zu leiden hatten. Dieselben wünschten daher, daß ihre Zellen in unmittelbarer Nähe der St. Pauls-Eremitage aufgerichtet werden und sie selbst mit den früher gemiedenen Eremiten wieder sowohl unter einer Clausur wie auch derselben geistlichen Leitung stehen könnten. Auch das wurde von Rom aus zugelassen und dem Archidiacon von Bechin, Alexander, Nachfolger des oben genannten Johann von Höriz, mittelst Breve vom 13. April 1491 bekannt gegeben, daß die St. Johannes-Eremitage demolirt und zu Ehren desselben Heiligen zugleich mit einem Dormitorium, Oratorium, Glockenthurm und den nothwendigen Officinen an einem der Einsiedelei zum h. Paul genug nahen Plage wieder errichtet werden dürfe, so daß von nun an beide Eremitagen nur unter einer Clausur und unter demselben geistlichen Oberhaupte stehen könnten, unbeschadet jedoch der in der zu übertragenden Einsiedelei geltenden Observanz des Bruders Franz von Paula.<sup>28)</sup>

Weniger als zwei Monate vor dieser bleibenden Wiedervereinigung hatte wahrscheinlich ebenfalls Peter Faber in Rom noch ein Paar anderer Dinge erreicht, welche für die Zeit, da der Ablasshandel seinen Höhepunkt erreichte, zwar nichts sonderlich Merkwürdiges bieten, aber für unsere Einsiedelei die Bedeutung hatten, daß nun ein mächtiger Zulauf zu den Eremiten an der Moldau entstand. Denn es war damals und ist wohl auch heute noch hie und da üblich, daß gläubige Gemüther nicht ungerne dorthin zu pilgern pflegen, wo es „große“ Ablässe zu gewinnen gibt. Zwei Ablassbriefe aber waren am 21. und 22. Februar aus Rom an die Eremitage in Heuraffel verabsolgt worden. Wir wissen jedoch nur von dem ersten das Nähere anzugeben, daß darin außer 15 Kardinalpriestern und Kardinaldiakonen auch die Kardinalbischöfe von Porto, Sabina, Palestrina, Ostia und Albano als ablasspendend aufgeführt werden, während der andere im Jahre 1510 von dem damaligen Verweser des Prager Erzbisthums, Ambros von Pilzen, für die St. Johannes-Eremitage bestätigt worden sein soll.<sup>29)</sup> Es war übrigens ohnedies früher schon üblich gewesen und zeugt einigermaßen von dem Rufe, in den die Heuraffler Eremiten sich zu setzen verstanden hatten, daß Priester und Laien, welche sich mit denselben nach damal üblicher Weise verbrüderet hatten, sich im Laufe des Jahres nach der Einsiedelei begaben und dortselbst einige Tage zuzubringen pflegten, während welcher Zeit sie selbst Bußübungen anstellten und sich auch an allem dort üblichen Gottesdienste theilnahmen. Diesen zu Liebe bestimmte nun wieder Innocenz VIII. mittelst Breve vom 24. März 1491, daß solchen Personen alle Gnaden und Begünstigungen der Eremitenorden zu gute kommen sollten, daß die Priester der Heuraffler Einsiedler-Genossenschaft auch zur Zeit eines Interdicts, jedoch unter gewissen Einschränkungen, dann beim anbrechenden Tag und auch Nachmittags bis vor der Vesperzeit Messe lesen und jedweden Gottesdienst vornehmen dürften. Von dem Vorrechte, bei Anbruch des Tages die Messe zu feiern, hätten sie aber nur mäßigen Gebrauch zu machen, „weil am Altare unser Herr Jesus Christus geopfert wird, welcher ist das ewige Licht.“<sup>30)</sup>

Die letzte wichtige Veränderung in den geistlichen Dingen der vereinigten Eremitagen nächst Friedberg fand vier Jahre später statt, nachdem sich inzwischen

28) Notizenblatt 1852, S. 236.

29) Der Brief vom 21. Februar auszüglich ebendaf. S. 235—236. Des anderen, der ebenfalls im Krummauer Schloßarchive vorhanden sein soll, sowie seiner Bestätigung durch das Prager Ordinariat gedenkt Hesperus 1816, S. 308.

30) Original im Archive des Stiftes Raigern, dessen Kenntniß so wie die Bekanntschaft mit den übrigen hier namhaft gemachten Archivalien des Stiftes Raigern ich dem rühmlich bekannten Herrn Dr. Beda Dudik zu danken habe.



herausgestellt hatte, daß beide Einsiedeleien hauptsächlich wegen Verschiedenheit der Abstinenz nicht leicht einheitlich regiert werden könnten. Um nun auch diesem Uebelstande abzuhelpfen, hatte Dr. Alexander, Archidiacon von Bechin, kraft des ihm zustehenden Visitationsrechtes in Heuraffel beide Eremitagen zu einem gemeinsamen Oratorium, Refectorium und Dormitorium vereinigt und hiebei, damit auch die Eremiten von der leichteren Observanz bestehen könnten, die strenge Abstinenz der Schüler des Franz von Paula gemildert. Ursus de Ursinis, Bischof von Theano, bestätigte als päpstlicher Legat für die den Königen Vladislaw II. und Johann Albert von Polen unterworfenen Länder diese Umänderung mittelst Urkunde ddto. Ofen, 29. April, 1495.<sup>31)</sup>

Das Eremitenleben scheint übrigens damal insonderheit den Beifall der mächtigen Rosenberger gehabt zu haben. Unter deren Schutze ließen sich Einsiedler von der strengen Observanz des Franz von Paula auch an einem wüsten Orte ob Kugelweit (im Bezirke von Kalsching) nieder, und erhielten halb von den Brüdern Peter IV. und Ulrich III. von Rosenberg nicht nur solchen Ort, sondern auch die Kirche und frühere Pfarre zum h. Andreas (Andreasberg) geschenkt, welch' letztere jedoch seit mehr als hundert Jahren verfallen war und mit Patronatsrecht den Herren von den Rosen gehörte.<sup>32)</sup> Wir haben aber hier nicht über die ferneren Schicksale dieser jüngsten der bisher namhaft gemachten Eremitagen, davon auch noch Ruinen vorhanden sind,<sup>33)</sup> zu berichten, wollen uns jedoch solches für ein anderes Mal vorbehalten, sondern gedachten derselben nur als eines Beweises für die damalige Beliebtheit der Eremiten. Diese Beliebtheit war möglicher Weise ebenso sehr Folge der Vorliebe, welche das Mittelalter für alles asketische Wesen hegte, als des Umstandes, daß sonst die Geistlichkeit und die der Klöster vielleicht noch mehr als der weltliche Klerus in Uppigkeit versunken war, wie diese ihnen ihr Reichthum auch gestattete. Und während in den alten Stiftern und Klöstern namentlich im Laufe des 15. Jahrhunderts die alten strengen Ordenssazungen insbesondere im Punkte der Mäßigkeit auf alle Weise beseitigt wurden, wozu übrigens auch Rom gegen Erlag von allerlei Taxen sich sehr geneigt zeigte, so ward dagegen bei den Eremiten nicht bloß große Armuth, sondern auch eine ungewöhnliche Mäßigkeit sowohl angeordnet und auch geübt, was dem gemeinen Manne imponirte.

Die Armuth der Heuraffler Eremiten scheint übrigens auch bald nur mehr als theoretische Satzung angesehen worden zu sein, und kamen unsere Einsiedler um diese Kardinaltugend wohl hauptsächlich durch diejenigen, welche sie gerade um solcher Tugend willen besonders verehrt haben mochten. Beweis dessen, daß jetzt manch' zeitliches Gut, fahrendes und liegendes, in den Besitz der armen Eremitage überging, welche dagegen natürlich kirchliche Beneficien bot. So erwarb sie käuflich im Jahre 1498 die Wiese, genannt in der Haid und gelegen hinter der Hammerschmiede nächst dem Friedberger Burgfrieden und Hofmark, von dem Friedberger Bürger Niklas Chwan, auf welche Wiese ein sogenanntes ewiges Licht in der Kapelle zum h. Antonius, nunmehr einziges und bleibendes Patrocinium der Einsiedelei, fundirt werden sollte. Herr Peter IV. von Rosenberg gab zu dieser Erwerbung, welche auch die „Umlegung“ eines benachbarten Waldtheiles zur Folge hatte, nicht bloß seine Zustimmung, sondern befreite solche Wiese auch auf immerwährende Zeiten von dem darauf haftenden Zinse von jährlich 80 Pfennigen.<sup>34)</sup> Drei Jahre später aber ward von „rechtschaffenen und frommen“ Leuten geistlichen und weltlichen Standes den Eremiten eine Summe von 210 Schock breiter böhmischer Groschen angeboten, um hievon eine Rente zu erkaufen,

31) Notizenblatt 1852, S. 238—239.

32) Ebendasselbst S. 237.

33) Eine Abbildung hievon bei Benzig und Krejci, Böhmerwald, S. 323.

34) Orig. Perg. im Krummauer Schloßarchive.



welche sie in den Stand setzen könnte, nicht nur besser für ihren Körper zu sorgen, sondern sie auch von der Nöthigung befreien würde, „wegen leiblicher Nahrung mehr als oft aus der Eremitage zu gehen,“ deutlicher gesagt zu betteln. Die Heuraffler Einsiedler gehörten allerdings den Mendicantenorden an, man sieht jedoch, daß sie schon an dem Betteln keinen rechten Gefallen mehr fanden. Es mag da gleich auch der Leser mit der Adjustirung bekannt gemacht werden, in der sich ein solcher Eremit auf's Terminiren begab. Eine braune Kutte mit einem Singulum, das wenigstens später von Leder war, und ein ärmelloser Mantel mit Kapuze beschützten den Oberkörper vor den Einflüssen des nichts weniger als milden Klimas. Sandalen waren an die Füße gebunden und ein langer Bart machte den Anachoreten fertig. In der rechten Hand führte derselbe einen langen Stab, oben mit einem Doppelkreuze versehen, in der Linken aber hielt er ein Glöcklein.<sup>35)</sup> Das Ganze mochte allerdings eine ehrwürdige Erscheinung gegeben haben.

Um aber wieder auf besagte Rente zurückzukommen, ließ sich derselbe Herr Peter von Rosenberg im Jahre 1501 herbei, den Eremiten, deren damaliger Vorstand und Senior Bartholomäus hieß, einen jährlichen und ewigen Zins von zehn Schock aus den Friedberger Zollgefällen anzuweisen, welcher Betrag den Eremiten in zwei Raten von dem jeweiligen Friedberger Richter oder dem Rosenberger Amtmann übergeben werden sollte.<sup>36)</sup> Das Kloster scheint bei diesem Geschäfte die guten Dienste des Rosenbergschen Kanzlers Wenzel von Ruben in Anspruch genommen zu haben, welcher der Genossenschaft unserer Waldbrüder als Mitbruder (confrater) angehörte. Ersichtlich wird solches aus dem Schreiben eines andern Confraters, des Curaten Veit zu Perleinsreit, an den genannten Kanzler.<sup>37)</sup>

Waren aber obige ungenannte Wohlthäter der „Sammlung und Bruderschaft zu St. Anton, anders genannt im Harraffel“ mit einer ansehnlichen Baarsumme zu Hilfe gekommen, so schenkte die „fürnamige und tugendhafte Frau Barbara Pogenhoferin, eine vermarte und wohlbekannte Geseffene zu Braunau“ im damal bairischen Innviertel dieser Bruderschaft „aus besonderer Gnade und Eingeben des h. Geistes“ ein leider nicht näher beschriebenes Kleinod, wofür der ehrbaren Witwe ein Anniversarius oder Jahrtag nebst verschiedenen anderen frommen Werken mittelst Urkunde vom 16. Juli 1505 und für ewige Zeiten versprochen wurde.<sup>38)</sup> Vielleicht war dieses Kleinod jene große silberne und vergoldete Kanne, welcher wir in einer nicht ganz fünf Jahre jüngern Urkunde begegnen. Diese Urkunde charakterisirt aber wieder in recht treffender Weise die Art, wie damals

35) Ein also beschriebener Eremit erscheint als Kniestück auf dem Siegel, welches an die später zu erwähnende Urkunde vom 16. Juli 1505 gehängt ist. Helyot a. a. D. IV. gibt gleich auf dem ersten Blatte die Abbildung eines Waldbruders von der Regel des Peter von Pisa und nennt die Kutte „taunenfarbigt,“ spricht auch von einem Strick anstatt des Ledergürtels. Das erwähnte Siegel ist klein, rund, ohne Umschrift und in dunkelgrünes Wachs gedruckt. Es war noch im Jahre 1556 in Gebrauch. Die Heuraffler Eremiten bedienten sich außer diesem Siegel noch eines zweiten. Ein Abdruck desselben hängt an der ebenfalls später zu nennenden Urkunde vom 16. August 1522. Man erblickt im Mittelfelde dieses mittelgroßen, spitzovalen und gleichfalls in grünes Wachs gedruckten Siegels auf einem zierlichen Sockel den h. Anton, nach rechts schreitend, mit langem Barte und gehüllt in ein langes, faltiges Gewand. Der Heilige hält in der Linken ein Buch, in der Rechten aber einen langen Stab mit Doppelkreuz und Glöcklein. Hinter dem Bilde des Heiligen erblickt man endlich einen nach links gekehrten halben Eber. Die Legende in gebrochener Schrift lautet: „Sigillum. Fratrum. Heremitarv. Haraffl.“ mit im Ganzen 17 Kreuzlein zwischen den einzelnen Worten.

36) Abschrift in einem Kopialbuche aus dem 16. Jahrhunderte, wovon Reste im Archive des Stiftes Raigern. Ich halte die bezügliche Urkunde dato. Krummau, 3. August, 1501, für die lateinische Uebersetzung des mir unbekanntem böhmischen Originals.

37) Orig. Pap. im Krummauer Schloßarchive.

38) Orig. Perg. ebendasselbst.



selbst in einem als „arm“ geltenden Klosterlein die Armuth verstanden und geübt ward. Oder man wird wenigstens zugeben müssen, daß in diesem geistlichen Hause eine musterhafte Wirthschaft geführt ward. Denn durch jene Urkunde bekannten die Herren Brüder Peter IV. und Ulrich III. von Rosenberg, daß ihnen von den Heuraffler Eremiten nebst der schon erwähnten vergoldeten Silberkanne 300 ungarische Gulden weniger einer, 1000 fl. Rheinisch weniger 42, 100 Pfund Sechskreuzerstücke (Doppelgroschen? krayczaruow sechsaruow), 100 Pfund anderer gemeiner Kreuzer und 84 Pfund breiter böhmischer Groschen zur Verwahrung übergeben worden seien, eventuell aber zu dem Zwecke, hiefür den genannten Einsiedlern Gülten und Renten zu kaufen, auf daß dieselben vor leiblicher Nothdurft geborgen um so besser Gott dienen könnten.<sup>39)</sup>

Wie gesagt illustriert diese urkundlich beglaubigte Thatsache vortrefflich den Geist, welcher schon zwei Jahre nach dem Tode des Ordensstifters Franz von Paula in der Heuraffler Eremitage herrschte, der aber um so weniger in Verwunderung setzen darf, je früher (um 1495) man sich auch schon das Gebot größter Mäßigkeit in etwas hatte erleichtern lassen. Obige Geldsummen mögen übrigens meist im Wege der Schenkung oder als Almosen, wie es die Eremiten selbst nannten,<sup>40)</sup> an diese geziehen sein; auf demselben Wege erwarben sie aber im J. 1513 eine in ihrem Orte gelegene Wiese von Peter Puls von Friedberg, der Rektor der St. Maria Magdalena-Kapelle in Sahaj (Bezirk Frauenberg) war und sich auch einen Kaplan der Herren von den Rosen schrieb.<sup>41)</sup> Dagegen empfing die Eremitage im Jahre 1517 von dem Mitbruder Märt Hauffner in der Pfarre Waldkirchen (im Mühlviertel) eine Summe Geldes „zur Besserung der täglichen Pfründe“ der Brüder, und gab der damalige Vorsteher des Klosters mit Namen Johann, welcher den Titel eines Priors statt des früher üblich gewesenem Seniors führte, dem neuen Wohlthäter die urkundliche Versicherung, eine „ewige“ Wochenmesse hiefür zu feiern u. s. w., „als man dann in dem gemeinen Register der Gedächtniß aller Wohlthuer lebendig und todt, weiter und klarer, was ein jeglicher Wohlthuer gethan und gestiftet hat, erzählt und bestimmt finden wird.“<sup>42)</sup> Dieses Register, das dem Geschichtsforscher gewiß manch' interessante Thatsache geboten haben würde, scheint jedoch auf immerdar verloren gegangen zu sein.

Welchen Gebrauch die Heuraffler Eremiten von anderen, ihnen durch Personen aus Böhmen, Oesterreich und Baiern zu Gebote gestellten Geldmitteln zu machen verstanden, wird der geneigte Leser aus Folgendem erkennen. Erstlich erkaufte sie Anno 1516 hiefür Rosenbergische Lehengüter im Mühlviertel, einen Zehent in dem oberen Feld zu Haslach und ebendasselbst in den Gärten ein Zehentdrittel, weiters zwei Theile Zehent in dem gegen Lichtenau zu gelegenen Felde, welche drei Zehente zwar im Burgfrieden und Landgerichte Haslach, aber in der Pfarre St. Oswald lagen. Die Linzer Bürgerin Veronica Puechleuter mit ihren beiden Söhnen Hanns und Wolfgang hatte diese Zehente bisher von den Herren von Rosenberg zu Lehen getragen.<sup>43)</sup> Drei Jahre später gaben dann die Eremiten dem oftgenannten Herrn Peter IV. von Rosenberg, der entweder sehr fromm oder was noch wahrscheinlicher sehr geldbedürftig war, 560 Schock Meißnisch, wofür dieser sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten verpflichtete, die Tafel der Eremiten mit Fischen zu versorgen. Alljährlich und jedesmal, wenn im Herbst die Fischereien vorgenommen würden, hätte der jeweilige

39) Zwei Orig. Pap. ebendasselbst.

40) Sacra elemosina, in den beiden Urkunden vom 5. April 1519.

41) Orig. Pap. im Krummauer Schloßarchive.

42) Orig. Perg. ebendasselbst.

43) Orig. Pap. ebendasselbst. In der Belehnungsurkunde vom Jahre 1528 wird aber auch noch der dritte Theil des Zehents im „kleinen Feld“ ebendortselbst namhaft gemacht.



Fischmeister (magister piscinarum) in Wittingau die Eremiten zu avisiren, wann sie ihre acht Zuber Karpfen, so voll zugemessen wie anderen Menschenkindern, nach gewohnter Art und ohne Betrug, holen lassen könnten. Den Nationalökonom sei es hier auch erzählt, daß man den Zuber (tina) Karpfen einer Rente von 2 Schock 20 Groschen Meißnisch gleich bewerthete. Die betreffende Urkunde war übrigens wie die, deren wir gleich nachher gedenken werden, landtafelfähig ausgefertigt und so das zur Herrschaft Wittingau gehörige Dorf Horusitz (Horusyceze, im Bezirke von Weseli) den Eremiten als Hypothek angewiesen worden.<sup>44)</sup> In demselben Jahre und an demselben Tage (5. April 1519) verkaufte Herr Peter den Einsiedlern auch einen Getreidezins in den Dörfern Usang und Unter-Markschlag (Bezirk Hohenfurt) auf der Herrschaft Wittingshausen für das Sümmlin von etwas mehr als 261 Schock Meißnisch und wies hiefür das zur Herrschaft Krummaw gehörige Dorf Groß-Drossen (Strazni major, Bezirk Krummaw) mit den dortigen Bauernhöfen als Hypothek an;<sup>45)</sup> im folgenden Jahre aber verkaufte er ihnen noch den Zins von zwei ihnen schon zugehörigen Wiesen, genannt die Scharzigerinn und die Sehboltin im Stockhat, und befreite bei derselben Gelegenheit auch eine dritte Wiese, genannt die Pulssin und wahrscheinlich von dem vorhin erwähnten Sahajer Pfarrer herrührend, von dem noch auf derselben haftenden herrschaftlichen Zinse. Sämmtliche drei Wiesen waren aber im Walde von Wittingshausen gelegen.<sup>46)</sup>

Solche Mittel nun, wie sie jetzt den Heuraffler Eremiten zu Gebote standen, befreiten dieselben nicht bloß von dem Zwange, sich auswärtig nach Befriedigung ihres Magens umzusehen, sondern sie setzten das Kloster auch in den Stand, einer größeren Anzahl von Brüdern Unterkunft zu gewähren. Nach einer vorhandenen Originalurkunde, die wir auf unser Heuraffel beziehen möchten, lebten im Jahre 1515 daselbst 14 Brüder, deren Prior Paul hieß und die sämmtlich der Bruderschaft des Spitals S. Spiritus in Saxia de Urbe (Rom) einverleibt waren.<sup>47)</sup> Die reicheren Mittel ließen übrigens unsere Eremiten auch noch auf ein anderes Bedacht nehmen, nämlich auf die Erbauung einer Kirche, derselben deren stattlicher Außenbau noch heute die Aufmerksamkeit jedes Vorüberziehenden leicht auf sich lenkt und womit wahrscheinlich auch ein Neubau oder doch eine Erweiterung der übrigen Klostergebäude verbunden war. Bisher besaßen die Eremiten nur eine allerdings aus Stein erbaute Kapelle, deren Errichtung wohl Herr Johann von Rosenberg, der Begründer der Eremitage, besorgt hatte. Sie dürfte von nicht besonders großem Umfange gewesen sein und die bedeutende Menge des alljährlich zuströmenden Volkes eine wirkliche Kirche dringend gefordert haben. Zudem scheint es mit der inneren Einrichtung dieser Kapelle schon nicht mehr zum Besten bestellt gewesen zu sein. War ja doch im Jahre 1503 oder in dem vorhergehenden das Hochaltar unversehens zusammengestürzt, wie wir das aus der von dem Administrator des Prager Erzbisthums, Ambros von Pilsen, gegebenen urkundlichen Erlaubniß, dieses wieder reparirte Altar durch einen beliebigen Bischof einweihen zu lassen, genauer wissen.<sup>48)</sup> Wann aber der Neubau der Heuraffler Kirche begonnen worden ist, läßt sich nicht mehr genau bestimmen und nur angeben, daß er im Juli des Jahres 1522 bis auf das Gewölbe vollendet war. Der Bau ward im Spitzbogensthl ausgeführt und mit mächtigen Strebepfeilern versehen, wozu die vielen Granitblöcke in der Umgebung ein ebenso billiges als unverwüftliches Materiale boten. Thurm und Portale aber sind schon unter dem

44) Abschrift in Raigern. Vergleiche Anmerkung 36.

45) Abschrift in Raigern. Vergleiche deshalb ebenfalls Anmerkung 36.

46) Orig. Perg. im Krummawer Schloßarchive.

47) Orig. Pap. im Archive des Stiftes Raigern.

48) Orig. Pap. im Krummawer Schloßarchive. Notizenblatt 1852, S. 240, auszugslich.



Einflüsse der Renaissance erstanden und deshalb die ganze Kirche nicht ohne Interesse für den Bauforscher. Behufs Einweihung derselben sowie auch des vor einiger Zeit „entehrten“ Freithofes in Krummau wandte sich Herr Peter IV. von Rosenberg an den damaligen Administrator des Hochstiftes Passau, Ernst, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Baiern, mit der Bitte, seinen Weibbischof „zu solchen vorangezeigten beiden Weihungen dieselben zu verbringen gnädiglich herein (nach Böhmen) zu verordnen.“<sup>49)</sup> Auch der damalige Administrator des Prager Erzbisthums, Johann Zák (Ziakh), ließ eine ähnliche Einladung an den Weibbischof Bernhart, Bischof von Lyban, ergehen, welcher dann solche Einweihung am 3. und 4. Mai 1523 vornahm. Am ersten Tage weihte er das Hochaltar im Chore in der Ehre der h. Dreifaltigkeit und des h. Anton, am folgenden Tage aber sechs Seitenaltäre, davon je drei auf der Nord- und auf der Südseite der Kirche situirt waren. Das Kirchweihfest jedoch wurde auf den nächsten Sonntag nach Bartholomäi verlegt und allen denen, welche an diesem Feste oder den anderen namhaft gemachten Festtagen in Heuraffel erschienen, Opfer brächten und reumüthig beichteten, reicher Ablass in Aussicht gestellt.<sup>50)</sup> Die Heuraffler Kirche ist übrigens nie ganz vollendet und namentlich das Gewölbe nie eingesetzt worden. Denn das Kloster gerieth, wie wir gleich zeigen werden, im Zeitalter der Reformation in's Abwesen und ging endlich gar zu Grunde; hundert Jahre aber, wie es die im Volke gang und gäbe Berechnung besagt, gingen in's Land, da unser Gotteshaus sogar ohne ein Dach dastund, was übrigens, wosern es auf Wahrheit beruht, dem freilich sehr soliden Bau fast so viel wie nichts angehabt hat.

Das Gotteshaus St. Anton in Heuraffel hatte Freunde und Gönner auch noch Jahre lang darnach bewahrt, als mit der Lehre des berühmten Mönches von Wittenberg eine neue Zeit für Deutschland begonnen und die letzte Stunde für eine Unzahl von Klöstern geschlagen hatte. Zu solchen Gönnern gehörte aber die Krummauer Bürgerwitwe Ursula Haluznowa, welche in dem Jahre vor der Einweihung der neuen Klosterkirche den Eremiten eine nicht bezifferte Geldsumme zu dem Zwecke einhändigte, daß hievon Weingärten angekauft werden sollten, wogegen man ihr die urkundliche Versicherung gab, daß für sie, ihre beiden Ehemänner zc. alljährlich in der Quatemberwoche nach Kreuzerhöhung ein Jahrtag gefeiert werden sollte.<sup>51)</sup> Da den Einsiedlern ursprünglich der Genuß des Weines verboten war, so ersieht man aus dieser Widmung, wie sie sich schon immer weiter von ihrer strengen Regel entfernt hatten. Einen Weingarten hatten sie übrigens auch um dieselbe Zeit von dem Wiener Bürger Veit Pöllinger „um Gottes willen“ erhalten, welcher Weingarten mit Grund zu dem Bürgerspital in Wien gehörte und bezüglich dessen sie bisher vergeblich in Ruz und Gewähr gesetzt zu werden erstrebt hatten. Es hieß, kaiserliche Majestät hätten das verboten, und da sie sich deshalb an den Erzherzog Ferdinand wandten, konnten sie auch keinen anderen Bescheid erzielen als den guten Rath, es bei dem Spitalmeister und „denen von Wien“ zu versuchen, ob sie das Gewünschte dennoch von diesen erlangen könnten.<sup>52)</sup> Geringere Schwierigkeit hatte es dagegen mit der Erwerbung von drei Unterjassengütern: Hofstadler in der Helfenberg, und dem Hof zu den Freien sowie dem Gute am Mühlparz in der Petringer Pfarre (Mühlviertel), welche Güter sie im Februar 1527 von Wolfgang Marchtrenngker, Verweser zu Polhaim in Wels, und dessen Hausfrau Helena erkauften.<sup>53)</sup>

49) Originalconcept in demselben Archiv. Notizenblatt S. 240, im Auszuge.

50) Notizenblatt S. 240.

51) Orig. Perg. im Krummauer Schloßarchive.

52) Original (?) ebendasselbst. Der erzherzogliche Bescheid auf der Rückseite der Supplik.

53) Orig. Pap. ebendasselbst.



Diese neue Erwerbung war nicht zu weit entfernt von jenen Zehnten, welche sie im Jahre 1516 von den Erben Hannsen Puechleuters im Wege des Kaufes erworben hatten. Die auf diesen Zehnten lastende Lehensteuer (in jedem dritten Jahre 3 Pfund) hatte ihnen schon ihr großer Gönner Herr Peter IV. von Rosenberg, von welchem diese Zehnte zu Lehen gingen, bei seinen Lebzeiten um eine gewisse Geldsumme verkauft, doch vergessen hierüber eine Urkunde verfertigen zu lassen. Dessen Bruderssohn Johann III. von Rosenberg, obrister Meister (Grandprior) der Johanniter oder Malteser im Königreich Böhmen, machte nun im Jahre 1528 solche Unterlassung insofern gut, als er die Ablösung dieser Lehensteuer zwar gelten ließ, sich aber und seinem Hause die sonstigen lehensherrlichen Gerechtfame ausdrücklich reservirte.<sup>54)</sup>

Die letzte Gütererwerbung des Klosters Heuraffel fällt in das Jahr 1532, da demselben Christof Neder zu Lichtenau, einer bei Haslach gelegenen Besitzung und gleichfalls ein Lehen der Herren von Rosenberg, einen freien großen und kleinen Zehent in der Flur zum Raden im Haslacher Burgfrieden verkaufte.<sup>55)</sup> Und nicht ganz ein Jahr später fällt auch die letzte fromme Stiftung bei unserem Gotteshause, wobei vier Schock Meißnisch ewigen Zinses in den Dörfern Dluha und Chota (Bezirk Kaplitz) an dasselbe gelangten. Wenzel Wissnie von Wetzern und zu Passern, entstammend einem ritterlichen Geschlechte, welches in den Urkunden der Herren von Rosenberg häufig genannt wird, stiftete solchen Zins nach Heuraffel, auf daß dort hauptsächlich vier Anniversarien für ihn feierlich begangen würden.<sup>56)</sup> Der Ritter von Wetzern machte wohl seine Stiftung wie alle anderen Personen, welche ihm in dieser Hinsicht mit gutem Beispiele vorangeleuchtet hatten, für ewige Zeiten, allein diese Ewigkeit fand schon etwa nach einer Generation ihre Begrenzung, denn ihr und dem ganzen Kloster bereitete der Geist des Protestantismus, welcher mit unwiderstehlicher Gewalt die böhmischen Gränzländer überschritten und hier in dem bereits von dem Hussitismus bearbeiteten Boden leicht Wurzeln gefaßt hatte, bald ein allmähliges Ende. Wie anderwärts werden auch hier die neuen Anschauungen selbst Eingang in die Klostermauern gefunden und daselbst zunächst die Disciplin gefährdet haben. Daß es damit in Heuraffel ohnedies schon seit längerer Zeit nicht mehr ganz correct stand, haben wir schon oben aus gewissen Thatsachen geschlossen. Die neue Lehre bewirkte dann den Klöstern eine geradezu feindselige Stimmung oder ließ mindestens die herkömmliche Opferwilligkeit der Gläubigen erlahmen, welcher letzterer Umstand insbesondere bei den wenig oder gar nicht dotirten Mendicantenklöstern mit Verfiägung der Hauptquelle ihrer Existenz gleichbedeutend war. Die Heuraffler Eremitage wird diese mindestens für sie betrüblichen Erfahrungen gleichfalls an sich gemacht haben; seit dem Jahre 1533 hatten dort alle Schenkungen und Vergabungen aufgehört. Ging dann, wie leicht zu vermuthen, auch kein Almosen mehr ein, so konnten die sonst vorhandenen Mittel die dortselbst noch wohnenden Einsiedler nur dürftig ernährt und noch weniger neue Kandidaten herbeigeloct haben. Unter solchen Umständen mußte unser Kloster von selbst auf den Aussterbeetat gelangen, und um so leichter, je weniger auch die alten festen Stützen des Katholicismus in Böhmen, die Rosenberger Herren, sich bestimmt fanden, für die Stiftungen ihres Hauses etwas mehr zu thun, als dieselben bei den überkommenen Besitzungen zu erhalten. So belehnte noch im Jahre 1539 Herr Sodoek III. die Heuraffler Eremiten mit den Haslacher Zehnten<sup>57)</sup> und im Jahre 1541 that ein Gleiches sein ihm in der Gubernatur des Hauses nach-

54) Orig. im Stiftsarchive zu Hohenfurt. Kühbeck, Diplomatar (handschriftlich), II. 303, Nr. 325.

55) Orig. Perg. im Krummauer Schloßarchive. Notizenblatt 1852, S. 255.

56) Orig. Perg. ebendasselbst.

57) Notizenblatt 1852, S. 255.



folgender Bruder Peter V. (der Sinkende).<sup>58)</sup> Als dann des Erstgenannten Sohn Peter Wolf, der letzte seines Geschlechtes, noch einmal Urkunden wegen des Klosters Heuraffel ergehen ließ, geschah es nur, um das Ende dieser etwa zweihundertjährigen geistlichen Stiftung förmlich zu besiegeln.

Noch im Jahre 1556 bestätigte „Bruder Johannes, ein unwürdiger Berweiser des Gotteshauses St. Anton im Heiraffel,“ mit eigener Handschrift und unter dem kleinen, oben beschriebenen Klosteriegel dem Friedberger Richter Jakob Puls, von demselben den St. Georgenzins in Summa 15 1/2 Schock und sechs kleinen Groschen richtig empfangen zu haben.<sup>59)</sup> Es ist diese Quittung das letzte Lebenszeichen, welches von unserer Eremitage ausging. Daß es mit deren Vermögen wenigstens theilweise ein Duzend Jahre zuvor (1544) noch immer nicht schlecht bestellt war, beweist ein uns erhaltenes Inventar,<sup>60)</sup> das durch den Krummauer Dechant Laurenz und den (Rosenbergischen) Hauptmann Peter Daudlebsky nebst noch zwei anderen Commissären aufgenommen ward und darin außer fünf silbernen und vergoldeten Kelchen,<sup>61)</sup> einer vergoldeten Monstranz, einer solchen von Kupfer, zwei silbernen Kreuzen, davon das eine vergoldet war, zwei silbernen Pacem (eines vergoldet), einem Humérale (omiral) mit Perlen, zwei Humeralen von gelbem Taffent mit goldenen Tressen (ozetkami), einem Humérale mit fünf silbernen vergoldeten Spangen (puklemi) und einem rothen Humérale (se zlatem, na kderymz Weronyka) zwei rothe Ornate mit goldenen Kreuzen, ein seidener Ornat mit gelben Blumen auf rothem Grunde und mit einem goldenen Kreuze, elf weißdamastene Ornate mit Goldblumen und solchen Kreuzen, ein Ornat von weißem Atlas mit Goldkreuz, zwei seidene Ornate mit rothen Kreuzen, ein solcher von blauem Atlas ebenfalls mit einem Kreuze von Gold, ein Ornat von veilchenfarbnem Schamlat mit goldenem Kreuze, ein Ornat von rothem Sammet und gleichfalls mit einem goldenen Kreuze, ein Ornat von schwarzem Moiré mit goldenem Kreuze u. s. w. verzeichnet erscheinen. Barg der Kirchenschatz des „armen“ Klosters im Jahre 1544 noch solche Herrlichkeiten, so waren dieselben 24 Jahre später nach Ausweis eines anderen Inventars<sup>62)</sup> bereits den Weg alles „Zergänglichen“ gewandelt. Nur mehr zwei vergoldete Kelche, die möglicherweise keinen silbernen Leib gehabt, ein Gefäß mit goldenem Knopf zur Aufbewahrung des Sacraments und einige Ornate, von denen mittlerweile die goldenen Kreuze abhanden gekommen waren, waren nebst noch wenigen anderen nur einen sehr geringen Werth repräsentirenden Gegenständen von der alten Herrlichkeit übrig geblieben. Es wäre müßige Arbeit, die Frage, wohin alles andere gerathen, zu beantworten.

Um so genauer wissen wir, daß eine Glocke des Heuraffler Kirchthurms drei Jahre zuvor (1565) in das Kloster Hohenfurt gewandert war. Oder sie war wenigstens von dort erbeten worden, wie aus einem Schreiben des Hohenfurter Abtes Johann Haider an „den edlen und festen Herrn Wenzel Albin von Helfenberg, Kanzler auf Krummau, seinen insonder freundlichen Herrn und Patron,“ hervorgeht, und worin derselbe das Ansuchen stellt, in Anbetracht, daß die ad omnes horas-Glocke in seinem Kloster zersprungen wäre, nun der Kanzler bei Sr. Gnaden (dem Herrn Wilhelm von Rosenberg) eine Fürsprache um Darleihung einer Glocke aus dem „Heuraffel“ bis zum Umgusse der verunglückten Glocke einlegen möchte.<sup>63)</sup> Dieser Schreibebrief mit dem vorerwähnten

58) Orig. im Stiftsarchive zu Hohenfurt. Kühbeck a. a. O. II. 355, Nr. 342.

59) Orig. Pap. im Krummauer Schloßarchive.

60) Jetzt im Archive des Stiftes Raigern und in böhmischer Sprache verfaßt.

61) Der eine derselben war an den Priester Vincenz Schimat in Kaplitz (w Kapliczy, oder im nachbarlichen Kapellen?) ausgeliehen.

62) Im Schloßarchive zu Krummau und gleichfalls in böhmischer Sprache verfaßt.

63) Notizenblatt 1852, S. 255.



mageren Inventar im Zusammenhalte beweist, daß es im Jahre 1565 keine Eremiten mehr im Heuraffler Kloster gab, indem man sonst unmöglich mit dem beweglichen Gute des Gotteshauses daselbst hätte also verfahren können. Das unbewegliche Gut aber überging nach einer Art Zwischenreich, wo die Hohenfurter Aelte Georg Tazer und dessen Nachfolger Michael Fabritius als Administratoren des „vacirenden Gotteshauses Hayraffl“ fungirten, endgiltig in den Besitz des Cistercienserstiftes Hohenfurt. Nachdem die genannten Aelte in ihrer Eigenschaft als Administratoren von Heuraffel in den Jahren 1584 und 1592 mit der Bürgerschaft zu Haslach im Mühlviertel einen Vertrag geschlossen hatten, wornach diese ihnen für einen Stroh- und Flachszehent von zwei Feldern herwärts gegen die Mühel gelegen baares Geld geben sollte,<sup>64)</sup> erklärte Herr Peter Wok „Ursini“ von Rosenberg, Gubernator des Hauses Rosenberg, und entgegen allen Antecedentien dieses Hauses Protestant, mittelst Urkunde, gegeben am 8. August 1597 in seinem Schlosse und Residenz Krummman, und noch mehr mittelst Urkunde vom 23. November desselben Jahres, daß hiedurch auf Bitten des Michael Fabritius und des Konventes seines Erbstiftes Hohenfurt die demselben von seinen Vorfahren oder anderen christlichen Herren gemachten Güterschenkungen, namentlich aber das Kloster Heuraffel mit Zugehörungen bestätigt sein sollen.<sup>65)</sup> Solche Zugehörungen werden in letzterer Urkunde auch namentlich aufgeführt; wir können aber dem Leser die Namhaftmachung füglich ersparen, weil wir dieselben ohnehin im Vorstehenden der Reihe nach vorgeführt haben. Die Bemerkung können wir doch gleichwohl nicht unterdrücken, die, daß unter diesen Zugehörungen beispielsweise nicht die Zinsholden in Dluha und Chota und auch nicht die Wittingauer Karpfenzuber genannt werden. Dieses und anderes ungenannt Gebliebene konnte, wenn nicht schon früher in anderer Weise darüber verfügt worden war, von dem Herrn von Rosenberg um so leichter zurückbehalten worden sein, je richtiger es scheint, daß sein Geschlecht sich gegenüber den von demselben gestifteten Klöstern auf den böhmischen König hinausspielte, dem bekanntlich ein sehr weitgehendes Verfügungsrecht über die Klostergüter des Landes zugestanden ist.

Dies ist die Geschichte des Eremitenklosters Heuraffel in dem dortselbst so stillen Moldanthal. Der Wanderer aber, welcher etwa von dem alten Wittingshausen in dieses stille Thal herabsteigt, um entlang der Moldau und durch die wildprächtige Schlucht der Teufelsmauer nach der Stifung des Herrn Wok von Rosenberg zu gelangen, möge bei Betrachtung des Heuraffler Gotteshauses, natürlich vorausgesetzt, daß er die Geschichte desselben kennt, den nun schon seit drei Jahrhunderten verschwundenen Eremiten den gebührenden Dank dafür, aus der ehemals wüsten Einöde eine zwar nicht lachende, doch aber anmuthende Gegend geschaffen zu haben, nicht vorenthalten.

64) Originalurkunden im Hohenfurter Stiftsarchive. Kühbeck, II. 624, Nr. 449; 658. Nr. 480.

65) Originale ebendasselbst. Kühbeck, II. 718, Nr. 499; 728, Nr. 501. Die Urkunde vom 23. November auch auszüglih im Notizenblatt 1852, S. 255.



## Das Mühlenwesen des nördlichen Böhmens im vorigen Jahrhundert.

Von S. Säger.

Bevor die Industrie in neuerer Zeit ihren großen Aufschwung nahm, hatte im nördlichen Böhmen wie allenthalben unter den Gewerben auf dem Lande das Müllergewerbe einen bevorzugten Rang. Durch Wechsel und Mannigfaltigkeit seiner Einrichtungen, durch vielfache Berührung mit fremden Verhältnissen und andere Umstände gewann der Müller selbst öfters merkbare intellektuelle Vorzüge vor seinen bäuerlichen Nachbarn. „Ein rechter Müller muß zugleich sein: Schuster, Schneider, Riemer, Sattler, Tischler, Steinmetz und noch vieles andere,“ war eine den Lehrlingen oft wiederholte Redensart. Es gab in der That unter den Müllern nicht selten mechanische Tausendkünstler, welche sich mit Anfertigung künstlicher Uhrwerke, Orgelwerke, feiner Möbeln und Drechslerarbeiten u. dgl. beschäftigten; bei solchen und anderen Liebhabereien pflegten manche auch verschiedene Eigenheiten an sich zu haben, durch welche sie sich von anderen Menschen unterschieden, wovon wir in diesen Geschichten Beispiele finden werden.

Nicht minder als ihre Meister zeigten auch die Müllergefellen (hier zu Lande Mühlischer, anderwärts Mühlknappen, in Oesterreich Mühljungen genannt) mancherlei Eigenthümlichkeiten. Flink und gelenk mußte jeder werden; da die Bedienung der Mühle schnelle Handgriffe erfordert, und dabei öfters viel Arbeit auf eine Zeit zusammentrifft, so gibt es dabei satzsam Gelegenheit, sich in der Gewandtheit zu exerciren. — „Der Müllerbursch muß im Stande sein, mit einer Schwenkung sich dreimal auf dem Absage umzudrehen,“ und: „wen die Mühle nicht gelenk und hurtig macht, der wird es durch kein anderes Mittel,“ das waren den Lehrjungen oft vorgesezte Redensarten, denen manche Meister noch die stufenweisen Vorschriften beifügten: „Erst muß du laufen lernen wie ein Mühlischer, dann essen wie ein Mühlischer, und endlich arbeiten wie ein Mühlischer,“ d. h. alles mit Schnelligkeit.

Hatte die Wanderzeit überhaupt für alle Handwerksgefellen ihre großen Reize, so war dieses bei den Müllergefellen ganz besonders der Fall. Wenn der Frühling kam, zog es den arbeitenden Gefellen oft unwiderstehlich hinaus aus der staubigen Werkstatt in die sonnige Blütenpracht der freien Natur. „Herr Meister ich bedanke mich der Arbeit, ich will mein Glück weiter suchen.“ — „Mühle geh du deinen Klang, und ich will gehen meinen Gang.“ — Nicht auf der staubigen Landstrasse jedoch, wie andere Handwerksburschen, durchmaß der Müllerbursch die Welt am Wanderstabe; sein geschlängeltes Pfad wurde ihm vom lebendigen, fließenden Wasser gewiesen, als ob dieses sein Element wäre. Sein Felleisen war das Schurzfell, oder die weiße Schürze, worein er seine Sachen nach bestimmter Art einwickelte. Dieses sein Wandergebündel über die linke Schulter gehängt, den Maßstab als Stütze in der rechten Hand, durchwanderte er auf weichem Wiesenpfade die schönen Thalgründe. Bei jeder Windung des erlenumsäumten Baches eröffnet sich da ein neues Landschaftsbild. Langgestreckte Ortschaften und breite Wiesenflächen wechseln mit engen Waldschluchten, nicht minder zeigen die Thalwände die mannigfaltigsten Bergformen und Bekleidungen; das Klappern der Mühle aber (dem Ohre des Müllerburschen Musik) verräth dieselbe schon, wenn sie noch hinter Busch und Hügel versteckt liegt. Der Bach mündet endlich in einen Fluß oder Strom, auf welchem Schiffe vorüberziehen, und dem Wandergefellen neue Wunder weisen, ihn auch wohl zu einer weiteren Fahrt in ferne Länder anlocken.

Gewöhnlich wurde zu Zweien gewandert; mehr als Drei zusammen war gegen die Handwerksregel; doch ist's auch geschehen, daß per Fux Zehn in Ge-



sellschaft einen kurzen „Strich“ durchzogen. Dann wurden sämtliche Gebündel an eine Stange gereiht, welche Zweie, wie Josua und Kaleb die Weintraube, auf den Schultern trugen. Einer machte alsdann den Spielmann, die Ubrigen sangen Wanderlieder :

**W a n d e r s c h a f t.**

Das Wandern ist des Müllers Lust,  
Das Wandern!

Das muß ein schlechter Müller sein,  
Dem niemals fiel das Wandern ein,  
Das Wandern!

Vom Wasser haben wirs gelernt,  
Vom Wasser!

Das hat nicht Raft bei Tag und Nacht,  
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,  
Das Wasser.

Das seh'n wir auch den Rädern an,  
Der Rädern.  
Die gar nicht gerne stille stehn,  
Die sich beim Tag nicht milde dreh'n,  
Die Räder.

Die Steine auch, so schwer sie sind,  
Die Steine!

Sie tanzen mit den muntern Reih'n  
Und wollen gar noch schneller sein,  
Die Steine!

O Wandern, Wandern, meine Lust,  
O Wandern!

Herr Meister und Frau Meisterin,  
Laßt mich in Frieden weiter zieh'n  
Und wandern.

(Wilhelm Müller.)

Der Wanderkreis für unsere Müllerburschen war zunächst das deutsch-böhmische Grenzland, welches bei ihnen in mehre Bezirke zerfiel, als: „das Reichenberg'sche,“ „das Friedland'sche,“ „das Leip'sche,“ die Leitmeritzer und Teplitzer Gegend, „das Oberland“ (welches hauptsächlich den Saazer Kreis begriff), die Riesengebirgsgegend, deutsch Mähren und österr. Schlesien. Einzelne schweiften weiter bis Oesterreich und Steiermark, von wo sie sich auch zuweilen über die ungarische Grenze schlichen.

Jeder der genannten Bezirke hatte seine besonderen Eigenthümlichkeiten im Mühlenwesen. Im Leip'schen (wie auch in mehren anderen Gegenden, besonders des Flachlandes) war es Gewohnheit, daß die Mahlgäste bei der Vermahlung ihres Getreides gegenwärtig blieben, und das Aufschütten und Abtragen selber verrichteten. Hatten sie weit nach Hause, so blieben sie mit Zug und Zeug in der Mühle, bis das Mehl fertig war, um alles mit einer Fuhr abzumachen. In solchen Gegenden blieben die Müllerburschen vorzüglich gern, indem sie dort der schwersten Arbeit überhoben waren, nur die Mühle vorzurichten und zu stellen brauchten, und nebst dem üblichen Mahlgelbe von den Bauern noch Obst, Käse u. dgl. geschenkt erhielten.

Ganz eigenartig war die Weizenmüllerei in der Stadt Leipa. Dort wurde nämlich der Weizen ausnehmend feucht gemahlen; wie man denselben anderwärts zur Hälfte oder nach Umständen zu zwei Drittheilen zu waschen und den anderen trocken darunter zu mengen pflegte, wurde er in Leipa bei der alten Müllerei ganz gewaschen; nicht genug: man faßte ihn nach dem Waschen in Säcke, und goß noch obendrein Wasser in dieselben, und wenn es unten durchlief, wurden die Säcke umgestürzt, damit die Körner ja gehörig durchweichten. Wenn solcher Wei-



zen dann auf die Mühle kam, mußte diese außerordentlich schnell gehen („jagen“), sonst „schmiereten“ die Mühlsteine, d. h. das Mehl klebte sich als Teig auf dieselben, wobei der Gang stockte. — Das Semmelmehl mußte grob sein, und so feucht, daß es sich in der Hand ballen ließ. Die Probe war, daß man eine Hand voll an die Decke warf; wenn es dort hängen blieb, dann war es gut. Dafür waren die Leip'schen Semmeln weit und breit als die schönsten im Rufe. Jeder Bäcker brachte dort seine eigenen Beutel, Sauberer und Siebe in die Mühle mit, und bestellte eigenhändig sein Mahlwerk.

Winder günstig für die Müller und ihre Gesellen waren die Verhältnisse im Oberlande. Dort war es der Gebrauch, daß die Müller in den Ortsschaften das Getreide zusammenhaufirten, und eben so ihren Kunden das Mehl wieder zubrachten. Der Transport geschah gewöhnlich mit Eseln, und mußte meistens durch die Müllerburschen besorgt werden. Außerdem mußten dieselben in den dortigen, meistens mit Feldwirthschaften versehenen Mühlen nebenbei auch gewöhnliche Haus- und Feldarbeit verrichten, was die meisten Müllerburschen nicht ließen. Dort hasteten also die Gesellen aus anderen Bezirken nicht gern lange Zeit in einer Arbeit; wenn aber umgekehrt ein Oberländer im „Niederlande“ Anstellung fand, dann war er so leicht nicht aus seiner Stelle heraus zu bringen.

Im Tschechischen waren die Verhältnisse des Mühlwesens von denen in deutschen Bezirken so sehr verschieden, daß ein Deutscher dort sehr selten, so wenig wie umgekehrt ein Tscheche im Deutschen in Arbeit kam; ja man betrat das gegenseitige Gebiet meist nur transito. Schon das Schärfen der Mühlsteine war von der im Deutschen gebräuchlichen Methode ganz verschieden. Während der Deutsche sich den Käuferstein zum Schärfen wo möglich wagrecht umlegte, und dann nach einem bestimmten Risse auf demselben regelmäßige Furchen mit der Pique sorgfältig einhieb, legte der Tscheche den Stein nur flüchtig „aufs Rad“ (auf die runde Seite) und hieb mit der Pique aufs Gerathewohl jeden Hieb weiter; „wenn er nur den Stein trifft, ist schon gut,“ sagte man. Dafür brauchte der Tscheche nicht die Hälfte der Zeit zum Schärfen wie der Deutsche; dieser dagegen konnte wiederum nach einer Schärfung dreimal so viel Getreide mahlen als jener. Ländlich, sittlich! Das Selbermahlen der Parteien war im Tschechischen allgemein eingeführt, und die Mahlgäste mußten dort noch überdies die nöthigen Lichter für die Nacht mitbringen oder dem Müller „Lichtergeld“ bezahlen. Das Getreide wurde dort (wie auch im Oberlande) nur ungereinigt aufgeschüttet und grob gemahlen, wogegen in den gewerbreichen nördlichen Grenzbezirken zuerst die Feinmüllerei eingeführt wurde.

Die meisten Müllerburschen lieferte die Trautenaus Gegend, und man sagte scherzweise, sie liefen dort nesterweise aus. Die treuherzigen Söhne des Riesengebirges, mit dem häufigen Endlaute a in ihrem wohlklingenden Dialekt, waren auch vor allen wohl gelitten. Eine Art gelobtes Land für die wandernden Müllerburschen war „das Braunauer Landla“ und das Ruhlandel“ in Mähren; auch österr. Schlesien wurden von ihnen sehr besucht.

Wenn der „Feierbursch“ in eine Mühle einwanderte, hatte er sich vorerst ins Mahlhaus zu begeben. Dort legte er Stab und Bündel ab; warens Zweie, so ging nur Einer davon in das Wohnzimmer des Meisters, denselben nach dem Gruße ansprechend:

„Mit Gunst und Erlaubniß möcht' ich den Herrn Meister ansprechen um's Geschenk für mich und meinen Kameraden nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit.“ (Ums Mittagessen, ums Nachtlager.)

Meister. Was bist für ein Landsmann?

Gesell. Ein Deutschböhm.

Meister. Wo zu Hause?

Gesell. Bei Trautenaus.



Meister. Wo kommst hergewandert?

Gesell. Das Wasser herauf. (Herunter.)

Meister. Wo hast zuletzt gearbeitet?

Gesell. Im Friedlandischen, da und da.

Meister. Bist längst feurig?

Gesell. Drei Wochen.

Meister. Hast du Paß und Kundschaft?

Gesell. Hier, Herr Meister.

Meister. Hast Lust zu arbeiten?

Gesell. Ja wohl.

Nach diesen Fragen ward der Wandersbursch mit dem üblichen Geschenk (1—2 kr. C. M.) theilt, oder es wurde ihm das Essen, Nachtlager oder Arbeit zugesagt. Zwei Kameraden theilten sich für Essen und Nachtlager in zwei benachbarten Mühlen, wodann der erste den zweiten in der vorwärts gelegenen Mühle erwartete. In sonstige Häuser nach Art anderer Handwerksburschen fechtend einzusprechen, war verboten. Die Anrede der Gesellen gegen einander war: „Gesellschaft;“ der eingewanderte Feierbursch mußte bei Gelegenheit helfen die Mühlsteine schärfen, so war es Handwerksbrauch; die Pickel dazu wurde ihm vom „Helfer“ (Obergesellen, im Tschechischen Starek) nach genau vorgeschriebener Weise vorgelegt, und vor Anfang der Arbeit wurden damit auf dem Mühlsteine drei Kreuze beschrieben, das war der Segen.

Die Tschechen kannten diese deutschen Handwerksbräuche nicht, und kamen, so viel ihrer waren, mit Sack und Paß in die Stube gelaufen, was ihnen in deutschen Mühlen oft Verweise eintrug. Bei ihnen war das Geldgeschenk nicht üblich, und die Wandergesellen bekamen in den Mühlen bloß das Essen; dafür durften sie aber in denselben oft wochenlang feurig liegen bleiben, und hatten nichts zu thun als „Scharfmachen“ und im Winter „Eisen“ helfen (das Wasserrad, Gerinn und Graben vom Eise säubern).

Das Lager des Müllerburschen war von der Art, daß ihn kaum der auf der Wirthshausbank übernachtende Handwerksbursch darum beneiden konnte. Es bestand aus einem mit Kleie gefüllten Sackkissen (Kleienstöpel), dem gewöhnlichen Bett der Mühlischer, welche nach altem Brauch das Haupt nicht in ein weiches Federkissen einsenken durften, damit sie mit freiem Ohr auch im Schlafe den Gang der Mühle wahrnehmen konnten. Der Humor der heiteren Gesellen tröstete sich jedoch über dieses harte Polster mit der Erzählung: Als Christus der Herr mit Petrus auf Erden wandelte, und eines Tages in einer Mühle einsprach, gestielen ihm vor allem die stinken Müllerburschen. Damit die Kastlosen nun die ihnen knapp zugemessene Ruhezeit recht behaglich genießen möchten, verordnete ihnen der Heiland zum Lager Seidenbette; beim Lärm des Mühlwerks vernahm aber Petrus das Wort und verschrieb Kleiensäcke. — Hiedurch wurde das Sprichwort veranlaßt: „In der Mühle muß man's zweimal sagen.“

So lange der Müllerbursch jung und kräftig war, mochte sein Loos dem vieler anderen Handwerksgefelln vorzuziehen sein; gewöhnlich wurde da flott in die Welt hineingelegt. Sobald aber die Jahre kamen, von denen man sagt: sie gefallen mir nicht, dann war er doppelt schlimm daran, indem alsdann die nachlassenden Kräfte der schweren Berufsarbeit nicht mehr gewachsen waren, und überdies der Mehlstaub schädlich auf die Lunge einwirkte. Einzelnen Glücklichen gelang es, als Mühlpächter sich ein Vermögen zu erwerben, und endlich eine Mühle als Eigenthum zu gewinnen. Andere machten sich als Bäcker oder Griesler selbständig; die Leichtsinigen oder vom Glücke minder Begünstigten aber kamen im Alter nicht selten in eine trübselige Lage.

Diese alten Mühlischer trieben sich dann den Mühlen nachwandernd bis an ihr Ende im Lande umher, einen Bach abwärts, den anderen aufwärts,



sobann „Übersprung“ zu einem dritten u. s. f. Unter originellen Beinamen, die sie von Jugend auf trugen, und theils bei den Ceremonien der Freisprechung von den älteren Gesellen erhalten hatten (als: die Harse, der Luftspringer, der Dickkopf, der Passorke, der Haubenstock u. s. w.),<sup>1)</sup> erschienen sie periodenweise wie Zugvögel an allen Orten ihrer „Striche“ wieder. Manche führten nebenbei einen Handel mit Beutelnadeln, Messern und anderen Kleinigkeiten, die sie in den Gegenden, wo sie fabrizirt wurden, einkauften; Andere übten Taschenspielerkünste, Kartenschlagen und Wahrsagerei, ja nach dem allgemeinen Glauben auch die schwarze Kunst. Wer klug sein wollte, traute diesen alten Mühlsehern nicht, und ging ihnen aus dem Wege, denn die konnten mehr als Brot essen (wie man zu sagen pflegt). Wenn der Müller einem solchen die angesprochene Netzung versagte, oder ihm in anderer Weise zuwider war, so war es dem ein Leichtes, aus dem Mühlbeutel anstatt Schrot und Mehl gräuliche Ratten und Mäuse hervorgehen zu lassen, welche den Müller mit Haut und Haar auftraßen. Auch konnte er seinen Beleidiger „verwünschen,“ oder er raufte sich mit ihm, erfaßte einige Haare seines Hauptes, womit er ihn durch einen Zauberknoten „verknüpfte,“ daß er binnen Jahr und Tag elendig dahin sterben mußte, was der Schwarzkünstler im Fortgehen wie mit Sängers Fluch prophezeite. Er allein vermochte solchen Zauberknoten zu lösen, wenn er bei beginnendem Kränkeln seines Beleidigers rechtzeitig aufgefunden und dazu bewogen ward.

Indessen waren diese Invaliden des Handwerks meist harmloser Natur, und wurden allerorts willig aufgenommen und gern verpflegt. Gemeiniglich hatten sie eine treffliche Unterhaltungsgabe, und gaben gleichsam lebendige Zeitungen ab. Manche derselben wußten sich vornehmlich bei den Kindern in den Mühlen so beliebt zu machen, daß sie bei der Einwanderung von ihnen jubelnd begrüßt und Abends aufmerksam horchend umlagert wurden. Dann erzählten sie neben lustigen Schwänken haarsträubende Schauergeschichten von verzauberten Mühlen, deren es in alter Zeit mehr gegeben als verwünschte Schlösser.

An einem stürmischen Winterabende wanderte ein alter Mühlseher in abgerissenen Kleidern, die kaum die Blöße deckten, in eine Mühle zum Nachtlager ein. Er zog seine durchlöchernten Schuhe aus und stellte sie in einen Winkel. Gegenüber der Bank, worauf er schlief, hatte der Meister ein Paar neue Schuhe mit silbernen Schnallen stehen; diese waren den Morgen darauf mit sammt dem Herbergsgaste verschwunden, welcher dafür seine unbrauchbaren Schuhe zurückgelassen hatte. Die silbernen Schnallen jedoch hatte der ehrliche Dieb vorher abgelöst und auf den Tisch gelegt! — Gerührt über diese, nur von der äußersten Noth erschütterte Ehrlichkeit trug der Müller allen demnächst zuwandernden Gesellen auf, dem Alten, wo sie ihn treffen möchten, zu sagen: er möge ungescheut wiederkehren, könne die mitgenommenen Schuhe behalten, und noch eines Geschenkes gewärtig sein.

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden bei verschiedenen Müllerkünsten im nördlichen Böhmen zur Betheilung der wandernden Gesellen gemeinschaftliche Kassen eingerichtet. Der Wandergesell erhielt dann das Geschenk für alle Mühlen der Zunft gewöhnlich beim Vorstande derselben; das bisher übliche Essen und Nachtlager fiel aber damit weg, und die Mühlseher waren nun damit, gleich anderen Handwerksburschen, aufs Wirthshaus angewiesen. Mit dieser (gegen das Vagabundiren gerichteten) Einführung war aber die goldene Zeit ihres Wanderlebens zu Ende gegangen. Wo auch in der Folge jene Kassen wieder

1) Solche „Spitznamen“ waren ehemals so allgemein, daß zuweilen die wahren Namen darüber beinahe vergessen wurden. Deshalb verbot eine Verordnung (Wien, 18. Mai 1765) jene Gesellen, die ihren wahren Namen verschweigen, in Arbeit zu nehmen.



gingen, trat doch nur das einfache Geldgeschenk in den Mühlen wieder ein; die Beföstigung und Bequartierung der Feieburschen blieb aber für sie verloren, da letzterer schon die Polizeivorschriften entgegen standen.

### Von den Zinsmühlen.

Ein Handwerk, welches im Mühlzwange den vollkommensten Gewerbeschutz hatte, sollte vermeintlich vor allen anderen einen goldenen Boden gehabt haben. Es war aber nicht also, denn der Ertrag der Mühlen floß zum größten Theile in die herrschaftlichen Renten. Veinahe noch ärger als die Bauern durch die Robot waren viele Müller geplagt durch übermäßige Zinsleistungen an die Grundobrigkeiten. Wie die Bauern für ihre Herrschaften die schwere Feldarbeit verrichten, ihnen den Flachs spinnen mußten, und überdieß von den Erträgnissen ihres Feldbaues und ihrer Viehzucht Naturalabgaben zu leisten hatten, so waren die Müller verpflichtet, denselben große Abgaben an Geld und Getreide zu geben, ihre Küche mit Geflügel und mit Eiern zu versorgen, ihnen die Schweine zu mästen, die Jagdhunde im Futter zu halten, und zur Jagdzeit für die sämtliche Meute der Jagdhunde Brot und Mehl zur Fütterung herzugeben.<sup>1)</sup>

Manche Zinsmüller bezogen wohl auch Gegenleistungen von der Grundobrigkeit, gewöhnlich Bau- und Werkholz für Wasserwehr, Gerinne und Mühlwerk, nebst der Zufuhr desselben. Diese Gegenleistungen kamen indessen der Obrigkeit gar nicht kostspielig, denn der Holzwerth war gering, und die nöthige Hand- und Zugarbeit mußten die Unterthanen als Robot verrichten. Die großen Herren nehmen mit Scheffeln und geben mit Löffeln, — so sagt sehr wahr ein altes Sprichwort.

Die Privilegien, mit denen unsere Zinsmühlen im Anfange begabt wurden, als: Befreiung von jeder Steuer an den Staat, Bannmeile, Mühlzwang u. s. w., waren allmählig eines nach dem anderen weggefallen, aber die durch dieselben begründeten Lasten der Mühlbesitzer waren nur in seltenen Fällen gemindert, weit öfter noch erhöht worden; von den herrschaftlichen Gegenleistungen suchten die Amtleute, besonders als der Werth dieser Leistungen später mit den Holzpreisen stieg, möglichst abzuwachen, und in den Streitigkeiten, welche darüber zwischen den Grundobrigkeiten und den Müllern entstanden, ging gewöhnlich die Gewalt vor dem Rechte. Was aber die Unbilligkeit der Mühlensinse besonders augenfällig und drückend machte, das war die äußerst ungleiche Vertheilung derselben. Während auf manchen Herrschaften die Mühlensinse bis auf unglaubliche Höhe geschraubt waren, so zwar, daß sie bei einzelnen Mühlen bis 75% ihres Brutto-Ertrages ausmachten, hatten mildere Grundherren dieselben viel niedriger gestellt, und die später gebauten Mühlen hatten durchgehends viel weniger Zins zu geben als die alten. So kam es, daß an manchem Grenzwasser zweier Herrschaften zwei Mühlen mit gleichen Erwerbsverhältnissen sich gegenüberstanden, von denen die eine an Abgaben mehr als das 20fache der anderen zu leisten hatte. Nähere Umstände und Beispiele über diese Angaben werden in den nachfolgenden Mühlengeschichten zu finden sein; genug, die Mühlensinse gehörten unter die drückendsten Lasten des Feudalwesens.

Auf den Herrschaften Friedland, Grafenstein und Reichenberg, besonders auf der letzteren, war gegen andere angrenzende Herrschaften sowohl die Robot, als der Mühlensinns ganz besonders hoch. Als Beispiel einer herrschaftlichen Zins-

1) Aus der Zeit, wo der Edelmann den Bauer, wenn er bei Erlegung eines Wildes (wenn auch auf eigenem Grund und Boden) ertappt wurde, in die Wildhaut eingeküht, einem Hirschen auf den Rücken binden und dann mit Hunden zu Tode heßen ließ, erzählt man auch: Sobald die Müller die herrschaftlichen Jagdhunde zu mager werden ließen, bekamen sie Prügel; abermals bekamen sie Prügel, wenn sie dieselben zu fett machten.



mühle werde die „Dominikal-emphtentische Friedlander Schloß- oder Stadtmühle Nr. 22 mit 7 Gängen“ hier angeführt. Sie war als eine der größten Zinsmühlen dieser Herrschaften im Rufe, obwohl kleinere Mühlen verhältnißmäßig noch viel höhere Zinse zu geben hatten. In vierteljährigen Terminen waren von dieser Mühle in die herrschaftlichen Renten jährlich folgende Zinsungen abzuführen:

75 n.	österr. Megen reiner Weizen,
90	„ „ reines Korn,
240	„ „ Metzgetreide (Gemenge),
6	„ „ Kleie,
200 fl.	Schweinemastgeld,
1	Schock junge Hühner oder 6 fl.,
16	„ Eier oder à 20 fr.,
1	Mutterfchwein oder jährlich zu Georgi 7 fl.,
1	Schwein zu Speck zu mästen oder 6 fl.,
2	Jagdthunde zu unterhalten, und bei der Jagd das abverlangte Brot und Mehl für sämmtliche Hunde herzugeben.

Das Malz für die herrschaftliche Brauerei war unentgeltlich zu schrotten, wogegen der Müller ob jeder Gebräu „zu einer Ergögllichkeit“ vom Bräuer 6 Pinten Bier zu genießen hatte. Die Fische, welche bei Schlemmung des Teiches und Mühlgrabens gefangen wurden, mußten bei Strafe dem Amte übergeben werden; jede Ableitung des Wassers war deßhalb beim Amte vorher anzuzeigen, und mußte überdieß jedesmal geschehen, wenn es der Herrschaft zu fischen beliebte.

Die Gegenleistungen der Herrschaft bestanden in der Zufuhr der vom Müller gekauften Mühlsteine und Wellbäume durch die Robot; eben so mußte der Mühlteich durch die Friedlander Einwohner, der Mühlgraben aber durch die Ringelsbainer und Kunnersdorfer Mahlgäste unentgeltlich geräumt, die Rasen zur Ausbesserung aber durch die Stadthübner zugeführt werden. Weil durch das Mühlwehr die herrschaftliche Wasserkunst, die Walkmühle und Brettsäge mit in Betrieb gesetzt wurde, gab die Herrschaft bei einem Hauptbau am Wehr, Schlenze und Gerinne auf die Eingabe des Müllers und Erkenntniß des Amtes das Bauholz und übrige Material, und ließ solches mittelst Robot zuführen. Auch erhielt der Müller jährlich 4 Schirrbüchel und 8 Buchsbirkel, nebstdem das Reisig zur Bedeckung der Kadstube für den Winter. Eingewidmete Mahlgäste waren: die Bürger und Einwohner der Stadt und Vorstädte in Friedland, dann die Dorfgemeinden Ringenhain und Kunnersdorf.

Wenn nach Aufhebung des Mühlzwanges in einem Kaufkontrakte über die Mühle die Leistungen an die Herrschaft in üblicher Weise aufgezählt wurden, ward für den Käufer die weise Bemerkung angehängt: es komme nur darauf an, daß die Mahlgäste gut bedient werden, ächtes Mehl und gutes Maß erhalten und nicht bevortheilt werden, so werde sich niemand der Mühle entziehen, folglich auch die Aufhebung des Mühlzwanges für den Müller unnachtheilig sein.

Wenn vor Zeiten die Bauern die herrschaftlichen Lasten einmal ganz unerträglich fanden, so wurden sie rebellisch und machten einen Bauernrummel, welcher jedoch schließlich fast immer zu ihrem Nachtheile ausfiel. Die Müller waren zu wenig zahlreich und zu weit zerstreut, um dieses gefährliche Mittel gegen ihre Zinsherrn in Anwendung bringen zu können. Wenn ein Müller, wie es sehr oft der Fall gewesen ist, nicht im Stande war, seinen Zins ordnungsmäßig zu entrichten, so wurde mit ihm kurzer Prozeß gemacht: der Amtmann ließ ihn ergreifen und in Arrest sperren. Half dieses nicht, und wurde kein Rath um das Geld, so wurde ihm die Mühle verkauft (wenn er sie nicht freiwillig veräußerte), und ein anderer Müller eingesetzt; lange durfte man die Exekution nicht anstehen lassen, denn in kurzer Zeit fraß der anwachsende Zins die Mühle rein auf, so



daß der Eigenthümer nichts übrig behielt. Solche Mühlen waren zeitweilig so verrufen, daß sich nicht leicht ein Käufer daran wagte, und jeder Besitzer in kurzer Zeit sie wieder los zu werden strebte; ja es ist öfters geschehen, daß der Müller Haus und Hof und Zeug im Stiche ließ und bei Nacht und Nebel auf und davon ging, und daß nach ihm ein anderer leibeigener Mann in die verlassene Mühle „in Ketten und Banden“ hineingeführt werden mußte.

Wie mit der Zeit die Rechtsbegriffe sich klärten, trat das Unbillige der hohen und ungleich vertheilten Mühlenzinse immer greller hervor, ohne daß zur Abhilfe oder zum Ausgleich etwas Erhebliches geschehen wäre. So brach das Revolutionsjahr 1848 darüber herein, in welchem alle Bedrückten das Ende ihrer Plage sehen wollten. Da hielten auch unsere Zinsmüller ihre Zeit für erfüllt, und in verschiedenen Bezirken berathschlagten sie unter einander persönlich oder durch Abgcordnete, wie sie am schnellsten und sichersten zinsfrei werden könnten. Sie beschloßen, eine Petition an den so eben (11. Juli) in Wien versammelten österreichischen Reichstag abzusenden mit der Bitte, derselbe möge für unbedingten Wegfall der Mühlenzinse wirken. Diese Petition wurde, versehen mit den Unterschriften von 224 Zinsmüllern aus dem Bunzlauer, Leitmeritzer und Saazer Kreise, in der That am 14. August im Reichstage eingebracht. Neben den Gründen für die Zinsbefreiung der Mühlen waren in derselben verschiedene Beschwerden und Beschuldigungen gegen die Grundherrschaften und ihre Beamten enthalten, wobei sich die Petenten so starker Ausdrücke bedienten, wie sie bei dergleichen Anlässen nur in jener Zeit gebraucht wurden. Der wesentliche Inhalt jener Petition war in Kürze folgender:

Der Mühlzwang war erstlich das Mittel, wodurch die Grundobrigkeiten von ihren Mühlen hohe Erträge, bez. Pachtzinse erzielten. Bei dem nachherigen Verkaufe solcher Mühlen sei den Käufern ebenfalls durch Zuweisung gewisser Mahlgäste ein sicheres Einkommen oder Erträgniß ihrer Mühlen garantirt worden, und nur in dieser Rücksicht hätten die Mäler sich verbindlich gemacht, die großen Zinsungen an Geld und Naturalien an die Grundobrigkeiten abzuführen. Als durch das Hofdekret vom 30. Juli 1789 der Mühlzwang aufgehoben wurde, sollten von Rechtswegen auch die Mühlenzinse wegfallen, welche auf denselben gegründet waren. Eben so wurde das ehemals ausschließlich obrigkeitliche Mühlengewerbsrecht durch Landesgesetze abgestellt und in ein bürgerliches Gewerbe umgewandelt, von welchem im Sinne des Hofdekrets vom 26. November 1789 die Grundherren kein Zinsforderungsrecht hatten, und womit überdieß auch die Steuerfreiheit der Mühlen für den Staat ihr Ende nahm. Gewiß sei es im Sinne jener Verordnungen gelegen, in Angelegenheit der Mühlenzinse eine auf Recht und Billigkeit gegründete Regelung zu treffen, welche nur durch den frühen Tod des volksfreundlichen Kaisers Joseph II. und durch die veränderten Tendenzen der nachfolgenden Regierungen vereitelt worden sei. Demungeachtet hätten die Grundobrigkeiten nicht nur die Mühlenzinse nach wie vor eingetrieben, sondern bei Gelegenheit der Einrichtung von Graupen-, Del-, Loh-, Brett-, Walkmühlen u. s. w. bei den Mahlmühlen (trotzdem dieses bloß eine andere Verwendung der vorhandenen Wasserkraft war) noch größere Zinse erpreßt. Auch hätten die Obrigkeiten für die Bewilligung zur Anlage von Mühlen auf Rustikalgründen sich ebenfalls Zinse ausbedungen; von einer kleinen Mühle sei berechnet worden, daß die Obrigkeit seit Aufhebung des Mühlzwanges 10.050 fl. Zins widerrechtlich davon bezogen habe. Die durch das Hofdekret vom 31. Juli 1783 (wodurch die Aufhebung des Mühlzwanges angebahnt und jedem Unterthan freigestellt wurde, sein Getreide auf einer beliebigen Mühle der Herrschaft, welcher er zugehörte, mahlen zu lassen) angeordnete gleiche Vertheilung der Mühlenzinse sei verschliefert worden. Durch jenes Dekret wurden auch die Grundobrigkeiten zur Versteuerung ihres Zins-



Einkommens an den Staat mittelst des Exequatorium Dominikale herangezogen. Nachdem sich aber jenes Einkommen der Grundobrigkeiten durch die Vermehrung der Mühlen und durch das Steigen der Getreidepreise mit der Zeit vervielfacht hatte (indem z. B. manche Mühlen statt 40 fl. jährlich 100, 200, 300 und bis 400 fl. Zins zu zahlen hatten), sei dennoch jene Steuer fortwährend so wie im Anfange verblieben, und somit der Staat um beträchtliches Einkommen verkürzt worden; die Aufhebung des Exequatorium Dominikale aber sei wieder ein neuer Grund für den Wegfall der Mühlenzinse. Die Kontrakte über die Errichtung und den Verkauf von Mühlen seien prägravirt worden, indem bis zum Erscheinen des Hofdekretes vom 3. August 1788 und 10. Juni 1793 alle unterthänigen Kontrakte bei Strafe der Nullität bei den herrschaftlichen Rämtern verfaßt werden mußten. Von den herrschaftlichen Gegenleistungen an die Zinsmühlen hätten die Beamten (besonders nachdem diese Leistungen mit den steigenden Holzpreisen werthvoller geworden) vieles abgezwaht, die ausführliche Benennung derselben in den Uebertragungs-Urkunden gern weggelassen, auch die Rückstellung der Urkontrakte an die Parteien oder die Abschriften davon unter den verschiedensten Vorwänden verweigert. Diejenigen Müller, welche sich dabei nicht beruhigen wollten, seien mit Arrest und anderen Mißhandlungen bestraft worden. Viele Teiche, aus welchen die Müller ihr Wasser bezogen, seien durch die Grundherrschaften trocken gelegt worden, ohne Rücksicht auf die Einsprache der Müller, und auf den Schaden, den diese dadurch erlitten. Die Sub. Verordnung v. 9. Dez. 1842 habe wohl Erleichterung und inskünftige gänzliche Behebung der beregten Lasten verheißen, sei jedoch ganz ohne Folge geblieben.

Diese Petition traf im Reichstage gerade in die hitzigen Debatten über Rudlich's Antrag auf Aufhebung der Robot- und Unterthänigkeitsverhältnisse, welche sich durch vier Wochen hinzogen. Am 31. August kam endlich der Beschluß über die Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses und allen daraus entspringenden Lasten, Dienstleistungen und Siebigkeiten zu Stande, welcher am 7. September vom Kaiser Ferdinand sanktionirt wurde und damit Gesetzeskraft erhielt. Für einige der Unterthanslasten sollte Entschädigung gegeben werden, für andere nicht, und es kam nun darauf an, zu welcher Gattung die Mühlenzinse gerechnet werden sollten. Unsere Zinsmüller bemühten sich, sie in die Reihe der aus der Dorfherrlichkeit entspringenden Unterthanslasten zu bringen, welche nicht entschädigt werden sollten, und säumten nicht, in diesem Sinne eine zweite Petition an die Reichsversammlung zu richten. In derselben wurde gesagt:

Nachdem durch §. 5 des sanktionirten Gesetzes vom 7. September 1848 alle aus dem persönlichen Unterthansverbande und aus der Dorfherrlichkeit entspringenden Rechte und Bezüge ohne Entschädigung aufgehoben seien, und nach §. 8 dieses Gesetzes nur allein die emphyteutischen oder die auf Verträgen über Theilung des Eigenthums beruhenden Bezüge entschädigt werden sollten, unterliege es wohl keinem Zweifel, daß die Mühlenzinse ohne Entschädigung wegfallen müßten, indem dieselben nicht für die Ueberlassung der Mühlen, sondern für das kontraktmäßig eingeräumte, aus der Leibeigenschaft hervorgegangene Dorfherrlichkeitsrecht des Mühlzwanges geleistet wurden, und als bloß für die Dauer der Leibeigenschaft und des Mühlzwanges geleisteter Leibrentenvertrag anzusehen seien. Von einem getheilten Eigenthumsrechte könne hiebei keine Rede sein, denn die Obrigkeiten hätten sich in den Urkontrakten keineswegs ein Obereigenthumsrecht über die verkauften Mühlen vorbehalten, da sie für dieselben einen Kaufschilling gefordert hätten, welchen sie sonst im Sinne der kön. Staatsrechte L. 7 §. 1 und Landesordnung Nr. 25 von einem Erbzinsgute zu fordern nicht berechtigt waren. Somit haben sich die Obrigkeiten kein Recht auf die Substanz dieser Mühlen vorbehalten, und das Eigenthum ist gemäß §. 357 d. a. b. G. B. nicht getheilt. Demnach ward die Bitte gestellt: Die Reichsversammlung, wolle sich über die aus der Dorf-



herrlichkeit entspringenden Lasten dahin aussprechen, daß darunter die sämmtlichen, auf dem ehemaligen obrigkeitlichen Mühlengewerbsrechte haftenden und aus dem Rechte des Mühlzwanges entstandenen unterthänigen Mühlen-Zinsungen mit verstanden seien.

Diese Petitionen liegen nebst sehr vielen anderen in den Akten des österr. Reichstages begraben. Da bald darauf wichtige Ereignisse eintraten, welche die ganze Sachlage veränderten, so läßt sich nicht sagen, welchen Erfolg diese Petitionen außerdem gehabt haben würden.

Fügend auf den Wortlaut des §. 3 im Gesetze vom 7. September 1848, wo es heißt, daß alle aus dem Unterthänigkeits-Verhältnisse entspringenden Lasten, Siebigkeiten und Dienstleistungen jeder Art, so wie alle aus dem grundherrlichen Obereigentumsrechte u. s. w. herrührenden Natural-, Arbeit- und Geldleistungen von nun an aufgehoben seien, stellten nun die Müller ihre Zinsentrichtungen ohne weiters ein. — §. 5 und 15 des nachfolgenden Patentgesetzes vom 4. März 1849 bestimmte dagegen, daß die dießfälligen Leistungen nach der gewöhnlichen Art bis zu der durch die niederzusetzenden Grundentlastungs-Kommissionen zu bewerkstelligenden Ablösung zu erfüllen seien. Darüber drohte u. A. das Reichenberger Oberamt mit Exekution zur Eintreibung rückständiger Mühlzinse. Die Müller erkannten nun wohl, daß, nachdem die politische Atmosphäre sich sehr verändert hatte, nimmehr auf unentgeltliche Erlösung von ihrer Zinslast wenig Hoffnung war; gegen die angedrohte Exekution brachten die Zinsmüller der Herrschaft Reichenberg indessen eine Beschwerde im Kreisamte zu Jungbunzlau ein. Dabei wurde auch wegen der Ertragsverminderung der Zinsmühlen durch Aufhebung des Mühlzwanges, durch Errichtung vieler neuer Mühlen mit geringem Zinse und gänzlich zinsfreien Kunstmühlen um Ausmittelung eines Zinsnachlasses gebeten.

In der Entscheidung vom 21. Mai 1849, Z. 6421 sprach sich das Kreisamt dahin aus, daß die Bestimmung der §. 5 u. 15 des Patentgesetzes vom 4. März 1849 in diesem Falle zur Anwendung kommen müßte, und also die Mühlzinse bis zur demnächst erfolgenden Ablösung wie vorher zu entrichten seien; hinsichtlich der Eintreibung wurde jedoch die frühere Grundobrigkeit auf den Rechtsweg verwiesen, da politische Exekutionsmittel dabei nicht mehr zulässig seien. Hinsichtlich anderer Beschwerde- und Gesuchspunkte sprach das Kreisamt seine Inkompetenz aus, und verwies dieselben an die Grundentlastungs-Kommission, welche bald ins Leben treten werde.

Gegen diese kreisämtliche Entscheidung rekurirten die Mühlbesitzer im Juni 1849 beim Landesgubernium in Prag, und baten nach umständlicher Darlegung des Sachverhalts, das Landes-Gubernium wolle dieselbe dahin abändern, daß die Müller nicht schuldig seien, nach dem 7. September 1848 ihre Siebigkeiten an die früheren Obrigkeiten noch ferner zu entrichten, und daß daher von einer Eintreibung derselben weder im politischen, noch im Rechtswege die Rede sein könne; es wolle ferner dem Kreisamte auftragen, aus Anlaß des vorerst bedingt und nachher unbedingt aufgehobenen Mühlzwanges, wegen Ausmittelung einer Mühlzins-Abminderung bei den vormals herrschaftlichen Mühlen, wie auch wegen Abnahme von derlei Zinsungen von sämmtlichen neuerbauten Mahlmühlen eine Kommission anordnen, und falls kein Vergleich zu Stande komme, ein Provisorium treffen.

Dieser Rekurs ist vom Landesgubernium abschläglich beschieden worden, und als mittlerweile im Jahre 1850 die Grundentlastungs-Kommissionen ihre Funktionen begannen, wurde, so weit die festgestellten Normen es zuließen, zu Gunsten der Berechtigten verfahren. Schier alle Mühlbesitzer, gleichviel ob ihre Mühlen von der Grundobrigkeit oder von Privatleuten erbaut waren, wurden zur Ablösung ihrer Mühlzinse nach Art der Robotablösung angehalten. Wer sich nicht sogleich damit einverstanden erklären wollte, dem wurde die Aussicht gestellt, daß er



von seiner Weigerung nichts als fruchtlose Kosten haben werde. Viele, besonders von den kleinen Gebirgsmüllern, mit deren Mühlen die Grundobrigkeit niemals etwas anderes als die Zinseintreibung zu schaffen hatte, widerstrebten dennoch eine Zeit lang der angebotenen Zinsablösung, konnten aber natürlich anders nicht davon loskommen. <sup>1)</sup>

I.

**Die Stadt- und die Spittelmühle in Reichenberg.**

Die Stadtmühle in Reichenberg wurde nebst einer Brettsäge im Jahre 1559 durch Joachim Ulrich von Rosenfeld erbaut, welcher nach dem Ankaufe der Herrschaften Friedland, Reichenberg und Seidenberg durch Friedrich von Redern im Jahre 1558 von diesem als erster Hauptmann in Reichenberg angestellt worden war. — Diese Mühle ist wahrscheinlich die erste im oberen Reifethale gewesen; auf welche Art die Bewohner vor dieser Zeit ihren Mehlbedarf erzielten, ob sie ihr Getreide an der Pfer oder an der unteren Reife mahlen ließen, oder aber sich größtentheils mit Handmühlen behalfen, ist ungewiß.

Die Stadtmühle war ursprünglich städtisches Eigenthum; denn Rosenfeld hatte sie für die Stadt erbaut, wie er dieselbe auch mit einem Brauhause versah, ihr die Braugerechtigkeit, das Privilegium zweier Jahrmärkte und das Stadtwappen erwirkte, auch Markt und Gassen pflastern ließ und überhaupt dem bis zu seiner Zeit ziemlich dorfsähnlichen Reichenberg erst ein städtisches Ansehen gab. Deshalb wird auch der edle Rosenfeld von den Reichenbergern mit Recht der Vater der Stadt genannt.

Die Mühle wurde wahrscheinlich durch Pachtmüller betrieben, und eines derselben geschieht Erwähnung, als im Jahre 1611 der Blitz in den Thurm der von 1579—1581 neu erbauten Dekanalkirche einschlug, und Kreuz und Knopf beschädigte. Da erbat sich nämlich der Stadtmüller Michael Steyrer vom Rathe die Erlaubniß, den Knopf abzunehmen, und setzte denselben am 8. Juli richtig wieder auf. In seiner Eingabe darüber sagt er: „Weilen dann ich besondere Lust zum Bauwesen, und solche beherung mit Gottes gnediger Hülffe wohl zu verrichten gedenke, Bitte ich ganz dienstlich, die Herren wollen auß Gunsten mich hierzu für Allen Anderen befördern. — Rheienen Klemper dürften die Herren nit gebrauchen, wil Alles treulich verrichten.“ <sup>2)</sup>

Die Stadt verlor das Eigenthumsrecht über ihre Mühle durch ein Ereigniß, welches für dieselbe noch außerdem sehr nachtheilige Folgen hatte, und ihr beinahe ganz zum Verderben gereicht wäre. Einige Frevler aus der lutherisch gesinnten Bürgerschaft erschlugen nämlich am 15. November 1631 den katholischen Pfarrer Andreas Stommäus, wahrscheinlich seines Geldes wegen, dessen sie ihn beraubten. Als nun der damalige Besitzer von Reichenberg, der berühmte Albrecht von Waldstein, Herzog von Friedland, welcher eben mit königlicher Pracht in Gitschin residirte, von dieser Gräueltthat die Kunde vernahm, gerieth er darüber in schrecklichen Zorn. Er glaubte nicht anders, als Rath und Bürgerschaft von Reichenberg hätten sich insgesammt gegen den Katholicismus verschworen, und kommandirte alsogleich drei Kompagnien Kroaten gegen diese

1) An den kleinen Gebirgswässerlein gibt es viele Mühlen, welche wegen Mangel an Wasser oder an Mahlwerk ihren Müller nicht ernähren können, weshalb sich die Eigenthümer zugleich mit dem verwandten Bäckergerwerbe befassen. Die Bäcker sahen jedoch nicht immer ruhig zu, wenn ihnen die Müller solchergestalt „das Brot abschneiden.“ Auf der Herrschaft Morchenstern wurde darüber in den 30er Jahren zwischen den beiderseitigen Gewerbsgenossen ein langer Prozeß geführt. Die Bäcker erwirkten in der That gegen die Müller das Verbot der Weißbäckerei, diese umgingen es jedoch, indem ein jeder Mittel und Wege fand, auf diese oder jene Art bei einer Bäckerzunft einzumuthen.

2) Herrmanns Geschichte von Reichenberg, 1. B. S. 227.



Stadt, mit dem Befehl, dieselbe in allen Ecken in Brand zu stecken und die Einwohner niederzuhauen. Der eiserne Herzog war ganz der Mann, solchen Mordbrennerbefehl in Vollzug zu setzen, wie auch zwei Jahre nachher an der Stadt N i e m e s dieses Schicksal erfüllet wurde, die er in der That am 7. Juni 1633 niederbrennen ließ.

Mit genauer Noth entging Reichenberg dem Schicksale, mit Mann und Maus vom Erdboden vertilgt zu werden, da durch Vermittlung des Kanzlers Stephan Ilgen von Ilgenau der Herzog noch rechtzeitig über den wirklichen Sachverhalt und die Unschuld der Bürger aufgeklärt wurde. Obwohl nun aber der Magistrat die flüchtigen Thäter bis ins Ausland verfolgen ließ, und die dem ermordeten Pfarrer geraubten 2205 fl. aus ihrem Vermögen ersetzte, so wurde dennoch der Stadt die Mühle, der städtische Zoll und 5 freie Lehngüter — die einzigen Quellen ihres Einkommens — entzogen.

So ist die Stadtmühle herrschaftliches Eigenthum geworden, wornach sie ebenfalls wieder durch Pachtmüller betrieben ward. Die Brettsäge ward endlich kassirt, die Mahlgänge aber auf 5 vermehrt. So wurde sie, wie es mit den herrschaftlichen Mühlen gewöhnlich geschah, mit Zins stark belastet dem letzten Pächter verkauft. Dieser Zins betrug an Geld, Getreide, Mehl und anderen Artikeln (vergliehen) täglich einen Dukaten. Dafür wurde von der Obrigkeit streng darauf gehalten, daß kein fremdes Mehl und Brot in die Stadt eingeschwärzt werden konnte. In den herrschaftlichen Dekretenbüchern finden sich öfters wiederholte Strafbestimmungen gegen Mehl-, Brot- und Semmelpascherei aus den umliegenden Dorfschaften nach der Stadt, wie auch im Geschäftsbuche der Reichenberger Mahlmüllerzunft unter den „Pön-Setzungen“ folgender Satz vorkömmt:

„Da neuerdings von Seiten des Stadtmüllers beim hochgräflichen Amte die Beschwerde eingetroffen: daß sich ein und andere Landmeister gelüsten lassen, Mehl nicht nur hockenweise, sondern auch durch Wägen und Schubkarren in die Stadt Reichenberg der hiesigen Mahlmühle zum größten Schaden und Verführung zum Verkaufe einschwärzen, so wird gesamnten Landmeistern diese Einschwärtzung von hochgräfl. Amtswegen unter der ohnauweichlichen und sicheren Confiskation ihres einschwärtzenden Mehles zur Nachhaltung und Wissenschaft mitgegeben.

Den 26. April 1781.“

Im J. 1733 entstand in Reichenberg die Spittelmühle aus einer herrschaftlichen Waldmühle, welche unter dem Meierhofe am Harzdorfer Bache auf Spitalgrunde angelegt war. Mit der Errichtung dieser Mühle hatte es folgende Bewandniß: Der Müller Christian Hübner war in der Köchliizer Obermühle verarmt, er mußte also seine Mühle mit dem Rücken ansehen, und die Herrschaft verkaufte dieselbe an einen anderen Müller. Der Eymüller Hübner konnte aber den Verlust seiner Mühle nicht verschmerzen, trachtete nach dem Besitze einer neuen Mühle, und erwirkte bei der Herrschaft folgendes Dekret:

„Unsern Ambt Reichenberg wird hiemit gnädig aufgetragen, daß selbiges den Christian Hübner, gewesenen Mahlmüller in Köchliiz, Unsere kleine Walkmühl gegen Erlegung 50 Schock baares Geld in die Renthen, weilen wir diese umb benannte Summa Ehrblichen zu kaufen geben haben, dann jährlich darreichenden Zinses, als umb St. Gallh 2 Schock und an St. Georgh 2 Schock, völlig ein Raumen, darbey Kauffer gehalten sein solle, bloß einzig und allein auf einer eingängigen Mühl Grüz und Mehl, ohne einiger darzu gehörender Mahlgäste, nach seinem Belieben mahlen zu dörrffen, und darmit zu handeln, Kann demnach Kauffer auch sein an sich gelöste Mühl bauen und verkauffen, wie es ihme gelust und beliebt.

Schloß Reichenberg den 18. Julj Anno 1733.

Philipp Graf von Gallas.“

(Herrschaftliches Dekretenbuch Lit. A. Nr. 204.)



Der Stadtmüller Joseph Finkle war jedoch über die Errichtung der neuen Mühle unzufrieden, weil ihm sein Einkommen dadurch geschmälert wurde, und führte deswegen Beschwerde bei der Herrschaft. Diese vermittelte einen Vergleich zwischen den beiden Müllern, wonach der Stadtmühle ein Zinsbetrag von jährlich 100 fl. abgenommen und der Spittelmühle aufgelegt wurde.

Einige Jahre nachher kam der Spittelmüller bei der Obrigkeit um Bewilligung zur Einrichtung eines zweiten Mahlganges ein, worüber sich im Herrschaft Reichenberger Dekretbuch (Lit. G. 1758—1779) folgender Bescheid findet:

„Dem Reichenberger Spittelmüller wird so weit erlaubt, den hierinnen gehorsamst anzeigenden Mahlgang annoch zu erbauen. Jedoch wenn der Stadtmüller hierweg nichts Hauptsächliches einzuwenden hat, und wird von Seiten der hohen Obrigkeit vorbehalten, so weiters dießweg den Zins steigern zu können.

Reichenberg den 26. Febr. 1761.

Joh. Wenzel Paul, Inspektor.“

Der Stadtmüller mußte jedoch für dieses mal Mittel gefunden haben, die Vergrößerung der Spittelmühle zu hintertreiben, da dieselbe erst später bewerkstelliget wurde.

Im Jahre 1764 standen die beiden Müller der Stadt zusammen, und baten um obrigkeitlichen Schutz gegen Errichtung eines neuen Mahlganges in der Mühle des Franz Hasler zu Altharzdorf. Der Bescheid lautet:

„Wenn Supplicanten, nemlich der Stadtmüller 80 fl., der Spittelmüller 20 fl., zusammen 100 fl. jährlich in die Renten an Zins mehres zu entrichten sich anheischig machen, somit dieser Mahlgangbau gänzlich unterbleibt.

Prag den 23. Nov. 1764.

Joh. Christ. Graf v. Clam.“

(Dekretbuch Lit. G. Nr. 713.)

Da sich die beiden Müller hierzu nicht verstehen mochten, wurde die Vergrößerung der Harzdorfer Mühle gegen eine Zinssteigerung bewilliget. Im Jahre 1781 protestirte der Müller Anton Möller in Röchlitz gegen Errichtung eines zweiten Mahlganges in der Reichenberger Spittelmühle, wurde jedoch abgewiesen, „da die Population fortwährend zunehme, der Mahlzins aber deswegen nicht gesteigert werde.“ — Auch der in Zinsnöthen lebende Stadtmüller Karl Finkle versuchte wieder die Erweiterung der Spittelmühle zu hindern; jedoch diesmal vergebens. Da erbot er sich sogar einen Mählgang zu kassiren, wenn ihm wieder wie 1755 100 fl. Zins abgenommen und auf die Spittelmühle gelegt würden; aber auch dieser auf Billigkeit beruhender Vorschlag fand kein Gehör. Da auch wiederholte Bittgesuche des Stadtmüllers um Zinsminderung bei der Obrigkeit erfolglos blieben, der hohe Zins aber unter gegebenen Umständen nicht zu erwerben war, kam der geplagte Mann in solche Verlegenheit, daß er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. In der Zeit geschah es nun, daß, wie man erzählt, der Stadtmüller bei Nacht und Nebel seine Mühle verließ, und sie mit allem, was darin stand und lag, der Obrigkeit preisgab. Diese trat hierauf mit dem Bäcker Jantsch in der Stadt in Unterhandlung, welcher die Mühle bezog, aber sich nicht darin festsetzte, sondern dieselbe in kurzer Zeit wieder aufgab. Da, nachdem bei diesen Verhältnissen kein Anderer sein Heil in dieser Mühle versuchen wollte, mußte die Obrigkeit, um sie nicht veröden zu lassen, gern oder ungerne dem alten Müller Finkle doch eine Zinsminderung zugestehen.

Das Stadtmüllergebäude wurde im Jahre 1832 durch den Besitzer Adalbert Finkle ansehnlich vergrößert, die Mahlgänge selbst aber auf 2 reduziert, welche überdieß nur schwach betrieben worden, da der größte Theil der Wasserkraft der aufstrebenden und viel einträglicheren Tuchindustrie zugewendet wurde.



Die Spittelmühle befindet sich im Bereich von Johann Liebig's Fabriks-Etablissement, und ist längst der Anziehungskraft desselben gefolgt. Diese Mühle wäre jetzt kaum im Stande den Brot- und Mehlbedarf für die Fabrik allein zu decken. Wie aber, wenn das Verbot der Mehleinfuhr heute noch fortbestände? Da würden die Stadtleute schmale Bissen bekommen; nicht der zehnte Theil würde Brot genug haben. — Vor 80 Jahren war noch die Einschleppung von Mehl- und Backwaaren aus den nächsten Dorfschaften bei Strafe der Confiskation verpönt, heute Mehl aus Urad und Stettin, aus 100 Meilen weiter Entfernung auf allen Plätzen. — O tempora, o mores.

## II.

### Die Reismühle Nr. 31 in Rosenthal.

Dieses ist die erste Mühle an der Reize abwärts Reichenberg, sie gehört zu den alten Mühlen dieser Gegend, wurde ebenfalls von der Herrschaft angelegt und ursprünglich auf zwei Mahlgänge eingerichtet. Eingewidmete Mahlgäste waren die Einwohner von Rosenthal, Habendorf, Alt- und Neupaulsdorf, Berzdorf und Schwarau. Im Jahre 1725 ward die Mühle vom Grafen Philipp von Gallas an den Mühlpächter Joh. Mich. Pilz um den Preis von 1040 fl. verkauft, und derselben ein jährlicher Zins auferlegt von 234 Mezen Getreide verschiedener Sorten, 60 fl. Schweinmastgeld, 16 Stück jungen Hühnern, 4 Schock Eier, nebst der Verbindlichkeit, einen herrschaftlichen Jagdhund im Futter zu halten. Der Müller Joh. Chr. Herrmann aus Winkendorf, welcher die Reismühle im Jahre 1765 ankaufte, baute noch einen 3. Mahlgang dazu, und bei dieser Gelegenheit wurde der Geldzins von 60 fl. auf 100 fl. erhöht, obgleich einige Jahre vorher die Habendorfer Mahlgäste in Wegfall gekommen waren. Dort hatte nämlich im Jahre 1763 Joh. Scheufler seine an der schwarzen Reize gelegene Walkmühle in eine Mahlmühle umgewandelt, die sogenannte Bleichmühle, welche mit Zins ebenfalls reichlich belastet wurde.

Mußte der Reismüller Herrmann seine verstärkte Bürde nolens volens auf sich behalten, so bemühte sich sein Nachfolger Joseph Gähler energisch um Erleichterung derselben, als der Bleichmüller Joseph Weber im Jahre 1843 einen zweiten Mahlgang und dazu einige Jahre später ein Dampfwerk baute (die erste Dampfmaschine dieser Gegend.) Die Bleichmühle sollte von der Reismühle einen Theil Zins übernehmen, wogegen sich der Eigentümer Weber aus allen Kräften sträubte. Der Prozeß über diese Sache schleppte sich bis ins Jahr 1852, wo endlich durch Intervention der Obrigkeit eine Übereinkunft zu Stande kam, nach welcher der Bleichmüller an den Reismüller einen Pauschalbetrag von 400 fl. in 4 Jahresraten erlegte.

Gähler verstand es, erfolgreich für sein Recht einzustehen, und allemal, wenn in den ursprünglich zu seiner Mühle eingewidmeten Ortschaften eine neue Mühle entstand, mußte er den Grundsatz der Zinsheilung zur Anerkennung zu bringen. So mußte Franz Scholze, welcher im Jahre 1842 in Oberberzdorf eine Mühle baute, die Verbindlichkeit übernehmen, an die Reismühle einen jährlichen Zinsbeitrag von 15 fl. zu entrichten, welcher im Jahre 1854 durch eine Pauschalsumme von 130 fl. abgelöst wurde. Jos. Schöler, welcher im Jahre 1844 die Mühle in Niederberzdorf errichtete, wurde zu einem jährlichen Zinsbeitrage von 40 fl. an die Reismühle verpflichtet, welcher im Wege der Grundentlastung abgelöst worden ist.

Nicht minder mußte der obgenannte Reismüller gegenüber der Obrigkeit sein Recht zu wahren. Als er im Jahre 1839 einen Schleusenbau nebst Mühlengrabenverstärkung vor hatte, wurden ihm von der Obrigkeit die vertragsmäßig bestimmten Baumaterialien verweigert, indem diese vorschützte, ihre Verpflichtung



laute nur auf Material zu Wehr- und Grundbauten, nicht aber zu Schluſſenbauten. Darüber brachte der Müller im Kreisamte zu Jungbunzlau Beschwerde ein, worauf bei einer kreisämtlichen Kommission ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem das angesprochene Baumaterial von der Herrschaft beigeſchaftt wurde, die ſich jedoch für künftige Fälle dagegen verwahren wollte.

Die Reismüller letzter Zeit waren „akurate“ Männer, und haben ihre Zinsleistung an die Herrschaft nebst den quartalweisen Durchschnittspreisen des Getreides durch einen langen Zeitraum sorgfältig aufgeschrieben und in Tabellen zusammengestellt. Der Werth dieser Leistung betrug in den 34 Jahren von 1813 bis 1846 an baarem Gelde 3393 fl., an Getreide (nach den Reichenberger Marktpreise auf Geld berechnet) 43,355 fl. 24 kr., zusammen also 46,748 fl. 24 kr. W. W., in einem Jahre durchschnittlich circa 1375 fl. W. W. Die Getreidepreise des Reichenberger Marktes verhielten sich in den bezeichneten 34 Jahren wie folget: (in W. W.)

	Jahr	Weizen		Korn	
		fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	1817	35	5	27	12
Niedrigster Preis	1825	5	26	3	24
Durchschnittspreis		13	42	10	5

Der Zins der Reismühle wurde durch die Grundentlastungskommission im Jahre 1850 auf jährlich 473 fl. 23 1/2 kr. C. M., die Gegenleistung der Herrschaft auf 56 fl. 30 1/4 kr. taxirt, wonach 416 fl. 53 1/4 kr. zu zwei Drittheilen, als 277 fl. 55 1/2 kr., mit einem Kapitale von 5558 fl. 30 kr. C. M. abgelöst worden sind.

### III.

#### Die Buschmühle.

an der schwarzen Meisse in Rudolphsthal soll hier nur beiläufig wegen zwei kuriosen ämtlichen Bescheiden hinsichtlich derselben angeführt werden. 1) Im Jahre 1768 kam der Rudolphsthaler Müller Jos. Stracke bei der Obrigkeit um die Bewilligung zur Errichtung einer Brettsäge ein, und erhielt darauf folgenden Bescheid:

„Sintemalen ohnehin dergleichen Brettmühlen schon viele bestehen, welche mehr denen obrigkeitlichen Waldungen zum Nachtheil als Nutzen gereichen, als wird Suplicant mit seinem unterthänigsten Gesuch in Gnaden abgewiesen. Schloß Reichenberg den 7. 8ber 1668.“ (Dekretbuch der Herrschaft Reichenberg L. G. Nr. 811.) Auf wiederholtes Ansuchen wurde dem Müller jedoch im folgenden Jahre die Brettmühle gegen Zinsverbindlichkeit bewilligt, mit dem Beisage:

„sollte sie aber den obrigkeitlichen Waldungen zum Schaden sein, muß er sie wieder kassiren.“ — (Wären die Herrschaftsverwaltungen immer bei dieser Ansicht geblieben, dann würden freilich die großen Waldungen nicht so klein gewor-

1) Das Dorf Rudolphsthal wurde im Jahre 1657 zugleich mit Franzendorf angelegt. Beide Dörfer erhielten ihre Namen nach den beiden Grafen Franz Ferd. 3g. und Ant. Pank. Rudolph von Gallas. Das im Walde oberhalb Katharinberg angelegte Rudolphsthal wird jedoch heute noch insgemein „das Buschdorf“ und die dortige Mühle die Buschmühle genannt.



den sein; in dieser Beziehung wäre aber noch klüger gewesen, das Buschdorf gar nicht zu bauen.)

Wie die andern Zinsmüller hatten auch die Buschmüller ihre liebe Noth um Aufbringung des Zinses und kamen bei der Obrigkeit wiederholt um Minderung desselben ein. Auf ein dergleichen demüthiges Gesuch erhielt der Müller Hans Franz Säger folgende Erledigung:

„Damit Bittwerber nicht mehr Ursache haben möchte sich über seinen Mühlzins zu beschweren, Wir demselben vom 1. Januar gegenwärtig laufenden Jahres, doch nur so lang, als es mir gnädig gefallen wird, jährlich Geld 4 fl. 60 kr., Korn 5 Mezen an seinem bisherigen Mühlzins ohne alle Consequenz gnädig erlassen. Sollte derselbe aber so frech sein, mich in sothaner Sache nochmals zu behelligen, so würde ich bemüßiget werden, dieselbe Mühle einem andern ruhigen Unterthan zu verkaufen. Schloß Reichenberg den 24. Juni 1775. Gr. Ph. v. Lam Gallas. (Dekretbuch L. U. 1769—1779.)

## Die alte Lateinschule in Joachimsthal.

Von J. Fl. Vogel.

Nicht bald dürfte wohl eine Stadt eine so schnelle und intensive Entwicklung aufzuweisen haben als Joachimsthal, die Metropole des böhmischen Erzgebirges. Man muß noch heute staunen, wie in einigen wenigen Jahren eine Stadt aus einer Wildniß herausgewachsen, sich das Privilegium als freie Bergstadt mit einem Schöppen- und Berggericht und verschiedenen Freiheiten erwerben und einen hervorragenden Platz in der Kulturgeschichte des nordwestlichen Böhmens einnehmen konnte. Was war der Zauber, der diesen überraschenden Aufbau vollzog? Welche Ursache lag dem zu Grunde, daß Joachimsthal in Kurzem eine Stadt, eine reiche Stadt, und was noch mehr sagen will, eine Stadt wurde, in welcher die Wissenschaften gepflegt wurden, ein reges geistiges Leben herrschte, und alle Segnungen der Kultur, ein ausgesprochenes patriotisches Zusammenwirken der Bürgerschaft und dadurch eine freie Entwicklung des Gemeinde- und Gewerbelebens ermöglicht war? Dies Alles bewirkte der Bergbau mit seinen unterirdischen Schätzen und nächst ihm die ausgiebige und rechtzeitige Hülfe, der materielle und geistige Beistand, welche diesem aufstauenden Bergbau von Seite der Grafen Schlick als Grundherren wiederfuhren, welche Familie in richtiger Erkenntniß der Bedeutung dieser Unternehmung sogleich die geeigneten Schritte that, und die rechten Persönlichkeiten zur Ausführung suchte und fand. Der Bergbau erwies sich bald als sehr gewinnbringend, die reichsten Erze wurden zu Tage gefördert, und der Ruf dieser Reichthümer verbreitete sich rasch in Böhmen und den angrenzenden Ländern, aus welchen Tausende nach Joachimsthal strömten, um ihr Glück zu suchen. Hunderte von Bergwerken oder Zechen wurden eröffnet, Schmelzhütten und Pochwerke entstanden in kurzer Zeit, die Grafen Schlick erbauten zur Ausprägung des gewonnenen Silbers eine Münzstätte, und die Stadt nahm von 1516, als dem eigentlichen Gründungsjahre an, in außerordentlichem Maßstabe an Einwohnern, Häusern und Wohlbestinden zu. Die Grafen Schlick setzten 1517 einen Berghauptmann ein, gaben 1518 eine Bergordnung für Joachimsthal heraus und brachten es dahin, daß Joachimsthal 1519 schon als eine freie Bergstadt mit verschiedenen Privilegien und Freiheiten erklärt wurde, welche Erhebung vom Könige Ludwig ddo. Ofen 1520 konfirmirt worden ist. Es wurde gleich rüstig an der innern Entwicklung des Gemeindelebens gearbeitet, Rathhaus, Spital, Schule, Kirche und Badstuben gebaut, tüchtige Lehrer angeworben, welche die



Schule organisirten, ein Stadtarzt angestellt, und in jedem Zweige des Gemeindegeldes entsprechende Vorsorge getroffen. Da nun 1518 die protestantische Bewegung in dem nachbarlichen Sachsen Fortschritte machte, so konnte es auch nicht fehlen, daß dieselbe ihren Wellenschlag nach Joachimsthal fortpflanzte, und das um so mehr, als Sachsen ein bedeutendes Kontingent an Bergleuten und Bergbauunternehmern für den Bergbau Joachimsthals gestellt hatte, wodurch die neuen Ideen mit herüber getragen wurden. Bis zu dem Jahre 1527 stritten beide Religionsparteien, die katholische und die protestantische, um die Herrschaft, was zu offenen Unruhen führte, bis endlich 1527 die protestantische Religion die herrschende wurde, und durch ein volles Jahrhundert blieb.

Ohne der allgemeinen Geschichte Joachimsthals vorzugreifen, muß nur erwähnt werden, daß die Stadt sehr bald alle Einrichtungen einer geordneten, von Kultur durchdrungenen Gemeinde in sich vereinigte, daß sie durch die Munizipalität der Grundherrschaft bedeutenden Besitz an Grund und Boden, Gerechtigkeiten und Einnahmsquellen erlangte, daß sie von den Königen Böhmens viele werthvolle Freiheiten und Privilegien erhielt, daß sie viele schöne Einrichtungen und Institute gründen konnte, welche alle Anerkennung verdienen. Da einige dieser Anstalten und Errungenschaften ein bleibendes Denkmal dieses schönen Kulturlebens bilden, an denen sich der bessere Sinn erfreuen kann, so seien denn auch diesen zuerst diese Arbeiten gewidmet, welche die Glanzperiode Joachimsthals zu beschreiben den Zweck haben. Wir beginnen mit einer Geschichte der alten Lateinschule in unserer Stadt. <sup>1)</sup>

Das eigentliche Gründungsjahr dieser Schule kann bei den spärlich vorhandenen Nachrichten aus der Anfangsperiode der Stadt von 1516 bis 1538, in welchem letzteren Jahre das Rathhaus und das Bergoberamtsgebäude sammt allen Schriften und Büchern ein Raub der Flammen wurde, nicht mit Sicherheit bestimmt werden; es läßt sich jedoch annehmen, daß im Jahre 1532, als Magister Johann Mathesius, ein Freund und Gesinnungsgenosse Luthers und Melanctons, als Schulmeister nach Joachimsthal berufen wurde, diese Lateinschule schon bestanden hat, da 1533 schon die erste lateinische Komödie agirt, und der Katechismus Lutheri den Schülern in der Schule vorzutragen begonnen wurde. Durch den Eintritt dieses ausgezeichneten Mannes als Rektor, oder wie damals die Bezeichnung war, als „Schulmeister“ scheint die Lateinschule erst den eigentlichen Aufschwung genommen zu haben, da gleich nach seinem Eintreten in dieselbe das Schulgebäude in seinen Räumlichkeiten nicht genügend war, weswegen von „Rathswegen“ die Schule durch den städtischen Bauherrn Johann Hauschild vergrößert wurde. Allein auch diese Erweiterung mußte nicht genügend sein, denn schon 1535 wurde das Haus des Grafen Lorenz Schlick gekauft und zu Schulzwecken in Gebrauch genommen, und Montag nach Laetare 1535 wurde in diese neue Schule eingezogen. Später mußte dieses Gebäude wahrscheinlich durch den sich stark steigenden Besuch der Lateinschule noch durch Anbau eines Hauses vergrößert werden, denn es heißt in der Sarepta „wurde 1540 an diese Schule durch den städtischen Bauherrn Jobst Zimmermann ein Haus angebaut.“ <sup>2)</sup> Weiter kommen keine Nachrichten vor, welche eine Vergrößerung oder Umgestaltung des Schulgebäudes anzeigen würden, und es ist daher mit Sicherheit zu schließen, daß die auf die letzte Art im Jahre 1540 vorgenommene Erweiterung vollkommen entsprechend und genügend war. Im Jahre 1540 wurde besonders für die Lateinschule eine Büchersammlung angelegt, zu welcher der damalige Bürgermeister Stefan Haacker 50 Thaler geschenkt hat. Da über diese in ihrer Art merkwürdige

1) Der Verfasser beabsichtigt in mehreren Aufsätzen das Kulturleben Joachimsthals in den ältern Zeiten zu schildern. Die Red.

2) Sarepta = Chronik.



Bibliothek seiner Zeit ausführlich berichtet werden wird, muß nur bemerkt werden, daß auf vielen Werken derselben die Namen der Spender von der Hand des Mathesius oder der folgenden Pfarrern oder der Rektoren der Schule aufgezeichnet sind, versehen mit verschiedenen Dankesworten in Versen und Prosa. Aus dem Sinn derselben geht hervor, daß diese Werke der Joachimsthaler Schule zum Geschenk gemacht worden sind, woraus über den Bestand und Umfang dieser Lateinschule sehr werthvolle Beweise und Anzeigen sich ergeben. In dem auf dem städtischen Rathhause aufbewahrten Buche „Kirche und Schule zu Joachimsthal von 1565 bis 1616“ sind mehrere Ernennungen oder Vocationen von Schulbediensteten enthalten, wodurch auch die Gegenstände, welche in der Lateinschule gelehrt wurden, und der Gehalt der Lehrer ersichtlich werden. Weiter ist in dem Manuskripte „Auszüge aus den Privilegien und der Geschichte Joachimsthals von 1525 bis 1600,“ mit dem Nr. 229 (Bibliotheks-Nr.) bezeichnet, mancher instructive Beitrag enthalten. Ueber die letzten Episoden dieser Lateinschule findet man in den „Vor-merkung und Nummer 1617 — 1652, Konzeptbuch 1617 — 1637, Kopialbuch 1626 — 1632 und dem Gemeinde-Rathsprotokoll 1617 bis 1652,“ welche alle auf dem städtischen Rathhause aufbewahrt werden, manche erläuternde Notiz. Auch das Gedächtnißbuch von Joachimsthal vom Ursprunge 1515 bis 1835, durch den verstorbenen Herrn Dechant P. A. Böhm zusammengetragen, enthält viele werthvolle Bemerkungen.

Die Lateinschule zu Joachimsthal stand unter der Aufsicht der Gemeindeverwaltung, oder wie damals der Ausdruck gebraucht wurde, des Rathes, und diese Aufsicht wurde speziell ausgeübt durch zwei aus der Mitte des Gemeinderathes oder Ausschusses stets auf die Dauer eines Jahres gewählte Inspektoren, welche bei Rathssitzungen ihre Wahrnehmungen, Beschwerden und Anträge vorbrachten, und über welche dann berathen und beschloffen wurde. Es ist wirklich sehr erfreulich zu sehen, mit welcher Vorsorge und Verständniß, mit welchem Eifer und Takt die Gemeindeverwaltung die Angelegenheiten der Schule behandelte und ihr vorzüglichstes Bestreben dahin richtete, diese Anstalt zu heben. Wie viel Lehrer an der Lateinschule thätig waren, läßt sich von dem Beginne derselben bis zu der Zeit, wo durch den verminderten Bergbaubetrieb die Verhältnisse in der Stadt sich sehr verdüsterten, nicht genau bestimmen; es dürften aber jedenfalls fünf oder noch mehr angestellt gewesen sein, was aus zwei Rathsschlüssen von den Jahren 1578 und 1590 hervorgeht.

Unterm 23. September 1578 <sup>1)</sup> heißt es: „Weil eines Rathes und gemeiner Bergstadt Einkommen von Tag zu Tag geringer werden, sowohl auch die Jugend in der Schule sehr abgenommen, und der Knaben wenig, so hat ein ehrbar sitzender Rath die Sachen als treue Hausväter nach Nothdurft wohl erwogen und einhellig dahin beschloffen, daß die lateinische Schule fortan mit 4 Personen soll bestellt werden, insonderheit, weil dergleichen Bestellung in den benachbarten Städten, die da weit größeres Vermögens sein, auch ziemlich wohl bestellten Schulen dergleichen Anzahl gehalten wird, unzweifelndlich, wenn Rektor und Collegae treulich zusammen sein und Fleiß anwenden werden, es wird die Jugend mit Gottes Hilfe zunehmen und nichts verabsäumen.“ Es scheint jedoch diese beschlossene Reduzirung des Lehrpersonal nicht zur Ausführung gelangt oder wieder verändert worden zu sein, denn unterm 9. August 1590 <sup>2)</sup> heißt es: „Wurde beschloffen, daß die Schule wiederum mit 4 Personen, einem Rektor und 3 Collegis solle bestellt werden. Da David Wiebel izo der älteste Collega (der Rektor Andreas Enderlein war den 7. Juni verschieden) ein gelehrter fleißiger sitzamer Mann zum Rektor bestellt werde, um wöchentliche Besoldung von 1½ fl., die-

<sup>1)</sup> Auszüge aus der Geschichte Joachimsthals Nr. 229 pag. 52. v.

<sup>2)</sup> Ebendaselbst pag. 75. v.



weil eines ehrbaren Rath's Einkommen von Tag zu Tag geringer werden, und er mit seinem Weibe allein ohne Kinder ist, doch daß er auf der Schule wohne und eine Stube heiße, und soll ihm Johann Zimmermann, Herrn Felix Zimmermann, Diaconis Sohn, zu einem Collega neben Jakob Schober und Cantore zugeordnet werden" 2c., dann weiter:

„David Wiebel hat den Dienst um 1½ fl. wöchentliche Besoldung zugesagt. Ihm ist gegen Abbruch von ½ fl. bewilligt auf sein Haus ein Gebräu Bier gegen Reichung des Zeichengeldes zu thun.“

Nach diesen eben zitierten zwei Rath'sbeschlüssen ist anzunehmen, daß die Anzahl der Lehrer bis zu dem Jahre 1578 eine größere war als vier. Der Rektor war der erste Schulbedienstete im Range, nach welchem, wenn die Reihenfolge der Unterschriften als Maßstab betrachtet werden darf, der Cantor, dann nach diesen der Collega und endlich als vierter der zweite Collega oder Baccalarens folgte. Außer den zwei Inspektoren der Schule hatte auch der Pfarrer mit seinen Diaconen ein Mitaufsichtsrecht über die Schule und es durfte kein Rektor ohne Consens des Pfarrers und kein anderer Schulbedienstete ohne Consens des Pfarrers und Rektors ernannt werden, wie das aus dem Rath'sschluß vom 13. Dezember 1547 hervorgeht, „daß der Schulmeister ohne Vorwissen des Pfarrers nicht angenommen werden darf.“ 1) Die Vocationen der Schulbediensteten, welche in dem Buche „Kirche und Schule 1565 — 1616“ enthalten sind, führen ebenfalls die Klausel „mit Consens.“ Später wurde der Pfarrer nicht allein um die Zustimmung zur Wahl der Schulbediensteten begrüßt, sondern das ehrwürdige Ministerium, bestehend aus dem Pfarrer und seinen zwei Diaconen. Die Vocatio des Johann Rebentrost zu einem Schulcollega lautet wörtlich:

„Wier Bürgermeister Richter und Rath der Kaiserlichen Freyen Berk Stadt St. Joachimsthal Entbieten Euch den Erbaren Wolgelarten Johann Rebentrost, artium philosophicarum studioso, igt zu Torgau unsere freundliche Dienst, hiermitt zu wissen machendt, denn: auch ein locus Collegae in Unseren Schulen sich erledigt Derowegen Vnter andern unsere fürnehme sorg, wie diese stelle wiederumb mit einem Bleißigen getreuen und reinen Schulbiener versehen, cathedismus Lutheri aliaque capita pietatis et syncerae confessionis scripta philippi neben den artibus logicis Vnd andern auch der Griechischen und Lateinischen Sprache in einigkeit vnd guten exempel Rectoris et collegarum propagiret vnd uf unsere Kinder vnd nachkommen gebracht werden möchten . . . Weilen aber vor andern jr vns wegen erudition, Gottesfurcht, stillen vnd erbaren wandels auch reiner vnverdächtiger religion, so jr in unseren schulen zum theil unterwiesen worden, gerühmet, vnd wier dahero ein sonderes vertrauen auf euch setzet, das jr hierzu genugsam qualificiret, euch vleißig vnd rühmlich erweisen werdet, So haben wier euren suchen vnd dienstaniethung destomehr vnd eher stadt zu geben beschloßen, Veruffen vnd vociren derowegen euch mit Consens unseres Herrn Pfarrers vnd Schulmeisters hiermit eintrechtlich das jr aus Verleihung göttlicher gnade als ein treuer collega dieser christlichen schulen mitt heilsamer reiner Lehr mit treuen vleißigen lectionen der Künste vnd Sprachen auch gutten exempeln der sitten vnd wandels vorstehen, vnd mit der Jugend bescheidenlich vmbgehen, Sie für falscher Lehre gefährlicher opinione warnen vnd abhalten, neben eueren collegis christliche Zucht friedt vnd einigkeit erhalten helfen sollet vnd wollet wöchentlich vmb 1 fl. euer Besoldung neben gebrechlichen accidentien . . . Vnd weilen ein nottdurft das die jugend desto weniger verseumet das jr euch chiftes möglichen zu solchen dienst einsetlet. So werdet jr eure sachen darnach richten, das es vnverlangt geschehen möge. Zu Vrkundt haben wier vnser der

1) Auszüge a. d. Gesch. Nr. 229. p. 9 v.



Bergstadt kleinen Insiegel wissentlichen fürdrucken lassen. Geschehen in St. Joachimsthal den 24. Juli 1599.“<sup>1)</sup>

Die Vocatio eines Rectors lautet:

„Wier Bürgermeister Richter vnd Rath der kaiserlichen freyen Bergstadt Sant Joachimsthal Entbieten euch dem Erbaren Achtbaren vndt Wolgelarten Herrn Johanni Schreiter Annabergensi humaniorum artium Magistro anizo auf der weitberühten Vniuersität Leipzig vnsern grues vndt willige dienst. Vnd fügen euch hierneben wolmeinend zu wissen, demnach hirig bey vnser der gemeinen Bergstadt bestalltes Schuelen Rectorat vermittelst anderweit notwendiger getroffener veränderung des dienstes, neulich sich erledigt, vnd vnser hochstien sorg eine, wie diese stell wiederumb mit einem vleißigen getreuen vndt reinen Luti moderatore versehen, cathechismus Lutheri aliaque capita pietatis et syncerae confessionis neben den scriptis philippi, artibus logicis vnd andern gueten disciplinis auch griechischer vnd lateinischer Sprach in einigkeit vnd gueten exempel Rectoris et collegarum propagiret vnd auf vnser Rinder vnd Nachfomen gebracht werden möchten, Ihr aber von dem Ehrwürdigen Achtbaren vndt Hochgelarten Herrn Georgio Weinrich S. S. Theologiae D. Professor vndt Superintendenten zur Leipzig vnsern großgünstigen Herrn Förderer vndt gueten freunde, wegen sonderbarer erudition, Gottesfurcht, stillen vndt ehrbaren wandels, vnderdächtiger reiner religion, deren ihr auf hochgedachter Vniuersität Leipzig mehrentheils vnterwiesen, vns meliore modo comendiret vnd gerühmet worden, Wier daher ein vnzweifelhaftes vertrauen in einer Person gesetzt, das ihr zur Vacirenden vnsern Schuelmeister dienst genugsamb qualificiret euch in waltenden officio (beliebts Gott) hinkünftig fleißig treue vndt rühmlich erweisen werdet. So haben wir euch anhero zur vnsern Schulen Rector zur beruffen vndt zue bestellen vns endlich entschlossen, beruffen vndt Vaciren derowegen euch mit Consens des ehrwürdigen Ministry vndt der ganzen Commun allhier, sowohl mit vorwissen des Kaiserlichen Oberamtes hiermit eintrechtlich das ihr aus verleyhung gettlicher gnaden als ein treuer Rector dieser vnser christlichen Schuelen mit heilsamer reiner lehre eruditio lectionis, artium et linguarum utilis exercitiis auch gueten exempel vnstreflicher sitten vndt aufrichtigen wandels, euern Collegis vndt discipulis bescheidenlich vorgehen, dieselbe vor falscher Lehr vndt gefehrlicher opinionem treulich warnen vndt abhalten neben euern Collegis Christliche Zucht fried vnd einigkeit ziegeln erhalten vnd ad posteros heilsamlich bringen helfen solt vndt wollet vndt dieß gegen wochentlichen anderthalb Gulden besoldung sambt freyer wohnung holz vndt gewöhnlichen Accidentien. Seindt vndt bleiben nochmals gewisser Zuversicht ihr euch zur Folge eures vns gethauen handtgelübdes, in ausgesetzter Zeit zwischen hier vndt den herzur nahenden neben jahresfest styli ueteris zur solchen Dienst Personlich einsettel vndt antrettet. Gott geb hierzu sein segen vndt glücklich gedeihen. Vrkündlich mit vnser der gemeinen Bergstadt gewöhnlichen insiegel verschlossen.

Actum 11. Dezembris im tausent sechshundert vndt vierten jahr.“<sup>2)</sup>

Die Vocatio des Valentin Lehmann junior zum Baccalaureus vom 12. Juli 1616 ist im Ganzen ebenso gehalten wie die beiden eben mitgetheilten Vocationen und es ist zum Schluß der Ernennung, noch angemerkt: Valentinus Lehmann junior ist durch Herrn Pastorem in praesentia deren Rathsabgeordneten Herrn Benedict Hentschel des elteren und Laurenty Herold zum Baccalaureum — inuvertirt worden Actum 15. Juli 1616.<sup>3)</sup> Bei der letzten Vocation, welche in dem Vormerkbuche „Kirche und Schule zu Joachimsthal“ enthalten ist, die des Rectors „Jakob Knespelius Elnbogensis, philisophiae et bonarum artium

1) Kirche u. Schule zu Joachimsthal 1565—1616 p. 15. — 2) Kirche und Schule zu Joachimsthal 1565—1616 p. 18—19. — 3) p. 29 desselben Buches.



studiosus, welcher auf den berühmten Universitäten in Teutschland Ihena Gießen und Straßburg mehrentheils unterwiesen worden ist," heißt es zum Schluß: Bei dieser Investitur (des Knespel zum Rektor) ist den Herrn Schulcollegen D. Knespelius, Cantori, Pistori ersten Schulcollegen und Valentin Lehmann jun. 2te Collegen oder Baccalaureus auf Befehl des Rathes durch den Herrn Pfarrer Jakob Schober bekannt gemacht worden, daß der Rath bei Veränderungen oder Wiederbesetzungen von Schuldiensten sich von Niemanden vorgreifen lassen wird und sein altes jus patronatum gehörig handzuhaben entschlossen ist. 1)

Die Lehrgegenstände bei dieser Lateinschule oder Gymnasium, von welchem die Schüler unmittelbar die Universität beziehen konnten, ergeben sich wohl zum Theil aus den eben angeführten Citaten; jedoch der Bibliothek dieser Schule nach zu schließen, dürften auch noch Geschichte und Geografie, das jus civile und canonicum, Mathematik mit Astronomie, Naturwissenschaften und die hebräische Sprache vorgetragen worden sein, weil aus eben genannten Fächern mehrere und bedeutende Werke vorhanden sind, welche viele geschriebene annotationes enthalten, die eine fleißige Benützung voraussetzen.

Die Besoldungen des Rectors und der zwei Schulcollegen von 1½ fl. und 1 fl. wöchentlich wurden aus den Vocationen erschen, und nur der Cantor hatte noch eine eigene Stellung, welche ihn außer der Schule auch wieder zu andern Funktionen bestimmte. So hat ein Rath 1551 beschlossen: „von den Sonntags hoch zeiten soll der Cantor und Organist nichts fordern, in der Woche aber, wenn Cantor und Organist bestellt werden, sollen sie ihre Gebühr nehmen.“ 2) Den 21. April 1558 heißt es: „dem Cantor wird vom Rathe bewilligt zur Collation 4 Thaler ordinare zu geben, wenn er aber die von der Kirche dazu laden würde, soll man ihm nach Gelegenheit eine Steuer thun.“ 3) Den 8. August 1560 beschließt der Rath, „daß ein jeder Bräutigam, der eine Brautmesse bestellt, nach seiner Gelegenheit und nach seinen Gefallen dem Cantor eine Suppen und eine Kanne Wein oder wie viel er will, auch eine Verehrung nach Gelegenheit und Vermögen und doch aufs aller mehigste nicht über ½ Thaler geben solle.“ 4) Den 30. April 1562 ist beschlossen worden, man soll dem Cantor gestatten, für sein Weib und Kind auf der Schule Wohnung zu haben. 5) Vom 26. September 1564 lautet ein Rathschluß: Gregor Kuhn, Cantor soll die Besoldung haben, wie die vorigen und man soll ihm zur Steuer geben zu Herberg und Holz jährlich 12 fl. 6) Ein eigenthümliches Licht wird auf die Zustände dieser Zeit geworfen, wenn man liest, daß der neu anzustellende Cantor sich in der Kleidung gut erhalten solle, damit er den Knaben mit gutem Exempel fůrgen soll. 7)

Wie rücksichtsvoll der Rath gegen die Schulbediensteten war, geht aus verschiedenen Beschlüssen hervor, wodurch petita von ihnen im zustimmenden Sinne erledigt werden. So wurde dem Rektor Jakob Schober statt der bisher üblichen wöchentlichen Besoldung von 1½ fl. durch Rathschluß 2 fl. wöchentlich bewilligt, „weil er viele Kinder hat.“ 8) Die Schulbediensteten wurden häufig zu Diakonen oder unmittelbar zu Pfarrern ernannt und es liegen mehrere derlei Ernennungen in den Amtsbüchern vor.

Matthesius selbst wurde 1532 zum Schulmeister, 1542 zum Predikanten oder Diakon und 1545 zum Pfarrer in Joachimsthal ernannt. 9) So wurde Christof Friedrich aus der Schule 1546 zum Diakon 10), Johann Salater von Embach bei der Kauris den 3. Juli 1550 aus der Schule zum Diakon 11) und

1) Kirche und Schule pag. 30. — 2) Auszüge aus der Gesch. Joachimsthals Nr. 229 pag. 14 v.

3) Auszüge aus den Privilegien und der Geschichte Joachimsthals Nr. 229 pag. 20. v. —

4) pag. 26. — 5) pag. 30. v. — 6) pag. 32. — 7) pag. 65. v. — 8) pag. 97. v. desselben

Buches. — 9) 10) 11) Sarepta Chronik.



Felix Zimmermann, der Schwiegerjohn des Mathesius, 1565 aus der Schule zum Diakon berufen. <sup>1)</sup> Thophil Beck „der vor vielen Jahren Unserer Schulen in Bußrafflichen Leben fleißig vnd friedlich gedient,“ und der zuletzt Pfarrer in Haid war, wurde den 14. August 1578 zum Pfarrer in Joachimsthal ernannt. <sup>2)</sup>

Ebenso wurden befördert:

David Wiebel Rektor den 30. Mai 1595 zum Diakon <sup>3)</sup>, Jakob Schober Rektor den 19. Oktober 1604 zum Diakon und den 11. März 1610 zum Pfarrer <sup>4)</sup>, und <sup>5)</sup>, Erasmus Beck Schulkollega den 22. März 1610 zum Pfarrer in Ubertsham <sup>6)</sup>, Johann Rebentrost Rektor wird 1616 Pfarrer in Böhmen <sup>7)</sup> und Jakob Knespelius Rektor 1618 zum Pfarrer in Dottawies. <sup>8)</sup>

Sehr viele Schulbedienstete wurden aus dem benachbarten Sachsen berufen, da seit Gründung der Stadt ein ununterbrochener Verkehr und ein freundliches Einverständnis mit diesem Lande statt fand. So wurde Mathesius aus Wittenberg, Johann Rebentrost aus Torgau, Johann und Philipp Schreiter aus Annaberg zur Schule berufen und David Heilwagen aus Annaberg als Cantor ernannt zc.

Daß auch Joachimsthaler Bürger und Beamtenkinder an der Lateinschule ihre Bildung schöpften, ist wohl erklärlich, eben so, daß bei Besetzungen von Dienststellen die Betonung „Stadtkind“ oder „hat an der hiesigen Schule seine Studien gemacht“ stets für den Kandidaten ein besonderer Vorzug war. So heißt es 1560 mit besonderer Befriedigung: „dieser Zeit ist die Schul von Stadtkindern bestellt.“ <sup>9)</sup> Bei einer Rathssitzung am 22. Juli 1597 heißt es: „In Mangel eines Stadtkindes, so studiert und sich dazu brauchen ließe, wurde Johann Rebentrost, weil bekannt, er hier studiert, an Johann Zimmermanns statt zum Collega scolae befördert.“ <sup>10)</sup>

Bei dem Ansehen, welches die Stadt Joachimsthal in weiten Kreisen genoß und bei dem fortwährenden Nexus zwischen der Stadt und dem nachbarlichen Sachsen konnte es auch nicht fehlen, daß die Stadt durch Besuche berühmter Persönlichkeiten beehrt wurde. So war Melancton, der Freund und Gesinnungsgenosse Luthers und Mathesius, zweimal in Joachimsthal, den 13. März 1552 und Mittwoch nach Trinitatis 1558. <sup>11)</sup> Mathesius besuchte mit dem Joachimsthaler Gegenschreiber Georg Hochreuter 1559 zum letztenmal Philipp Melancton in Wittenberg. <sup>12)</sup> Auch kam Mathesius mit Luther und Melancton öfter in dem nahen Grenzstädtchen Wiesensthal zu Berathungen zusammen. <sup>13)</sup>

1536 besuchten Doktor Justus Jonas und Dr. Georgius Spalatinus das Thal (wurde gebraucht als Abkürzung für Joachimsthal). <sup>14)</sup> 1537 ist Valerius Cordus im Thal gewesen. <sup>15)</sup> 1549 ist Dr. Jakob Milichius im Thal gewesen. <sup>16)</sup> 1557 besuchte Joachim Camerarius das Thal. <sup>17)</sup> 1558. Mit Melancton kam Dr. Kaspar Penzer ins Thal. <sup>18)</sup> Eben so hat David Krautvogel, Superintendent zu Freiberg, in Joachimsthal sein Asyl aufgesucht von Pfingsten bis Ende des Jahres 1591, wurde jedoch durch Abgesandte wieder abgeholt und in Freiberg wieder eingesetzt. <sup>19)</sup>

Die Schüler der Lateinschule hatten Schulgeld zu zahlen. 1555 wurde bei einer Rathssitzung dieser Gegenstand besprochen und es heißt noch: „Nachdem das Schulgeld von vielen und wohlvermögenden Knaben nicht entrichtet wird, also ist beschloffen worden, dem Schulmeister zu befehlen, ein Register aller Schüler vorzulegen und anzuzeigen, welche Schüler Armuthswegen des Schulgeldes verschont bleiben sollen, um darnach Ordnung zu machen, daß alle Knaben, so viel deren

1) Sarepta-Chronik. — 2) Kirche und Schule pag. 9. v. — 3) pag. 14. v. — 4) pag. 16. — 5) pag. 20. — 6) pag. 26. — 7) pag. 32 desselben Buches. — 8) Gedächtnißbuch des P. Böhm pag. 125. — 9) Sarepta-Chronik. — 10) Auszüge aus den Privilegien Nr. 229, pag. 97. — 11) 12) Sarepta-Chronik. — 13) Schallers Topographie des Elbogner Kreises pag. 101. — 14) 15) 16) 17) 18) Sarepta-Chronik. — 19) Gedächtnißbuch des P. Böhm pag. 107.



sein, die es vermögen, das Schulgeld zahlen. <sup>1)</sup> Die Scholaren (arme Schüler) wurden durch Beiträge von Bürgern unterhalten. Es wurde von dem Pfarrer nach beendigter Predigt verkündigt, daß heute 8 Tage nach althergebrachtem Usus als den heil. Adventsonntag durch die geordneten Viertelmeister bei den hiesigen Bürgern und Mitwohnern für die armen Leute im Spital als wohl für die armen Schüler, welche sich wieder in die Schule einstellen und beständig dabei verharren thun, gesammelt werden wird. 24. November 1630. <sup>2)</sup> Bei der Rathssitzung am 18. Juni 1626 wurde beschloffen, die Bürger aufzufordern, daß diejenigen, welche zur Unterhaltung der Scholaren einen Kreuzer geben, einen Groschen geben sollen. <sup>3)</sup>

Ein eigener Brauch war es, die Schüler in die Schule zu holen. Es heißt in der Sarepta-Chronik 1557: „Dieß Jahr hat Gregori die Schüler in die Schule geholt zum erstenmal.“ Dann heißt es bei der Rathssitzung am 23. März 1559 „Einem ehrbaren Rathe ist nicht zuwider, daß der Schulmeister und seine Collegen neue Schüler nach altem Brauch in die Schule führen lassen sollen.“ <sup>4)</sup> Sonderbar war auch die Einführung, die an der Pest Gestorbenen durch die Schüler zu Grabe begleiten zu lassen. Den 15. August 1568 wurde im Rathe beschloffen „die, so an der Pest gestorben, mit den Schülern zu begleiten und um 3 Uhr Abends zu begraben. Ist Melcher Heidlers Weib zum ersten mit der ganzen Schule begleitet worden.“ <sup>5)</sup> (Vielleicht nur die Singschüler.)

Damit die Stadt die Fortschritte der Schüler in den Wissenschaften kennen und würdigen sollte, wurden außer den Prüfungen auch lateinische, griechische und deutsche Komödien, Tragödien und Singspiele veranstaltet. So wurde schon erwähnt, daß 1533 unter Mathesius als Schulmeister die erste lateinische Komödie agirt wurde. <sup>6)</sup> Den 21. März 1549 hat der Magister Kaspar Eberhard Schulmeister Ajacem Sophoclis, nubes Aristophanis und Timonem griechisch agiren lassen. <sup>7)</sup> 1563 wurden unter dem Schulmeister Paul Rapp, einem Stadtkinde, Euripides, Tragödien griechisch aufgeführt. <sup>8)</sup> 1568 am Sonntag vocem jucunditatis die Historie von Adams Fall in der Kirche in deutscher Sprache agirt. <sup>9)</sup> 1576 fand ein publicus luctus statt ohne nähere Bezeichnung. <sup>10)</sup>

Für den Gesang in deutscher und lateinischer Sprache wurde auch Sorge getragen, denn 1535 wurde der lateinische Choral und Figural in der Kirche wieder eingeführt. <sup>11)</sup> Unter Nikel Haldel dem Organisten 1546 „sind die Gassenhauer aus der Kirche kommen.“ <sup>12)</sup> Im Jahre 1611 wurde zur Erhaltung des alten Brauches, an Sonntagen vor angehendem Amte eine halbe Stunde deutsche Lieder in der Kirche zu singen, acht gewisse Personen aus Berg- und Handwerksleuten durch den Rath beordert. <sup>13)</sup>

Für die Schule wurden auch von Zeit zu Zeit Spenden und Vermächtnisse gemacht, um entweder arme Studierende zu unterstützen oder überhaupt zu Zwecken der Schule in Verwendung zu kommen. Paul Beer, ein sehr reicher Zinggewerke, hat bei seinem im Jahre 1604 erfolgten Tode 200 fl. der Kirche und Schule so wie außerdem 600 fl. auf unablösliche Zinsen dazu vermacht, daß jährlich 5 fl. für die Bibliothek und 25 fl. für Studierende in Joachimsthal verwendet werden sollen. <sup>14)</sup>

Graf Niklas Schlik, welcher in Joachimsthal 1607 verstorben ist, vermachte 100 Thaler für Kirche und Schule und 100 Thaler für das Spital. <sup>15)</sup> Christoph Taubenreuter von Taubenreut, früher kais. Münzmeister in Joachimsthal, ein Stadtkind, hat 1000 Thaler vermacht, daß nämlich 30 Thaler jährlich einem Studierenden zu einem Stipendio gegeben werden, und die andern 30 Thaler

1) Auszüge aus der Gesch. Nr. 229 pag. 17 v. — 2) Copialbuch 1626—1632 pag. 203. — 3) Konzeptbuch 1617 — 1637 den 18. Juni 1626. — 4) Auszüge Nr. 229 pag. 23. — 5) 6) 7) 8) 9) Sarepta-Chr. — 10) Auszüge Nr. 229 ao. 1576. — 11) 12) Sarepta-Chr. — 13) Gedächtnißbuch des P. A. Böhm. pag. 121. — 14) 15) pag. 115 desselben Buches.



dem Spitale verbleiben sollen. 1) — Außer dem P. Johann Mathesius, dessen Bergpredigten oder Sarepta viele Auflagen erlebten, und der eines großen Rufes genoß, wirkten zugleich mit ihm zwei andere berühmte Persönlichkeiten, der Joachimsthaler Stadtarzt Agricola, welcher das Bergbuch „Bermannus“ schrieb, und der Cantor bei der alten Lateinschule in Joachimsthal Nikolaus Hermann, von dem Schlefinger in seiner Geschichte Böhmens pag. 528 sagt:

„In Joachimsthal lebte und wirkte mit dem alten Haßler Nikolaus Hermann, der 1561 gestorben ist, der „fromme Cantor“ genannt, gleich ausgezeichnet durch sein poetisches wie durch sein musikalisches Talent. Seine Lieder gehören zu den klarsten des sechszehnten Jahrhunderts und sind voll reiner kindlicher Innigkeit.“ In der Sarepta-Chronik heißt es 1561: „Nikol Hermann, ein guter Musikus, der viel guten Choral und deutsche Lieder gemacht, den 3. Mai gestorben.“ Wie sehr dieser Cantor in seinen Liedern geachtet wurde, geht aus dem Rathschlusse vom 12. April 1561 hervor: „Nikel Hermanns Gesangbücher werden den Kirchen und Bibliothek zu Ehren um 50 Thaler und 1 Thaler seiner Frau zur Verehrung angekauft.“ 2) Diese Werke befinden sich noch in der Bibliothek, und wird über dieselbe am geeigneten Orte referirt werden.

Die Reihenfolge der Schulmeister bei der Joachimsthaler Schule bis zum Aufhören der Lateinschule war folgende:

- 1515 Benedix Kneufler. 3)
- 1518 Georg Grefel. 4)
- 1519 Magister Christof Hirsch. 5)
- 1520 Magister Johann Roth. 6)
- 1522 Magister Philipp Eberbach, von dem bemerkt wird, daß er in der Schule Mann und Frau predigte. 7)
- 1525 Petrus Plateanus, 8) wahrscheinlicher Anfang der Lateinschule.
- 1532 Magister Johann Mathesius. 9)
- 1540 Kaspar Heidrich. 10)
- 1541 S. Gigas. 11)
- 1542 Stefan Colopedius. 12)
- 1547 Magister Paulus Dalwiger. 13)
- 1549 Magister Kaspar Eberhard. 14)
- 1554 Magister Jonas Lufenberger, Vallensis. 15)
- 1557 Magister Michel Gering. 16)
- 1560 Paul Kapp, Vallensis. 17)
- 1578 Andreas Enderlein, war vorher in Schlaggenwald Schulmeister. 18)
- 1590 David Wiebel. 19)
- 1595 Jakob Schober. 20)
- 1604 Magister Johann Schreiter. 21)
- 1608 Magister Johann Nebentrost. 22)
- 1616 Jakob Knespellus. 23)
- 1618 Elias Pistorius. 24)
- 1627 Dr. Wenzel Hillinger, 25) Ende der Lateinschule.
- 1631 Paul Teubner. 26)

Das Ende dieser Lateinschule fällt in die Periode 1625 bis 1631. Schon 1617 wird bei der Rathssitzung geklagt: „die Schule gehe gar zu Grund, soll, wie Bericht einkommen, der Rektor (Jakob Knespellus) schuld sein. Quaerile: Wie zu helfen? Jetzt werden die verschiedenen Mängel vorgezählt und die schrift-

1) Gedächtnißbuch des P. Böhm pag. 117. v. — 2) bis 17) Sarepta-Chronik. — 18) Gedächtnißbuch des P. Böhm. pag. 100. — 19) Auszüge aus der Geschichte Nr. 229 pag. 75. — 20) bis 24) Kirche und Schule. — 25) Copialbuch 1626—1632 pag. 40. — 26) pag. 225 v. desselben Buches.



liche Aeußerung des darum befragten Pfarrers vorgetragen. Conclufum: Der Rektor foll die Mängel abstellen oder der Rath wird ändern, hiernach er (der Rektor) ſich endlich zu richten.“<sup>1)</sup> Den 12. Dezember 1617 kamen neuerdings Klagen gegen den Rektor vor, in Folge deren die beiden Diakonen außer den beiden ſtädtiſchen Schulinfpektoren und dem Pfarrherrn auch zur Aufficht über die Schule aufgefordert werden.<sup>2)</sup> Am 11. Jänner 1618 wurde die Anzeige gemacht, daß der Schulkollega Valentin Lehmann die Knaben in der Schule ſchlägt, daher die beiden ſtädtiſchen Schulinfpektoren beauftragt werden, den Lehmann für zu fordern und ihn zu verweiſen.<sup>3)</sup> Im März 1618 ſucht der Rektor Kneſpel um ſeinen Abſchied nach, weil er öfter beleidigt worden iſt, welcher Abſchied ihm auch ſogleich gegeben wird.<sup>4)</sup> Sein Nachfolger Elias Viſtorius konnte den allmäligen Verfall der Schule nicht hindern, da der dreißigjährige Krieg auch Joachimsthal tief zerrüttete.<sup>5)</sup> Es wird bei vielen Rathstagen ſehr über den ſchlechten Beſtand der Schule geklagt, Zuſchüſſe zur Unterhaltung derſelben mit jährlichen 20 Thaler votirt; allein es half doch nichts, die erſchütternden Ereigniſſe der damaligen Zeit waren ſtärker als der gute Wille des Joachimsthaler Rathes.<sup>6)</sup>

Da erſchien der Befehl des kommandirenden Generals Fürſten Lichtenſtein vom 13. Auguſt 1624, die proteſtantiſchen Prediger abzuschaffen, was bei der Gemeinde keine Zuſtimmung fand; allein der Paſtor Dr. Georg Schober hat ſelbſt unterm 19. Auguſt 1624 um ſeine Entlaſſung.<sup>7)</sup> Hierauf wurde den Schulbedienteten unterſagt, in der Kirche irgend einer proteſtantiſchen Funktion beizuwohnen oder gar mitzuwirken, was ſie unter dem 12. September 1624 verbürgen mußten.<sup>8)</sup> Am 21. Juli 1625 erſchien der Befehl vom kaiſ. Berghauptmann Chriſtof Gradl von Grüneberg:

1tens. Alle Muſqueten und Hellebarden abzuliefern.

2tens. Die Schüler abzuschaffen, die Schule zu ſperren und die Schlüſſel ihm abzuliefern.<sup>9)</sup> Die Schließung der Schule war wohl keine definitive und dieſelbe ſcheint ſpäter wieder auf Anſuchen des Rathes behoben worden zu ſein, allein lange konnte ſich die Schule nicht halten, wie es die nächſten Jahre beweifen. Der Rektor und der Cantor resignirten, der Organift Johann Knaut wurde durch Befehl des Berghauptmanns entfernt und ihm die Schlüſſel abgenommen,<sup>10)</sup> und Dr. Wenzel Hillinger 12. März 1627 als Rektor aufgenommen, welcher nebenbei auch die Organiftenſtelle verſehen mußte.<sup>11)</sup> Die Rathſitzung vom 11. Juli 1628 läßt keinen Zweifel mehr, daß das Ende der Lateinſchule ſchon ſehr nahe ſei, denn es wird eine Eingabe des Dr. Hillinger verlesen, womit er zuerſt die Organiften-Befoldung begehrt, weil er deſſen Dienſte verſieht, und womit er dann noch um die Bewilligung zur Verſchaffung einiger Bücher das Anſuchen ſtellt. Der Rath erledigt dieſe Eingabe dadurch, daß er dem Dr. Hillinger einen Rekompens für das „Schlagen der Orgel“ bewilligt, jedoch die Bücher anzukaufen nicht zugeſteht, da dieſelben „alchymiſtiſchen Inhalts“ ſind. Bei dieſer Gelegenheit wird beantragt, die Befoldung des Rektors mit 100 Thaleru ganz einzustellen und den Rektorſpoſten aufzuheben, da bloß 4 Alumni auf der Schule ſich aufhalten, auch viele Wochen keine einzige Lektion weder publice noch privatim gehört worden.<sup>12)</sup> Johann Wekerle von Wekenſtein, der 6 Monate in Joachimsthal als Schulkollega und Vokal-Muſikus gedient hat, resignirt und bekommt ein gutes Zeugniß den 9. November 1629.<sup>13)</sup> Einige Scholaren haben ſich noch in Joachimsthal aufgehalten, da 1630 für dieſelben geſammelt wurde, allein in dieſem Jahr war

1) Konzeptbuch 1617—1637 pag. 28. v. — 2) 3) pag. 32 d. Buches. — 4) Vormerkungen und Nummer 1617—1652 den 11. Jänner 1618. — 5) Den 17. März 1618. — 6) 29. März 1618 deſſelben Buches. — 7) 8) Vormerkungen und Nummer 1617—1652 den 14. Jänner 1620 21. Okt. 1622, 23. März 1623. — 9) Den 13. Auguſt 1624. — 10) Konzeptbuch 1617 bis 1637, den 21. Juli 1625. — 11) Den 22. September 1626. — 12) Copialbuch 1626 bis 1632 pag. 40. — 13) Ebendaſelbſt pag. 113 und pag. 161 v.



nach dem Abgang des Dr. Hillinger bloß ein Cantor der Vorsteher der Schule und wird bloß von Knaben gesprochen. <sup>1)</sup>

Weiter findet sich von der Lateinschule keine Erwähnung, und es endigte diese herrliche Institution, wohl eine der älteren in Böhmen, nachdem sie durch 100 Jahre bestanden hatte. Der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecknissen, der Verfall der Bergwerke, die Auswanderungen aus der Stadt der Religion halber und der aus allen diesen Uebeln hervorgegangene finanzielle Ruin der Stadt ließ jede Hoffnung auf Restaurirung der Lateinschule unmöglich erscheinen. Das alte Schulgebäude, von den erlauchten Schlicks erbaut, von der Gemeinde 1535 zur Schule gekauft, war bisher auch als Schule in Verwendung, und es dürfte, Dank der Einsicht der jetzigen Gemeindeverwaltung bald der Zeitpunkt eintreten wo die alten lateinischen und griechischen Classiker wieder ihren Einzug in dieses Gebäude halten werden; denn nach einem jüngsthin gefaßten Beschlusse der Gemeindeverwaltung soll die bestandene Realschule in ein Realgymnasium verwandelt werden, wodurch die Stadt ihrer glorreichen Vergangenheit nur gerecht wird.

## **Zwei Egerländische Edelgeschlechter, die Spervogel und die Junker.**

In hohem Grade erfreulich ist die Wahrnehmung, wie sehr auch im deutschen Nordwesten des heutigen Böhmens, im alten deutschen Reichslande, dem Egerlande, rüstig und eifrig der historische Boden bearbeitet und mancher Schatz uralter Zeit ans Licht gezogen wird. Es war eine lange wüste Zeit vergangen, seit des Egerländers Caspar Brusch immerhin noch heute unentbehrlichen historischen Darstellungen (sein Fichtelgebirg 1542) und Zacharias Theobald's Husitenkrieg (1612) erschienen, fast nur durch Falkenstein, Kiegger, Helfrecht im 18. Jahrhundert unterbrochen. Da endlich brachen zwei verdienstvolle Forscher Grassold 1831 (alte Burg zu Eger) und Brenner 1837 (Waldfassen) neu anregend die Bahn. Alsdann traten Unger 1841 (mit dem Büchlein über Aisch), Grüner 1843 mit den sehr werthvollen „Beiträgen zur Geschichte Egers,“ und Archivar Prökl 1845 mit dem zweibändigen Werke „Eger und das Egerland,“ welches, mit reichem Fleiße geschaffen, eine reichhaltige Fundgrube darbietet, und längst Vergessenes vor Augen führte, ans Tageslicht der Wissenschaft; ihnen schloß sich Adam Wolf 1851 an (Reformation Egers). Besonders reich und werthvoll fallen dann die Sechziger Jahre ins Gewicht. Wir würden Unrecht thun, hier die für die fundamentalen Zustände des Egerlandes wichtigen Hauptberichte der Handels- und Gewerbekammer Egers für 1863 bis 1865 zu übergehen; — für die Geschichte selbst wirkten seit 1862 diese „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ und folgte der letzteren Förderung 1864 das treffliche Werk von Grueber (Kaiserburg zu Eger), dann neben Urbanstädts Aufsätzen im Egerer Anzeiger (1863) die werthvollen Egerer Gymnasialprogramme 1864—1869 von Frind, J. Wolf und Kittel. Wir erwähnen ferner die Kirchengeschichte Frinds seit 1866, zwei schätzbare Schriftchen Kürschners (über Jobst Einsiedel und über das Archiv zu Eger, Wien 1867—1869) nebst seinem Aufsätze (über das Stadtarchiv Egers) in diesen „Mittheilungen“ 1868, und so eben hat wieder der Veteran Prökl eine interessante Monografie (Schloß Seeberg, seine Geschichte, Geschlechter etc., Eger 1870)

<sup>1)</sup> Nicht unerwähnt kann bleiben, daß außer der Lateinschule auch eine Jungfrauen-Schule in Joachimsthal bestanden hat. Denn bei der Rathsitzung am 30. Jänner 1584 wird beschlossen: Frau Agnes, Christof Pragers seligen Spitalmeisters Wittfrau, ist von einem ehrbaren Rathe die Jungfrauen-Schule zu erhalten erlaubt und befohlen und soll ihr das Holz wie andern Vorigen gerecht werden. (Auszüge Nr. 229 pag. 64.)



publicirt, während Kürschner in seinem „Eger und Böhmen 1870“ die Geschichte der staatsrechtlichen Verhältnisse des Egerlandes erschöpfte. Im Gebiete der Kunstgeschichte für Dichtkunst und Baukunst erschienen ferner noch die Kleinern, aber nicht minder werthvollen Schriftchen von A. Wolf (Volkslieder des Egerlandes 1869), von Grادل, der schon „Sitten und Sagen des Egerlandes“ 1866 in den „Mittheilungen“ behandelt hatte, „Lieder und Sprüche der beiden Meister Spervogel, Prag 1869“, die beiden Zunder von Prag, Kirchenbaumeister, Leipzig 1869,“ welchen letztern Gegenstand übrigens schon Grueber in diesen „Mittheilungen“ 1866 besprochen hatte.

Es gehört allerdings eine Vielheit der Forscher und eine Vielseitigkeit der forschenden Kräfte dazu, um die Schätze einer so vielseitigen Vergangenheit zu heben, einer Vergangenheit, die so reichhaltig und dabei so entschieden von der Gegenwart gestaltet ist, daß für einzelne Seiten der ersteren jetzt nur schwer mehr die richtige, wirklich entsprechende Auffassung gelingt. Muß ja naturgemäß immer wieder die Gegenwart leise unmerklich und ungeahnt die Anschauung der modernen Zeit auch dem forschenden Sinne einflößen. So sind denn viele Bauleute erforderlich, um den alten Bau der Vergangenheit vor unsern Augen wieder aufzurichten, wie er in seiner reichen altdeutschen Architektur einst dagestanden hatte; und so ist es um so erfreulicher, daß sich wirklich so viele Bauleute für die Vergangenheit unseres in seiner ganzen Entwicklung hoch interessanten Egerlandes zusammenfinden und wirken und leisten, ein Jeder für seinen Theil. Wir wollen hier Gleiches versuchen und zu dem Inhalte der beiden jüngsten letztgenannten Schriften, welche schon in der „lit. Beilage“ 1870 p. 11 und 18 eine Besprechung gefunden haben, zur weiteren Klarstellung noch einen Beitrag liefern.

H. Grادل fügt der Textausgabe seiner Spervogel<sup>1)</sup> eine Uebersetzung bei, der wir nur etwas weniger Freiheit und engeren Anschluß ans Original gewünscht hätten, obgleich wir nicht verkennen, wie schwer schon das Geleistete zu erreichen war; außerdem ist eine Abhandlung vorausgeschickt, zu deren Inhalt wir Näheres beitragen wollen. Dieselbe setzt den alten Spervogel, übereinstimmend mit Hofmann, Koberstein, Buchner, Bilmar, Kurz ins 12. Jahrhundert, und zwar in dessen Mitte, etwa 1140, den jüngeren Spervogel (jedoch mit Pfeiffer unter nur allenfallsiger Belassung dieses üblich gewordenen, aber rückfichtlich ihrer Berechtigung ganz zweifelhaften Benennung) bald darauf in die Jahre 1150—60; den hiebei neuerdings aus verschiedenen Gesichtspunkten geführten Beweis rückfichtlich des Zeitalters müssen wir als wohl gelungen anerkennen, und diesen Punkt damit wohl für abgeschlossen erachten. Die Abhandlung untersucht ferner die Heimath und die Standesverhältnisse des Dichters, oder, wenn der zweite mit Recht seine Benennung führt, beider Dichter. Sie findet sie angehörig dem Egerlande, dort zugehörig dem alten Geschlechte der Spervogel oder Forster, weist daselbe in Eger als traditionell bis 1292, urkundlich bis 1340 aufwärts beglaubigt nach, findet sie aber der Abstammung nach wie dieses Geschlecht als „nicht adelig“ bürgerlich aber patrizisch, und bespricht drei Wappen dieses Geschlechts. In diesen Beziehungen wollen wir einige Ergänzungen anbringen.

Was die Egerländische Heimat anlangt, so ist die in der erwähnten Besprechung der Gradl'schen Schrift Seitens des Herrn Referenten der „Mittheilungen“ (p. 11.) vermißte Urkundlichkeit des Beweises allerdings nicht erbracht, und wenigstens aus Eger her unmöglich zu bringen, da aus der Zeit Egers größtem Brande 1270 Alles vernichtet ist. Indessen scheint diese Heimat, für welche selbst dialektische Eigenthümlichkeiten zeugen, wie Herr Referent anerkennt, doch in der That nicht wohl zweifelhaft, und wir möchten an Jakob Grimm's und Niebuhr's

1) Wir wünschten, der Herr Verfasser hätte auch die in der Germania erschienene Kritik der „Spervogel“ in seiner Darstellung mit berücksichtigt. A. n. d. Red.



Aussprüche erinnern, daß „auch über greifbare Beweismittel und äußere Bewahrung hinaus die Wahrheit erschlossen“ werden könne, und daß „auch innere Consequenz Beweis“ sei. Es steht fest, daß unter dem eigenthümlichen, für den alten Sänger unzweifelhaften Namen Spervogel kein zweites Geschlecht irgendwo in Deutschland kundbar ist; nirgend anderswo hat jemals von diesem Namen etwas verlautet, als nur allein im Egerlande. Allerdings ist es unrichtig (Gradl p. 16), dabei ein unzweifelhafter Druckfehler, wenn sich in Pröckls oben erwähntem Werke der Name Sperrvogel geschrieben findet, und ist es richtig, daß er urkundlich Spervogel heißt. Wir können zunächst aber die Spervogel in ihrer egerländischen Heimat urkundlich nicht bloß bis 1340, sondern sogar noch über die traditionelle Jahreszahl der Chroniken 1292 (p. 2) hinaus nachweisen. Nach Urkunden des Egerländischen Klosters Waldsassen hat unter dem dasigen Abte Theodorich 1288 Heinrich Spervogel, Bürger zu Eger, das ewige Licht im Klosterfriedhofe wieder erneuert. Sodann ist die von Gradl (p. 16) angefochtene Stylisirung Pröckls „die Spervogel namentlich die Forster“ völlig richtig, und beruht auf ganz genauer historischer Ergründung; im Gegensatz ist vielmehr Gradls Annahme (p. 3) „Spervogel sei ein Namen von engerem Umfange als Forster, und weiche letzterem gänzlich, so daß dieser als Geschlechtsnamen gefaßt werde,“ irthümlich, und auch die dort herangezogenen unbehilflichen Erklärungsversuche Simroks und Haupt's müssen als unzutreffend fortfallen. In Wahrheit hieß das ganze Geschlecht Spervogel und führte ein diesem deutungs-fähigen Namen entsprechendes „redendes Wappen.“ Es kommt mit diesem Namen schon 1288 vor und existirte unter diesem selben Namen Spervogel noch 1562 in Eger laut damaliger gleichzeitiger Bedeutung in Engelhards Chronik; nur ein Zweig des Geschlechts nahm unter besonderen Verhältnissen die spätere Benennung Forster an, und führte sie nachweislich erst im 14. und 15. Jahrhundert; er trat in der politischen Geschichte Egerlands besonders hervor, während gleichzeitig der eigentliche Stamm mit dem ursprünglichen Namen fortbestand, und im ruhigeren Walten weniger hervortritt. (Z. B. der „erbar Man“ Chunrat der Spervogel 1442 vestigt als Zeuge einer Urkunde des von Schonberg und von Uttenhoven mit seinem Innsiegel.)— Irthümlich ferner ist die Annahme (Gradl p. 2 und 3), daß der Chunradus der Vorstaer, welcher 1210 eine Erklärung des Regensburger Bischofs über die Pfarrei Neuenhausen (in Ried. Dip. Ratisb.) bezeugt, mit unsern egerischen Forsten und deren Burg Neuhaus (vergl. Helfrecht p. 72, 77) zusammengehörig sei. Es handelt sich in jenem Falle vielmehr um eine ganz andere Familie längst ausgestorbener Baierscher Ritterschaft, nämlich um die Vorster von Wildenforst auf Neuenhaus bei den Püzen (über welche von Hundts bekanntes heraldisches Werk nähere Auskunft gibt). Die Egerischen Spervogel mit ihrem späteren Zweige Forster sind ein ganz anderes eigenes Geschlecht. Richtig bemerkt Gradl (p. 7), daß der alte Sänger Spervogel von 1140 als Vater mehrerer Söhne erscheint. Der spätere besondere und bezeichnende Zweigname Forstarius — Forster ist offenbar von den großen Selber Forsten empfangen, in deren Besitz wir sie schon 1340 finden, wie Gradl (p. 2) richtig citirt; damals empfangen die zwei Brüder Conrad und Nicolaus cives Egrenses vom König Johann auch das Pfarrpatronat über die Kirche zu Selb zu Lehen, wonächst sie 1341 auf ihre freien Erbgüter und namentlich silvamdictam Forst, an Schloß Edbrechtstein gränzend, einschließlich des Kurnbergs mit allem Zubehör freiwillig zu König Johanns Händen resignirten und von ihm zu erblichen Lehen 100 Laneos Forst wieder erhalten. Von „Forstpächter“ (p. 5, 16) ist also unmöglich zu sprechen. Die Brüder führen beide Namen Spervogel und auch Forster. 1342 standen beide Brüder mit Albert von Schönberg in Fehde, worin der König Schiedsrichter ist; 1357 erhielten Michael, genannt Forster von Selb und Niklas Forster, Brüder, und ihr Vetter



Niklas Forster von Plauen vom Kaiser Carl IV. ihre Forst „die Wunne“ und alle ihre elterlich ererbten freien Eigengüter“ in Selb als „Reichslehen“ verliehen; 1358 bekunden Niklas und Michael Forster von Selb als „erbar Man“ mit den Sparnet, Kinsperg, Neyberg als Urkundzeugen; 1360 sitzen Erhart Forster und Niklas von Selb auf Schloß Neuhaus; 1363 bekunden die Brüder Michael und Niklas Forster, daß „weder sie noch der Spervogel“ mehr Ansprüche hätten auf Hagenbach, Brunn, Heidelberg, Spielberg, Stein und auf den zum Schloß Epprechtstein gehörigen Walde „am Kurenberg“; 1370 wird den Forstern ihr kaiserliches Reichslehen zu Selb bestätigt; 1381 stiftete Erhart Forster, Bürger zu Eger, für die Niklaskirche zu Eger einige Höfe zu 2 Frühmessen; 1389 (Bürglitz 11. Jänner) gab König Wenzel den Vettern Erhart und Niklas Forster das Schloß Neuhaus „auf dem Forste“ nebst Zubehör erblich zu rechtem Erblehen vorbehaltlich jederzeitigen Deffnungsrechts; 1387 gelobte auch Niklas Forster seine Feste Brennstein dem Könige und der Stadt Eger jederzeit offen zu halten.

Als dem Könige Wenzel gegenüber der Gegenkaiser Ruprecht gewählt worden, verblieben die Forster wie das ganze Egerland dem K. Wenzel treu, und verwirkten dadurch dem zur Geltung gelangten K. Ruprecht gegenüber ihre Reichslehen. Daher belehnte Ruprecht 1403 den ihm beigetretenen Burggrafen Johann III. von Nürnberg mit den bisher von Erhard Forster vom Reiche getragenen Lehen über Schloß Neuhaus und Selb, Markt, Forst und Wildbann, was Alles auch die Forster selbst 1406 dem Burggrafen gegen Entgelt abtraten, dabei aber als Lehensleute das Grund- und Nutzungseigenthum dieser Herrschaft und des Forstes behielten, und noch 1408 einige Güter zu Selb an die Dominikanerkirche zu Eger zur Frühmesse gaben. Der Kaiserzwiespalt führte dahin, daß die Forster 1406 zu Ruprecht und dem Nürnberger Burggrafen übertraten und von Wenzel abfielen und diesen, wie die Stadt Eger befehdeten, wobei sie die Unterstützung der Frankengrüner auf Wildstein und Nabburg 1407 fanden. Ein Schiedsspruch 1410 bestimmte, daß die Forster dem K. Wenzel als rechtem Erbherrn mit Feste Neuhaus als „Mannen des Königs“ gewärtig, und sich keinem andern Fürsten „vermannen“ sollten, auch den K. Wenzel, die Krone Böhmens und deren Leute und Güter nicht mehr schädigen. Auch erscheint 1410, wie schon 1404 Hanns Forster im Besitz des I. Burggrafenthums Eger. Dennoch wurden 1412 Wenzels Machtboten auf der Rückkehr von den Kurfürsten durch die Forster (Erhart und die 4 Brüder Niklas jun., Caspar, Wilhelm und Heinrich, seine Vettern) niedergeworfen und gefangen, was zu der in Egers Geschichte bekannten, sehr verhängnißvollen Erstürmung der Feste Neuhaus durch die Egerer und zu den ferneren Verwicklungen führte. Noch 1413 erscheinen Erhart und Niklas Forster als landadelige Besitzer des Egerer Landgerichts; 1420 wurden die Forster auch vom Nürnberger Burggrafen ihrer Lehen verlustig erklärt; sie scheinen später in Baireuth zu existiren und verschwinden fürs Egerland. — In Eger existirten gleichzeitig die Spervogel fort (1442 vestigt der „erbar Mann“ Chunrat der Spervogel nebst den edlen Walter und Cunrad von Haslach eine Urkunde des Albert von Schönberg und Hans von Utenhoven mit seinem Siegel) und sind auch noch später, mindestens noch 1562 nachweislich.

Frühzeitig sehen wir also die Spervogel bez. Forster schloßgesehen, sehen sie noch vor Carls IV. (seit 1346) Zeit, also noch bevor an Standeserhöhungen durch Verleihung von Diplomadel zu denken war, und da nur wirklicher Geburts- und Geschlechtsadel existirte, im Eigenbesitze von Burgschlössern, großen Forsten und Wildbann. Alles dies ist ihr freies erbliches Eigenthum, mit dem sie dann als Vasallen in Lehensverband zum Könige von Böhmen treten, indem sie es zum feudum oblatum machen; sie besitzen Pfarrpatronate, führen ritterliche Fehden mit andern schloßgesehenen Edlen des Egerbezirkes und mit der Reichsstadt Eger selbst; sie sind siegelnde Urkundenzeugen als „erbar Mannen“, als Genossen



mächtiger uralter berühmter Rittergeschlechter (Sparnek, Kinsperg, Neyberg), führen Wappen und empfangen vom Kaiser unmittelbare Reichslehen. — Alles dies sind ganz untrügliche Zeichen, daß es sich um ein Adelsgeschlecht handelt, und zwar selbstverständlich ein in allen seinen Zweigen adeliges, da der ursprüngliche Geschlechtsadel ein Geblütsrecht ist, welches jedem einzelnen Mitgliede des Geschlechts (gleichviel ob dieses einzeln selbst grundgessen oder lose, reich oder arm ist) durch Geburt in gleichem Maße zusteht.

Es ist daher eine offenbar irrthümliche Annahme der Abhandlung (p. 6 und 7), die Spervogel seien „nicht adelige Familie,“ „bürgerlicher Herkunft,“ aber patricisch. — „Patricisch“ ist überhaupt ein erst in der Renaissance und Zopfzeit entstandenes Wort; es bezeichnet diejenigen aus der unteren, nicht-edlen Stadtbewölkerung später aufsteigenden Personen und Familien, welche sich in der Bewegung der Zeit allmählig Aufnahme in den Senat der alten ursprünglichen edlen Rathsgeschlechter (als zutretende patres conscripti) verschafften, ohne natürlich dadurch an und für sich und durch sich selbst adelig zu werden (wenn sie sich dann auch später oftmals Diplom-Adel vom Landesherrn beilegen ließen). Den „Patriciern“ standen die „alten Geschlechter“ gegenüber. Von solchem zuwachsenden Aufsteigen war aber zur Zeit des alten Spervogel 1140 noch lange keine Rede! — „Bürgerliche Herkunft“ in unserm modernen Sinne, als Gegensatz zu adeliger Abstammung, ist ebenso eine ganz moderne Bezeichnung, deren Übertragung auf die Zeit jenes früheren Mittelalters durchaus zu vermeiden ist, und zu ganz unrichtigen modernen Anschauungen verführt. Bürgerliche Abstammung im alten Sinne aber ist mit edler oder freier Abstammung identisch; in jenem früheren Mittelalter Deutschlands hießen „Bürger“ (1288 Henricus Spervogel civis Egrensis) und die edlen, freien, und daher (wie zahlreiche Kaiserbriefe bezeugen) als reichslehen-fähig anerkannte Geschlechter, deren Gesammtheit die Regierungsgewalt der Stadt besaß, und allein in sich concentrirte, als eine herrschende Societät (Rechts- oder Bürger-Communen) über der unberechtigten niederen Stadtbewohnerschaft. Als diese letzteren im späteren Zeitverlaufe allmählig ganz gleiche Kämpfe gegen die regierenden Geschlechter in den deutschen Städten führten, wie einst in Rom die Plebejer wider die Römischen Patrizier, und mit gleichem Glücke Dank den Zunftbewegungen), da wurden sie allmählig „Mitbürger“ und „Bürger“, so zwar, daß aus den ursprünglich ganz dicht voller Adel sitzenden Städten der Adel allmählig sich so gut wie ganz herauszog, — hier früher, dort später (in Nürnberg und Eger z. B. sehr spät) — und Stadt und „Bürgerthum“ ganz der frisch emporkommenden neuen Bürgerschaft überließ. — Diese alten Verhältnisse sind dann von der modernen Zeit ganz vergessen worden, und erst neuern Geschlechtsforschungen und staatsrechtlichen Erörterungen ist es zu danken, daß ein richtiges Bild vergangener Zustände der deutschen Städte wieder gewonnen ist. Neben anderen großen Werken von Hüllmann (Städtewesen und Geschichte der Stände, Eichhorn (deutsche Staats- und Rechtsgeschichte 1844), Barthold (Geschichte des Städtewesens 1850), Arnold (Verfassungsgeschichte deut. Freistädte 1854) und vielen Monographien einzelner wichtiger Städte verweisen wir auf die interessante und alle einschlagenden Verhältnisse übersichtlich und sorgfältig darstellende Schrift von „Noth von Schreckenstein“: Patriziat der deutschen Städte, Beitrag zur Geschichte deutscher Städte und Adels 1856. — Man muß sich dabei übrigens in dem Auffassen und Erkennen der alten Geschlechter nicht vom etwaigen Fehlen des Wörtchens von vor den Namen irren lassen, welches erst in neuerer Zeit zur Bedeutung als Adelsbezeichnung gelangt ist, die ihm an sich gar nicht zusteht. Adel beruhte nicht auf diesem Wörtchen, sondern lag in dem Geburtsstande selbst, der sich nach verschiedenen Richtungen hin in wesentlichen Berechtigungen kund gab.



Das Wörtchen von fand sich nur allein vor solchen Namensbildungen, welche vom Güterbesitze entnommen waren, fehlte naturgemäß nothwendig bei allen den zahlreichen Namen, die sich in anderer Weise (aus Eigenschaftswörtern, nach Sinnbildern zc. zc.) bei edlen Geschlechtern gebildet hatten; es fehlte daher nothwendig auch bei dem Spervogel und dem Forster, vor welchen Namen es damals geradezu widersinnig gewesen wäre, und deshalb nicht als ein Wesentliches vermist werden darf, weil heute eine moderne Mode solche Gedankenlosigkeit nicht beanständen oder sogar fordern würde!

Oben war schon erwähnt, daß Namen und Wappen der Spervogel in wechselseitiger inniger Beziehung stehen, wie das oft bei alten Geschlechtern der Fall war. Wir kennen das Wappen der Spervogel schon von 1292 her aus dem Dominikanerkloster zu Eger. Damals konnte, wie staatsrechtlich und heraldisch feststeht, kein Unedler ein Wappen führen. Beiläufig bemerken wir, daß übrigens damals alle Wappen noch ohne die heutige Edelmannskrone geführt wurden, die erst weit später aus Frankreich Eingang fand. Diese Wappenführung überhaupt ist daher ein ebenso unzweifelhaftes Zeichen edler Geschlechterthums, und wir wiederholen, daß es damals nur Geburts- oder Geschlechts-Adel gab, und Erhebungen in den Adelsstand noch nicht erfunden waren. — Dies alte Wappen der Spervogel ist in Roth ein weißer Vogel mit zum Fluge bereiten Fittigen, auf einem Speere stehend, den er in den Krallen schräge mit der Spitze aufwärts hält, — ein echtes uraltes Wappenbild, dessen Begriff an die uralte edle Jagdübung in den Forsten erinnert. In spätern Urkunden ist nur der Vogelkopf und Hals in den Siegeln sichtbar; auch bei andern Familien kommt es bekanntlich öfter vor, daß statt des ganzen Wappens auch nur dessen Obertheil geführt wurde (oft zur Unterscheidung eines andern Geschlechtszweiges) oder Embleme ganz gewechselt wurden. — Dabei ist es denn ein Irrthum, wenn (Gradl p. 5) angenommen wurde, ein 3tes Wappen sei das Bild der Pariser Handschrift (der Sänger steht mit dem Speere, an welchem viele Vögel stecken, in der Hand vor einem Manne und einer Frau, von denen er etwa so bewirtheet wird). Jeder Kenner der Heraldik wird sofort sagen, und Jeder, der in einem Wappenbuche alte Wappen nachschlägt, wird erkennen, daß so kein Wappen aussieht! Es ist einfach eine Illustration der Handschrift durch eine Vignette, die an den Namen des Sängers begrifflich anknüpft. Eine wunderliche Idee v. d. Hagen's ist es aber (p. 5) als Deutung des Bildes anzunehmen, daß der Sänger von dem vor ihm stehenden Manne und Frau „etwa so bewirtheet wird“; in dieser bildlichen Darstellung ist unmöglich eine Bewirtheung anzunehmen (p. 7), sie stellt unzweifelhaft Zuhörerpublikum vor, repräsentirt durch Mann und Frau, vor denen der Sangesmeister (er selbst kenntlich gemacht in seinem Namen durch Andeutung des Letztern mittelst Speeres und Vögeln in der Hand) sich produziert.

Hiermit soll aber nicht bestritten werden, daß, wenn auch in diesem Bilde nicht ausgedrückt, doch ganz zweifellos der Anspruch auf Gastlichkeit bei einem fahrenden Sangesmeister besteht, — wie letzteres Spervogel sicherlich war; ihm standen die Glücksgüter wohl damals nicht zu, in denen sein Geschlecht später kundbar wird, und die vielleicht auch damals bei andern Geschlechtsvettern vorhanden waren. Hat es doch eben so gut in alten Zeiten stets Armuth auch in edlen Geschlechtern gegeben wie in der Gegenwart. Aber weder aus der Armuth noch aus dem „Fahren“ darf die schon oben widerlegte „nicht adelige, bürgerliche Herkunft“ gefolgert werden. Und eben so wenig aus der alten Bezeichnung „Meister“ (p. 6, 16), in welche man nicht den modernen Begriff des Handwerksmeisterthums hineintragen muß. Meister des Sanges waren damals, und zwar in stets wachsenden Maße, und namentlich seit die Hohenstaufen 1138 den



Kaiserthron Deutschlands eingenommen hatten, sehr viele und bald sogar unzählige Glieder des Adels, die sehr häufig neben dem edlen Waffenwerk, zu dem sie geboren, und dem edlen Weidwerke, auch aus der edlen „Sangeskunst“ einen Beruf machten, und mit Passion als Spruch-, Lied- und Minnesänger umherzogen. (Vergleiche Koberstein deut. Literatur 2c. 2c. 52, 57, 77.) Nur als die Hohenstaufen niederfielen in der 2ten Hälfte des 13. Jahrhunderts und das Kaiser-Interregnum naheete, verfiel ja erst dieser nationale Schwung in Deutschland und sank die Poesie auf die Meistersänger herab, indem sie handwerksmäßig wurde. Anderes war aber der „Meister“ (78. Anmerkung c.) zu den alten Zeiten der Spervogel und seiner Zeitgenossen, des Ritters von Rünenberg und Ditmars von Nist (1140) der ihnen bald nachfolgenden Heinrich von Veldecke (1180), Ulrich von Zegighofen, Ulrich von Hausen, Eilhart von Oberg (1190), Hartmann von der Aue, Wirt von Grafenberg, Wolfram von Eschenbach und anderer Berufsdichter aus edlem Stande vor und um 1200. Wir schweigen von den zahllosen späteren edlen Dichtern und ihren „Fahrten“ und erinnern nur an Ulrich's von Richtenstein (des Stammherrn der jetzigen Fürsten) Dichterfahrten und Beanspruchungen gastlicher Aufnahme und Bewirthung, aus deren Willen kein Zweifel an seiner edlen Herkunft berechtigt war. Als Resultat ergibt sich daher schwer bezweifelbar: die Stellung des alten Spervogel vor 1150, seine Herstammung aus dem Egerlande (welche Ueberzeugung übrigens auch in Schöpfers Geschichte Böhmens p. 175 Ausdruck gefunden hat, wo nur noch eine Aenderung der Zeitstellung erforderlich wird).

Ein Gleiches wird das Egerland mit den beiden Autoritäten kirchlicher Baukunde und Baukunst und Schöpfern des berühmten Straßburger Münsterthurms, den beiden Brüdern Johann und Wenzel Funcker von Prag thun, über welche in sehr willkommener und tief eingehender Weise das zweite obige Schriftchen von Seeberg sich verbreitet und sie dem bekannten Egerländer Edelgeschlechte zugesellt. Die Abhandlung, welche bei großer Reichhaltigkeit nach verschiedenen Richtungen hin vielfältiges Materiale darbietet, erheischt schon deshalb ein genaues Studium. Wir wünschen sie sowohl übersichtlicher als in leichterer Form geschrieben, und müssen gestehen, daß wir uns mit der vorhandenen Fassung weniger als mit dem Inhalte befreundet haben. Das Schriftchen hat ebenso wie das obige von Gradl auch bereits in der liter. Beilage pag. 18 eine ausführliche, materiell erörternde Besprechung erhalten, aber auch diese letztere selbst wieder läßt sowohl mit Rücksicht auf einige oben bereits bezüglich der Spervogel angedeuteten Beziehungen, als auch nach einzelnen anderen Richtungen hin manche Ergänzungen zu.

Vorweg müssen wir in kunsthistorischer Beziehung es als unzweifelhaften Irrthum erkennen, wenn im Referate p. 19 die Seeberg'sche Schrift dahin berichtigt werden soll, daß in der Straßburger Münsterfronte bei der Mittelpartie über der Rosette „der Mangel an Harmonie nicht den Baumeistern, sondern der erwähnten Brüdern zuzuschreiben, welche gerade im Mittelpunkte, wo das Feuer am intensivsten wirkte, die größten Verheerungen bewirkte; hiedurch wurde die Zwischengliederung zerstört und nicht wieder planmäßig (warum denn nicht?) hergestellt.“ Es ist vielmal ein unzweifelhaftes Ergebnis aller Münsterschriften und des Urtheils aller bisher zu spezieller Beurtheilung gelangten Baukundigen, daß der gedachte mittlere Zwischenbau ursprünglich überhaupt nicht beabsichtigt, demnächst aber als dieses geschah, niemals in anderer Gestaltung, als er sie wirklich zeigt, projektirt worden ist, daß er durch Feuer niemals erheblich gelitten hat, erst nach dem großen Brande von 1384 projektirt und begonnen worden und ganz in seiner vom Hause aus projektirten unharmonischen Gestalt auf uns gekommen ist. Schon deshalb ist auch der Gedanke unstatthaft, dem Verfertiger dieses so wenig glücklichen schweren Zwischenbaues (dem Erisingischen Ulrich)



und dem Lohrschen Willas) den genialen Entwurf des kunstvollen Münsterthurms von ganz anderer Charakteristik und die Ausführung des Thurmauffages unten über der Plattform zuzuschreiben. Hiefür findet sich auch sonst nicht der geringste Anlaß und keinerlei Andeutung und daher ist solcher Gedanke bisher nie aufgestellt. Man hatte nur früher auch diesen Thurmplän eben noch dem alten Erwin zugeschrieben, was aber in neuerer Zeit völlig beseitigt ist, ebenso wie es feststeht, daß der späte Hütk schon nicht mehr den Thurmplän geschaffen hat, sondern denselben und seine wirkliche Ausführung (bis an die Hütk'sche Pyramidalspitze) bereits vorgefunden hat. Von „mindestens gleichem Anrechte“ des Erfinder Ulrich zu sprechen wird schwerlich jemals für ernstlich zulässig erachtet, und diese Konkurrenz gegen die beiden Züncker — die nach Specklin's authentischen Nachrichten (Referat p. 20, Spalte 1 oben) eben die allein übrig bleibenden sind — niemals statuirt werden. Die archivalischen und sonstigen Detailangaben bei Görres über die Thurmpläne stellen dies klar genug ans Licht, und auch Grueber („die Zünckern von Prag“ Mittheilungen 1866) erkennt dies (p. 175) zweifellos an. — Eben so wenig ist der Einwand des Referats p. 20 recht zu erfassen, wo dem schon vom Papst Pius II. angestaunten Wunderbaue des fertig gestellten Münsterthurms als wirklicher Schöpfung eines Niedagewesenen an die Seite gesetzt werden soll ein „zur Ausführung vorgerichteter,“ aber eben nicht ausgeführter Thurmplän, überdies zweifelhaften Datums, im Rathsarchive zu Ulm. — Wir brechen indessen hievon ab, und gehen zu dem für die Spervogel und Züncker gemeinsam Wesentlichen über. — Es handelt sich in dieser Beziehung um die Ausführung der Seeberg'schen Abhandlung über die Standesverhältnisse der Züncker, und dabei finden wir zunächst den Einwand des Referats (p. 20) über ein der betreffenden Abhandlung zugeschriebenes „auffallendes Bestreben, die beiden Straßburger Dombaumeister zu nobilitiren,“ und über unwillkommene „genealogische Erörterungen“ nicht wohl begründet, erachten einen wirklichen Anlaß zu solchem Einwande nicht vorhanden, noch letzteren in sich selbst zutreffend. Die Standesverhältnisse der Züncker von Prag sind schon vorher und zuerst ausführlich und wiederholt untersucht worden von dem rühmlichst bekannten Herrn Prof. Grueber. Dies geschah in 2 Aufsätzen: in den „Rezeptionen über bildende Kunst 1865“ und in diese „Mittheilungen 1866“ (wie oben citirt), indem ihnen dabei gerade von Grueber in allerdings sehr künstlicher Weise eine wirkliche „Nobilitirung“ oder eine Analogie davon (vermöge halb adeliger Abstammung) mit genealogischen Erörterungen und Anknüpfung an den angeblich (aber ganz unnachweislich) nobilitirten Peter Arles von Gmünd zugeschrieben wurde.

Es ließ sich schon erwarten, daß dieser Verfasser solchen Inhalt seiner wiederholten Erwägungen so schnell selbst wieder fallen lassen würde, wie er allerdings jetzt schon gethan (Ref. pag. 21, Sp. 2, Grueber Kathedrale des heil. Veit, Prag 1870). Die Hypothese war in so bestechender Weise ausgeführt worden, daß auch Schlesinger sie als historisches Resultat ansehen konnte, und als solches in seine Geschichte Böhmens pag. 290 ohne Bedenken aufnahm. Wir finden daher sehr dankenswerth, daß dem die Seeberg'sche Abhandlung schon 1869 entgegentrat, was natürlich nur durch positive Erörterung geschehen konnte. Wenn sie nun die künstliche Nobilitirung <sup>1)</sup> oder ihre Analogie dabei einfacher und natürlicher auf Abstammung aus bekanntem Egerländer Edelgeschlechte — (welches sich auch nach Kürschners „Archiv Egers“

1) Wir bemerken hiebei (mit Bezug auf die Anführung p. 8 Anmerkung in Gruebers Kathedrale St. Veit), daß die Benennung des Malers Wurmser in einem kaiserlichen Gnadenbriefe pictor noster dilectus et familiaris durch letzteres Wort nicht sicher eine Nobilitirung bekundet. Familiaris bedeutet zunächst nur „einen zum Haushalte Gehörigen;“ zum kaiserlichen Haushalte gehörten aber sehr viele Nichtadeliche; ein Anderes wäre es, wenn es hieße familiaris nobilis, dann wäre allerdings kein Zweifel. (Vergl. Du Fresne.)



p. 16, 20 Juncker urkundlich schrieb) — zurückführte und damit auch die unrichtige genealogische Anknüpfung an die Arles auflösete, so können wir darin keine tadelnswerthe „lebhaft Potemkin“ sehen. Und so finden wir auch das Vorgeben eines Anscheins (p. 20, Sp. 2), „als habe der Schrift die Kunstgeschichte nur den Rahmen hergeliehen, um einen Stammbaum zu bereichern,“ hier ebenso wenig begründet, als es dies etwa bei Gruebers frühern Aufsätzen im Interesse der Familie Arles gewesen wäre, wozu noch kommt, daß hier, wie uns die Notiz in den „Mittheilungen 1867“ (p. 209) erkennen läßt, dem Besitzer des Stammbaums für solche Bereicherung ein erhebliches Interesse eben nicht beizubringen dürfte. Uns scheint, es handelt sich hier um nichts Anderes, als was Gradl und nun auch wir rücksichtlich des Egerländischen Geschlechts der Spervogel sachlich niedergelegt. — Nachdem historische und staatsrechtliche Forschungen der letzten 50 Jahre zu urkundlichen und unanfechtbaren, wenn auch noch nicht allgemein verbreiteten Ergebnissen gelangt sind, so bleibt in Wahrheit nichts übrig, als dieselben gelten zu lassen, wenn sie auch bisherigen vulgären, aus unkritischer Zeit stammenden Anschauungen nicht mehr entsprechen. Und soll es nicht eine Freude für den Deutschen sein, zu erkennen, daß die romanhafte Auffassung über rohen Adel und faules Mönchthum des Mittelalters nicht durchweg zutrifft, sondern daß in Zeiten, wo doch die modernen „Bürgerlichen“ noch nicht emporgestiegen waren, und die Cultur sich nur in Klerus und Adel erhielt, von Gliedern beider Stände erfreuliche Leistungen nachzuweisen sind?

Uns dünkt, die Seeberg'sche Abhandlung habe dies genügend nachweislich gemacht, und wir finden so auch, daß nach wissenschaftlichen Ergebnissen insbesondere die angeführten Belege für die (übrigens doch nicht darin zuerst behauptete) dem Referate auffällig erschienene Abstammung Ervins aus dem edlen Essener Geschlechte der Steinbache nicht wohl widerlegbar sind. Ebenso glauben wir dem beitreten zu müssen, was im Hinblick auf den schon 1368 genannten Kirchenbaumeister Johann Juncker in Breslau p. 187 des Schriftchens über die erst spätere Entstehungszeit nichtadeliger wirklicher Familiennamen gesagt ist; sind ja doch durch die Junckerbewegungen des 14. Jahrhunderts insbesondere noch keine Familiennamen entstanden, wie überdies die (im Referate p. 19, 20) betonten „bürgerlichen Namen Erfinger, Kohrer, Wormser, wie Arler bekannte bloße Herkunftsbzeichnungen für Taufnamenbesitzer ohne Geschlechtsnamen sind.

Wir bescheiden uns dabei, unferseits die erste Entstehung der (im 15. Jahrh. vorkommenden) beiden Bezeichnungen Hild oder Hülz in Kölln und Eger oder Egg in Regensburg), wie sich in dieser Stadt immerhin nach diesem ersten Träger noch mehrere Generationen genannt haben mögen, und auch noch heute eine Familie so heißen kann, was für unsere Frage ganz unerheblich ist, nicht zu kennen, und noch nicht ergründet zu haben, wozu eben tiefere Erörterungen noch nöthig wären. — In der Ausführung aus einem Güterverzeichnisse des westphälischen Klosters Bredelar (p. 21) finden wir nicht das Ergebnis, was das Referat daraus zieht, welches überdies die Übertragung in neues Deutsch offenbar ungenau gibt. — Aus ersterem erhellt nämlich: daß das Kloster aus einem Hause, dem Franzmannshause zu Kölln 1 Gulden Zahlung bezog, daß ferner der „Baumeister,“ was nach dem Referate in dortiger Gegend und schon damals einen „Schaffer“ bedeuten soll (der aber als solcher doch schwerlich ein eigenes Haus in der Stadt Kölln bezogen haben wird), in dem Meierhose Derne „zur Zeit Juncker inwohne.“ Daraus folgt aber mit logischer Consequenz nicht, daß die Schaffer Juncker geheißten haben, sondern es besteht nur die Nachricht, daß zu Derne im Schafferhause ein Juncker gewohnt, was wir nirgends bestritten finden; ja sogar könnte es einer der am Rheine thätigen Dombaumeister sein, der etwa auch in Kölln vorübergehend wirksam wurde. Gilt im Anschlusse an die früher in den Grueber'schen Aufsätzen enthaltene Aufstellung des Referates wiederum die



Anführung, daß im 16. Jahrh. jugendliche Adelsglieder als „Zuncker“ bezeichnet wurden, so ist dieser bekannte Umstand nicht wesentlich, sogar die allgemeine deutsche Geschichte kennt es ja, daß 1521 auf der Thüring'schen Wartburg unter der allgemeinen Bezeichnung eines „Zuncker Georg“ sich Luther verbarg; nur folgt daraus für unsere Frage nichts, denn sicher ist der Schluß irrig, daß, was im 16. Jahrhundert war, deßhalb auch schon 1368 war und um 1400 „üblich gewesen sein dürfte!“

Ubrigens ist aber dieser ganze Punkt jetzt unerheblich, nachdem die hierauf gegründete Hypothese in Gruebers letzter sehr werthvoller Publikation über die Kathedrale St. Veit zu Prag (1870) fallen gelassen erscheint. In Letzterer ist auch darauf hingewiesen (p. 48), daß die Prager Bauschule des Arler Peter von Gmünd vielfache Wirksamkeit in Schlesien übte, wo in Breslau selbst urkundlich Peter 1380 ein Bischofsgrabmal mit Portraitfigur des Bischofs Pogrella arbeitete; daß der Name Zuncker bei Breslauer Kirchenbauten zwischen den Jahren 1368 — 1388 zu verschiedenen Malen vorkommt, ebenso wie später die Zuncker längere Zeit am Straßburger Münster schufen (ohne daß man deßhalb Breslau oder Straßburg nothwendig als ihre Heimat ansehen mußte), und daß die Zuncker von Prag wahrscheinlich der Egerländischen Familie angehören.

Wenn in p. 22 (Sp. 1) offenbar nur irrthümlich von einem gemalten Bilde statt von einem Bildwerke des „Edelmanns von Prag“ oder der „Zunckern von Prag“ gesprochen wird, so ist die daran geknüpfte Bemerkung, die sich in der dritten Frage wieder findet, eigentlich an die Adresse des alten Specklin gerichtet; denn dieser ist es, welcher sowohl die Ankunft des Zuncker'schen Bildwerks aus Prag im Jahre 1404, als die Nachricht von dem Schaffer der Zuncker von Prag zu Straßburg in jener Zeitperiode gibt, welche auch Boisseree als bewahrheitet erkannte.

Sedenfalls hat Specklin, der jener Zeit selbst nahe stand, und das Domarchiv vollständig zur Hand hatte (p. 20, Sp. 1), in beiden Umständen keinen Widerspruch gefunden, muß selbst also beides verträglich gefunden haben; vielleicht kam zuerst das Bildwerk 1404 und trafen darauf die berufenen Baumeister nach 1404 ein; übrigens ist dabei auch ins Auge zu fassen, daß nach Inhalt der besprochenen Schrift Baumeister und Bildhauer als verschiedene Persönlichkeiten erscheinen. — Das Referat stellt auch folgeweise Bedenken hiebei auf, die wir in der Seeberg'schen Schrift schon erörtert finden, und hält sich dabei von Widersprüchen nicht ganz frei (z. B. in der Werthschätzung der Specklin'schen alten archivalischen Nachrichten p. 20, Sp. 1 und p. 22, Sp. 2), wie auch nicht von unzuverlässigen Aufstellungen (über die angebliche genaue Angabe von Namen und Wirkungszeit der dort aufgeführten Wirkungszeiten zc. zc.) — Kaum bedarf es der Bemerkung, wie rücksichtlich einer etwaigen Uebersetzung der Zuncker von Prag verschiedene Auffassungen ihrer Werthschätzung allerdings möglich sind. Wie die Zeitgenossen die Straßburger Front und Thurbau unendlich mehr bewunderten und höher stellten als den Cöllner Dombau, gibt Gruebers Aufsatz p. 176 an; wie Aeneus Sylvius urtheilte, steht in p. 168 der Seeberg'schen Schrift, und p. 161, wie Koritzer als Autorität in der Baukunst urtheilte; die Urtheile von Boisseree und Göthe sind nicht minder bekannt; uns scheint Görres p. 44 das Richtige zu treffen, und fast scheint es uns, daß auch der Herr Referent sich dem anschließen dürfte.

Gehen wir zu dem Abschlusse der Angelegenheit über. Zu mehr als einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit können selbstverständlich alle solche Untersuchungen nicht führen, so lange nicht irgendwo in der Welt, wenn auch nicht gerade in Eger selbst, ein Archiv sich öffnet, in welchem urkundliche Belege sich vorfinden, die juristische Beweise darbieten. Bis dahin werden wir allerdings gleichwie bei den Spervogel uns eben mit hoher Wahrscheinlichkeit begnügen



müssen. Wir werden derselben aber für die Spervogel wie für die Juncker den Werth beilegen können, welcher oben in F. Grimms und Niebuhrs Aussprüchen ausgedrückt ist; das Egerland wird jenen wie diese mit Genugthuung bis zum Gegenbeweise als die seinigen festhalten. Auch wir würden es übrigens mit den beiden Herren Referenten als höchst erwünscht erachten, wenn die Herren Gradl und Seeberg in ihren Nachforschungen nicht nachlassen wollten, um allen den Fragen Antwort zu schaffen, welche in solchen Fällen immer gestellt werden können, und wir wünschen, daß beide Herren Verfasser in den obigen kritisirenden Bemerkungen eben nur freundliche und aufmunternde Anregungen erkennen werden.

W.

## Die Kaiser Ludwig der Bayer, Karl der Vierte und die Gralsage.

Von B. Grueber.

So unendlich verschieden die zwei großen Rivalen und Gegenkaiser, Ludwig und Karl, von denen jeder den Beinamen „der Vierte“ trug, in allen ihren Anschauungen, ihrer Politik und Sinnesrichtung sein mochten, finden wir doch, daß beide in ihren wissenschaftlichen und civilisatorischen Bestrebungen vielfach übereinstimmen.

Minder vom Glücke begünstigt, als sein Nachfolger Karl, hatte schon Kaiser Ludwig sich mit dem Gedanken getragen, eine hohe Schule zu gründen; da jedoch bei seiner ungünstigen Stellung gegenüber dem päpstlichen Hofe ein solches Vorhaben keine Aussicht auf Erfolg bieten konnte, machte er wenigstens den Versuch, in München eine gelehrte Gesellschaft, eine Art Akademie, zu errichten. Der kaiserliche Kanzler Ulrich Hangöhr, berühmt als Redner und gewandter Diplomat, Leopold von Bebenberg, juridischer Schriftsteller und späterhin Bischof von Bamberg, Heinrich Chelheim, W. Occam und Albertin Mussat, der poeta laureatus, waren Mitglieder dieser Gesellschaft, welcher auch Dante beigezählt wurde. Obwohl Kaiser Ludwig durch die obwaltenden Verhältnisse gezwungen wurde, die größere Hälfte seiner Regierungszeit im Feldlager zu verleben, verstand er doch eine höchst aner kennenswerthe Kunstthätigkeit hervorzurufen. Die Erweiterung und Verschönerung der Stadt München, die Erbauung eines neuen Residenzschlosses (des theilweise noch bestehenden sogenannten Alten Hofes) und die Anlage der in ihrer Art einzigen Befestigungswerke daselbst sind Unternehmungen, welche von Herzog Ludwig dem Strengen eingeleitet durch seinen Sohn den Kaiser Ludwig in glänzender Weise durchgeführt wurden. Der Ausbau des prachtvollen Cistercienserklosters Fürstenseld, vor Allem aber die Gründung und Vollendung des ritterlichen Benediktinerstiftes Etal sichern dem zwar nicht glücklichen aber ruhmgekrönten Kaiser einen hervorragenden Platz unter den kunstliebenden Regenten des Mittelalters.

Kloster Etal (è-tal, Thal des Heiles), gelegen an der Hochstrasse, welche von Partenkirch nach Ammergau über den hohen und steilen Etaler Berg führt, ist es zunächst, welches zu Vergleichen mit der von Karl IV. in Böhmen errichteten Burg Karlstein auffordert. Die Stiftungsurkunde von Karlstein spricht den dreifachen Zweck der Anlage klar aus mit den Worten: der Kaiser wolle:

a) eine Residenz erbauen, welche seinen Namen führen und verewigen solle: „et nostri proprii nominis adjectione, pro nostra majori memoria, duximus appellandum, ut videlicet Carlstein a Carolo nominetur;“

b) eine sichere Feste zur Aufbewahrung der Reichskleinodien errichten — und



c) eine stille, zugleich geheiligte Wohnstätte gründen, wo er zurückgezogen vom Geräusche der Welt sich ungestört seinen Andachtsübungen und frommen Betrachtungen hingeben könne.

In wie ferne der letzten Bedingung ein geheimnißvoller Sinn unterliege, ob es des Kaisers Absicht gewesen sei, durch seine Karlsteiner Bauten eine Erinnerung an die wunderbare Burg Montsalvage hervorzurufen und das im Titirel vorgezeichnete Ideal des heiligen Graltempels zu verkörpern, läßt sich nur vermuthen, aber nicht mit Sicherheit nachweisen. Allerdings erinnern viele Einzelheiten der Burg Karlstein an jene märchenhafte Pracht, mit welcher die südliche Phantasie den Graltempel ausmalte; so das Belegen der Wände mit Edelsteinen, das Anbringen von Sonne, Mond und Gestirnen im Deckengewölbe der Königskapelle, ferner die etwas willkürliche Anordnung von Gemälden in den sich ergebenden Zwischenräumen: allein diese Anklänge haften nur an Aeußerlichkeiten, während der Gesamtplan eine aufs äußerste getriebene Nüchternheit erkennen läßt.

Auf dem höchsten Theile der Burgstelle befindet sich der isolirte Hauptthurm, ein großes, hohes, viereckiges Haus, dessen Außenseiten ohne allen Schmuck belassen wurden, und die, von materieller Größe und Stellung abgesehen, nicht das mindeste Interesse bieten. Im Innern dieses Gebäudes ist die Königs- oder Kreuzkapelle angeordnet, ein rechteckiger Raum, welcher durch zwei Kreuzgewölbe in eben so viele gleiche Abtheilungen zerlegt wird. Die vordere Abtheilung bildet den Chor, die hintere das Schiff, womit die ganze architektonische Anlage beschrieben ist.

Etwas weiter abwärts auf dem Plateau steht ein zweites viereckiges Gebäude, ebenfalls isolirt und ohne äußere Ausstattung; es ist die Collegiatskirche S. Maria, deren rechteckiges Innere durch eine einfache Holzdecke überlegt wurde. Die in diese Kirche eingefügte Katharinenkapelle zeigt wiederum eine rechteckige, mit zwei einfachen Kreuzgewölben überspannte Räumlichkeit.

Südllich neben diesem letztern Gebäude steht die kaiserliche Hofburg, der Saalbau, ein langgezogenes Haus, welches zwar größtentheils in Ruinen liegt, dessen Grundform und Eintheilung aber vollständig nachgewiesen werden kann. Die Gemächer waren zeilenartig aneinandergereiht und im Gegensatz zu den kirchlichen Räumen sehr bescheiden ausgestattet.

Die Vorburg mit dem Zwinger endlich, welche die Wohnung des Burggrafen und mehrere Lokalitäten für die Mannschaften enthielt, war nach Maßgabe der Vertikalität unregelmäßig und beschränkt, beschränkter sogar als bei gewöhnlichen Herrenburgen.

Betrachtet man dieses architektonische Gerüste, welches sich eigentlich nur durch Einschaltung mehrerer Kirchen von den üblichen Anlagen der Hofburgen unterscheidet, wird sich schwerlich eine Verwandtschaft mit dem Schlosse des heiligen Gral herausfinden lassen; ebensowenig als die von Kaiser Karl angeordnete Einwohnerschaft der Karlsteiner Burg den Gralsrittern oder Templeisen entspricht. Bei der Collegiatskirche S. Maria waren anfänglich vier Canoniker mit Domherrnrang angestellt, denen ein Dechant vorstand. Diesem Capitel lag ob, den Hauptgottesdienst zu celebriren und die täglichen wie nächtlichen Horen nach dem Ritus und den Rubriken der Prager Metropolitankirche abzuhalten.

Die weltliche Besatzung der Burg zeigte echt militärische Einrichtung: Kommandant war ein vom Regenten ernannter Burggraf, der mit ähnlichen Befugnissen ausgerüstet war wie der im königlichen Schlosse zu Prag amtierende Oberburggraf. Die Wachtmannschaft mußte zur Nachtzeit die Mauern umkreisen, mit lauter Stimme die Stunden ausrufen und jeden Fremden warnen, sich der Burg zu nähern. Nachdem dieses geschehen, wurden Wurfgeschosse nach allen Seiten hinausgeschleudert.

Dieser äußerlichen Einfachheit gegenüber erinnert die außerordentliche Pracht der Königskapelle im Innern an des Dichters Worte:



Von Krystallen und Saphiren  
funkeln, leuchten die Gemächer  
und hernieder von den Wänden  
schauen himmlische Gestalten.

Auch finden wir in den Vorschriften der Karlsteiner Schloßwächter einige Aehnlichkeit mit dem Verhalten der Templeisen, welche den Wald rings um Montsalvage zu durchsuchen und jeden Unberechtigten vom Vordringen abzuhalten hatten.

Daß Karl IV. die Gralsage kannte, darf bei seinem ausgebreiteten Wissen nicht bezweifelt werden; ob er jedoch sich mit dem poetischen Theile befreundet habe, ist unbekannt. Ueberhaupt fällt auf, daß an Karls glänzendem Hofe, wo Gelehrte, Künstler, Industrielle und mitunter auch Abenteurer Ermunterung und reichliche Unterstützung fanden, kein einziger Dichter von einiger Bedeutung gelebt hat, während die meisten Fürsten Deutschlands, obenan das glorreiche Geschlecht der Hohenstaufen, dann Hermann von Thüringen, Ludwig der Strenge in Baiern, Friedrich der Babenberger, Wenzel I. von Böhmen u. a. die edle Dichtkunst mit Vorliebe pflegten. Es will scheinen, daß bei ungewöhnlich hoher Begabung, aber nüchtern praktischer Anschauungsweise dem Kaiser der Sinn für Poesie mangelte. (Sein intimes Verhältniß mit Petrarca kann hier nicht in Betracht kommen. Karl schätzte in diesem Manne weniger den Dichter, als den berühmten Gelehrten und gewandten Unterhändler, wie es anderseits dem schönredenden Petrarca am meisten darum zu thun war, bald an diesem, bald jenem Hofe eine Rolle zu spielen).

Ganz anders, in ungleich phantastereicherer, den alten Überlieferungen und der Dichtung des Meisters Wolfram von Eschenbach entsprechender Weise erfaßte Ludwig der Bayer die Gralsage, als er, vom Römerzuge heimkehrend, die Steig bei Partenkirchen hinauffritt und oben in einem Bergkessel zwischen Felsen und bewaldeten Bergspitzen das Kloster Etal anlegte. Ludwig hatte sich von Jugend auf in die Dichtungen Wolframs eingelebt, denn Albrecht von Scharfenberg fertigte im Auftrage des Herzogs Ludwig des Strengen an dessen Hofe eine Fortsetzung des Eschenbach'schen Werkes, den jetzt sogenannten jüngern Titarel.

Wie die Sage den Graltempel schildert, ließ auch Kaiser Ludwig die Kirche zu Etal anlegen: eine weite Rotunde, deren sternförmiges Gewölbe von zwölf schlanken Rundsäulen und einem stärkern Mittelpfeiler getragen wurde. Ein weiter Umgang zog sich um die ganze Kirche herum, an deren Ostseite ein reich gegliederter Chorbau weit über den Umgang vortrat. Diese architektonische Anordnung kommt im verkleinerten Maßstabe genau dem Bilde nach, welches der Dichter vor sechs Jahrhunderten entworfen, das in neuester Zeit Sulpic Boifferee wieder aufgefrischt hat. Leider wurde die Etaler Kirche im Jahre 1744 durch eine Feuersbrunst zerstört, und darauf im Geschmack jener Zeit als schwerfälliger Renaissancebau erneuert so daß nur die Grundform erhalten blieb.

Der edle Stifter begnügte sich aber nicht, die Form des Kirchengebäudes mit der Gralsage in Übereinstimmung zu bringen, er schuf für die geistlichen und weltlichen Inassen des Klosters eine so absonderliche Ordensregel, daß man vergebens in der ganzen Christenheit nach ähnlichen Institutionen suchen wird. 1) In der Urkunde, durch welche der Kaiser die Ordensregel feststellt (ddto. Montag nach Maria-Himmelfahrt 1332), finden wir im Eingange folgende Sägung: Bei dem ersten sullen sibn zweinzig Munich sand Benedicten-Orden, der sullen vierzechen Priester sin und dreizechen Ritter, der sol ainer Maister sin, der des Chlosters pflog mit allen Sachen, und sullen die Munich iren Orden, und die Ritter und Frawen ir Ee recht und redlich halten, und mit dheinen Sachen überuarn.

1) Die Stiftungsurkunde, welche in sehr fließendem Deutsch verfaßt ist, findet sich vollständig abgedruckt in der Monographie: „Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Etal von Dr. H. Holland, München bei Carl Merhoff, 1860.“ — Diese gediegene und mit wohlbedachten Illustrationen versehene Schrift gibt ein treues Bild von dem Ursprunge Etal's und den künstlerischen Verhältnissen seines Kirchengebäudes.



Yeder Ritter und sin Frau sullen haben einen Knecht, und ein Diern und ainen Haytzer. Es sullen die Wittiben nicht besunder Dienerinne haben, die ir wart. Ez sullen die Ritter kein ander Varb tragen, dann pla und gra, und die Frauen nur pla, und swelich Ritter und Frauen da empfangen werdent, die sullen dem Maister Gehorsam tun, an unser Frauen stat, und die sullen si vestiglich behalten. Geschech auch, daz sich ein Ritter begeben wolt, und sein Hausfrau nicht, daz mag er wol tun, daz die Fraw nicht Gehorsam tut, si sol aber als ordentlich leben, als die andern, diweil der Man lebt, und wan der gestirbet, so sol si ausvarn. Swelhie Fraw nit gehorsam hat getan, oder tun wolt, der ist man nichz schuldig, dan ir Pfründe von Kuchen und von Keller. Sturb aber einem Ritter sin Hausfraw, der mag ein ander nemen, die bei im auf der Hofstat belibet. Hat aber eines Ritters Hausfraw Gehorsam getan, so bleibt si im Kloster bis an irn Tod. etc. etc.

Darauf folgen die Verordnungen für Männer und Frauen in Bezug auf Gottesdienst, Abhalten der Tagzeiten und sonstige klösterliche Verrichtungen, die Verpflichtungen des Meisters und der Meisterin, die Art, wie sowohl die Ritter unter dem Vorzuge des Meisters und die Frauen mit der Meisterin ihre besondern Kapitel zu halten haben, zuletzt die Strafen wegen Ungehorsam und Vergehen. Bezüglich der Anordnungen über Kost, Bezüge, allgemeines Verhalten und Tracht finden wir die sehr bemerkenswerthe Stelle eingeschaltet: daß man bei Tische deutsch vorlesen solle, dieses sei göttlich. Beide, Ritter und Frau, sollen miteinander essen, und was übrig bleibt, das soll man ins Almosen legen. Die Kinder der Ritter haben drei Jahre im Kloster (auf der Hofstat) zu verbleiben und müssen während dieser Zeit vom Meister gepflegt werden; nach Ablauf dieser Frist sind sie anderweitig unterzubringen.

Den Schluß der Urkunde bildet ein Ausruf, daß diese Ordnung ewiglich eingehalten werden solle von allen Rittern und Frauen, welche im Kloster leben oder künftighin aufgenommen werden: daß nur der Kaiser selbst eine Aenderung der Satzungen bewirken dürfe.

Mit Vorbedacht haben wir dieses Dokument ausführlicher besprochen, als der gemessene Raum dieser Abhandlung vorzeichnen wollte, und zwar aus dem Grunde, weil die unendlich verschiedene Geistes- und Gefühlsrichtung der beiden Kaiser Ludwig und Karl in den Stiftungsbriefen von Etal und Karlstein sich in ihrer ganzen Schärfe spiegelt.

Karl IV. duldet, um sich ungestört seinem Andachts- und Bußeifer hinzugeben, weder Tänze noch Spiele in seinem Montsalvage, und stellt als Grundbedingung auf, daß in dem geheiligten Raume der Burg keine weibliche Person, nicht einmal die eigene Gemalin des Kaisers, übernachten dürfe („ne in turri Carlsteinensi, in quo capella dominicae passionis, cum aliqua muliere, etiam uxore legitima dormire seu jacere liceat“ — heißt es in der Urkunde). Er selbst sperrt sich wochenlang in die kaum 8 Fuß breite Katharinenkapelle und läßt sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch ein kleines, in der Mauer angebrachtes Loch reichen.

Kaiser Ludwig dagegen, welcher denselben Gedanken zu verkörpern bestrebt ist, versammelt in den zu diesem Zwecke erbauten Räumen eine Tafelrunde von zwölf ehrenhaften Rittern und eben so vielen Frauen, unterstellt diese einer Meisterin, jene einem durch Geburt und Geistesgaben ausgezeichneten Meister, verbindet alle durch eine klösterliche Regel, und trägt ihnen auf, in getreuer ehelicher Liebe ihrem Berufe nachzuleben.

Grellere Gegensätze werden kaum nebeneinander gestellt werden können: sie erscheinen um so auffallender, als die beiden Stiftungen beinahe gleichzeitig gemacht wurden.



## M i s c e l l e n.

### Die Müglitzer Funde.

Die archäologische Sammlung des Vereins für Geschichte der Deutschen erhielt unlängst wieder einen sehr beträchtlichen und schätzenswerthen Zuwachs und zwar aus unserem Nachbarlande Mähren, ein erfreulicher Beweis, wie sehr das Wirken des Vereines auch außerhalb der Grenzen Böhmens immer mehr Berücksichtigung und Anerkennung findet. Der betreffende Fund stammt aus dem großen merkwürdigen Todtenfelde von Müglitz, und es dürfte für unsere Leser wohl nicht ohne Interesse sein, einiges Nähere darüber zu erfahren. Eine Viertelstunde von Müglitz entfernt, steht an der nach Loschnitz führenden Strasse die Stärkfabrik der Herren Graphitbergbaubesitzer Gefner und Bohl. Schon früher hatte man auf dem zu der Fabrik gehörigen Areal grobe Thonscherben gefunden, aber nicht weiter beachtet. Als aber im Jahre 1861 auf der etwa 18 Klafter von der Fabrik entfernten Parzelle im „Hohenried“ eine Kalkgrube angelegt wurde, stieß man in wechselnder Tiefe von 3—6 Schuh auf eine bedeutende Menge von Gefäßen, Urnen, Töpfen und Scherben, die auf das Vorhandensein eines ausgedehnten heidnischen Todtenfeldes hinwiesen. Die unmittelbar darnach auf einer Fläche von ungefähr 500 □ Klaftern unternommenen Ausgrabungen führten zu einer Ausbeute von mehr als 100 meist gut erhaltener Gefäße und mehrerer Gegenstände aus Bronze. Die Ergebnisse der dabei angestellten Untersuchung sind folgende: Das Todtenfeld von Müglitz birgt sowohl Brand-, wie Skelettgräber, erstere jedoch in überwiegender Mehrzahl. Die Asche und Knochenüberreste der abseits der Todtenstätte verbrannten Leichen wurde in Urnen gesammelt, einzelne Schmuckgegenstände der Verstorbenen, Nadeln, Spangen, Halsringe, aber auch Pfeilspitzen dazu gelegt, die Urnen selbst mit anderen Gefäßen, Schalen oder eigentlichen Deckeln zugedeckt und das Ganze nun in runden ausgegrabenen Löchern in der angegebenen Tiefe bestattet. Hier und da stehen die Gefäße in einer absichtlichen Gruppierung beisammen; so traf man in einem Grabe 8 Gefäße in Form zweier Vierecke zusammengestellt, sie enthielten die Gebeine eines Mannes, einer Frau und eines Kindes, vielleicht Angehörige einer Familie. Auch bei den Skeletten fanden sich Beigaben, bestehend aus Thongefäßen und bronzenen Sachen. Die Müglitzer Todtengefäße zeigen mitunter recht geschmackvolle Formen; es lassen sich hauptsächlich unterscheiden: a) Urnen mit engem Hals, in der Mitte stark ausgebaucht, nach unten wieder verjüngt, von 1½—24" Höhe und 2—24" Durchmesser der größten Weite; sie sind sehr sorgfältig gearbeitet und mit Henkeln, Bückeln, Strichen und Kreisen oft reich verziert. b) Töpfe, von geringerer Ausdehnung, gehenkelt, einfach und herb ohne Verzierung ausgeführt, endlich kleine Schalen und Näpfehen. Seit der Ausgrabung im Jahre 1861 wurden übrigens bei weiteren Arbeiten auf demselben Felde noch zahlreiche Gegenstände gleicher Art gefunden, und aus diesen späteren Funden stammen auch die prachtvollen Urnen, die unserer Verein eben der Güte der Herren Gefner, Bohl und Comp. verdankt. Die meisten der früher bei Müglitz gefundenen Urnen kamen in die Museen von Brünn und Wien. Um das Alter der Müglitzer Gräber zu bestimmen, gibt es folgende Anhaltspunkte: Der Form der Gefäße nach, so wie aus den Bronzeobjekten zu schließen, gehören selbe schon einer jüngern Zeit und zwar der Periode des Ubergangs aus dem Bronze- in das Eisenalter in jenen Ländern an. Dieser Ubergang vollzieht sich in Böhmen und Mähren in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt; für diese Zeit spricht auch das überwiegende Auftreten des Leichenbrandes gegenüber der Skelettbestattung. Ähnliche Todtenfelder finden sich in Tirol, vorzüglich aber in Schlesien und Brandenburg, wo sie die volkstümlichen Namen Knochenberge, Töpferberge, Schottelfelde führen. (Weinhold, heidnische Todtenbestattung in Deutsch-



land, Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften XXX, p. 216.) In Böhmen begegnet man derselben Art der Todtenbestattung häufig in der Umgegend von Saaz, so bei Welmschloß, Libotschan, Nehasitz, Morawes, Hawran bis hinab gegen Brüx und Bilitz. Ueber den näheren Typus der dort Bestatteten würde jedenfalls die Untersuchung der in den Gräbern gefundenen Schädel Aufschluß geben, die aber, soviel mir bekannt, bis jetzt nicht geschehen ist.

Dr. S. G. Födisch.

### Kleine Mittheilungen aus der Stadtbibliothek in Zittau Böhmen betreffend.

#### III.

In einem Bande, welchen wahrscheinlich Paul Cruppius besaß, finden sich folgende historische Notizen eingeschrieben:

22. Aug. A. 1643 praeparabatur th. ut reor in foro Vet. Pragae ad ipsius altaris expansi in cujus dextra et sinistra partibus literae cum inscriptionibus . . . me attingente appendebant et ego in Paraecia ac templo Laetae-Curiensi introducendus fueram, libenter lib. mea . . . scriptum mihi afferri viderem sed nemo qui afferret suam imperabat, potentia mihi ipsi ad afferendum . . . re pallium et pilig defuerat aditus namque . . . atum fuit utrumque in Paroeciano ad meas regulas repetitaverat Interea ego in cellam subterraneam descendens fontem aquae vivae ibidem inque eo Carpiones multos pro me meosque curatos et . . . antes sum conspicatus, Donec experiētiis extra cubiculum ad exonerandam vesicam exivi reversus item me composui et dormivi: et cui (sic!) de novo ideo somnium . . . jam me a multis tam secularibus et quidem Politicis quam Spiritualibus seu ministris per Paria (?) me statim in secundo praecepto introduci cum applausu et jubilatione videbam intro mediis et locum consensurus, in nomine D. N. J. C. nihil faciens petoraveram . . . (sequuntur bohémica verba) ipsius vero processus ubi bene . . . tempus fuerat Septinanae ejus quae est . . . Elisabethae.

Samuel filiolus natus Hebdomadi  $\frac{3}{3}$  quadrag. A. 1643 natus, 1. Sept. ejusdem anni denatus et nocte sequenti circa auroram in coemeterio Hrusticensi sepultus est. 15. Septembris veste nova preciosa ac nitenti eaque nigra vestitus fueram. Sigilla  $\frac{1}{1}$  cujusdam illustris personae  $\frac{2}{2}$  meum  $\frac{3}{3}$  ignaro cujus imprimebam. 16 quatuor campanas magnas turrim quandam con . . . vidi, trium pulsum audivi quartam vero non, Tubicines, tubas inflare vidi et audivi.

1647. 5. Julii b. e. pridie M. Joh. Hussii circiter horam matutinam 6 et 7, horologii mediati, natus est mihi filiolus desideratiss. Vencesilaus: Faxit Deus Clemens et omnipotens ut feliciter crescat, pie vivat, ecclesiae Dei vel Reipublicae suo tempore proficiuus sit et post hanc vitam perveniat ad vitam aeternam. Amen.

Hic idem filiolus ejusdem anni die 25 circiter horam 6 est denatus ac in Cemeterio Hrusticensi nocturno statim tempore sepultus. Requiem aeternam Dona ei Dne. Jesu, Amen, fiat, Amen.

Anno 1647, 8. Octobris in Arce Pragensi cum quibusdam nostri ordinis viris coram Caes. ac Regia Maj. liberaliter donatus (fueram). Paulo post eo ipso animali quo Rex Vectus Micro-Pragam prope ipsum pontem constiteram: ubi Caesar atque Rex Rheda insidens me quo ipsum populo numero in . . . numero confluenti, recommendarem, monuerat, quod et ita factum est ac responsio per virum quendam nomine populi data. Hoc absoluto Caes. ac Reg. Maj. conversa Rheda, me a latere dextro



equitante per pontem Antiquam Pragam de vehitur, ubi ad Jesuiticum collegium deventum fuit, ne unus eorum apparuerat quod et valde mirabile multis acciderat.

Eodem A. 6. Novembris duos lupos, unum post alterum brevi intervallo captos excoriabam.

Paul Kruppius, geboren zu Bachov 1594, studirte zu Königsberg und alsdann zu Prag, wo er Magister wurde und bald hernach Conrector an der lateinischen Schule in Prag auf der Kleinseite. 1616 im August gratulirt er dem Jacobus Wexelinus, Lstiborenius, zur erlangten Magisterwürde mit einem lateinischen Gedichte, 1617 ist er Prediger zu Großlauchow, exilirt 1623, predigt jedoch zu Turnau, bis er ins Gefängniß geworfen wurde, aus welchem ihn Churfürstliche Vermittelung befreite, später kam er nach Zittau, wo er als böhmischer Prediger starb. Als die Schweden Prag besetzten, ward K. 1629 oder 1631 zu St. Heinrich in der Prager Neustadt Geistlicher und Assessor des neuerrichteten Consistoriums, zugleich mit Rosacius, Clemens und Hertwitz. Wie er 1630 oder 1631 davon gekommen ist, weiß man nicht, nur daß er wieder nach Zittau kam und den Exulanten als böhmischer Prediger diente. Bei einem Besuche in Turnau ward er verhaftet und abermals auf specielle Fürbitte des Churfürsten von Sachsen wieder frei gegeben. 1637 soll er Pastor zu St. Cyriacus in Prag auf der Neustadt oder auf der Kleinseite gewesen sein, was wir jedoch bezweifeln. Er starb endlich als Jubelprediger am 28. Jan. 1668, hoch geehrt und vermachte seine nicht unbedeutende Bibliothek, durch die uns manche seltene böhmische Druck- und Handschrift erhalten worden ist, der Bibliothek zu Zittau, wo er ohne Verfolgung seine Tage beschließen konnte. Er übersetzte den Luther'schen Katechismus ins Böhmische. (Zittau 1630. 16<sup>o</sup>.) In Dresden mußte er einst seine Rechtsläubigkeit beweisen. (Aus Tobias böhmische protest. Geistl., Lehrer und Gelehrte bis zur Gegenref. (ungedr.). Obige Notizen scheinen demnach nicht K. selbst zu betreffen.

Dr. A. Tobias.

### Aus dem Falkenauer Lande.

Während meines Aufenthaltes in der Gegend um Königsberg, im sogenannten „Falkenauer Lande“ hatte ich Gelegenheit, bei Volksbelustigungen oftmals Augenzeuge zu sein, theils wurden mir diese von dabei Mitwirkenden genau beschrieben. Ich will versuchen hier einige derartige Gebräuche und die dabei üblichen Reimsprüche wortgetreu wiederzugeben.

Am letzten Tage im Jahre, am Sylvesterabend, gingen und gehen noch jetzt eine Schaar Kinder, Knaben und Mädchen, von Haus zu Haus, um das „neue Jahr“ anzukündigen. Beim Eintritt in die Hausflur werden nachstehende Reimsprüche abgesungen:

Was wünschen wir dem Herrn in's Haus

Zu einem neuen Jahr? —

Wir wünschen ihm einen gedeckten Tisch,

Auf jeder Eck' e'nen gebacknen Fisch

Von Silber und vom Golde!

„Hört's mal' an! Hört's mal' an!“

Was wünschen wir der Frau in's Haus

Zu einem neuen Jahr?

Wir wünschen ihr ein Wiegelein,

Da kann sie wiegen das Jesulein

Von Silber und vom Golde!

„Hört's mal' an! Hört's mal' an!“

Wir wünschen glücksel'ges neu's Jahr.“

Was wünschen wir dem Sohn vom Haus

Zu einem neuen Jahr?



Wir wünschen ihm 'ne Feder in d' Hand,  
Da kann er schreiben Brief' ins Land,  
Von Silber und vom Golde!

„Hört's 'mal an! Hört's 'mal an!  
Wir wünschen glücksel'ges neu's Jahr!“  
Was wünschen wir der Tochter in's Haus  
Zu einem neuen Jahr?

Wir wünschen ihr 'nen Kock'n in d' Hand,  
Da kann sie spinnen Fäden in's Land  
Von Silber und vom Golde!

„Hört's 'mal an! Hört's 'mal an!  
Wir wünschen glücksel'ges neu's Jahr!“  
Was wünschen wir dem Knecht in's Haus  
Zu einem neuen Jahr?

Wir wünschen ihm den Pflug in d' Hand,  
Da kann er adern Feld und Land  
Von Silber und vom Golde!

„Hört's 'mal an! Hört's 'mal an!  
Wir wünschen ein glücksel'ges neu's Jahr!“  
Was wünschen wir der Magd in's Haus,  
Zu einem neuen Jahr?

Wir wünschen ihr 'nen Bes'n in d' Hand,  
Da kann sie kehren Haus und Land  
Von Silber und vom Golde!

„Hört's 'mal an! Hört's 'mal an!  
Wir wünschen glücksel'ges neu's Jahr!“  
„Habu baten, Habu baten!“ (Haben gebeten).

Der Lohn der Wünschenden besteht in Geld, Semmeln und Flachs.

Der dritte Weihnachtstag, welcher nach althergebrachter Sitte noch als Feiertag gilt, ist für die männliche Jugend im Falkenauer Ländchen von hoher Wichtigkeit.

Mit einer Ruthe in der Hand und der Ansprache: „Schmeckt der Pfeffer gut?“ Willst Dich lösen? gehen an diesem Tage die Knaben von Haus zu Haus und erhalten von der jeweiligen Hausmutter entweder Gebäcke und Eier oder auch Geld als Lösepreis. Auch die erwachsenen Burschen betheiligen sich an diesem Feste — nur mit dem Unterschiede, daß sie insbesondere jene Häuser aufsuchen, worin heirathsfähige Mädchen sind, und nach Verhältniß der Wohlhabenheit der Familie mehr oder weniger mit Geld beschenkt werden, für welches Brauntwein und Syrup gekauft und dieses Gemisch mit Semmeln ausgetunkt wird. — Dasselbe Vorrecht des Geldeinsammelns genießen am Neujahrstage die Mädchen.

Sind die letzten drei Faschingstage vorüber, so versammeln sich am Aschermittwoche um Mittag die jungen Burschen des Ortes in einem schon vorher bestimmten Lokale — gewöhnlich im Wirthshause — und treffen da ihre Vorbereitungen zum „Begräbniß der Fasching.“

Eine männliche, mit Stroh oder Heu ausgestopfte Puppe wird auf eine Dungtrage gelegt und nur lose angebunden; — die jungen, in lange schwarze Mäntel gehüllten Burschen — „Schopperbuben“ genannt — fassen die Wahre und tragen diese heim Schalle einer ohrenzerreißenden Musik bis zu einem Röhrkasten, Teiche oder Bach, dort wird der Strohmann abgeschüttelt und unter dem Rufe „Schopperbou! Schopperbou! — stich der Raß das ... Loch zu!“ mit Ruthen gehauen und sodann ins Wasser geworfen, nach welcher Funktion der Zug wieder in das Wirthshaus zurückkehrt.

Am vierten Fastensonntage Mittags zwischen 12 und 1 Uhr wird „der Tod ausgetragen.“ — Auf einem Brette ist eine Art kleine Kapelle aus Reißig aufgerichtet, innerhalb welcher ein aus Holz geschnitztes Männchen mit einem Rienspane in der Hand liegt. — Während des Umzuges wird der Reimspruch gesungen:

Tragen mer, tragen mer u' Tod aus,  
Schlaggenwaller Rothhaus,  
Heut in der Fosten:



Stellu mern Tod am Kofen,  
Stellu mern Tod am Butterfoß,  
Wird er troppe-trasche noß:  
Leifom, Leifom!  
Kog friß sFleisch zsom!  
Hennefourz asse! (Gebt ein Ei heraus.)

Ein löblicher Gebrauch ist es, und mehr Pietät, wenn am Ostermontage die Knaben und Mädchen zu ihren Pauthen — Luthern, Lutfrau — gehen und diese festtäglich beglückwünschen, wobei gewöhnlich die Knaben mit rothgefärbten Eiern, Pfeffertuchen oder sonstigen Gebäcke beschenkt, die Mädchen aber nebst andern Gaben mit Kaffee bewirthet werden.

Am Johannisfeuer-Abend am 24. Juni werden von den jungen Burschen aus den Häusern unter dem Reimspruche:

Wir kommen her geritten,  
Auf einer weißen Zieg,  
Und wolln die Frauen bitten  
Um Büschelholz und Reifig:  
Und wenn sie will net Steuer geben,  
Soll se ondre Johr net leben!

zusammengetragene Holzvorräthe auf einem freien Platz in Häusern aufgeschichtet und unter grotesken Sprüngen der daran Betheiligten verbrannt. Diese Verbrennung soll die sogenannten „Heren“ vertreiben und den Ort vor jedem Unglück bewahren.

Zur Zeit der jeweiligen Beerenreife zieht die Ortsjugend mit „Krug und Pflockel“ in die Wälder, um die Schwarz- und Preiselbeeren zu sammeln und einzutragen. Bei der Heimkehr wird folgender Reimspruch gejodelt:

Holla, Holla, Holla!  
Wir hobn Olle volla,  
Bis am kropsfn Igel; —  
Mutta, nehmtu Prügel  
Und hautu kropsfn Igel!  
Schlogtu ober net gonz tod,  
Dastr noch wos lebnu hot.  
Holla, Holla, Holla!  
Mer Ondern hoben volla. —

K. G. Meyer.

## Zwergensagen aus dem Polzenthale.

### I.

Zu der Zeit, als noch ausgedehnte Wälder die Abhänge des anmuthigen Polzenthales bedeckten, als noch keine zusammenhängenden Dörfer, sondern nur einzelne zerstreute Hütten dem Wanderer entgegenlachten, herrschte daselbst der Zwergenkönig Arnus. Seinen Wohnsitz hatte er in der Zwergscheibe, einem Berge am linken Polzenufer, aufgeschlagen. In aller Frühe sah man hier das Zwergenvolk bereits rege und thätig; sie halfen gerne den Knechten und Mägden, und kamen diese Morgens auf die Felder, fanden sie kaum mehr die Hälfte der Arbeit zu vollenden, das Ubrige hatten die fleißigen Zwerge bereits gethan. Im Winter kamen sie sogar in die Hütten und halfen Späne schnitzen, Brod backen, spinnen u. dgl. Fleißigen Spinnerinnen waren sie besonders zugethan. Sie saßen dann mit ihren winzigen Rädern auf den Stangen und Balken oberhalb des Ofens, und war das ein Gewimmer, wenn das Spinnrad auf den runden Stangen nicht stehen bleiben wollte! War aber alles gut hergerichtet, dann ging die Arbeit rasch von statten und lustig schwirrte das Spinnrad; man hörte wohl auch manchmal ein leises Singen, das so hell und rein klang wie silberne Glöcklein. Aber böse faule



Knechte stürzten die guten Zwerge, indem sie mit den Keilspänen an die Ofenstangen schlugen, Zwerg und Spinnrad fielen herunter. War das ein Geflapper! Die Einen nahmen die Flucht durch die Schlüssellocher, die Andern durch die Fensterspalten, bis alle den Ausweg gefunden hatten. Seit jener Zeit ließen sie sich aber in den Spinnstuben nicht mehr sehen.

## II.

Ein armes altes Mütterchen, das in jenen guten Tagen in den Wald ging, um Holz zu sammeln, fand täglich abgerissener Nester und ausgebrochener Stämme genug, so daß sie ihre schwachen Kräfte nicht anzustrengen brauchte. Oft wunderte sie sich darüber und hätte gerne ihren Helfer kennen gelernt. Als sie nun eines Tages wieder im Walde war, und zwar auf einem Plaze, wo sie schon vorher viel Holz aufgelesen hatte, sah sie plötzlich auf einem Eichenstamme ein kleines Wesen sitzen, das ihr zurief: „Siehst Du mich? siehst Du mich?“ Der Alten kam es vor, als ob ein Pilz auf dem vermoderten Holze gewachsen wäre; sie konnte sich nicht genug wundern, wie solch ein kleines Ding auch reden könnte und wußte vor Angst und Schrecken gar nicht zu antworten. Als aber der Zwerg immer wieder neckte: „Siehst Du mich? siehst Du mich?“ da rief sie ärgerlich: „Geh, kleiner Tropf, hab was Besseres in Deinem Kopf, als alte Leute so zu schrecken.“ Husch, war der Zwerg vom Eichenstamm herunter, hatte einen Stein beiseite geschoben und war in der Erde verschwunden. Die Alte wollte nun nach den dürren Nesten greifen, da wurden sie Staub und Moder und die Stämme waren plötzlich zu Stein geworden. Von der Zeit an mußte sie ihre Nester selber brechen und die Stämme selber graben. Die Zwerge aber rüttelten und schüttelten sie nach dem Tode noch im Sarge ganz gewaltig wegen des Schimpfes „Tropf“, den sie ihnen angethan.

Als dann später die Wälder im Polzenthal immer mehr und mehr ausgerodet wurden, starb König Arnus. Er wurde am Felsen Engelstein unter einer Steingruppe begraben und seine Zwerge verließen das Polzenthal nun gänzlich.

Dr. S. C. Födisch.

## Erklärung.

Herr Dr. Franz Palach hat in seinem jüngst erschienenen Buche „zur böhmischen Geschichtschreibung“ diese Blätter und den Verein, der dieselben herausgibt, in den Kreis seiner Polemik gezogen. Das vorliegende eben für die Herausgabe vollendete Heft gestattet keinen Raum für die gebührende Abfertigung und wir verweisen daher auf das nächste Heft. Wenn Herr Palach insbesondere in den Schlußzeilen hochmüthig genug schreibt: „Männern, wie Schlesinger und Rippert bin ich weiter nichts schuldig,“ so können wir ihm heute schon die Versicherung geben, daß die Rechnung mit ihm noch nicht abgeschlossen ist, und am allerwenigsten von den genannten Autoren die Quittung nach Wunsch ausgestellt werden wird.

Die Redaktion.



## Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 4. Jänner und 8. Februar d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt, und zwar:

Für Gitschin: Herr Stahl Rudolf, Apotheker.  
" Kumburg: " Bärckholdt Franz, Bürger.  
" Teplitz: " Siefel August Robert, J. U. C., Stadt-Sekretär.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen am 8. März 1871.

#### Ordentliche Mitglieder:

Herr Benedikt Josef, J. U. Dr., Advokatur-Conzipient in Wien.  
" Biber Benzel, J. U. Dr., Advokat in Böhm.-Kamnitz.  
" Bärckholdt Franz, Bürger in Kumburg.  
" Czerminka Bernhard, ev. Pfarrer und Senior in Ramsau (Steiermark).  
Vöbl. Deutscher Fortschrittsverein in Iglau  
Herr Drbal Mathias, Dr., k. k. Bezirkschulinspektor und Gymn.-Direktor in Iglau.  
" Egerer Josef, Oberlehrer und Leiter der Volksschule in Tachau.  
" Epstein Ignaz, Kaufmann in Petschau.  
" Fleischer Anton, k. k. Bezirksrichter in Bilin.  
" Fur Johann, Stadtsekretär, Reichrathsabgeordneter in Znaim.  
" Goldreich S., J. U. Dr., Advokatur-Conzipient in Wien.  
" Siefel August Robert, J. U. C., Stadtsekretär in Teplitz.  
" Honzig Anton, Advokatur-Conzipient in Iglau.  
" Kundrat Hans, Med. et Chir. Dr., Assistent bei d. Lehrkanzel f. patholog. Anatomie in Wien.  
" Lindner Georg, Schneidermeister in Eger.  
" Marr Bernhard, Kupferschmied in Dux.  
" Michel Ignaz, Phil. Dr. in Böhmisches Kamnitz.  
" Schmidinger Josef, Deonom in Böhmisches-Neichenau.  
" Schmitzer Hermann, Ingenieur in Dux.  
" Steinhäuser Wendelin, Buch- und Kunsthändler in Pilsen.  
" P. Tscherney Anton, Kaplan in Triebtsch.  
Vöbl. Turnverein in Eger.  
Herr Zifreund Josef, k. k. Bezirks-Richter in Böhmisches-Kamnitz.

Vom 25. Oktober 1870 bis 5. März 1871 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, u. z.:

#### Ordentliche Mitglieder:

Herr Habich Josef, k. k. Commissär in Tachau († 1870).  
" John Josef, fürstl. Schwarzenberg'scher Forstmeister in Winterberg († 1871).  
" Kohn Hermann, Ph. Dr. in Breslau († 1870).  
" Meischeder Ignaz, k. k. Landesgerichtsrath in Eger († 3. Jänner 1871).  
" Wihann Friedrich, k. k. Grundbuchsführer in Falkenau († 15. Oktober 1870).

## Verzeichniß

aller Geschenke, welche vom 24. Dezember 1870 bis 28. Februar 1871 dem Vereine gemacht worden, wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

### 1. Für das Antiquarium, Münz-, Wappen- und Siegelammlung.

Herr Dogauer Richard, Ritter von, Großhändler zc. in Prag: Eine Sammlung von 19 verschiedenen Siegeln der Städte und Pfarren Graslitz, Sonnenberg, Karlsbad, Trient, der Geschlechter Kleist (Schlesien), Adda, Waclawiczek und vieler Vereine.  
" Kleinwächter Endw., Med. Dr. in Prag: 4 Stück Photographien von alten Schädeln.  
" Nozkoschny Hermann, Phil. Dr. in Prag: Eine über 500 Stück zählende Sammlung antiker römischer, phöniciischer, griechischer und arabischer, sowie auch neuerer Kupfer- und Silbermünzen; ferner Alterthümer, Spangen, Ringe, Schalen von den Klosterruinen des Dorfes Isandria auf Cypern, von Rhodus, Nimsi in Kleinasien u. Damascus.



Herr Schmidt Georg, Archivar der k. Stadt Eger: 4 Privat-Münzscheine vom Jahre 1849, 4 ältere Kupfermünzen.

## 2. Für das Archiv.

Herr Goldschmid S. J., Fabrikant in Prag: 2 lithogr. Copien von Urkunden, deren eine von Karlmann vom Jahre 878 (Orig. in Graz Stiftungsurkunde des Klosters Ossiach in Kärnten), die andere von Heinrich III. vom J. 1053

" Mantler Moriz, Kaufmann in Prag: 3 Pap. Orig.-Urk. — Lehrbriefe von Forstgehilfen auf der gräflich Gastein'scher Herrschaft Gerzitz aus den J. 1746, 1747, 1749.

" Kenner Karl, Bibliothekar d. Ver. in Prag: 1 Urkunde vom Jahre 1689 und 1 Facsim. einer Bulle P. Bonifacii XIII. vom Jahre 1725 (Pergament). (Siegel fehlt).

## 3. Für die Bibliothek.

Deutscher Juristen-Verein in Prag: Mittheilungen 1871. Nr. 1. 2.

Deutscher pädagogischer Verein in Prag: Blätter für Erziehung und Unterricht. Nr. 1—8.

Deutsches Casino in Prag: Mitgliederverzeichnis für 1869/70.

Freiberger Alterthumsverein: Mittheilungen 1868. VII. Heft. . . . Freiberg 1870.

Gesellschaft für die Geschichte der Herzogthüm. Schleswig Holstein Lauenburg: Zeitschrift 1. Band . . . Kiel 1870.

Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg: Mittheilungen X.

Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg: Sitzungsprotokolle vom 14. Dezember 1870.

Herr Hansgirk R. Bitt., k. k. Bezirkshauptm. in Joachimsthal: Glockenstimmen — Pilsen 1871.

Historischer Verein des Canton Glarus: Jahrbuch VII. . . . Zürich 1871.

Historischer Verein für Oberfranken in Bayreuth: Archiv XI. 1.

Historischer Verein für Steiermark in Graz: Mittheil. 18, Geschichtsquellen VII. Graz 1870.

Herr Hlawatsch A., Sekretär d. Vereins f. Naturfr. in Reichenberg: „Schutz den Bäumen“ 1871.

Kaiserl. kön. statistische Centralcommission in Wien: Mittheilungen Heft 5. 6. und die Eisenbahnen der österr.-ungar. Monarchie und ihr Betrieb 1868. . . . Wien 1870.

Königl. bayr. Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte. II. 1. 2. . . . 1870.

Herr Krzyska Hans, J. U. C. in Prag: 1 Werk (Pergamentband vom Jahre 1612).

" Linke Gust., Phil. Dr. und k. k. Univ.-Professor in Prag: Ein Gedicht.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden: Handelingen en Mededeelingen für 1870 und Lebensberichten der afgestorvene Medeleden . . . 1870.

Museum Francisco Carolinum in Linz: 29. Bericht und der Beiträge zur Landeskunde. 24. Lieferung. Linz 1871.

Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzer Magaz. 47. 2. Görlitz 1870.

Herr Pöckert Karl, Ph. Dr., Reichsrathsabgeordneter in Prag: 2 Exemplare der Briefe über kirchliche Reformen.

Schlesische Gesellschaft für vaterl. Cultur in Breslau: Jahresbericht 47., Sitzungsbericht der phil. histor. und natur-medizinisch. Abtheilung . . . Breslau 1870.

Herr Schmidt Georg, Archivar in Eger: 14 verschiedene Broschüren, hierunter Egerer Gymnasialprogramm vom Jahre 1870; Maade, Stellung der Krone Böhmens zc.

Sparkasse in Schludenaú: Rechnungsabschluss für 1870.

Spar- und Vorschuss-Verein in Radonitz: Ansprache und Rechnungsabschluss für 1870.

Herr Swoboda Heinrich, k. k. Postmeister, Apotheker und Landtagabgeord. in Tachau: Nelly, Trauerspiel. Prag 1867 und Verfassung Oesterreichs 1870.

" Teweles Philipp, Sekretär in Prag: Die Wahrheit. Nr. 1—7.

Verein für Mecklenburg. Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin: Mecklenburg. Urkundenbuch VI. (1313—1321).

Herr Volkmann Wilh., Phil. Dr., k. k. Univ.-Professor, Präses der Prüfungs-Commission zc. in Prag: Aus dem Nachlasse des sel. Hrn. Deutel von Lattenberg 28 zumeist historische Werke in 30 Bänden, worunter Olabacz, Künstlerlexicon, Willauer's Monographien, Städtegeschichten von Leitmeritz, Rüttenberg, Herrnhut, von denen manche mit zahlreichen eingestreuten Anmerkungen von des sel. Hrn. Erblassers Hand ausgestattet sind.

" Willi Bartholom., Prinz Thurn und Taxischer Erzieher in Prag: Wilhelm Tell von Schiller übers. von Duhler ins Lungatg rheeto-nomanische. — Cneca 1865.

Die P. T. Herren Mitglieder werden freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge möglichst bald einzusenden.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.



# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Neunter Jahrgang.

Siebentes und Achtes Heft.

### Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen und den Nachbarländern.

Von B. Grueber.

In keinem zweiten Lande des europäischen Continents treten die mittelalterlichen Kunstformen in solcher Eigenthümlichkeit und zugleich in so streng periodischer Sonderung auf, als in Böhmen, wo mancherlei örtliche und politische Verhältnisse zusammengewirkt haben, die künstlerische Thätigkeit bald in ungewöhnlichem Grade anzueifern, bald ganz zu unterbrechen. Von jenen allmäligen Übergängen, unter welchen die altchristliche Baukunst sich aus der hellenisch-römischen entwickelte, wie von den stetigen anscheinend unbeabsichtigten Fortschritten, mittelst welcher das antike Basilikastem der vollendeten gothischen Bauweise zugeführt wurde, finden wir in unserm Lande keine Spur: die einzelnen Baustyle haben geringe selbsteigene Durchbildung erfahren und stehen unvermittelt nebeneinander.

Ob wir jedoch auf detaillirte Untersuchungen eingehen, mögen einige Worte der Verständigung über die gegenwärtig übliche archäologische Terminologie Platz finden. Die eingeführten Bezeichnungen: altchristlicher, romanischer, byzantinischer, normännischer, gothischer Styl u. s. w., sind größtentheils neuesten Ursprungs; im Anfange unsers Jahrhunderts war die Erkenntniß des Mittelalters nicht so weit gediehen, um zwischen den Gebilden der verschiedenen Zeitabschnitte unterscheiden zu können. Namentlich wurde das Wort gothisch kurzweg auf alle künstlerischen Erzeugnisse übertragen, welche nicht der herrschenden antikisirenden Richtung angehörten.

Die Engländer, von je geschichtlichen Untersuchungen mit Vorliebe sich hingebend und durch Walter Scotts Dichtungen mächtig angeeifert, waren die ersten, welche über mittelalterliche Bauwerke wissenschaftliche Untersuchungen anstellten, die Merkmale der einzelnen Perioden kennzeichneten und eine archäologische Terminologie gründeten. Sie waren auch gegenüber andern Nationen in so ferne im Vortheil, als die insulare Lage, die Vermengung mehrerer Völkerschaften und die frühe Verbreitung des Christenthums in England eine größere Mannigfaltigkeit künstlerischer Produktionen hervorgerufen hatte, als auf dem Festlande. Man unterscheidet dort sieben verschiedene mittelalterliche Baustyle; diese sind:

1. Der angelsächsische Styl (style anglosaxon, saxon architecture), welcher der einfachsten Behandlung des in Deutschland üblichen romanischen Styls entspricht. Diese Bauweise tritt in England bereits im neunten Jahrhundert auf und wurde, ohne höhere Ausbildung zu erfahren, bis zum Schlusse des elften Jahrhunderts festgehalten.



2. Der normännische Styl (norman-architecture) von 1100 bis 1180 unvermischt blühend. Diese Richtung blieb auf England und einen Theil der Normandie beschränkt, jedoch wurden viele der normännischen Dekorationen in ganz Europa aufgenommen. Eine eigenthümliche Abzweigung dieses Styls wurde nach Sicilien und Apulien verpflanzt, welche Länder durch die Normannen zwischen 1043 und 1060 dauernd besetzt worden sind.

3. Der Uibergangstyl (transition style, period of transition), eine Vermischung romanischer, normännischer und gothischer Elemente. Die Blüthezeit ist kurz und umfaßt gegen fünfzig Jahre, 1180 — 1230. Diese Richtung entspricht bei vielen englischen Sonderheiten dem gleichzeitigen Uibergangstyl in den Rheinlanden.

4. Der altenglische Styl (early english style), der streng gothische Styl des 13. Jahrhunderts, etwa von 1230 bis 1330 üblich.

5. Der geschmückte englische Styl (style decorated), von 1330 bis gegen den Schluß des Jahrhunderts herrschend, blieb auf England beschränkt.

6. Der Perpendikularstyl (style perpendicular), von welchem sich der Tudorstyl abzweigt, gelangte um 1400 zur Geltung und zeichnet sich durch eine Uibersülle senkrechter Maßwerke aus. An diese Richtung schließt sich

7. der Verfallstyl (style flamboyant) an, als letzte Schattirung der gothischen Bauweise, welche in England viel länger als in irgend einem andern Lande beibehalten und strenge genommen nie ganz aufgegeben worden ist.

In Deutschland und Frankreich hingegen pflegt man zwischen Perpendikular-, Tudor- und Verfallstyl nicht zu unterscheiden, indem alle nach 1400 entstandenen Werke der Spätgothik beigezählt werden.

Wenn die Annahme so vieler Style für England gerechtfertigt erscheint, wäre es offenbare Uibertreibung, wollte man dieselbe Klassifikationsweise für Deutschland zum Gesetze machen. Selbstverständlich zeigt jedes Land gewisse Eigenthümlichkeiten, die einzelnen Stylarten sind je nach Verhältnissen mehr oder minder entwickelt, während Zwischengliederungen manchmal ganz fehlen. Sieht man vom altchristlichen Baustyl ganz ab, da Denkmale diese Richtung zumeist nur in Italien und den Küstenländern des Mittelmeeres vorkommen, werden für das katholische Abendland eigentlich nur zwei Hauptrichtungen in Betracht zu ziehen sein, die romanische und die gothische. Diese beiden Richtungen hat auch Kugler in seiner Kunstgeschichte festgehalten, während die spätern deutschen Forscher, z. B. Lübke, Quast u. A. zwischen denselben die Uibergangsperiode einschalten. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Unterabtheilung durch die Sachlage geboten ist und daß der Uibergangstyl im größten Theile von Deutschland ein durchaus selbständiges Gepräge zeigt. Eben so scheint es wünschenswerth, zwischen den Werken ältern und spätern gothischen Styles zu unterscheiden, weshalb die Bezeichnungen Frühgothik und Spätgothik jedenfalls verständlicher sind und weniger Irrungen zulassen, als die von Kugler eingeführte Methode, jede der beiden Hauptrichtungen in mehrere untergeordnete Perioden zu zerlegen.

In Böhmen, wo das Christenthum verhältnißmäßig spät Eingang gefunden hat, gelangte auch die monumentale Architektur (der Steinbau) nur sehr langsam zu allgemeiner Übung; das Festhalten am Holzbau und der Mangel eines Städtewesens, mithin auch eines geordneten Handwerkerstandes stellten sich Jahrhunderte hindurch dem Aufblühen der Baukunst entgegen. Vollständig ausgesprochen sind vier Stylrichtungen in unserm Lande, nämlich:

- a) der romanische Styl, circa 1070—1200;
- b) der Uibergangstyl, circa 1230—1300;
- c) die Gothik des vierzehnten Jahrhunderts, circa 1312—1419;
- d) die Spätgothik, circa 1460—1530.



Jede dieser Kunstperioden ist sowohl von der vorhergehenden wie nachfolgenden durch eine längere oder kürzere Pause geschieden, während derselben beinahe alle Thätigkeit eingestellt war.

I.

### Die romanische Periode.

Der romanische Styl tritt in Böhmen nur als eine Vorbereitungsstufe auf und erreicht nicht jene Blüthe, welche man in Anbetracht des großen und reichen Landes zu erwarten berechtigt ist. Die Konstruktionen bewegen sich innerhalb der bescheidensten Grenzen; so betragen die Spannweiten der Schiffe gewöhnlich 20 bis 24 Fuß, das Gewölbesystem ist noch nicht vollständig durchgeführt, indem die flache Holzdecke für alle größern Räume beibehalten wird und nur kleine Abtheilungen, z. B. Vorhallen und Absiden eingewölbt werden. Fünfschiffige Kirchen, reiche Thürmstellungen, Kuppelkrönungen über der Vierung und jene reiche Ornamentik, welche an den romanischen Münstern zu Laach, Bonn, Worms, Speier, Bamberg u. s. w. so glänzend hervortreten, waren in Böhmen nie vorhanden; auch gelangte der Hallenbau, nämlich die Kirche mit mehrern gleich hohen Schiffen im Verlaufe dieser Periode nicht zur Anwendung.

Die Formen des Kirchenbaues sind nichts destoweniger mannigfaltig, denn wir treffen in Böhmen:

- a) den dreischiffigen Basilikenbau;
- b) das zweischiffige Kirchenhaus;
- c) die einschiffige Halle;
- d) den Centralbau und
- e) außergewöhnliche Bildungen.

Die Basilikaform wurde allen bedeutenden Stifts- und Pfarrkirchen zu Grunde gelegt und es sind hiebei die Arkaden bald durch runde Säulen, bald durch quadratische Pfeiler gebildet. Das Kirchenhaus wird in den meisten Fällen durch ein Rechteck beschrieben, über welches nur die Absiden oder Altarräume vortreten. Thürme sind nicht allgemein üblich; wo sie vorkommen, stehen sie an der Westseite und ruhen gegen innen auf freien Pfeilern.

Denkmale dieser Art haben sich in nicht unbeträchtlicher Anzahl erhalten, sie entstammen mit wenigen Ausnahmen dem zwölften Jahrhundert und nur ein einziges Gebäude (eigentlich nur dessen Grundmauern) reicht über diese Zeit hinaus: nämlich die St. Peter- und Paulskirche auf dem Wysshrad zu Prag. Diese von Wratislaw II., dem ersten persönlichen Könige, zwischen 1070 und 1080 gestiftete und ausgeführte Collegiatkirche wird von dem Chronisten Cosmas ausdrücklich als Steinbau bezeichnet, indem er anführt, daß der König bei der Grundsteinlegung zwölf Körbe mit Steinen eigenhändig dem Bau zugetragen habe. Obwohl dieses Bauwerk unzählige Reparaturen erfahren hat, in den Hussitenkriegen niedergebrannt und späterhin im schlechtesten Rokokostyl wieder hergestellt worden ist, haben technische Untersuchungen in unwiderleglicher Weise dargethan, daß das Grundgemäuer des Schiffes noch immer das ursprüngliche sei, die Chorpartie aber einer neuern Restauration angehöre. Die Kirche war eine dreischiffige Basilika von sehr beschränkter Räumlichkeit: drei massenhafte Pfeiler (auf jeder Seite) theilten das Haus ein, dessen übergroße Einfachheit durch zwei quadratische, an den Westfronte angebrachte Thürme einigermaßen belebt wurde. Daß wir noch einen Theil der alten Anlage vor uns haben, wird durch ein glückliches Zusammentreffen mehrerer Umstände bestätigt. Nicht allein, daß die Worte des Cosmas einen Steinbau und zwar aus Bruchsteinen erkennen lassen, daß ferner die Steinfügung sehr hohes Alter andeutet, sind es besonders einige alte, auf uns gekommene Abbildungen des Wysshrad, welche in ihrer Übereinstimmung mit dem gegenwärtigen Bestande das Ursprüngliche der Anlage dokumentiren. Bedenkt



man, welcher hohen Rang das Wysshebrader Stift von je in der Landeskirche eingenommen hat, und betrachtet man zu gleicher Zeit die außerordentlich dürftigen Raumverhältnisse (die Gesammtlänge des Gebäudes mit Inbegriff der erneuerten Chorpartie beträgt nur 105 Fuß), wird sich kaum ein Zweifel gegen die hier ausgesprochene Ansicht erheben lassen.

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden zwar mehrere bedeutende Klöster, darunter Kladrau, Wilemow, Postelberg und Seelau gegründet, doch haben sich aus dieser Zeit keine bemerkenswerthen Baureste größerer Kirchen erhalten. Einige Rundbauten, welche dieser Periode entstammen, sollen später besprochen werden.

Eine sehr ausgebreitete und erfreuliche Bauhätigkeit beginnt erst unter der 33jährigen Regierung Wladislaws II., des langjährigen Freundes und Kampfgenossen des deutschen Kaisers Friedrich I. Aus dieser Zeit schreiben sich viele und hochwichtige Denkmale, so die Stiftskirchen von Strahow und St. Georg in Prag, die Cistercienserkirche Pflaß, dann theilweise die Kirchen zu Dozan und Kladrau, nebst zahlreichen kleinen Bauwerken.

Vor allen haben wir die St. Georgskirche auf dem Gradschin zu betrachten, welche nach dem großen Brande zwischen 1142 und 1150 ganz neu aus der Asche erstand. Dieser Bau hat zwar viele Umänderungen erlitten, doch ist nur die Westseite von denselben betroffen worden, während bei weitem die größere Hälfte mit den Absiden und Kapellen unverseht geblieben ist. Die Arkaden waren durch Rundsäulen und viereckige Pfeiler gebildet, deren ursprüngliche Anzahl nicht mehr genau ermittelt werden kann, da ein großer Theil des Schiffes durch einen um 1620 eingebauten Nonnenchor gänzlich entstellt worden ist. Gegenwärtig bestehen nur zwei Pfeiler und eine Säule auf jeder Seite, doch ist wahrscheinlich, daß einst sieben Stützen (Pfeiler und Säulen zusammen) in der Längsrichtung aufgestellt waren. Sowohl das Hauptschiff wie die beiden Nebenschiffe sind mit halbkreisförmigen Absiden geschlossen: ersteres hat  $22\frac{1}{2}$  Fuß zur lichten Weite, die Nebenschiffe jedoch halten zusammen nur 16 Fuß im Licht ein. Die neben dem Presbyterium situirten Thürme sind weder organisch mit dem Kirchenhause verbunden, noch gehören sie der ursprünglichen Anlage an, doch wurden sie bald nach Vollendung des Gebäudes, wahrscheinlich gegen Ende der Wladislaw'schen Regierung aufgeführt. Presbyterium, Absiden, Kapellen und Nebenschiffe sind mit ursprünglichen Gewölben versehen, das Hauptschiff aber hatte anfänglich eine flache Holzdecke, deren Balkenlagen noch wahrzunehmen sind. Die Detailformen sind überaus schwerfällig und auf die äußerste Nothdurft eingerichtet: die Kapitäl der Pfeiler in den Arkaden bestehen nur aus einfachen Schmiegen, welchen an den Rundsäulen noch unförmliche Eckknollen als Vermittlungen von der Rundung in das Viereck angefügt sind.

Unterhalb des um 8 Fuß erhöhten Presbyteriums breitet sich eine Krypte aus, welche von 6 Säulen unterstützt die durch den Oberbau vorgezeichneten Nischen einhält und dem heiligen Nicolaus gewidmet ist. Alle sowohl in der Krypta wie in der Kirche angebrachten Wölbungen sind halbkreisförmige Kreuzgewölbe mit einfachen Graten: vorstehende Rippen kommen in den alten Partien nicht vor. Noch haben wir einen an der Nordseite des Schiffes oberhalb der Arkadenbogen hinziehenden Laufgang zu erwähnen, welcher ursprünglich als Nonnenchor dienen sollte und mit gekuppelten Fenstern ausgestattet ist. Die in diesen Fenstern angebrachten Säulen sind im verkleinerten Maßstabe genau so wie die in der Krypte befindlichen gestaltet; sie haben einfache Würfelkapitäl und attische Säulenfüße, welche an den Ecken die bekannten Knollen oder Eckblossen zeigen. Anderweitige ornamentale Ausstattungen kommen in dieser Kirche nicht vor und waren auch niemals vorhanden. Die Hauptgesimse bestehen aus vorgeschobenen rechteckigen Platten, eben so war das an der Südseite befindliche Portal nur durch zwei



rechteckige Vorsprünge profilirt. Auch fehlt der an romanischen Kirchen beinahe unvermeidliche Rundbogenfries und die noch erhaltenen halbkreisförmig überdeckten Fenster haben durchgehend glatte Leibungen, wodurch der Außenbau ein kahles und vernachlässigtes Ansehen erhält.

Rugler nennt deshalb in seinen kleinen Schriften, Reisebemerkungen vom J. 1843, die St. Georgskirche einen provinziellen Barbarismus, ein Ausdruck, welcher nicht bezeichnender gewählt werden konnte. In der That verrathen alle Einzelheiten, daß die Steinmetzkunst um 1142 ihre Erstlingsversuche machte. Der Umstand, daß die Bauzeit genau dokumentirt ist, daß sich an dieses Denkmal eine Reihe späterer Bauwerke anschließt und man die fernere Entwicklung der Steinarchitektur konsequent verfolgen kann, verleihen der besprochenen Kirche einen unschätzbaren kunstgeschichtlichen Werth. Bei Altersbestimmungen und Untersuchungen der im mittlern Böhmen befindlichen romanischen Bauten wird die St. Georgskirche stets einen zuverlässigen Anhaltspunkt gewähren. Auch in Bezug auf die übrigen Künste, Skulptur und Malerei, besitzt diese Kirche hohe Wichtigkeit; sie war ganz mit Wandgemälden ausgeschmückt, welche erst in neuerer Zeit wieder unter der Tünche zum Vorschein gekommen sind, und hat außerdem einen mit trefflichen Reliefarbeiten versehenen Steinaltar aufzuweisen, eine Arbeit (oder Stiftung) der Abtissin Vertha, unter deren Regierung die Kirche nach dem Brand von 1142 neu aufgebaut worden ist.

Auch der Name des Baumeisters ist uns erhalten worden, er hieß Wernherius, und wird als Steinmetz, lapicidarius, angeführt, der sich um Auffindung des Grabmals der heiligen Ludmila besonders verdient gemacht hat. Dem Namen nach scheint dieser Wernherius ein weltlicher deutscher Meister gewesen zu sein.

Wir überspringen vorläufig einen Zeitraum von etwa 30 Jahren, um ein zwar viel größeres, aber stylistisch nahe verwandtes Bauwerk zu betrachten: die Prämonstratenser Stiftskirche zu Mühlhausen bei Tabor. Fünf runde Säulen und ein verstärkter viereckiger Thurmpfeiler stehen auf jeder Seite und theilen das Schiff (hier ausschließlich ein Laienhaus) ein: an das Schiff lehnt sich in östlicher Richtung ein geräumiger Priesterchor an, jenseits desselben das Presbyterium in durchaus gleicher Höhe mit dem Hauptschiffe sich erhebt. Presbyterium und Absis sind durch einen Brand zerstört und um die Mitte des 13. Jahrhunderts im frühgothischen Styl erneuert worden, sonst ist das Gebäude trotz der luftigen Verwüstung ziemlich unverfehrt geblieben. Der Grundriß wird durch ein längliches Rechteck bestimmt, über diese allgemeine Umfassungslinie greift nur die, jetzt gothische, Absis vor. An der Westseite steigen zwei quadratische Thürme unverjüngt bis zur Höhe von 120 Fuß an; sie sind in ihren Untertheilen ohne alle Auszeichnung belassen und erst oberhalb des Dachgesimses mit drei Reihen gekuppelter Fenster umzogen.

Die Formengebung ist noch immer dieselbe, wie wir sie an der Georgskirche kennen gelernt haben; hier wie dort genau dieselben Kapitäle mit plumpen Knollen an den Ecken, derselbe Mangel an Ornamentik und dieselbe kümmerliche Gliederung. Doch zeigt sich zu Mühlhausen in so ferne ein beachtenswerther Fortschritt, als das Baumaterial aus sehr sprödem, unbildsamem Granit besteht. Das Kloster Mühlhausen wurde von Herrn Georg von Milewski ums Jahr 1184 gegründet, doch scheinen um diese Zeit die Baulichkeiten bereits hergestellt gewesen zu sein, weil im selben Jahr das Stift seine Bewohner erhielt, und 1190 jene große Feuersbrunst stattfand, welche den Einsturz des Presbyteriums zur Folge hatte.

Zwischen den Kirchen von St. Georg und Mühlhausen sind einzureihen die berühmte Collegiatkirche zu Alt-Bunzlau, die Stiftskirche Strahow, dann die beiden Pfarrkirchen in Prosek und Tismitz, welche alle, nach dem gleichen System entworfen, zwischen 1160 bis 1180 errichtet sein mögen. Die Detailformen der Kirche in Alt-Bunzlau erscheinen etwas alterthümlicher, als an den vorherbeschriebenen Ge-



bänden, weil z. B. die Arkadenpfeiler nicht einmal mit Deckplatten versehen und die in der Krypte angeordneten Säulen mit so ureinfachen Würfeln bedeckt sind, daß daran Ring und Abacus fehlen. Allein man darf sich bei Untersuchungen durch die rohe Ausarbeitung der Einzelheiten nicht verleiten lassen, deshalb auf höheres Alter zu schließen; an einzelnen und abgelegenen Orten blieb die Technik regelmäßig zurück. Gerade in der Krypte zu Altbunzlau kommen einige Theile vor, welche in unzweideutigster Weise das nahende oder bereits angebrochene 13. Jahrhundert andeuten; die Gewölbe sind nämlich mit weit vorstehenden birnförmig geschweiften Rippen versehen, wie sie in Deutschland erst zur Zeit des Kaisers Friedrich II. üblich geworden sind. Dieselbe Bauzeit bekräftigen auch einige mit Pflanzenornamenten geschmückte Kapitäle und Basen der Krypta.

Trotz der nachlässig ausgeführten Einzelheiten darf diese Krypte den merkwürdigsten Denkmälern Böhmens beigezählt werden; sie liefert den Beweis, daß bei guter Gesamtanordnung die mehr oder minder sorgfältige Ausführung nur untergeordneten Werth hat. Die Krypte besteht aus zwei beinahe gleich großen quadratischen Abtheilungen, von denen jede durch 16 Säulen, je 4 in einer Zeile, eingetheilt wird. In der innern Abtheilung soll der Sage nach der Leichnam des heiligen Wenzel nach der Ermordung beigelegt gewesen sein, und es wird erzählt, daß der Mord an dieser Stelle geschehen sei. Dieser Sage nach wäre die Krypte eben jene Kapelle, an deren Pforte Wenzel von den Verschwornen niedergestossen wurde. Herzog Bretislav I. habe den ihm vom Papst Benedikt IX. aufgetragenen und auch ausgeführten Kirchenbau so einrichten lassen, daß die alte Wenzelskapelle frei inmitten seines Neubaus zu stehen gekommen wäre. Diesen noch immer festgehaltenen Sagen und Behauptungen widerspricht der Sachbestand geradezu; Kirche und Krypte sind gleichzeitig und nach einem einheitlichen Plane errichtet worden und vom Bau des Bretislav hat sich, einige Substruktionen ausgenommen, keine nachweisbare Spur erhalten. Da die Kirche aus ungewöhnlich weichem, leicht verwitterbarem Plänerstein erbaut und obendrein sechs- bis siebenmal gründlich abgebrannt ist, spricht schon das Materiale gegen die Annahme eines sehr hohen Alters, und wenn auch die Gewölbe der Krypte in späterer Zeit umgebaut worden sein sollten, darf man nach den angegebenen Gründen die Anlage nicht über die letzten Regierungsjahre Wladislaws II. zurückverlegen. Die Oberkirche ist unbeschreiblich entstellt und nur mit äußerster Mühe lassen sich die ursprünglichen Linien herausfinden. Die Kollegiatkirche St. Wenzel in Altbunzlau hat zwei Thürme an der Westseite und rechteckige Grundform, über welche die mittlere halbrunde Hauptapside und die Apsis des nördlichen Nebenschiffes vorspringen. Die Apsis der Nordseite ist nicht mehr vorhanden.

Das Dorf Prosek oder Prošik bei Prag besitzt eine angeblich von Herzog Boleslaw II. im Jahr 970 gestiftete St. Wenzelskirche von Form einer Säulenbasilika, welche schon der Lage wegen vollste Beachtung verdient. Das Gebäude liegt auf dem Höhenzuge, welcher das Thal von Prag an der Nordseite umgrenzt und ist nach allen Seiten weithin sichtbar. Die Dimensionen sind beschränkt; das 48 Fuß lange und 36 Fuß weite Kirchenhaus enthält sechs Säulen, drei auf jeder Seite, welche sich schon beim ersten Anblick als Nachahmungen der im St. Georgsstifte befindlichen darstellen. Über dem verlängerten Presbyterium erhebt sich ein niedriger Glockenthurm, der einzige im Lande, welchem eine solche Stellung gegeben ist. Sowohl das Presbyterium wie die beiden Nebenschiffe sind mit halbrunden Absiden geschlossen und an diesen kommen regelmäßig gegliederte, mit Rundbogensfrieseu ausgestattete Simswerke vor. Auch ein schachbrettartiges Pilasterkapitäl und ein Theil des an der Westfronte angebrachten, mit gewundenen Stäben und Diamantschnitten verzierten Portals haben sich unter einem Vorbau erhalten, und lassen an ihrer sorgfältigen Bearbeitung erkennen, daß dieses Kirchenlein bei aller Verwandtschaft mit der St. Georgskirche doch einer etwas jüngeren



Zeit angehöre. In Übereinstimmung mit der 1167 eingeweihten Kirche zu St. Jakob darf dieselbe Bauzeit auch der Profiter Kirche zuerkannt werden; durch welches Urtheil der uralten Ueberlieferung nicht nahe getreten wird, da bekanntlich zwischen Stiftung und wirklicher Ausführung wohl unterschieden werden muß. Das Baumaterialie besteht aus dem bekannten Profiter Stein, welcher weder großen Druck noch Witterungen aushält.

Wohl die kleinste aller je ausgeführten Basiliken möchte die Pfarrkirche zu Tismitz bei Böhmisches-Brod sein, deren Mittelschiff nur 12 Fuß weit ist, während jedes der Nebenschiffe 7 Fuß einhält. Vor allen bisher genannten Werken zeichnet sich dieses durch genaue und sogar zierliche Arbeit aus, auch ist die Ausstattung ungewöhnlich reich. Die Arkadenstellung wird durch regelmäßig abwechselnde Säulen und Pfeiler gebildet, deren auf jeder Seite zwei Paare (Pfeiler wie Säulen) sich gegenüberstehen. Die Säulen sind mit feingezeichneten Würfelskapitälern, die Pfeiler mit reichen Gesimsen bedeckt, die Außenseite ringsum mit Bogenfriesen und Konsolen geschmückt, doch kommen Pflanzenornamente noch nicht vor. Die ganz aus großen Werkstücken erbaute Kirche ist in allen Theilen wohl erhalten und hat nur unbedeutende Reparaturen erfahren; das Äußere erscheint würdevoll und die Westseite wird durch zwei viereckige Thürme flankirt, welche je an den Außenseiten 10 Fuß breit sind.

Den Schluß dieser Gruppe bildet die Kirche des Prämonstratenserstiftes Strahow, welche um 1140 von Wladislaw II. angelegt, im Jahre 1180 umgebaut und im vorigen Jahrhundert total verropft worden ist. Die alte Anlage ist nur im Grundrisse erhalten und zeigt sich sehr regelmäßig. Die Kirche hatte keine Thürme, kreuzförmige Pfeiler, und es waren alle drei Schiffe mit runden Absiden geschlossen. Es scheint, daß sämtliche Räume überwölbt waren, demnach wir hier das erste Beispiel eines durchgeführten Gewölbesystems vor uns hätten. Die Aufstellung der Wölbungen über dem Mittelschiffe jedoch dürfte erst während des zweiten Umbaues geschehen sein.

Kirchengebäude mit vollständig entwickelter Kreuzform zeigen sich seltener und sie gehören durchschnittlich einer etwas spätern Zeit an.

Die Cistercienserkirche Plaz, welche in ihren Hauptmassen unverändert geblieben ist, hält im Grundrisse die Form des lateinischen Kreuzes nach dem abgewinkelten Würfel ein, wobei selbstverständlich dem Presbyterium ein für Stiftskirchen ungewöhnlich beschränkter Raum zugetheilt wurde. Das Kloster wurde zwar 1146 durch Wladislaw II. gegründet, der Kirchenbau aber langsam betrieben, so daß die Einweihung erst 1204 stattfinden konnte. Von den Hufiten niedergebrannt, wurde die Kirche späterhin im Kokołostyl wieder in Stand gesetzt, bei welcher Gelegenheit alle charakteristischen Theile, Fenster, Portale und Dekorationen verloren gingen, was um so mehr bedauert werden muß, als die aus Langheim in Franken herübergezogenen Cistercienser als besonders kunstbegabt gepriesen wurden. Die Plasser Kirche ist thurmlos und mit rechteckigen Pfeilern ausgestattet; an die beinahe quadratischen Kreuzarme lehnten sich runde Absiden an, welche zwar neuen Sakristeibauten Platz gemacht haben, aber noch immer nachzuweisen sind. Die Absis des Hauptschiffes blieb unverändert. Ob eine durchgehende Ueberwölbung des Hauses beantragt war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit aussprechen; die Pfeiler sind nicht zur Aufnahme eines Gewölbes vorge richtet.

Dagegen wurde die Benediktinerkirche Kladrav schon in der ersten Anlage als Gewölbekonstruktion vorbedacht und durchgeführt. Wie alle bisher aufgezählten Stiftskirchen im Laufe der Hufitenkriege zerstört, wurde die Kirche unter Abt Maurus zwischen 1712 und 1726 durch die Architekten Dinzenhofer und Santini in einer so sonderbaren Mischung von Gothik und Renaissancestyl theils restaurirt, theils ganz erneuert, daß man über die ursprüngliche Gestalt der östlichen



Kirchenpartie keinerlei Aufschlüsse zu gewinnen im Stande ist. Das Stift Kladravau wurde 1108 durch Herzog Swatopluk I. gegründet und durch seinen Nachfolger Wladislaw I. nicht allein bestätigt, sondern auch aufs reichste dotirt. Wladislaw berief, weil die neue Stiftung nicht recht aufblühen wollte, Ordensmänner aus dem Kloster Zwifalten in Schwaben, welche jedoch erst nach vielfährigen Verdrießlichkeiten, und nachdem die Kolonie wiederholt in ihr Stammkloster zurückgewandert war, zum ruhigen Besitze gelangte.

Der Kirchenbau wurde aller Wahrscheinlichkeit nach durch Abt Lambert aus Zwifalten, welcher dem Kladraver Stifte von 1140 bis 1186 vorstand, eingeleitet und vielleicht auch vollendet. Das Mittelschiff zeigt die in Böhmen bisher unbekannte Weite von 32 Fuß, jedes der Nebenschiffe hält die Hälfte dieses Maßes (16 Fuß) ein; eben so weit stehen auch die Pfeiler in der Längenrichtung auseinander. Das Querhaus springt an beiden Seiten je um 16 Fuß über die Umfassungsmauern vor und hat eine Weite von 32 Fuß, ist also gleich dem Mittelschiffe. Über der Vierung, wo jetzt eine von Dinzenhofer erbaute Kuppel thront, bestand nur ein einfaches, aber etwas erhöhtes Kreuzgewölbe, dessen Widerlager noch erhalten sind. Die Vierung wird durch verstärkte Pfeiler getragen; diese nicht eingerechnet stehen auf jeder Seite des Schiffes sechs quadratische Pfeiler von 5 Fuß Stärke und je mit vier Diensten versehen. Das Presbyterium ist auf ähnliche Weise wie das Schiff angeordnet; jenseits der Vierung setzen sich die Arkaden durch vier Boche fort, worauf statt des ursprünglichen Absidenschlusses ein neues fleblattförmiges Altarhaus die Ostseite abschließt. Die sämtlichen Arkaden sind noch die ursprünglichen, die Umfassungswände dagegen gehören nur bis etwa zur Höhe von 12 bis 20 Fuß dem alten Bestande an. Ehemals hatte die Kirche zwei neben den Kreuzarmen situirte Thürme, welche 1712 abgetragen wurden; jetzt besteht nur der nicht zur Anlage gehörende Dinzenhofer'sche Kuppelthurm.

Die Größenverhältnisse sind sehr bedeutend; unter den romanischen Kirchen Böhmens ist die Kladraver bei weitem die größte, wie folgende Maßgaben darthun.

Länge des Schiffes . . . . .	112 Fuß,
des Querhauses in der Längenrichtung . . . . .	32 "
Länge des Presbyteriums . . . . .	64 "
Gesammtweite des Querhauses . . . . .	76 "
Weite des Schiffes . . . . .	64 "

Rechnet man hiezu die Tiefe des abhanden gekommenen alten Chorschlusses nur mit 24 Fuß, ergibt sich eine lichte Gesamtlänge von 232 Fuß, bei welchem Maße die wahrscheinlich vorhandene Vorhalle nicht einbegriffen ist.

Herrlich auf einem steilen Felsbühl zwischen Wäldern und grünen Matten gelegen, ruft die Kirche einen würdevollen Eindruck hervor; kein zweites Gebäude im ganzen Böhmerlande gewährt von allen Seiten so malerische und zugleich wechselvolle Ansichten.

Mehr dem Bau zu Mühlhausen sich anschließend, aber mit beinahe überreicher Entwicklung der Kreuzform sehen wir an der Stiftskirche Tepl wieder jene derben Formen hervortreten, deren schon öfter gedacht worden ist. Das Prämonstratenser-Kloster Tepl wurde 1197 von einem Wladiken Hroznata aus dem Geschlechte der Sezema und Guttenstein gegründet und erhielt seine ersten Bewohner aus dem bereits zu hoher Blüthe gelangten Stift Strahow. In Tepl haben sich die Außenseiten beinahe vollständig erhalten, während im Innenbau gewaltige Aenderungen vorgenommen worden sind. Die Kirche ist als Basilika angelegt, wie an den Nebenabsiden deutlich zu erkennen ist; im 17. Jahrhundert aber wurden die Seitenschiffe durch den ältern Dinzenhofer auf gleiche Höhe mit dem Hauptschiffe gebracht, und so der Bau in eine Hallenkirche umgewandelt. Wie in Mühlhausen standen runde Säulen, und zwar acht, auf jeder Seite des Schiffes;



diese mußten wegen der durch die Restauration angestrebten größern Höhe verstärkt werden und erhielten achteckige Grundform, auch wurden innere Wandpfeiler angeordnet. Der mittlere Altarraum (die Hauptapsis) ist im fünfzehnten Jahrhundert zerstört und durch einen gothischen Chorschluß ersetzt worden, die Nebenapsiden aber haben ihre alte halbrunde Form gewahrt. Ihre höchste Auszeichnung besitzt die Kirche in dem opulenten Querhause und den weitausgeladenen Presbyterien, welche sogar den beiden Nebenapsiden vorgelegt sind. In dieser Beziehung übertrifft der Bau zu Tepl sogar die Stiftskirche Hersfeld, welche gewöhnlich als Muster eines reich entwickelten Querhauses aufgestellt wird. Die an der Westseite angebrachten Thürme entwickeln sich erst oberhalb des Dachgesimses aus der viereckigen, ungliederten Masse des Facadenbaues, welcher mit dem zu Mühlhausen so genau übereinstimmt, daß die beiderseitigen Risse sich decken. Bei Vergleichung dieser Frontseiten drängt sich die Vermuthung auf, daß derselbe Baumeister in Tepl wie Mühlhausen thätig und selbst ein Mitglied des Prämonstratenser Ordens gewesen sei. Die Thürme sind neueren Ursprungs und nicht organisch mit dem Unterbau verbunden.

Wir haben nun eine Reihe von Basilikabauten betrachtet und die Fortschritte angedeutet, welche die Architektur im Laufe des zwölften Jahrhunderts gemacht hat. Diese Fortschritte sind allerdings anerkennenswerth, allein sie betreffen zunächst Eintheilung und allgemeine Verhältnisse, während die Ausführung weit zurückbleibt. So vollendet die Anordnung der zwischen 1197 und 1230 erbauten Kirche zu Tepl immerhin erscheint, steht doch die Detaillirung nicht viel höher, als sie an der Georgskirche auftritt.

Die Ursache dieser Erscheinung ist unschwer zu erkennen. Mit den aus Deutschland herübergezogenen Ordensmännern waren allerdings tüchtige Baumeister ins Land gekommen; allein hier gab es keinen Handwerkerstand, welcher die Arbeiten plangemäß hätte durchführen können. Ein fernerer Grund der schwerfälligen und oft rohen Formengebung ist in dem Einflusse zu suchen, welchen Süddeutschland damals auf Böhmen übte. Nach Einführung des Christenthums wurde Böhmen dem bischöflichen Sprengel Regensburg beigezählt, und es ist Thatfache, daß der von dort ausgehende Einfluß noch lange fortwirkte, nachdem Prag bereits zum Bischofsitze erhoben war. Nun sind es gerade die ältern Denkmale Regensburgs, zunächst die Stiftskirchen St. Emeram, Obermünster, Niedermünster und die sogenannte alte Kapelle, denen eine nicht abzuspreekende Verhheit der Formen eigen ist. Diese Richtung verpflanzte sich von der uralten und damals hochwichtigen Reichsstadt Regensburg sowohl abwärts durch das Donauthal, wie entlang des Böhmerwaldes. Die Stiftskirchen zu Ober- und Nieder-Altich, Windberg, Chammünster, Reichenbach am Regen, Kastel in der Oberpfalz und viele andere tragen dasselbe Gepräge; sie umziehen das südwestliche Böhmen und bilden die Brücke, welche diese rauhe Formengebung herüberleitete.

Neben dieser Strömung läßt sich noch eine zweite gewahren, welche jedoch auf den Norden des Landes beschränkt blieb. Diese ging von Eger, einem Besitzthum der Hohenstaufenfamilie, aus, und verbreitete sich zunächst über die Gelände des Egerflusses bis herab zu seiner Mündung in die Elbe. Herzog Friedrich III. von Schwaben, der nachmalige Kaiser Friedrich der Rothbart war in erster Ehe mit Gräfin Adelheid von Böhmburg vermählt, und hatte durch diese Heirat die Egerlande erworben. Zwischen 1150 bis 1180 ließ er auf der Burgstelle zu Eger einen großen Palast mit Prachtsaal und Kapelle erbauen, alles in gediegenster Ausstattung und wahrscheinlich von einem rheinischen oder fränkischen Meister durchgeführt. Es konnte nicht fehlen, daß diese Werke große Anerkennung fanden und um so mehr zur Nachahmung anspornten, als Kaiser Friedrich größtentheils in freundlichen Beziehungen zu dem baulustigen König Wladislaw stand. Nachdem auch die Kaiser Heinrich VI.



und Friedrich II. die Stadt Eger mit mehreren Denkmalen, darunter die Hauptpfarrkirche St. Nikolaus, bereichert hatten, verbreitete sich diese reichere Bauweise in ziemlich gerader Linie von West gegen Ost, ohne jedoch im mittlern Lande Eingang zu finden. Von Eger aus sind beeinflusst die Stiftskirchen von Ofegg und Dozan, die kleinern Kirchen zu Schlackenwerth, Potworow, Rudig, Liebshausen und jenseits der Elbe die Kapellen zu Mohelnitz und Podwinez. Alle diese Bauwerke gehören dem vorgerückten 13. Jahrhundert an, und einige, wie Liebshausen und Podwinez, mögen erst gegen den Schluß desselben hergestellt worden sein.

Charakteristisch für diese Denkmale ist besonders eine sorgfältige Lessenstellung, aus welcher sich die Gesimse entwickeln. Die Ornamentik zu Eger ist mit plastischem Sinne durchgebildet und es sind sowohl geometrische Elemente, wie pflanzliche und figürliche Motive eingeschaltet. Die berühmte Doppelkapelle zu Eger, eines der größten Meisterwerke deutscher Kunst hat Anlaß gegeben, daß auch die Kirchen zu Potworow und Podwinez eine ähnliche Einrichtung erhielten. Die erste zeichnet sich durch ungemein sorgfältige Arbeit, die andere durch originelle Form und phantasiereiche Ornamentik aus.

Von den zweischiffigen Kirchen, deren man in Böhmen sehr viele trifft, gehört nur die Dekanalkirche zu Bchin dem romanischen Styl an; das Schiff wird durch eine in der Mitte stehende Reihe von drei Säulen in vier Gewölboche eingetheilt, die Wölbungen sind aus dem Halbkreis gezogen und kleine zirkelrunde, sogenannte Kofettenfenster erleuchten das Innere. Der Chor ist erneuert und das Aeußere gänzlich entstellt.

Ungleich wichtiger und origineller als diese zweischiffige Halle erscheinen die einschiffigen Kirchen, welche ein entschieden nationales Gepräge aussprechen. Alle diese meist in der Mitte des Landes vorkommenden Bauten zeigen eine streng eingehaltene Dreitheilung; Vorhalle, Schiff und Chor sind jederzeit deutlich begrenzt, über der Vorhalle fehlt die Emporkirche niemals. Der Altarraum ist gewöhnlich aus dem Halbkreise gezogen (die eigentliche Abside), doch kommen rechteckige Chorschlüsse nicht selten vor. Die Chorpartie wie auch die Vorhalle sind stets überwölbt, das Schiff aber mit flacher Holzdecke versehen. Das Schiff hat bald quadratische, bald länglich rechteckige Form, hält normalmäßig eine Länge von circa 30 und eine Breite von 18 Fuß ein, doch steigen diese Maße bis zu Längen von 48 Fuß, bei nicht mehr als 24 Fuß Weite, an. Gewöhnlich ist die einschiffige Kirche mit einem einzigen Thurme versehen, welcher jedesmal im Mittel der Westseite steht und häufig die Vorhalle bildet. Die Ausstattung mit zwei Thürmen kommt nur zweimal vor, nämlich an den Pfarrkirchen zu Kondraz und zu Porschitz an der Szawa. Erstere Kirche zeichnet sich durch zwei aus der westlichen Fronte entspringende Rundthürme aus; die zweite, bei welcher die Thürme neben dem Presbyterium stehen, hat Kreuzform und enthält sogar eine in ihrer Art einzige, von vier achteckigen Säulen unterstützte Krypta. Bei den thurmlosen Bauwerken wird die Vorhalle durch eine Bogenstellung mit darüber angebrachter Oberkirche gebildet.

Die meisten dieser Gebäude liegen in der Nähe von Prag und zwar in östlicher Richtung von der Hauptstadt. Hervorzuheben ist die zwar kleine, aber durch Skulpturenreichtum ausgezeichnete Kirche zu Sanct Jakob bei Kuttenberg, deren Bauzeit urkundlich sichergestellt ist. Der Altar dieser Kirche wurde im J. 1165 durch Bischof Daniel in Beisein des Königs Wladislaw und dessen zweiter Gemalin Judith, wie auch der Kirchenstifterin Maria und ihrer beiden Söhne Paul und Slawibor feierlich eingeweiht. Das Dorf St. Jakob gehörte zu den Gütern des Cistercienser-Klosters Sedlez, weshalb angenommen werden darf, daß die Kirche sammt den daran vorkommenden Bildhauerarbeiten von Mönchen



hergestellt worden seien. In den figürlichen Darstellungen läßt sich ein Streben nach richtiger Zeichnung nicht verkennen, die Ausarbeitung der Einzelheiten aber bleibt hinter dem guten Willen zurück, und ist durchaus unbeholfen, was auch von der daselbst entwickelten Ornamentik gesagt werden darf.

Anderweitige mehr oder minder bedeutungsvolle einschiffige Kirchen finden sich zu Planian, Skalitz, Michowitz, Hruschitz, Chotieschau, Birschan, Hostiwarz, Rege, Bohnitz, Smichow und andern in der Nähe von Prag gelegenen Orten, wobei zu bemerken ist, daß diese Gegenden Ueberfluß an den trefflichsten Bausteinen besitzen. Wo diese zu fehlen beginnen, werden auch derartige Steinbauten seltener; in den Granit- und Gneißgegenden sieht man nur ausnahmsweise ein solches Kirchlein, im Hochgebirge fehlen sie ganz. Ueber die Erbauung dieser eigenthümlichen Denkmale haben sich nur dürftige Nachrichten erhalten, doch reichen diese hin, um sichere Anhaltspunkte gewinnen zu lassen. Wie schon erwähnt wurde die Kirche zu St. Jakob um 1160 von Sedlezer Ordensmännern erbaut, Abt Silvester von Szawa (1134—1161) ließ die Kirche von Michowitz beinahe zur selben Zeit herstellen und hat allem Anschein nach auch die zu Skalitz errichtet; Bischof Johann (sicherlich der zweite, 1226—1236) hat die Kirche von Rege eingeweiht und die Mönche von Pflaß bauten um 1225 die Kirche zu Potworow, die Krone aller einschiffigen Bauten. Aus diesen Daten geht hervor, daß die meisten der besprochenen Gebäude unter Wladislaw II. ausgeführt wurden und gleich den Stiftskirchen der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören. Im Ganzen lassen sich an den kleinen Gebäuden raschere Fortschritte erkennen, offenbar weil genügende Arbeitskräfte leichter anzuwerben waren.

Mit Centralbauten, deren die österreichische Monarchie bekanntlich eine sehr große Anzahl aufzuweisen hat, ist auch Böhmen reichlich versehen; diese liegen ebenfalls meist in der Mitte des Landes und es besitzt die Stadt Prag allein deren drei. Die Prager Rundkapellen unterscheiden sich nur durch ihren größern oder geringern Durchmesser von einander; das größte Maß im Richten beträgt 24, das kleinste 13 Fuß. Die Form dieser Bauwerke ist bekannt, der Grundriß wird durch eine Kreislinie beschrieben, welche das Kirchenhaus oder Schiff bildet; an dieses lehnt sich eine halbrunde Abside als Altarraum an. Ueber dem Schiffe erhebt sich ein Kuppelgewölbe, welches mit einer Laterne bekrönt ist; überall herrscht die denkbarste Einfachheit, die Gesimse bestehen nur aus vorgeschobenen Platten, Verzierungen fehlen beinahe gänzlich. Derselben Richtung gehören an die Rundkapelle zu Schelkowitz bei Liebshausen unweit Bilin und die in Ruinen liegende Friedhof-Kapelle bei Pilsenek. Trotz ihrer Einfachheit kommt den genannten Bauten kein sehr hohes Alter zu, die Prager Kapellen werden erst im vorgerückten 13. Jahrh. urkundlich genannt und die zu Schelkowitz scheint nicht vor 1300 entstanden zu sein. Bestimmte Nachrichten besitzen wir über das von Herzog Sobieslaw I. erbaute Rundkirchlein auf dem Georgsberge bei Raudnitz, welches Bischof Heinrich Bdit im Jahre 1126 eingeweiht hat. Dieser höchst interessante Bau ist an der Westseite mit einem runden Thurme, durch welchen der Eingang führt, ausgestattet, besteht daher aus drei ineinander verschlungenen, durch Thurm, Schiff und Abside gebildeten Kreislinien. Die Kuppelgewölbe waren ursprünglich so konstruirt, daß dieselben Steine zugleich die Wölbung wie das Dach bildeten. Derselben Zeit mag auch die Kirche zu Rowary angehören, welche der Sage nach von Spitzignew I. im Jahre 905 gegründet worden sein soll. Das Gebäude hat elliptische Grundform, dabei einen quadratischen Thurm und einen gothischen rechteckigen Chor; hohes Alter besitzt nur die Anlage des Schiffes bis etwa zur Höhe von 10 Fuß, alle übrigen Theile gehören spätern Zuthaten an. Besser erhalten ist die mit einem quadratischen Thurm versehene Kirche zu Libaun unweit Laniowitz, eine regelmäßige Anlage, deren Abside genau die Hälfte des größern Radius einhält. Sie dürfte nur um einige Jahre jünger als die Kapelle auf dem



Georgsberge sein. Abweichend von aller Regel zeigt sich die Pfarrkirche zu Holubitz unweit Kralup; sie besteht aus zwei beinahe gleich großen ineinander verschlungenen Kreisbauten, von denen der eine dadurch als Hauptbau oder Schiff bezeichnet wird, daß hier die Abside ausgebaut und an der Westseite ein viereckiger Thurm vorgelegt ist. Diese Kirche wurde erst nach 1250 erbaut, die vielen gothischen Einzelheiten lassen die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts als Bauzeit erkennen.

Einer ganz andern Richtung gehört das nahe bei dem Kloster Brzewnów erhaltene, jetzt in einem Privatgarten liegende Cömeterium an, eine kleine runde Doppelpapelle, welche sowohl im obern wie untern Raume mit Nischen umgeben ist. Dieser mit einer Kuppel überdeckte Oktogonbau besteht als einziges Beispiel jener seltenen Nischenanlagen, unter denen die Kirche St. Michel d'Entraigues und die Marienkapelle auf dem Schlosse zu Würzburg besonders hervorragen. Obwohl seit undenklicher Zeit vernachlässigt, ist dieses Cömeterium gut erhalten.

Die Detailformen aller dieser Rundbauten sind schmucklos und schwer, übereinstimmend mit der vielfach genannten Georgskirche; nur die gothisirende Kapelle zu Schellowitz und die Kirche in Holubitz, beide zu den spätesten romanischen Werken gehörend, zeigen einige Dekorationen und sorgfältigere Arbeit. Daß die meisten Rundkapellen als Cömeterien errichtet worden sind, ist erwiesen; doch war diese Bestimmung nicht die ausschließliche, denn die Kirchen zu Holubitz und Liban sind zweifelsohne von vorneherein zu Pfarren bestimmt gewesen, wie die Kapelle auf dem Georgsberge zur Wallfahrtskirche.

Einige ungewöhnliche Formen verdienen noch kurze Erwähnung; vor allen die nach dem gleicharmigen griechischen Kreuze angeordnete St. Johanneskirche zu Weißkirchen bei Melnik und die St. Prokopskirche in Zabor. In Weißkirchen lehnen sich an einen hohen viereckigen Mittelraum vier rechteckige Flügel an, von denen der östliche als Chor, der westliche als Thurm dient. Das Äußere ist rings mit Rundbogenfriesen umzogen. (Diese Kirche wurde vor Kurzem wegen Baufälligkeit abgetragen.) Die Kirche in Zabor gehört zu den merkwürdigsten Anlagen der gesammten Monarchie, wenn auch das Bauwerk nur eine geringe Ausdehnung besitzt. Der ursprüngliche Bau wird durch ein reguläres Quadrat von  $27\frac{1}{2}$  Fuß Durchmesser beschrieben; in diesem Raume sind vier runde Säulen so angeordnet, daß der Mittelraum wieder ein gleichseitiges Viereck von 12 Fuß lichter Weite bildet und rings von 6 Fuß weiten Nebengängen umzogen ist. Der also gewonnene Mittelraum wird von einem Kuppelgewölbe überdeckt, oberhalb desselben sich ein 54 Fuß hoher gemauerter Thurm erhebt. Da die Säulen, auf welchen Kuppel und Thurm ruhen, je nur 21 Zoll stark sind, hat der Baumeister eine äußerst kühne Aufgabe gelöst. An den nach dem Würfel gebildeten, aber nicht gleichmäßig gestalteten Kapitälern kommen gewundene Rundstäbe und Blattwerke vor; den Kapitälern entsprechen auf Pilastern ruhende Gurtträger, die mit Larven und Thiergestalten ausgestattet sind. Dieser plastische Schmuck verräth, daß der Bildhauer welcher in St. Jakob thätig war, auch die hier angebrachten Gebilde hergestellt habe, daß folglich den Cisterciensern von Sedletz auch dieser Bau zugeschrieben werden darf. In etwas späterer Zeit, wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde an die Kirche ein Vergrößerungsbau angefügt in Form eines abendlichen Querschiffes, dessen Gewölbe von zwei (nun abhandengekommenen) Säulen unterstützt waren. An diesem Vergrößerungsbau, der sowohl im Innern wie an den Außenseiten abscheulich überfleckst und ruinirt worden ist, haben sich Reste eines Portales erhalten, welches in seiner Verstümmelung noch immer den ausgezeichneten Leistungen romanischer Kunst beizuzählen ist. Zwei eingelebete und eine freie Säule standen auf jeder Seite der Leibung und eine aus neun Wulsten und Kehlen gebildete Archivolte umrahmte das Ganze. Alle Theile, die Postamente, Säulenschäfte, Kämpfergesimse und Bogen prangten in reichster Ornamentirung, und es waren sogar figürliche



Darstellungen, Jagden, Szenen aus dem Landleben u. dgl., in den Nischen angebracht. Die Ausführung der Ornamente ist vorzüglich gediegen, besonders geistreich sind die Kapitäle geformt, welche sich den korinthischen einigermaßen nähern. Sedletz war ein Tochterstift des berühmten Cistercienser-Klosters Waldsassen, und stand im regen Verkehr mit Eborach in Franken; es scheint mithin fränkischer Einfluß bei dem beschriebenen Portal vorgewaltet zu haben. Gegenwärtig bestehen zur Linken noch zwei, zur Rechten eine von den angeblendeten Säulen, die beiden frei vortretenden sind durch angelebte Strebepfeiler verdeckt worden.

Einen Profanbau romanischen Styles besitzt Böhmen eigentlich nur in den Ruinen des Schlosses zu Eger; abgesehen von diesen merkwürdigen Resten könnten nur einige Thürme größerer Burgen angeführt werden, welche jedoch geringe künstlerische Ausstattung zeigen. Der Burgenbau kam erst zur Zeit des Mongolensturmes (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) in Aufnahme, daher die ältesten Schlösser Böhmens dem Uebergangsstyl angehören.

Des Einflusses, welcher sich von Süddeutschland, zunächst von der Bischofsstadt Regensburg aus über den größten Theil des Landes verbreitete, ist bereits gedacht worden; es erübrigt noch, die Wechselbeziehungen zwischen den an der Süd-, Ost- und Nordseite angrenzenden Gebieten zu bezeichnen. Die Südspitze Böhmens enthält keine namhaften romanischen Denkmale, ebenso wenig als in dem unmittelbar gegenüberliegenden oberösterreichischen Gebirgslande dergleichen getroffen werden; von gegenseitigen Beziehungen kann daher nicht wohl die Rede sein. Dagegen berührten sich die künstlerischen Verhältnisse von Böhmen und Mähren seit ältester Zeit vielfach, ohne jedoch enge Verbindung einzugehen. Mähren, obgleich in politischer Hinsicht mit Böhmen zusammenhängend, hat im Verlauf der romanischen Periode eine von diesem durchaus selbständige Kunstrichtung eingehalten und sich zunächst an die unterösterreichische Schule angeschlossen. Wenn auch die Domkrypte in Olmütz bedeutend modernisirt worden ist, erkennt man ohne Mühe, daß hier nach andern Prinzipien vorgegangen wurde, und besonders ergiebigerer Räumlichkeiten beliebt waren, als in Böhmen. Die Benediktiner-Stiftskirche zu Trebitsch, das erste und wichtigste romanische Baudenkmal Mährens, bewegt sich ganz und gar in der Formenwelt, welche den gleichzeitigen Werken Niederösterreichs eigen ist. Die Detaillirung der Kirchen zu Trebitsch, Heiligenkreuz und Lilienfeld ist vollkommen übereinstimmend; bei den Portalen des kleinen Centralbaues zu Tuln und der Trebitscher Basilika möchte man sogar einen und denselben Baumeister voraussetzen. Die geographische Lage Mährens, welches von Böhmen durch Gebirge abgeschlossen, gegen Oesterreich hin aber offen liegt, macht das Vorwalten der von hier ausgehenden Kunstrichtung begreiflich.

Ein ähnliches Verhältniß findet auch zwischen Böhmen und Schlesiens statt; die natürliche Trennung dieser Länder ist durch das viele Meilen weite Sudetengebirge in noch höhern Grade bewerkstelligt, an dessen beiderseitigen Abhängen der Holzbau mit besonderer Fähigkeit festgehalten wurde. In den Städten Schlesiens, namentlich in Breslau, Sigmund und Glogau, machen sich Anklänge an den norddeutschen Ziegelbau bemerkbar. In den eigentlich sächsischen Landen hingegen kommen mehrfältig Bildungen vor, welche zweifelsohne von Böhmen herüber verpflanzt worden sind. Wir rechnen hieher die Rundkapelle zu Grottsch, welche Graf Wiprecht von Grottsch, Schwiegersohn des Königs Wratislaw von Böhmen, im Anfang des 12. Jahrh. hat erbauen lassen, dann eine zweite solche Kapelle auf dem Petersberg bei Halle, und schließlich einige Partien der Kollegiatkirche in Zeitz, wo dieselben Kapitäle und Gewölbe wie in Altunzlaus vorkommen. Andererseits lassen sich auch sächsische Einwirkungen in Nordböhmen nachweisen, wie z. B. in Ofegg, wo offenbar sächsische Steinmetzen thätig waren.



## II. Der Übergangsstyl.

Daß der romanische Styl in Böhmen nicht jene Vollkommenheit und selbstständige Durchbildung wie im übrigen Deutschland erreichte, daran sind einerseits die vielen Thronstreitigkeiten schuld, welche dem Tode Vladislaws II. folgten und mit geringen Unterbrechungen von 1173 bis 1198, nämlich bis zu Ottokars Thronbesteigung anhielten, andererseits und noch in höherem Grade der vieljährige Kirchenstreit, welchen Ottokar mit dem Bischof Andreas führte. Dieser staatskluge und unternehmende Fürst hatte längst die Erbübel seines Vaterlandes erkannt, und trachtete, als er endlich zur Regierung gelangte, denselben gründlich abzuheben. Zuerst suchte er das Senioratsgesetz, welches zu fortwährenden Unruhen Anlaß gegeben hatte, abzuschaffen und die erbliche Königswürde an sein Haus zu bringen. Nachdem ihm dieses gelungen und er vom Papste in der neuen Würde bestätigt worden war, ging sein Streben dahin, die Einkünfte der Krone zu vermehren und eine gleichmäßige Besteuerung einzuführen, von welcher auch die geistlichen Güter nicht befreit sein sollten. Aus diesem Anlasse entspann sich der erwähnte, von 1214 bis 1229 hinziehende Kirchenstreit, in Folge dessen das Interdikt verkündet und die künstlerische Thätigkeit sehr beschränkt, wo nicht ganz eingestellt wurde. Der große politische Umschwung, welcher durch König Ottokar I. eingeleitet worden war, und der unter andern Verhältnissen der Kunstentfaltung sehr förderlich gewesen wäre, konnte daher sogleich keinen unmittelbaren Nutzen bringen und erst nach Ottokars Tod (1230) zeigten die eingeführten Neuerungen ihre wohlthätigen Wirkungen. Als sowohl die Königin-Witwe Constancia wie ihre Tochter die Prinzessin Agnes sich zu Klosterstiftungen entschlossen, brach sich die längere Zeit zurückgehaltene Kunstthätigkeit plötzlich eine neue Bahn, welche gleichmäßig über Böhmen und Mähren verbreitet wurde. So weit wir diese Richtung zu verfolgen im Stande sind, dürfen die Kirchenbauten zu Iglau und das Cistercienserkloster Tischnowitz als die ersten Werke angesehen werden, an denen die neuen Formen zur Geltung gebracht wurden. Diesen Bauwerken schließt sich das vereinigte Franciscaner- und Clarissenkloster in Prag unmittelbar an. Tischnowitz in Mähren wurde durch die Königin Constancia im Jahre 1233 gegründet und der Kirchenbau so schnell gefördert, daß derselbe bereits 1239 eingeweiht werden konnte, worauf sich die Vollendung bis etwa 1250 hingezogen haben mag. Die Gründung des Clarissen- oder, wie es gewöhnlich genannt wird, St. Agnesklosters in Prag schreibt sich aus dem Jahre 1234; es hatte die Stifterin, Prinzessin Agnes, die Absicht, ein Spital für arme und gebrechliche Bürger anzulegen, weshalb die doppelte Einrichtung eines Frauen- und Mönchsklosters vorgezeichnet war. Das Agneskloster liegt in Ruinen, die Dominikaner-, wie die Pfarrkirche in Iglau sind öfters überbaut worden, wogegen die Minoritenkirche daselbst und die Cistercienserkirche in Tischnowitz von den Stürmen der Zeit größtentheils verschont blieben.

Diese Denkmale unterscheiden sich von den Werken der romanischen Periode weniger durch Einzelheiten, als durch die Gesamtanlage, welche mit vollstem Bewußtsein die gothischen Konstruktionsregeln befolgt. Das Gewölbesystem ist in allen Theilen durchgeführt und auch an den Außenseiten durch Strebepfeiler (welche dem romanischen Bau nicht eigen sind) ausgesprochen. Diesem Streben zufolge treten die Gurten und Rippen der Wölbungen in bedeutender Stärke aus den Flächen vor und bilden ein unabhängiges Gerüste, welches die nur leicht zwischengefügten Gewölbefelder trägt. Sehr bezeichnend für die neue Richtung ist, daß der halbrunde Altarraum (die Absis) plötzlich verschwindet, um dem polygonförmigen Chorschlusse Platz zu machen. Bei diesen gewaltigen, dem romanischen Bauystem völlig fremden Neuerungen werden jedoch die einzelnen Theile unverändert nach alter Weise beibehalten; die Fenster bleiben schmal und rund-



bogig, die Portale sind noch immer mit angeblendetten Säulen decorirt und Rundbogenfriese ziehen sich an den Gesimsen hin. Auch die Bildung der innern Pfeiler wie die Thurmstellung erfahren keine Aenderung; die Thürme behalten ihre quadratische Grundform und westliche Stellung, und die Weite der Hauptschiffe bleibt durchschnittlich auf circa 24 Fuß beschränkt. Würfelkapitälé kommen zwischen 1230 bis 1250 zwar noch vor, jedoch selten; nach dieser Zeit verschwinden sie ganz, wogegen das kelchförmige, mit Knospen versehene Kapital an ihre Stelle tritt. Die Pflanzenornamentik hält, wie in Tischnowitz, noch einige Zeit an den romanischen Motiven fest, doch werden diese Motive mit feinstem Gefühl weiter ausgebildet und durch viele der Natur entnommene Elemente vermehrt.

Ob dieser Baustyl sich in Böhmen oder Mähren entwickelt habe, wird schwerlich entschieden werden können; Mähren besitzt jedenfalls die bedeutendsten Werke dieser Richtung, was jedoch Sache der zufälligen Konservirung sein mag. Von dem in Deutschland verbreiteten Übergangsstyl unterscheidet sich der böhmisch-mährische durch größere Hineigung zu der gothischen Konstruktion und vielseitigere Behandlung der Laubwerke. Der Umstand, daß der Styl ohne allen und jeden Übergang plötzlich hervortritt, läßt individuelle Einwirkungen voraussetzen; es hat ein eingewanderter sehr geistreicher Meister diese Richtung verbreitet und eine Schule angelegt, deren Thätigkeit zunächst den Osten Böhmens und die nachbarlichen Distrikte Mährens umfaßte. Von Tischnowitz über Groß-Meseritsch und Iglau bis Prag zieht sich eine Reihe von bedeutenden Bauwerken, welche sämmtlich dieser Schule angehören und von denen die Stiftskirchen Frauenthal und Seelau, dann die Pfarrkirchen zu Humpolez, Kolín und Kauršchin besonders hervorzuheben sind. Diesen reihen sich an die Ruinen des Cistercienserklosters Hradischt bei Münchengrätz, die Probsteikirche Politz und der Chorschluß an der Pfarrkirche Czaslau, welche Bauten in ununterbrochener Reihenfolge einen schulmäßigen Verlauf erkennen lassen.

Die Prachtportale von Tischnowitz, Hradischt und Politz verdienen einige erläuternde Worte, da gerade erhaltene Portalbauten in unserm Lande zu den Seltenheiten gehören. — Bei allen sind die Leibungen durch rechteckige Vorsprünge und eingblendete Säulen gebildet und mit Spitzbogen überdeckt. Die sämmtlichen Säulenschäfte werden durch die bekannten, dem Übergangsstyl angehörenden Ringe in zwei Hälften abgetheilt; Kapitälé, Säulensüße, Gewände und Bogen prangen im vollsten Schmuck von Laubwerken und Arabesken. In diesen Gebilden geben sich aber auffallende Verschiedenheiten kund, welche als Entwicklungsstadien anzusehen sind und für die Altersbestimmung große Wichtigkeit besitzen. Die Laubwerke in Tischnowitz und in den Kirchen zu Iglau halten noch die traditionell romanischen Formen ein und bewegen sich in regelmäßigen Wiederholungen bei stylisirter Ausführungsweise, wogegen die Ornamente in Politz als freie Naturstudien mit vollständiger Ausprägung der nachgeahmten Pflanzen erscheinen. Zwischen diesen beiden dekorativen Auffassungen hält die Ornamentik zu Hradischt das Mittel ein, überbietet jedoch in Bezug auf fleißige Durchbildung alle bisher aufgezählten Leistungen.

Über die Künstler, welche in jener Zeit wirkten, haben sich keine Nachrichten erhalten, wie denn gerade die Geschichte des 13. Jahrhunderts die auffallendsten Lücken enthält. Dieser Umstand ist um so bedauerlicher, als unter Ottokar I. das Städtewesen aufzublühen begann. Die unter den unmittelbaren Schutz der Könige gestellten Städte kräftigten sich in unglaublich kurzer Zeit, und in ihren Mauern bildete sich ein Handwerkerstand, welcher bisher in Böhmen gefehlt. Auf dieser Weise erklärt sich die plötzliche Veränderung der Kunstformen, welche nach 1230 eintrat, von selbst; außerdem trugen die neueingeführten Orden der Dominikaner und Franziskaner, insbesondere aber der Charakter des K. Wenzel I. vieles bei, die künstlerischen Reformen zu unterstützen. Wenzel war eine leidenschaftliche, durch und durch poetische Natur, er huldigte dem bekannten Ausspruche:



„Liebe Wein, Weib und Sang“ lange vorher, ehe Luther denselben in Fassung gebracht hatte. Selbst Dichter und Verfasser von deutschen Minneliedern hielt Wenzel I. glänzenden Hof, an welchem der Bischof Arnold von Bamberg und Ritter Oger von Friedberg als erste Räte wirkten. Der Mongolensturm hatte Anlaß gegeben, den deutschen Burgenbau in Böhmen einzuführen; viele Adelige legten neue Schlösser an, und der König selbst beschäftigte an seinem Hofe mehrere aus Deutschland berufene Baumeister.

In sthlitfischer Beziehung nähern sich die während der Regierung Wenzels I. (1230 — 1253) ausgeführten Werke am meisten der sächsischen Schule, und es scheint, daß von Magdeburg, welches damals in der Rechts- und Kulturgeschichte Böhmens eine Hauptrolle spielte, auch bedeutende künstlerische Einflüsse herüberwirkten. Die Ornamentik des zwischen 1208—1234 vollendeten Chorbaues des Magdeburger Domes ist so auffallend mit den Arbeiten zu Tischnowitz und Hradischt verwandt, daß einiger Zusammenhang der beiderseitigen Schulen angenommen werden darf.

Etwas späteren Ursprung verrathen die beiden städtischen Pfarrkirchen zu Kauršchin und Kolin, welche nach übereinstimmenden geschichtlichen Nachrichten wie archäologischen Untersuchungen in den ersten Regierungsjahren Ottokars II. ausgeführt wurden. In Kolin, dem alten Köln an der Elbe, hat sich nur das Langhaus erhalten, indem der abgebrannte Chor zwischen 1360 bis 1378 durch Karl IV. erneuert worden ist. Das Langhaus in Kolin zeigt drei gleich hohe Schiffe, und es ist hier die Hallenform in Böhmen, wie es scheint, zum erstenmal angeordnet worden. Mauern und Pfeiler sind übertrieben massenhaft im Verhältniß zu den bescheidenen Spannweiten der Gewölbe. Bei einer Breite des Hauptschiffes von 22 Fuß halten die viereckigen Pfeiler eine Stärke von 5 Fuß ein und sind außerdem noch mit vier kräftigen Halbsäulen (Diensten) umgeben. An den Außenseiten treten die Strebepfeiler 9 Fuß weit vor, obgleich die überstarken Mauern keine besondere Stütze bedurft hätten; Beweise, daß ein Erstlingsversuch gemacht wurde und der Meister sich noch nicht ganz sicher fühlte. Das zwischen zwei Thürmen an der Westseite eingefügte Hauptportal hält mit großer Entschiedenheit frühgothische Formen ein und kontrastirt seltsam mit dem alterthümlichen Innern, welches mehr dem romanischen als Übergangsstyl entspricht. Die Thürme selbst sollen erst 1313 vollendet und in Gegenwart des Königs Johann von Luxemburg eingeweiht worden sein, wie eine noch ums Jahr 1840 vorhandene, jetzt aber zerstörte Inschrift kund gab. Die Kirche in Kauršchin hat niedrige Seitenschiffe und zwei neben das Presbyterium gestellte Thürme, hält jedoch in allen Einzelheiten an der zu Kolin entwickelten Formengebung fest. Unter dem Presbyterium dieser Kirche befindet sich eine mit dem Oberbau durchaus übereinstimmende Krypte von achteckiger Grundform, eine Eigenthümlichkeit, welche unsers Wissens in keinem gleichzeitigen Werke getroffen wird. Diese Krypte wird durch einen aus 8 kleinen Säulen gebildeten Mittelpfeiler unterstützt, ist mit spitzbogiger Wölbungen überdeckt und mißt 21 Fuß im geraden Durchmesser.

Die der deutschen Pflanzenwelt nachgebildeten Verzierungen der Kirchen zu Kauršchin und Kolin gehören zu den Meisterwerken der Steinbildnerei und lassen erkennen, daß dieselben Arbeiter hier wie dort thätig waren. Man sieht Eichen-, Ephen-, Wein-, Eschen-, Ahorn- und Kleeblätter, dann Rosen, Schwertlilien und andere Blumen zwischen Thiergestalten und Masken, alles von feinsten Durchführung. Seelau und die übrigen Kirchen des Ostens zeichnen sich weniger durch Dekorationen, als einfach gediegene Gesamtanordnung aus; die kreuzförmige Kirche in Humpolez (um 1250 durch das Kloster Seelau erbaut) ist sogar auf einen Kuppelthurm vorgerichtet, doch ist dieser späterhin im Renaissancestyl umgewandelt worden.

Die Westhälfte Böhmens hat verhältnißmäßig wenige Denkmale des Über-



gangsstyls aufzuweisen: Eger besitzt in der Nikolauskirche ein Werk, dessen älteste Theile mit gleichem Rechte zu den romanischen wie Uebergangsbauten gezählt werden dürfen; neben diesen kommen die Kreuzgänge zu Osseg und Strakonitz in Betracht. Die Gegend von Osseg war längere Zeit mit Sachsen verbunden und das Stift selbst in diesem Lande begütert, daher hier sächsische Einwirkungen selbstverständlich vorherrschen. Der Kapitelsaal mit der anstoßenden Seite des Kreuzganges gehört zu den vorzüglichsten, der Mitte des 13. Jahrhunderts entstammenden Bauwerken und ist bestens erhalten. Unabhängiger in ihrem Gepräge, aber von nicht minderer Vollendung zeigen sich die noch bestehenden Partien des Kreuzgangs in Strakonitz, der Kapitelsaal daselbst aber ist entstellt worden.

Ottokar II. gründete im Süden Böhmens fast zu gleicher Zeit das Dominikanerkloster zu Budweis und das Cistercienserstift Goldenkron, während Wol Herr von Rosenberg auf seinen fürstlichen Besitzungen das Kloster Hohenfurt, ebenfalls Cistercienserordens anlegte. Das im Jahre 1259 gegründete und durch Ordensmänner aus Wilhering in Oberösterreich besetzte Stift Hohenfurt enthält in seinen weitläufigen Baulichkeiten noch viele alterthümliche, dem frühesten Uebergangsstyl angehörende Theile, mit Anklängen, welche aus dem Donauthal herübergeleitet worden sind. Die fünfstheilige Chorpartie, über welche das aus dem Achteck konstruirte Presbyterium und zwei dreieckige Nebenkapellen vortreten, gehört zu den eigenthümlichsten und glücklichsten Bildungen, welche die kunstreichen Cistercienser ausgeführt haben. Auch der viereckige Kapitelsaal und die anstoßende Sakristeikapelle enthalten prachtvollere Details, welche um so bewunderungswürdiger erscheinen, als sie aus grobkörnigem Granit hergestellt sind. Das Langhaus ist dreischiffig und nach dem Hallensystem errichtet, wurde jedoch um 1480 überarbeitet.

Sehr beachtenswerth ist der Unterschied, welcher sich zwischen den Hohenfurter Bauten und den etwa fünf Jahre später von Ottokar gegründeten Kirchen zu Budweis und Goldenkron kundgibt. An diesen sind die romanischen Reminiscenzen vollständig abgestreift, und es zeigt sich eine Gothik von zwar einfacher, aber edelster Durchbildung, welche ganz dem Wesen des goldenen Königs entspricht. Der basilikaförmigen, mit weiten Kreuzvorlagen ausgestatteten Kirche in Goldkron wird schwerlich ein zweites Gebäude gegenübergestellt werden können, welches bei möglichster Einfachheit eine so vollendete Harmonie einhielte.

Eine ähnliche Richtung halten ein die Pfarrkirchen zu Hohenmauth, Saaz und Aussig, die Minoritenkirche zu Eger und mehrere theils Klöstern, theils städtischen Pfarreien angehörende größere Kirchenbauten. Die Pfarrkirche überhaupt gewinnt erst im Verlaufe der Uebergangsperiode künstlerische Durchbildung, nachdem in früherer Zeit den Stiften alle Aufmerksamkeit gewidmet worden war. Allmählig werden auch reichere Grundrißformen eingeführt, so der fünfseitige Chorschluss, mit welchem sowohl die Minoriten- wie die Stadtpfarrkirche zu Beneschau ausgestattet sind; zuletzt der siebenseitige, mit Kapellenkranz versehene Schluss, der jedoch nur ein einziges Mal vorkommt, nämlich an der von Wenzel II. um 1295 neu aufgeführten Stiftskirche Sedlez. Im Verlaufe des Uebergangsstyles und der Frühgothik tritt eine merkwürdige Erscheinung zu Tage: die neuen Formen fanden nur an größern Bauwerken, welche von der Herrscherfamilie, von Städten oder hochgestellten Personen gefördert wurden, Verwendung, während für die Kirchenbauten auf dem Lande bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts der hergebrachte romanische Styl in Übung verblieb.

Die größte Kunstthätigkeit entfaltete sich unter Ottokar II., welcher mit Auszeichnung den Ehrennamen „Städtegründer“ verdient. Seine Bestrebungen, das Land zu kultiviren, sind um so anerkennenswerther, als er durch die obwaltenden Verhältnisse zu vielen Kriegen gezwungen wurde, bis er endlich in der Schlacht bei Dürnkrut auf dem Marchfelde den Heldentod starb. Böhmen, Mähren und Schlesien, Oesterreich und Steiermark haben zahlreiche Werke auf-



zuweisen, welche der für seine Zeit feingebildete, pracht- und kunstliebende Ottokar hervorgerufen hat. Sein Gerechtigkeits Sinn und ritterlicher Muth sind von Feind und Freund bewundert worden und leben in Sage und Gesang fort; Ottokar ist der größte Civilisator Böhmens, und die goldene Saat, welche er ausgestreut, hat herrliche Früchte gebracht, wenn auch Verrath und Gewaltthat dem redlichen Willen des Königs im Leben wie nach dem Tode gegenüberstanden.

Ueber den Werken des Königs Wenzel II. hat ein eigener Unstern gewaltet; Kloster Königsaal, welches als Weltwunder gepriesen wurde, und wo der König seine Ruhestätte gewählt hatte, wurde von den Husiten mit so bestialischer Wuth zerstört, daß nicht ein Stein auf dem andern blieb. Die schon erwähnte Stiftskirche Sedletz erfuhr ein ähnliches Loos, doch blieb hier die allgemeine Anlage erhalten, und die'se läßt ein Bauwerk ersten Ranges erkennen. Dieses Prachtgebäude verdient um so mehr eine eingehende Beschreibung, als es in Bezug auf materielle Größe alle Kirchen Böhmens, selbst den ausgeführten Theil des Prager Domes überragt.

Das im lichten Maße 276 Fuß lange und 93 Fuß breite Haus wird durch vier Reihen von Pfeilern in fünf Schiffe zerlegt, von denen das Mittelschiff 31 Fuß (von Pfeilerachse zu Pfeilerachse) weit ist. Die Seitenschiffe halten, von kleinen Unregelmäßigkeiten abgesehen, je  $15\frac{1}{2}$  Fuß ein und bilden gleichseitige Quadrate. Nach den Regeln der Cistercienser hatte die Kirche keinen Thurm, war aber auf eine Kuppelkrönung über dem Querhause vorgerichtet, welche Krönung jedoch bei dem durch Abt Heinrich Snopce zwischen 1693 und 1707 ausgeführten Restaurationsbau nicht wieder aufgestellt wurde.

Mit Zuzählung der westlichen Vierungspfeiler stehen im Langhaus je 10 Pfeiler in einer Reihe, während im Presbyterium nochmals in den geraden Achsenlinien je 4 Pfeiler aufgestellt sind. Im Chorpolygon stehen in der innern Reihe 2, im Umgange 6 Pfeiler, wodurch eine Gesamtzahl von 64 Pfeilern sich ergibt. Da, wie aus dem Augenschein zu entnehmen, ehemals auch in den Kreuzflügeln die Pfeiler sich fortsetzten (auf jeder Seite 2 Pfeiler), wurden die Wölbungen des unter König Wenzel II. errichteten Kirchenhauses durch 68 Pfeiler unterstütt. Die Kreuzarme haben keine bedeutende Ausladung, sie treten nur um  $15\frac{1}{2}$  Fuß im Licht über das Langhaus vor und halten die Höhe des Mittelschiffes ein.

Sieben je aus drei Seiten des Oktogons konstruirte Kapellen bilden den Chorschluß und bieten heute noch trotz aller Verstümmelungen und Verzopfungen ein wunderbar großartiges Linienpiel. Die Verdoppelung zwischen dem innern Chorschluß (dem hohen, aus drei Seiten des Achtecks gezogenen Chore) und dem Umgang wird bewirkt durch zwischengelegte Dreiecke, wodurch sich die Zahl der Umgangskapellen auf sieben steigert.

Die Höhe des Mittelschiffes ist durch das veränderte Niveau und durch Herabsetzung des Gewölbeseitels etwas verringert worden und beträgt gegenwärtig  $99\frac{1}{2}$  Fuß, hielt aber ursprünglich 108 Fuß ein, wie noch an der Giebelmauer zu erkennen. Die Hauptpfeiler sind rechteckig, mit Diensten versehen, und im Körper  $5\frac{1}{2}$  Fuß stark, die Pfeiler der Nebenschiffe haben nur eine Stärke von  $2\frac{1}{4}$  Fuß und runde Grundform. Gegenwärtig sind die Nebenschiffe nur 25 Fuß hoch. Wenn man die wahrscheinlich ursprüngliche Länge der Vorhalle zählt, ergibt sich ein äußeres Gesamtmaß von 305 Fuß.

Unter den Pultdächern der Seitenschiffe haben sich noch viele alte Einzelheiten erhalten; sie zeigen eine alterthümlich strenge Gothik, schlicht, aber sehr wohlgemessen und in harmonischen Linien sich bewegend. Wie bei den Bauwerken Ottokars II. ist der Vertikalismus vorwaltend und die horizontale Gliederung in sehr geringem Grade betont.

Unweit dieser der Himmelkönigin geweihten Stiftskirche besteht ein Friedhofskirchlein, ebenfalls aus König Wenzels II. Zeiten herrührend und in seinen



obern Partien noch ziemlich erhalten. Es ist eine Doppelkirche, unterhalb eine weilkäufige, im Quadrat angelegte Gruft, über deren Mittelbau sich eine mit zwei Thürmen ausgestattete Kapelle erhebt. Die Formen gehören zum Theil noch dem Übergangsthyt an; so sind die runden Wandsäulen noch mit Ringen versehen, die Gurte bestehen nur aus kräftigen Rundstäben und die übrige Ausstattung ist gerade so schlicht wie die noch erhaltenen Theile der Stiftskirche.

Das wohlerhaltenste von Wenzel II. ausgeführte Bauwerk ist die St. Wenzelskapelle im wälſchen Hofe zu Kuttenberg, ursprünglich ein quadratisches, 20 Fuß langes und breites Kirchlein, an welches sich ein herrlicher Erker als Chorbau anschließt. Das Außere des Erkers zeigt mancherlei spätgothische Zuthaten, das Innere jedoch, wie der größte Theil des für das Schiff bestimmten Raumes sind bestens erhalten. Die Gewölbe des Schiffes werden durch eine Mittelsäule getragen, von welcher aus die Rippen sich sternförmig verbreiten. Auch im aus fünf Seiten des Achtecks konstruirten Erker (dem Chore) sind Sternengewölbe angebracht, wohl die ältesten, welche Böhmen besitzt. Der wälſche Hof in Kuttenberg wurde von König Wenzel gegen den Schluß des 13. Jahrhunderts als Residenz und zugleich als Münzstätte erbaut; hier wurden die berühmten böhmischen Groschen durch italienische, aus Florenz berufene Münzmeister geprägt, und der offene Schloßhof diente als Börse, wo die Kaufleute der bevorzugten Städte ihre besondern Plätze inne hatten. Von den Wappen, welche diese Plätze bezeichneten, haben sich noch einige erhalten, z. B. von Mecklenburg, Schweidnitz, Breslau und Nürnberg.

Wie die Städteanlagen so gehören auch die Burgenbauten größtentheils der Übergangsperiode an und man hat sich bei letztern an deutsche Muster gehalten. Die noch bewohnbaren Burgen, deren mehrere getroffen werden, haben begreiflicherweise so viele Reparaturen erlitten, daß die ursprüngliche Form meist verloren gegangen ist; den alten Bestand hat beinahe vollständig gewahrt das in Ruinen liegende Schloß Klingenberg, dessen Hauptthurm und Kapelle sorgfältige Gliederung zeigen. Die Burg zu Bisetz besitzt noch einen wohlerhaltenen Prachtfaal und wichtige Reste einer Kapelle; die noch vor wenigen Jahren im besten Bauzustand befindlichen Nebengemächer wurden plötzlich eingerissen und die herrlichen dort angebrachten Gemälde und Steinarbeiten zerstört, aus Gründen, welche schwer wiedergegeben werden können. Eine vom normalmäßigen Burgenbau abweichende Stellung nimmt in Böhmen oft der Hauptthurm ein, welcher nicht immer auf den gesichertsten Punkt der Feste gestellt wurde und als letzter Zufluchtsort zu dienen hatte, sondern vor dem Hauptgebäude stehend den innern Eingang verteidigen mußte. Die großartigsten Burgen finden sich im Süden des Landes auf den Besitzungen der Herren von Rosenberg; förmliche Hofburgen waren Krumman, Wittingau, Rosenberg, Neuhaus und Winterberg. Eine zweite Gruppe von Schloßern zog sich entlang des Erzgebirges hin; unter diesen zeichnen sich Hasenburg, Graupen und Riesenburg durch künstlerische Vollendung aus.

Die Skulpturwerke der Übergangsperiode stehen im Allgemeinen hinter den Arbeiten romanischen Styles zurück und lassen nur manchmal einige Schulmäßigkeit errathen, wobei jedoch alles Naturstudium fehlt. Belege hiefür finden wir an der Bartholomäuskirche in Kolin, wo sich am Hauptportal und dem Nebeneingange mehrere Reliefs und freistehende Figuren von sehr willkürlicher Behandlungsweise erhalten haben. Auch zu Goldenkron, Hohenfurt, Klingenberg und Dffeg kommen figürliche Bildnereien vor, denen bei technischer Fertigkeit alles Kunstgefühl mangelt. In Bezug auf Bildhauerkunst ist anzuführen, daß dieselbe nur in einigen Klöstern Böhmens geübt wurde, im Ganzen aber ziemlich vernachlässigt war, bis durch die Bestrebungen des Kaisers Karl IV. eine eigentliche Schule aufblühte. Währen erfreute sich im 13. Jahrhundert einer größeren bild-



nerischen Thätigkeit; die am Portal zu Tischnowitz vorkommenden Statuen und Reliefs zeigen bei byzantinischer Anordnung eine ziemlich sichere Technik.

Die Malerei des 13. Jahrhunderts bewegt sich, soweit es monumentale Kunst betrifft, noch ganz in byzantinischen Formen, welche auch für die Miniaturmalerei maßgebend bleiben. Eine Besprechung der letztern liegt außerhalb der für diese Untersuchung gezogenen Grenzen. Reste von Wandgemälden dieser Periode finden sich zu Klingenberg, Budweis, Seltshan, Kudig und St. Agnes in Prag; sie stehen sämmtlich auf der tiefsten Entwicklungsstufe, und verdienen nur vom geschichtlichen Standpunkte einige Beachtung. Es bleibt noch die Sage zu erwähnen, daß König Wenzel II. selbst Malerei betrieben und das in Königsaal befindliche Marienbild gemalt habe. Diese weitverbreitete und trotz aller Unwahrscheinlichkeit geglaubte Sage wird von einer Inschrift abgeleitet, welche auf dem Rande des Bildes angebracht gewesen sein soll, lautend:

Dum Wenceslaus regalem conderet Aulam  
Hanc posuit divae Virginis effigiem.

Abgesehen davon, daß besagtes Madonnenbild nach den sorgfältigsten Untersuchungen keine Spur einer ehemaligen Inschrift erkennen läßt, und daß die fragliche Handschrift im entferntesten nicht zu der Annahme berechtigt, König Wenzel II. Verfertiger des Werkes gewesen, stellen Farbenauftrag und Zeichnung den ealienischen Ursprung außer allen Zweifel.

König Wenzel II., einer der besten Regenten Böhmens, der das von seinem Vater, dem großen Ottokar, befolgte Kolonisationsystem mit Glück fortsetzte und dem Lande eine seltene Wohlhabenheit verschaffte, starb am 5. Juni 1305 im vier und dreißigsten Jahre seines Alters. Sein einziger Sohn, welcher als Wenzel III. den Thron bestieg, wurde nach kurzer, nichts weniger als gesegneter Regierung zu Olmütz am 4. August 1306 meuchlings ermordet. Mit Wenzel III. starb das uralte, aus der Heidenzeit herüberstammende Fürstengeschlecht der Premysliden in männlicher Linie aus; doch lebten noch vier Töchter Wenzels II., von denen die älteste an Herzog Heinrich von Kärnthen vermählt war.

Nun folgte eine unheilvolle, mit Stürmen und Drangsalen ausgefüllte Periode, während welcher der zum König erwählte Rudolf, des römischen Kaisers Albrecht Sohn, bereits nach einigen Monaten starb, worauf Heinrich von Kärnthen auf den Thron gelangte, welcher Fürst jedoch der Situation durchaus nicht gewachsen war. Durch Doppelzüngigkeit, Plünderungen und Hereinziehen fremder Hilfstruppen machte sich der neue König bald allgemein verhaßt, der Aufruhr brach auf allen Seiten los und das Land seufzte unter dem fürchterlichsten Bürgerkriege. Endlich wurde die Lage so unerträglich, daß mehrere der angesehensten Männer aus den verschiedenen Ständen den Entschluß faßten, an Kaiser Heinrich VII., den Luxemburger, eine Deputation zu senden, um dessen Sohn Johann die Hand der jugendlichen Prinzessin Elisabeth, zweiten Tochter des Königs Wenzels II., und mit der Hand die böhmische Königskrone anzutragen. Die zu diesem Zwecke abgeordnete Gesandtschaft fand beim Kaiser günstige Aufnahme, Prinz Johann wurde in herkömmlicher Weise am 31. August 1310 mit Böhmen als einem eröffneten Reichslehen belehnt und Tags darauf mit Elisabeth vermählt. Es bedurfte jedoch längerer Kämpfe, bis König Johann allgemein anerkannt wurde; auch verstrich noch geraume Zeit, ehe künstlerische Unternehmungen in Gang gebracht werden konnten.

Mit dem Tode des Königs Wenzel aber schließt die zweite oder Übergangsperiode ab und erst um diese Zeit verschwinden die aus der romanischen Kunst herübergeleiteten Anklänge vollständig.



### III.

#### Die Luxemburg'sche Periode.

Während die Kunstthätigkeit durch die von 1305 bis 1311 hinziehenden Bürgerkriege und politischen Wirren im größten Theile des Landes eingestellt war, blühte die Stadt Königgrätz auf, wo Elisabeth, die Witwe der Könige Wenzel II. und Rudolf I., die Kirche zum heiligen Geist aufführen ließ. Diese Kirche, deren Ausführung sich beinahe durch das ganze 14. Jahrhundert hinzog, erscheint besonders wichtig als erste größere Ziegelkonstruktion, welche in Böhmen bekannt ist. Die mittlere Bauzeit der heil. Geistkirche liegt zwischen 1302 bis 1315; von diesem Werke abgesehen, darf die von dem Gewerken Johann Ruthard gestiftete und um 1316 in Angriff genommene Pfarrkirche zum heil. Jakob in Kuttenberg als erster größerer Bau anzusehen sein, welcher unter König Johanns Regierung begonnen wurde. Die Kirche ist nach dem Hallensystem errichtet, dreischiffig und zeigt eine sehr ergiebige Räumlichkeit; das 33 Fuß weite Mittelschiff wird auf jeder Seite durch vier reichgegliederte Bündelpfeiler und je einen verstärkten Thurmpfeiler gebildet, die viereckigen Thürme stehen an der Westseite und zwischen denselben ist eine durch einen Mittelpfeiler unterstützte Vorhalle eingefügt. Es scheint, daß bald nach Gründung des Gebäudes bedeutende Störungen eingetreten sind und die Fundamente sich gesenkt haben, woher die schiefe Stellung des linken (nördlichen) Thurmes rühren mag. Erst nachdem man sich überzeugt hatte, daß keine weitere Gefahr zu befürchten sei, wurde der Bau 1335 wieder aufgenommen, und wie die Technik erkennen läßt, rasch vollendet.

Im Vergleich mit den unter Ottokar II. und seinem Nachfolger Wenzel II. angeführten gothischen Werken zeigt sich die Jakobskirche als eine durchaus neue, in Böhmen fremdartige Erscheinung, deren Sonderheiten mehr in den Einzelbildungen als Massen hervortreten. Schon das durch unzählige kleine Linien profilirte, um volle 5 Fuß aus dem Mittel gerückte Hauptportal, dessen Oeffnung durch einen Pfeiler in zwei Felder zerlegt ist, läßt das Hereinbrechen einer veränderten Richtung erkennen; in der Rosette des Thürsturzes sind schwerfällige Formen und überzarte Gliederwerke in seltsame Verbindung gebracht. Dasselbe darf auch von den Pfeilern im Schiffe gesagt werden, wogegen die Halle in ihrer Gesamtheit meisterhaft angeordnet ist.

Wenn König Johann an diesem Bau unmittelbar nicht viel theilgenommen war, wurde derselbe doch unter seinem Schirm ausgeführt, und die hier zur Geltung gebrachten Detailformen sind offenbar von den Rheinlanden aus beeinflusst, freilich in nur halb verstandener Weise.

Zur Zeit des Königs Johann hatte den Bischof zu Prag ein Mann inne, der durch Kunstsinne und aufopfernde Thätigkeit einigermaßen ersetzte, was der abenteuerlustige König vernachlässigte; Johann IV. von Drauschitz war es zunächst, welcher ein reges Kunstleben einleitete. Dieser Kirchenfürst, welcher 1301 gewählt, aber in der Folge suspendirt, elf Jahre am päpstlichen Hofe in Avignon zugebracht hatte, führte bei seiner Heimkehr von dort einen Baumeister Namens Wilhelm nach Böhmen, durch welchen er im J. 1332 zu Raasditz eine Steinbrücke und ein prächtiges Augustinerkloster erbauen ließ. Obwohl die damit verbundene Stiftskirche von den Hussiten niedergebrannt und später im Zopfstyl überkleistert worden ist, blieb doch die Hauptform unberührt und läßt viele Verwandtschaft mit der vorbeschriebenen Jakobskirche gewahren. Auch hier stehen vier Bündelpfeiler und ein verstärkter Thurmpfeiler auf jeder Seite des Schiffes, zwei Thürme schmücken die Westfronte und das Mittelschiff hält eine Weite von 35 Fuß ein. Der bedeutend verlängerte Chor springt mit drei Gewölbjochen über die rechteckig konstruirten Nebenschiffe vor und ist aus dem Zehneck abgeschlossen. Südlich neben dem Presbyterium liegt eine trefflich erhaltene Sakristei, deren



Einzelheiten den französischen Baumeister verrathen. Auch der sehr ruinöse Kreuzgang besitzt noch viele Theile, welche an französischen Einfluß erinnern. Andere durch Johann von Drašitz errichtete Bauwerke, darunter der bischöfliche, mit vielen Malereien ausgestattete Palast, sind im Laufe der Zeit verschwunden. Im Vergleich mit den an der Rutenberger Jakobskirche vorkommenden Steinarbeiten zeigen die in Raudnitz erhaltenen Partien ungleich feinere Durchbildung.

Sieht man von den durch Bischof Johann IV. angeordneten Werken ab, wird der Kunstbericht über die Regierungszeit des Königs Johann etwas dürftig ausfallen, besonders wenn man die Jahre 1318 bis 1333 ins Auge faßt.

Es ist hier nicht der Platz, König Johanns seltsames Treiben und seine ungeordnete Regierungsweise in Schutz zu nehmen oder gar Steine auf den vielgeschmähten Fürsten zu werfen; so verdienstlos aber, wie manche Schriftsteller die Verwaltung Johanns schildern, ist sie wahrlich nicht gewesen.<sup>1)</sup> Dem König fehlte weder guter Wille noch Regententakt, wie er oft durch seine auswärtigen Verhandlungen bewiesen; um die Verschönerung der Stadt Prag hat er sich unvergängliche Verdienste erworben. König Johann war es, der das erste Baugesetz im Mittelalter erlassen hat; seine anfänglich getadelte Verordnung, daß alle in der Nähe von Prag liegenden Steinbrüche unentgeltlich in das Eigenthum der Stadt überzugehen haben, war von den wohlthätigsten Folgen begleitet und zunächst Ursache, daß sein Nachfolger Karl IV. eine so große Kunstthätigkeit entfalten konnte. Dann bleibt Johann immer der eigentliche Gründer des Prager Domes, wenn auch Karl sich unendlich mehr um denselben verdient gemacht hat.

Die Erbauung der Kathedrale zu Prag bezeichnet einen hochwichtigen Abschnitt der Kunstgeschichte, indem an diesen Bau sich die Gründung der ersten deutschen Kunstschule knüpft, welche durch Kaiser Karl IV. hervorgerufen, von dem Mittelpunkte Prag aus sich über den größten Theil von Deutschland verbreitete. In archäologischer Hinsicht kann die Bedeutung dieses Denkmals nicht genug gewürdigt werden, weil Stiftung, Mittel, Bauzeit, Werkmeister und sonstige Verhältnisse genau dokumentirt sind. In gedrängter Uebersicht gestaltet sich die Geschichte des Prager Domes folgendermaßen:

1341 beschließt König Johann den Neubau eines Domes und widmet zu diesem Zwecke den der Krone gehörenden Zehent aller Silberbergwerke Böhmens laut Urkunde vom 23. Oktober.

1344 wurde der Grundstein des Domes in feierlicher Weise durch König Johann, die beiden Prinzen Karl und Johann und den Erzbischof Arnest gelegt. Der erste Baumeister war Mathias, welcher von Moignon herüber geholt worden war.

1352 wurde eine der Chorkapellen vollendet und eingeweiht. In diesem Jahre starb Meister Mathias.

1356 ernannte Kaiser Karl den Steinmez Peter von Smünd zum zweiten Dombaumeister, welcher bis zum Jahre 1366 den Bau in seinen untern Partien vollendete.

1378 am 29. November starb Kaiser Karl IV. und wurde in der von ihm errichteten Gruft in der Domkirche beigesetzt. Um diese Zeit stellte man bereits die Fenster und Strebepfeiler der obern Chorpartie auf;

1385 am 12. Juni wird das Chorgewölbe geschlossen und am 1. Oktober eingeweiht.

1392 wurde durch König Wenzel IV. der Grundstein zu dem Langhause des Domes gelegt. Dieser Theil ist aber nie ganz vollendet worden, und wurde nach einem großen Brande (1541) bis auf die letzte Spur abgetragen.

1) Wenn Herr Tomek in seiner Geschichte der Hauptstadt Prag S. 590 in Kapitel überschreibt: „Zeiten des tiefsten Verfalls unter König Johann“ — wäre richtiger gesagt worden: „Böhmen auf dem Standpunkt, wo es der Adel haben wollte.“ — Diese Zeiten des tiefsten Verfalls waren früherhin schon oft da gewesen und kehrten späterhin nur allzu oft wieder.



Über den Baumeister Mathias, welcher den Plan entworfen und den Bau von 1344 bis 1352 geleitet hat, besitzen wir eigentlich keine andere Nachricht als eine im Dome angebrachte Inschrift, lautend: Mathias natus de arras civitate francie primus magister fabricae hujus ecclesie quem Karolus III. pro tunc marchio moravie cum electus fuerat in regem romanorum in avione abinde adduxit ad fabricandam ecclesiam istam quam a fundo incepit anno D. M. CCCXLII . . et rexit usque ad annum LII in quo obiit.

Zum zweitenmale lernen wir einen aus Avignon nach Böhmen eingewanderten Meister kennen, welcher ohne Zweifel in Diensten des Papstes Clemens VI. stand und von diesem den im Frühling 1344 zu Avignon weilenden Böhmenfürsten Johann und Karl empfohlen worden war. Papst Clemens ließ um jene Zeit zu Avignon ungeheure Palastbauten ausführen und somit dürften dort Fachmänner aus verschiedenen Gegenden versammelt gewesen sein. Karl, damals noch Markgraf von Mähren, war ein Schüler des Papstes und stand mit demselben in den intimsten Beziehungen. Im Laufe der 1344 zwischen den Luxemburger und Clemens VI. gepflogenen Verhandlungen wurde, wie obige Inschrift angibt, Karl zum römischen König designirt und gleichzeitig Böhmen zu einem Erzbisthum erhoben, nachdem es bisher der Gerichtsbarkeit des Erzstiftes Mainz unterstanden hatte. Da der Papst damals auch die Bewilligung zum Dombau erteilte, war es beinahe selbstverständlich, daß er den Bauleiter in Vorschlag brachte.

Meister Mathias stammte jedoch nicht aus Avignon, sondern aus Arras oder vielmehr Artrecht, einer uralten flämischen, damals zu Burgund gehörenden Stadt, welche erst 1640 an Frankreich kam. Diese landsmannschaftlichen Verhältnisse sind wohl in Betracht zu ziehen, da nur durch dieselben ein Verständniß der künstlerischen Leistungen des Mathias gewonnen werden kann. Als geborner Niederdeutscher scheint sich Mathias von Jugend auf in die Formen des flämischen Ziegelbaues eingelebt zu haben, worauf er während seiner Thätigkeit in Avignon vieles von den dort verherrschenden italienischen Einflüssen angenommen hat. Daher die ängstlich fleißige Ausführung der von ihm erbauten Domkapellen, daher diese magere, dem Ziegelbau nachgebildete Gliederung, dieser Mangel an Ornamentik und allem plastischen Schmuck, bei einer dem Süden entnommenen Vorliebe für Massenhaftigkeit und Flächenverbreiterung. Von der eigentlich französischen Schule hat sich Mathias weder die allgemeine Dispositionsweise noch die Detailirung angeeignet; wahrscheinlich ist, daß er bei dem Entwurfe seines Domes in Köln gemachte Studien benützt habe. Jene Anklänge an französische Kunst, welche man hie und da in Böhmen gewahren will, dürften eher auf Wilhelm von Avignon und den unbekanntem Baumeister, welcher 1333 für den Markgrafen Karl zu Prag einen Palast erbaute, als auf Mathias zurückzuführen sein. Neben seinen Arbeiten am Dome war es zunächst das im Jahr 1348 gegründete Schloß Karlstein, welches die Thätigkeit des Meisters in Anspruch nahm; dann mag er, wie mit Recht vorausgesetzt werden darf, bei Anlage der Neustadt Prag und dem Bau des Slavenklosters Emaus theilhaftig gewesen sein, welche Arbeiten seine achtjährige Thätigkeit vollkommen ausfüllen konnten.

Peter von Schwäbisch-Gmünd, der zweite Dombaumeister, zählte dreiundzwanzig Jahre und war am Bau der Heiligkreuzkirche in seiner Vaterstadt beschäftigt, als ihn Kaiser Karl kennen lernte und zur Leitung des Dombaues nach Prag berief. Er wird noch im Jahre 1396 in einer Urkunde als wirkender Dombaumeister angeführt und stand also wenigstens dem Werke vierzig Jahre lang vor. Über die Lebensverhältnisse dieses Meisters und die durch ihn gebildete Schule sind wir ziemlich genau unterrichtet und wissen, daß er bei ungewöhnlicher Begabung vielseitige Kenntnisse in allen Kunstfächern besaß. Meister Peter, unter dem Namen Arler oder Parler in der Kunstgeschichte bekannt, war nicht allein einer der tüchtigsten Baumeister des Jahrhunderts, sondern auch Ingenieur,



Bildhauer, Eifeler, Holzschnitzer und wahrscheinlich auch Maler. Die neben seinem Bildnisse im Trisorium des Domes angebrachte, vermuthlich von ihm selbst konzipirte Inschrift lautet: Petrus. henrici arleri . . de polonia. magistri de gemunden in suevia secundus magister hujus fabrice quem imperator Karolus III. adduxit de dicta civitate et fecit eum magistrum hujus ecclesie, et tunc fuerat annorum XXIII. et incepit rege anno dmi. MCCCLVI. et perfecit chorum istum anno dmi. MCCCLXXXVI. quo anno ineepit sedilia chori illius et infra tempus prescriptum etiam incepit et perfecit chorum omnium sanctorum. et rexit pontem multavie. et incepit a fundo chorum in colonya circa albeam.

Wir ersehen aus dieser gedrängten Angabe, welch ausge dehnten Wirkungskreis sich Meister Peter erworben hatte, und daß er trotz seiner Stellung am Hofe ganz nach deutscher bürgerlicher Weise arbeitete. Da in dieser Schrift die im Jahre 1378 geschehene Vollendung des Chores in Kolin nicht angezeigt ist, scheint sie vor diesem Zeitpunkt verfaßt worden zu sein.

Daß die Inschrift einige Fälschungen enthält, haben wir bereits anderweitig nachgewiesen; Peter ist, wie genaue Forschungen dargethan haben, nicht der Sohn des Heinrich Arler, welcher bekanntlich im Jahre 1386 die Pläne des Mailänder Domes entwarf und diesem Bau einige Zeit hindurch vorstand, dann aber sich in Bologna niederließ. Beide Künstler stammen aus Gmünd und waren am Bau der dortigen Heiligkreuzkirche beschäftigt; sie mögen wohl Verwandte gewesen sein. Auch der Name Arler ist nicht echt, sondern eine Corruptur des Wortes Parler, unter welcher Bezeichnung Meister Peter in vielen Dombaurechnungen vorkommt. Mit Polen stehen die schwäbischen Meister in keiner Beziehung.

Neben den in der mitgetheilten Inschrift genannten Werken war Meister Peter vielfach beschäftigt und zwar nicht allein in Böhmen, sondern auch außerhalb des Landes, namentlich in Breslau. Hauptwerke, die ihm noch zugeschrieben werden, sind: der herrliche Kuppelbau des Karlshofer-Stiftes und die Hauptpfarrkirche am Tein zu Prag, ferner die beiden Brückenthürme daselbst und die Anlage der St. Barbarakirche zu Kuttenberg. Die Vollendung der Burg Karlstein wird schwerlich durch einen andern als den kaiserlichen Architekten Peter Arler bewirkt worden sein.

Unter den vielen Skulpturwerken, welche theils durch Peter selbst, theils unter seiner Leitung hergestellt wurden, zeichnen sich besonders aus die im Trisorium des Domes angebrachten Bildnisse der Domstifter und der um den Bau verdienten Personen, dann einige mit Figuren ausgestattete Grabsteinplatten und eine lebensgroße Statue des heiligen Wenzel. Von diesen Arbeiten sind mehrere mit dem Monogramm Peters, einem doppelten Winkelhaken, versehen, welches Zeichen auch an einem im Domschatze befindlichen von unserm Meister eifelirten Reliquienkästchen zu sehen ist.

Als Bildhauer nimmt der Gmünder Meister eine sehr hervorragende Stelle ein und seine auf diesem Gebiete erworbenen Verdienste sind wenigstens gleich zu stellen mit den Erfolgen, welche er als Baumeister errungen. Gleich seinem Verwandten Heinrich huldigte auch Peter jener übertriebenen und etwas verkünstelten Richtung, welche sich in der gothischen Kunst allmählig bemerkbar machte. Abgeknappte, sich mehrfach kreuzende Gliederungen, flamboyente Maßwerke, und flache, mitunter sogar in die Fläche vertiefte Gesimse, welche man häufig in Arlers Bauwerken trifft, beweisen zur Genüge, daß dem Meister daran gelegen war zu überraschen und die Gunst seines kaiserlichen Herrn festzuhalten. Die beiden Arler gehören zu den ersten Baumeistern, welche die Formen der Spätgothik in Deutschland eingeführt haben. Meister Peter hat auch eine Annäherung an das deutsche Hüttenwesen in Böhmen eingeleitet, welche Verhältnisse jedoch durch die husitische Revolution abgebrochen wurden.



Der Dom in Prag und das Schloß Karlstein waren die zwei Hauptpunkte, um welche sich das damalige Kunstleben gruppirt und wo Künstler aller Art Beschäftigung fanden. Dabei sorgte Kaiser Karl mit richtigem Verständniß, daß die verschiedenen Kunstfächer gleichmäßig zur Geltung gebracht wurden. Kaum hatte der Baumeister eine Räumlichkeit geschaffen, mußten schon Maler, Vergolder, Bildhauer und andere Fachgenossen eingreifen, um das Werk auszustatten. Die ersten großen Malereien, welche auf Anordnung Karls hergestellt wurden, waren der Ausschmückung des Slavenklosters Emaus gewidmet. Es war beabsichtigt, im dortigen Kreuzgange eine bildliche Erklärung der Bibel anzubringen, damit die aus den östlichen Provinzen ankommenden noch heidnischen Slaven sogleich beim Eintritte eine Vorliebe für das Christenthum fassen möchten. In achtundzwanzig dem neuen Testament entnommenen Bildern, denen doppelt so viele aus dem alten Testament gegenübergestellt waren, wurde hier zum erstenmal in großen Wandgemälden jene Reihenfolge von Darstellungen ausgeführt, welche späterhin unter dem Namen biblia pauperum bekannt geworden ist. Zwei Seiten des Kreuzganges, die Einleitung enthaltend, wurden durch italienische Künstler ausgeführt, bei den folgenden Bildern haben andere Kräfte gewirkt.

Neues Testament.

Altes Testament.

I. Gruppe.

Maria Verkündigung.

Der brennende Dornbusch.  
Gedeons Blies.

II. Gruppe.

Christi Geburt.

Arons blühender Stab.  
(Zerstörtes Bild.)

III. Gruppe.

Christi Beschneidung.

Abrahams Beschneidung.  
Zefora beschneidet den Sohn.

IV. Gruppe.

Anbetung der Könige.

Josef wird von seinen Brüdern verehrt.  
Pharaos Verehrung.

V. Gruppe.

Darbringung im Tempel.

Darbringung der Erstgeburt.  
Darstellung Samuels vor Hely.

VI. Gruppe.

Flucht nach Aegypten, dabei ist eingeschaltet: der Kindermord.

Pharao läßt die Judenkinder ertränken.  
Die Vergung des Moses.

VII. Gruppe.

Taufe Christi.

Naman badet im Jordan.  
Aron und seine Söhne waschen die Hände.

VIII. Gruppe.

Versuchung Christi.

Versuchung des Moses (zerstörtes Bild)

IX. Gruppe.

Hochzeit zu Kanaan.

Eliseus macht das Wasser gesund.  
Moses ruft Wasser aus dem Felsen.

X. Gruppe.

a) Erweckung des Jünglings zu Naim.

(Doppelbild.)  
Eliseus erweckt den Sohn der Witwe.  
Elias erweckt den Knaben.

b) Christus speiset fünftausend Menschen.

Einsammlung der Manna.  
(Unkenntliches Bild.)

XI. Gruppe.

a) Die Juden wollen Christum steinigen.

(Doppelbild.)  
Naboth wird gesteinigt.  
(Verdorbenes Bild.)

b) Christus von Martha gespeist.

(Verdorbene, ganz zerstörte Bildfläche.)



Neues Testament.	Altes Testament.
	XII. Gruppe. (Doppelbild.)
a) Christus und die Samaritanerin.	Rebecca reicht dem Elieser den Krug. Die Witwe läßt den Elias trinken.
b) Magdalena salbt die Füße.	Moses heilt seine Schwester Mirjam. Gehazi wird vom Aussatz befallen.
	XIII. Gruppe.
(Das ganze Feld wurde wegen Durchbrechung einer Thüre zerstört.)	
	XIV. Gruppe.
Christus am Ölberg.	Kains Brudermord. (Zerstörtes Bild.)
	XV. Gruppe.
Christi Verspottung.	König David wird verhöhnt. Die Knaben verspotteten den Eliseus.
	XVI. Gruppe.
Die Geißelung.	Hiobs Geduld. Achior an den Baum gebunden.
	XVII. Gruppe.
Die Kreuzigung.	Isak trägt das Opferholz. (Zerst. Bild.)
	XVIII. Gruppe.
Auferstehung Christi.	Samson trägt die Stadtthore. Jonas wird vom Fische ausgeworfen.
	XIX. Gruppe.
Himmelfahrt Christi.	Die Jakobsleiter. Himmelfahrt des Elias.
	XX. Gruppe.
Ausgießung des Geistes.	Thurmbau zu Babel. Elias Opfer vom Feuer verzehrt.
	XXI. Gruppe.
Gang nach Emmaus.	(Zerstörtes Bild.)
	XXII. Gruppe.
Die Kreuzabnahme.	Schöpfung der Eva. Eva pflückt den Apfel.
	XXIII. Gruppe.
(An dieser Stelle befindet sich ein ganz neues, dem Cyklus fremdes Bild. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch die vorige, XXII. Gruppe eine spätere Einschaltung).	
	XXIV. Gruppe.
Der ungläubige Thomas.	Adam und Eva werden aus dem Paradiese vertrieben.
	XXV. und XXVI. Gruppe.
Diese beiden Gruppen scheinen spätere Einschaltungen zu sein. Dargestellt sind in diesen Feldern: Golgatha mit den Schächern am Kreuz. Christus in der Vorhölle.	
Dazwischen sind einige unkenntliche Passionsbilder eingereiht.	XXVII. Gruppe.
Die unbefleckte Empfängniß.	David trägt Goliaths Haupt. Judith mit dem Kopfe des Holofernes.
	XXVIII. Gruppe.
Die thronende Maria.	Sibylla verkündet dem Kaiser Octavian die Geburt Christi.

(Dieses letzte Bild ist offenkundiges Botivbild, gestiftet von Kaiser Karl und der Kaiserin Blanca. Die unten, zwischen dem Kaiser und der Kaiserin angebrachte Kirche stellt in sehr gelungener Weise die Klosterkirche von Emmaus dar.)



Da diese Kirche erst 1371 angefangen wurde, ist das Bild erst gegen den Schluß des Jahrhunderts gemalt worden, während Verkündigung, Geburt, Beschneidung, Anbetung der Könige sicherlich, wie eine angebrachte Inschrift besagt, um 1348 hergestellt wurden.)

Unter den aus Italien, wahrscheinlich im Jahre 1333 herübergezogenen Künstlern steht Tomaso da Mutina oben an, er war ein sogenannter Madonnenmaler und folgte wie fast alle seine Zeitgenossen den Lehren des Giotto. Werke seiner Hand, und sogar mit seiner Namensunterschrift bezeichnet, findet man in Karlstein, Prag, Pisek, Hohenfurt und Wien; in Treviso, wo er starb, hat dieser Künstler späterhin den Kapitelsaal der Dominikaner ausgemalt. Im Kreuzgang zu Emaus scheinen die drei ersten Bilder, Verkündigung, Geburt Christi und Anbetung der Weisen, von seiner Hand herzurühren.

Das Verzeichniß der im Jahr 1348 gegründeten Lukasbruderschaft, welches auf uns gekommen ist, enthält eine Menge Maler- und Bildhauernamen, welche in Ermanglung sonstiger Nachrichten nur in seltenen Fällen einige Anhaltspunkte bieten. Desto wichtiger sind die in deutscher Sprache verfaßten Statuten, welche tiefe Einblicke in das bürgerliche und religiöse Leben jener Zeit gewähren. Obwohl die Maler, Schilderer, Bildhauer, Bildschnitzer (es wird in den Bruderschaftsverzeichnissen zwischen geistlichen Malern und Schilderern, dann zwischen Bildhauern und Holzschnitzern unterschieden), Glaser, Pergamentmacher, Illuminatoren, Goldarbeiter, Goldschlager und Drechsler sich zu einer Genossenschaft vereinigten, durfte doch kein Meister in ein anderes Fach übergreifen. Der Besuch des Gottesdienstes war strenge vorgeschrieben, Fortbleibende wurden mit Strafen belegt und im Wiederholungsfall ausgeschlossen. Die Gehilfen werden Knechte genannt und dürfen unterm Jahr nicht den Dienst wechseln; die Meisterin hat das Recht Lehrbuben anzunehmen, frei zu sprechen und das Geschäft nach des Mannes Tode fortzuführen.

Obenan in dem Bruderschaftsverzeichnisse prangt der Name: „Theodoricus primus magister.“ Er war Vorstand der Gesellschaft und kaiserlicher Hofmaler, in welcher letzterer Eigenschaft er durch einen besondern, von Karl IV. im Jahre 1367 ausgestellten Gnadenbrief bestätigt wurde. Theodorichs Geburtsort ist nicht bekannt, das jetzt seinem Namen angehängte Prädikat von Prag ist als Erfindung neuester Zeit zu bezeichnen; weder in den Malerprotokollen, noch in dem kaiserlichen Gnadenbriefe, welche Dokumente vollständig erhalten sind, kommt eine auf das Vaterland Theodorichs bezügliche Andeutung vor. (Der fleißige Kunstforscher Dlabatsch, welcher 1815 sein böhmisches Künstlerlexikon veröffentlichte, kannte die Bezeichnung „Theodorich von Prag“ noch nicht; sie läßt sich in keiner Weise begründen). Theodorich hat, wie obige Urkunde besagt, die Königskapelle in Karlstein ausgeschmückt und zum Lohne ein Freigut vom Kaiser erhalten. Der Meister gründete eine große Schule und scheint in seinem Alter nach Schwaben übersiedelt zu sein; zwischen 1380 und 1385 hat er aller Wahrscheinlichkeit nach die St. Veitskirche zu Mühlhausen am Neckar ausgemalt. Die dort noch vorhandenen, von einem böhmischen Maler gefertigten Bilder zeigen alle Eigenthümlichkeiten der Werke Theodorichs; scharf markirte, etwas aufgedunsene Gesichter mit übergroßen Nasen, breite lederartige Falten und verblasenen Aufstrich. Die Haare behandelt der Meister wie Wolle und setzt gegen den Gebrauch seiner Zeit keine feinen Lichtlinien auf. Das ganz mit Wandgemälden versehene Kirchlein zu Ribisch bei Melnik, wo man Bildnisse des Königs Wenzel IV. und seiner zweiten Gemalin trifft, dann einige in der Georgskirche aufgedeckte Wandbilder dürfen der Schule Theodorichs zugeschrieben werden.

Gleichzeitig wirkte Nikolaus Wurmser aus Straßburg, welcher ebenfalls vom Kaiser zum Hofmaler ernannt und mit Gnadenbriefen wie einem Freigute bedacht wurde. Sein Name fehlt in den Bruderschaftsverzeichnissen, dafür wird



er mit ausdrücklicher Angabe seines Geburtsortes in einem kaiserlichen Erlasse vom Jahre 1359 als Magister Nicolaus dictus Wurmser de Argentina angeführt. Wurmser hat zwei Gnadenbriefe erhalten, doch ist in keinem mit Bestimmtheit angegeben, welche Werke er ausgeführt habe. Die Wortstellung der Urkunde und die Thatsache, daß die dem Meister geschenkte Besitzung unmittelbar bei Karlstein lag, lassen keinen Zweifel, daß Wurmser wegen Ausstattung der Marienkirche zu Karlstein beschenkt worden sei. Im Vergleich mit Theodorich hatte Wurmser über viel größere künstlerische Mittel zu verfügen; er besaß Gefühlstiefe und eine reiche Phantasie, Eigenschaften, welche jenem ganz fehlen, dann versteht der Straßburger Meister fein zu modelliren und die Schatten etwas anzudeuten. In der Marienkirche war das Leben der heiligen Jungfrau in einem zusammenhängenden Cyclus dargestellt, von welchem noch einzelne Figuren, freilich im schadhaftesten Zustand, auf uns gekommen sind. Die lebensgroße ganze Figur der unbefleckten Empfängniß, dann eine vor dem siebenköpfigen Drachen fliehende Frauengestalt (Darstellung der verfolgten Anschuld) sind Werke von höchster Schönheit und geben zugleich sichere Anhaltspunkte, um die anderweitigen Arbeiten des Künstlers bestimmen zu können. So darf, nach der Stylverwandtschaft zu urtheilen, die im ebenerdigen Theile der Wenzelskapelle des Prager Domes in 11 Bildern ausgeführte Leidensgeschichte Christi unbedingt dem Wurmser zuerkannt werden. Durch eines dieser Bilder wird die Entstehungszeit genau festgestellt, indem Anna von Schweidnitz, Karls dritte Gemalin, welche nach kurzer Ehe im Jahre 1362 starb, auf demselben als regierende Kaiserin, ihre beiden Vorgängerinnen aber als Verklärte dargestellt sind. Auch auf dem Lande sind einige Arbeiten Wurmser's zu treffen, so das Altarbild in der Pfarrkirche zu Beneschau, die Krönung Mariä darstellend; auf eine Holztafel von 6 Fuß Höhe und  $3\frac{1}{2}$  Fuß Breite gemalt. Nicht unerwähnt darf die sogenannte schöne Maria bleiben, ein in der Stiftskirche Hohenfurt befindliches, mit miniaturartigen Schildereien umgebenes Madonnabild von lieblichstem Ausdruck und zartester Vollendung. Wurmser hat in Konzeption und Malweise Vieles von der italienischen Schule angenommen, ohne jedoch seine deutsche Anschauung aufzugeben; er ist der Vorläufer Holbeins, mit welchem er auch in landsmannschaftlicher Beziehung steht. In Breslau sieht man einige Bilder, welche der durch Wurmser eingeleiteten Richtung entsprechen; auch nähert sich ein kleiner Flügelaltar im Nationalmuseum zu München auffallend seiner Manier; doch ist bisher ein Zusammenhang dieser Arbeiten noch nicht ermittelt worden.

Sowohl Wandgemälde, wie Tafelbilder aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kommen in fast allen Bezirken Böhmens vor; mit Ausnahme der leicht erkenntlichen italienischen Werke gehören alle entweder der Schule des Theodorich oder des Wurmser an, wobei oft vorkommt, daß die Schulen sich vermengen. In Bezug auf Glasmalerei sind die Ergebnisse äußerst dürftig; daß diese Kunst geübt wurde, ist gewiß, doch gewähren die wenigen erhaltenen Reste keine genügenden Aufschlüsse weder über künstlerische Durchbildung noch über die Verbreitung des Faches. Wie sehr Kaiser Karl bestrebt war, alle Kunstzweige zu kultiviren und im Lande einzubürgern, ersieht man aus dem großen musivischen Gemälde, welches er an der Südseite des Prager Domes hat anbringen lassen. Dieses ungeheure, nach venetianischer Weise aus Glasstiften und Natursteinen gefügte Mosaikbild stellt das jüngste Gericht dar und wurde nach dem Berichte des damaligen Dombaudirektors und Geschichtschreibers Weitmühl in den Jahren 1370 und 1371 ausgeführt. Die Anordnung des Ganzen ist streng byzantinisch, die einzelnen Figuren jedoch verrathen den Einfluß des Giotto, welcher sich auch in der Ornamentik des musivischen Rahmens erkennen läßt. Obwohl Weitmühl die nach griechischer Weise (*more græco*) ausgeführte Arbeit beschreibt, gibt er doch über die Verfertiger keine Nachricht.



Gleich diesem Gemälde steht auch das auf dem Grabschcin befindliche Reiterstandbild des heiligen Georg vereinzelt, aber als würdiger Repräsentant des Erzgusses. Dieses herrliche Denkmal wurde laut einer auf dem Schilde des Heiligen angebrachten Inschrift von den Gußmeistern Georg und Martin Clussenberg im Jahre 1373 gegossen. Der Schild ist verloren gegangen, die Schrift wurde uns durch die Geschichtschreiber Balbin und Bezckowstky aufbewahrt, wobei jedoch der Erstere den Namen „Clussenbach“ lesen wollte, was jedoch für die Forschung, da anderweitige Nachrichten fehlen, von nebensächlicher Bedeutung ist. Die Anordnung der aus Reiter, Pferd und Drachen bestehenden Gruppe ist meisterhaft und gewährt von allen Seiten einen harmonischen, dabei sehr lebensvollen Anblick. Der Guß dieses Werkes dürfte schwerlich die Hauptaufgabe der Meister gewesen sein; wahrscheinlicher sind sie berufen worden, um den Dom mit Erzthüren auszustatten, welche Arbeit durch den plötzlichen Tod des Kaisers unausgeführt blieb.

Seine Vielseitigkeit und sein Streben, das als richtig Erkannte praktisch ins Leben einzuführen, hat Karl IV. insbesondere durch Herstellung von Hauptstraßen und Handelsniederlagen bethätigt; seine Bauten zu Tangermünde und Fürstenberg, der Versuch, die Moldau mit der Donau durch einen schiffbaren Kanal zu verbinden, die Anlage der Stadt Karlsbad und vor Allem die Gründung der Universität zu Prag bestätigen gleich sehr die tiefe Einsicht des Kaisers in alle Verwaltungszweige, wie seine begeisterte Liebe für Wissenschaften und Künste, für Handel und Gewerbe. Wenn die Deutschen manche Ursache hatten, mit der Politik ihres Kaisers unzufrieden zu sein, zollten sie dennoch den humanitären Bestrebungen desselben ihren ganzen Beifall; was Karl als Civilisator geschaffen, hat nur in Deutschland Anerkennung gefunden.

So lange die während der vieljährigen Regierung des Kaisers herangebildeten und eingeschulten Räte fortwirkten, war es um die Verwaltung des Königs Wenzel IV. ziemlich gut bestellt, denn die wohlleingerichtete Staatsmaschine ging ohne viele Nachhilfe ihren gewohnten Gang. Die von seinem kaiserlichen Vater eingeleiteten Unternehmungen wurden von Wenzel treulich gepflegt und der Vollendung zugeführt; ja einige sogar mit größerer Emsigkeit betrieben; denn der junge König war haushälterisch und verstand, da er sich in viel engerem Kreise bewegte, mit seinen Mitteln auszukommen. Als aber nach dem Tode des menschenfreundlichen und sehr umsichtigen Erzbischofs Dčko von Blaschim, welcher auch das Amt des Reichskanzlers bekleidete, Johann von Jenstein an dessen Stelle gewählt worden war, brachen bald zwischen dem König und dem neuen Erzbischof Streitigkeiten aus, welche, durch böswillige Zuträger geschürt, in kurzer Zeit einen höchst bedenklichen Charakter annahmen.

Wenn auch die bis zur offenen Fehde gesteigerten Mißhelligkeiten zwischen dem Landesfürsten und der Geistlichkeit nicht unmittelbar den Ausbruch der hussitischen Revolution veranlaßten, wirkten sie doch sehr nachtheilig auf das gesammte Kunstleben und es begannen die meisten der durch Kaiser Karl nach Böhmen berufenen Künstler auszuwandern. Um 1390 schon zogen viele Maler und Bauleute von Prag nach Breslau, wo sich eine große Kunstthätigkeit entwickelte; dann waren in den Städten Wien, Regensburg, Nürnberg und Straßburg böhmische Meister beschäftigt, welche nachweisbar bald nach 1400 das Land verlassen hatten.

Wenn auch König Wenzel durch die Wiederaufnahme des Dombaues im Jahr 1392 das sinkende Kunstleben aufzufrischen versuchte, konnte er doch nur ein letztes Aufflackern hervorrufen; die Brandung ging immer höher, und als nach erfolgter Tschechisirung der Prager Universität die deutschen Professoren und Studenten das Land verließen, zogen auch alle bedeutenden Künstler von dannen. Es kehrte nach Deutschland, was aus Deutschland gekommen, und der Samen, welchen der wohlwollende Kaiser Karl in Böhmen ausgestreut, sollte in Wien und Leipzig, in Nürnberg, Köln und Brügge zur Reife kommen. Die Wirksamkeit



der durch Karl gegründeten Kunstschule war durch die Vorgänge von 1409 bis 1413 für alle Zeiten gebrochen worden; mit Ausnahme schwacher Versuche, den Dombau fortzusetzen, läßt sich kein den letzten Regierungsjahren Wenzels angehörendes Werk nachweisen.

Zurückblickend auf die Luxemburg'sche Kunstperiode finden wir, daß im Reiche der Architektur die räumlich größten und in ihrer Ausarbeitung vollendetsten Denkmale geschaffen wurden, wie der Dom, die Karlsrufer Kuppel und die Moldaubrücke zu Prag, die St. Barbara- und St. Jakobskirche in Kuttenberg, Schloß Karlstein und viele andere im Lande zerstreute Bauwerke. In konstruktiver Hinsicht übertreffen die Bauten dieser Periode Alles, was in früherer Zeit geleistet worden; der echt kirchliche Geist jedoch, die künstlerische Weihe, welche aus den Werken Ottokars II. und seines Nachfolgers Wenzel in so glänzender Weise hervorleuchten, sind nicht mehr vorhanden oder schon in Abnahme begriffen. Die Fächer der Skulptur und Malerei wurden ganz neu angebahnt, denn die bedeutungslosen, aus früherer Zeit stammenden Anfänge konnten nicht einmal die Grundlage für eine sich entwickelnde Schule bieten. Mit dem Tode des Königs Wenzel IV. (1419) findet diese Periode ihren vollständigen Abschluß, da König Sigmunds unruhige Regierungszeit hier nicht in Betracht gezogen werden kann.

Während der Regierung des Kaisers Karl bestand der lebhafteste und allseitigste Verkehr zwischen Böhmen und den sämtlichen deutschen Ländern; Prag war die Hauptstadt des Reiches, hier strömte die gesammte Intelligenz zusammen und verbreitete sich wieder in die verschiedenen Provinzen.

#### IV.

#### Die Spätgothik.

Dem Tode Wenzels IV. folgte eine mit Schrecken und Gräuelfzenen aller Art erfüllte Zeit, während welcher jede Kunstthätigkeit eingestellt war. Den Verlauf der Hussitenstürme als bekannt voraussetzend haben wir von unserm Standpunkt aus nur beizufügen, daß die Zerstörung der Kunstwerke systematisch und mit beispielloser Wuth betrieben wurde; weder die mongolischen Horden noch die Hunnen haben in Feindeslanden so entsetzlich gehaust als die Hussiten am eigenen Herde. Nur dem Zufall ist es zu danken, wenn hie und da eine Kirche oder ein Flecken verschont blieb; die Spuren der zwischen 1419 bis 1440 vollführten Verwüstungen sind heute noch in beinahe allen Städten zu treffen; von den Klöstern wurden nicht wenige der Erde gleich gemacht und bestehen ließ man höchstens die ausgebrannten Mauern. Die Hussitenstürme unterscheiden sich von andern staatlichen Umwälzungen und Bürgerkriegen dadurch, daß man über die Endziele durchaus im Unklaren war und daß sowohl in religiöser wie politischer Hinsicht die leitende Idee mangelte. Rachsucht und Grimm waren die Triebfedern, welche den Taboritenführer Žižka belebten; er hat der Revolution das barbarische Gepräge verliehen, welches sie im ganzen Verlaufe beibehalten hat. Daher diese Zerstörungslust, mit welcher sowohl die befreundeten wie feindlichen Orte heimgesucht wurden; daher dieser Ingrimm gegen Kultur, Gesittung und deutsches Leben. Als die Kämpfe ausgetobt hatten und ganz Böhmen in eine Wüstenei verwandelt worden war, ergab sich von selbst die Nothwendigkeit, an den Wiederaufbau der Kirchen und Schulen zu denken. Es dauerte jedoch beinahe vierzig Jahre, bis eine geordnete Thätigkeit Platz greifen konnte, und selbst der im März 1458 zum König erwählte Georg von Podiebrad war bei all seiner Begabung und dem besten Willen kaum im Stande, den dringendsten Bedürfnissen abzuhefeln. Indes bezeichnet die Regierung Podiebrads den Beginn eines neuen Kunstlebens, welches sich unter seinem Nachfolger Wladislaus dem Jagellonen zu anerkennenswerther Blüthe, freilich nur einer Nachblüthe, entfaltete.



Mittlerweile hatten sich, während Böhmen an Partekämpfen verblutete, ringsum andere künstlerische Anschauungen geltend gemacht; in Italien war durch Brunelleschi und Alberti eine Umbildung der antifrömmlichen Baukunst unter dem Namen Renaissance eingeführt worden, die französischen Meister beeilten sich dem durch die Italiener gegebenen Beispiel zu folgen, während man in Deutschland zwar am gothischen Styl festhielt, jedoch die Konstruktionsweise gründlich veränderte. In England, wo die Gothik ebenfalls beibehalten wurde, war bereits ein Übergang aus dem erwähnten reichen Tudorstyl in den Verfall- oder Flammenstyl angebahnt worden, und es hatten jene vielverschlungenen Maßwerke Eingang gefunden, deren unter andern die Bauten in Oxford, Warwick und Leicester so prachtvolle Exemplare aufzuweisen haben.

Nun standen die Husiten und Utraquisten in fortwährendem Verkehr mit den Wikkifiten in England, es konnte daher nicht fehlen, daß man diesseits auch mit den englischen Bauformen bekannt wurde und dieselben, so gut es ging, zur Anwendung brachte. Im Allgemeinen aber hielt man sich, wie es in Böhmen von je üblich gewesen ist, wieder an deutsche Vorbilder, und verschnörkelte sie, damit der unliebsame Ursprung nicht augenfällig werde, mit englischen Dekorationen. Ungleich wichtiger als diese nebensächlichen Ausstattungen erscheint das gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts auftretende Bestreben, ein der neuen Lehre entsprechendes Kirchengebäude anzuordnen. Mit Lösung dieser Aufgabe sehen wir einen der talentvollsten Künstler, welchen Böhmen hervorgebracht, sich abmühen; wenn seine Bestrebungen nicht mit dem gewünschten Erfolg gekrönt waren und er manchmal weit von jeder kirchlichen Kunst abirrte, dürfen diese Mißgriffe weniger ihm als den allgemeinen Zeitverhältnissen zugeschrieben werden.

Der erste größere Bau, welcher nach langer Unterbrechung sogleich im Auftrage von Podiebrads Regierung aufgenommen wurde, war die Westfronte der von den deutschen Kaufleuten ums Jahr 1360 begonnenen aber unvollendet gebliebenen Marienkirche vor dem Tehn in Prag, ein Werk, welches sich ganz in der Manier des Meisters Peter von Smünd bewegte. Wahrscheinlich sind die ursprünglichen Pläne noch vorhanden gewesen, weshalb mit Ausnahme einiger Ornamente keine Neuerungen bemerklich werden. Um dieselbe Zeit (1460) wurden zwei der größten städtischen Kirchen Böhmens im Innern total erneuert, nämlich die Pfarrkirchen zu Eger und Pilsen. Diese beiden Restaurationen scheinen von einem und demselben Meister geleitet worden zu sein, welcher sich der größten Einfachheit befleißigte. Die Kirchen sind in weite, von runden Säulen unterstützte Hallen umgewandelt worden; durch einfache Kreuzgewölbe, deren Rippen ohne Vermittlung von Konsolen aus den Säulenschäften hervortreten überspannt, gewährt sowohl die eine wie andere Halle einen ziemlich nüchternen Anblick. (Es ist hier nur von den Innenbauten die Rede, beide Kirchen entstammen früheren Zeiten und hier wie dort sind die Chorphallen alt. Ueberhaupt ist in Beziehung auf die nachhussitischen Bauten zu bemerken, daß den meisten ältere Anlagen zu Grunde lagen und nur wenige Gebäude von Grund aus neu aufgeführt worden sind.)

Unter König Podiebrad wurde auch die Wiederinstandsetzung der im Laufe der Unruhen zerstörten Kirchen zu Melnik, Schlan, Rakonitz und andern Orten eingeleitet; doch konnten diese Bauwerke, an welchen die spätgothischen Formen auffallend hervortreten, erst gegen den Schluß des Jahrhunderts vollendet werden. Vom Jahre 1470 an konzentrierte sich alle Bauhätigkeit in der Stadt Kuttenberg, welche nach den furchtbarsten Zerstörungen sich wieder aus der Asche erheben sollte. Nachdem die abgebrannte St. Jakobskirche und der von Wenzel II. erbaute wälsche Hof wieder in Stand gesetzt waren und die Stadt sich etwas erholt hatte, wurde am 22. August 1483 der erste Stein zur Vollendung des seit 1419 eingestellten Baues der St. Barbarakirche gelegt. Ein gewisser Johann oder Hanus, welcher



anfänglich Werkmeister war, scheint bald gestorben zu sein, worauf Mathias Reiseck oder Kaysek, ein Autodidakt, zum Bauleiter bestellt wurde.

Er war nur ungerne von den durch die Prager terrorisirten Rutenbergern aufgenommen worden und es lagen triftige Bedenken gegen die Fähigkeiten dieses Künstlers vor; seine bisherigen Leistungen, ein in der Teynkirche aufgestelltes Tabernakel und der Oberbau des sogenannten Pulverthurmes, ließen eine durch und durch verschrobene Richtung erkennen; in Bezug auf Großkonstruktion aber hatte er noch gar keine Probe abgelegt. Indessen trat ein, was im Kunstleben oft zu geschehen pflegt: die Aufgabe bildete den Meister, Reiseck bewährte sich als der rechte Mann und vollendete nach einer am Schlußsteine des Chorpolygons angebrachten Inschrift das Presbyterium glücklich im Jahre 1499, in einer zwar eigenthümlichen und von den Regeln der Kirchenbaukunst abweichenden, aber in hohem Grade malerischen Formengebung. Kaysek besaß eine echt künstlerische Natur und einen außerordentlichen Fleiß. Er scheint alle schwierigen Steinmearbeiten an der Barbarakirche eigenhändig ausgeführt zu haben, dazu eine Reihe von steinernen Kanzeln, Sakramentshäuschen und freien Skulpturwerken, auf welchen er gewöhnlich seinen Namenszug „Kaysek me fecit“ einzugraben pflegte. Wie Arler den Obertheil des Prager Domes von der Höhe der untern Gallerie bis zur Dachspitze vollendete, so wurde dem Kaysek dieselbe Aufgabe zu Theil; seine genau nachweisbare Thätigkeit begann oberhalb der Arkadenbogen und erstreckte sich über den von Arler im Unterbau angelegten fünfsseitigen Chorschluß und zwei gerade Joche, welche Partien er sowohl im Außenbau wie im Innern durchführte und mit einer fast überreichen Ornamentik belebte. Der Meister war mit den englischen Detailformen bekannt und wendete sie häufig an; doch scheint er seine Kenntnisse nur durch Abbildungen erlangt zu haben und die Art der Ausführung ist sein eigenes Verdienst. Die doppelt durchsetzten Stabwerke der Chorfenster, die seltsamen Bildungen der erst über der untern Galleriehöhe sich entwickelnden Strebebogen und Strebepfeiler, und insbesondere die oberste Gallerie sind ganz nach englischer Weise angeordnet, aber in eigenartiger Manier behandelt. Kaysek hat mit den herkömmlichen Vorschriften noch nicht ganz gebrochen, ihm wurde das Kirchenhaus als eine fünfschiffige Basilika überantwortet, und diese Form hat er auch festgehalten. Die Wölbungen bildet er sternförmig, wobei die Gurten geradlinige Figuren beschreiben und die Bogen noch immer eine mittelsteile Spitzbogenform beibehalten. Kaysek scheint bald nach 1500 verstorben zu sein, nachdem er auch das längst verschwundene Rathhaus zu Rutenberg und einige Bauten in Königgrätz hergestellt hatte. Als Bildhauer war unser Meister zwar vielfach beschäftigt und führte zahlreiche Statuen und Dekorationsarbeiten aus, ohne jedoch über die Schülermäßigkeit hinauszukommen; ein mit seinem Namen bezeichnetes Relief, den heiligen Laurentius darstellend, in der Kirche zu Gang, dann eine Gruppe von Figuren an dem Sanktuarium in Königgrätz und zahlreiche Statuen am Chore der Barbarakirche verdienen höchstens wegen ihrer ungemein naiven Auffassung angeführt zu werden. Eine Schule hat Reiseck, wie von einem Autodidakten vorausgesetzt werden darf, nicht gegründet, auch blieb seine Thätigkeit auf die genannten Orte beschränkt.

Wer ein wenn auch noch so kleines Bauwerk Reisecks gesehen hat, erkennt seine Manier sogleich wieder an den merkwürdig vielen Versetzungen von Ecken, die an allen Gliederungen entwickelt sind; an einer Säule, Pyramide oder einem Strebepfeiler gehen Vierecke, Achtecke, Rundungen, Sechse- und Zwölfecke unaufhörlich ineinander über, verästeln und kreuzen sich, so daß der Name Reiseck in der That nicht bezeichnender gewählt werden konnte.

Der Name Reiseck ist ein sehr häufig vorkommendes, und es ist nicht zu verwundern, daß er auch in anderen Gegenden vorkommt. In der That ist es ein sehr häufig vorkommendes, und es ist nicht zu verwundern, daß er auch in anderen Gegenden vorkommt.

das  
fitt  
Di  
übe  
An  
gar  
mit  
für  
151  
dem  
Me



Nach Kaysecks Tode übernahm Benedikt von Laun, gewöhnlich Meister Benesch genannt, den Bau der St. Barbarakirche. Er war Hofbaumeister des Königs Wladislaw und stand, wie aus vielen Umständen hervorgeht, mit seinem königlichen Herrn in freundschaftlichen Beziehungen. Geboren zu Laun scheint er eine gute Erziehung genossen und dann große Reisen gemacht zu haben, doch ist über seine Jugendjahre, die Art und Weise, wie er seine künstlerische Ausbildung erlangt hat und in die Dienste Wladislaws gekommen ist, nicht das Mindeste bekannt. Da Benesch nach zuverlässigen Nachrichten als 86jähriger Greis in seiner Vaterstadt am 29. Sept. 1537 verstarb, wurde er im Jahre 1451 geboren, und hatte bereits das volle Mannesalter erreicht, als der König ihn beauftragte, eine neue Residenz auf dem Hradschin zu erbauen. Mit Herstellung dieses Gebäudes war der Meister von etwa 1485 bis 1510 beschäftigt, doch scheint er in dieser Zeit auch viele andere Werke theils restaurirt, theils vom Grunde aus neu errichtet zu haben. Von dem Residenzgebäude hat sich noch ein Flügel erhalten, welcher unter dem Namen Wladislaw'scher Saal die Stylrichtung des Meisters, seine technische Virtuosität und auch seine Schwächen vollständig ausspricht. Benesch hat England durch eigene Anschauung kennen gelernt, aber auch im Süden von Deutschland und vielleicht in der Lombardei sich umgesehen; die Belege zu dieser Behauptung lassen sich ohne Mühe aus seinen Werken herausfinden. Zuerst sind es die Bogenformen, welche der Meister ganz nach englischer Manier behandelt; er wendet alle Arten von geschweiften und stumpfwinkligen, meist sehr flachen Bogen an, doch selten den reingothischen, aus dem gleichseitigen Dreieck gezogenen. Die in England vorzugsweise beliebten, aus Kreisverschlingungen gebildeten Netzgewölbe, welche in Deutschland nur beschränkten Eingang gefunden haben, führte Benesch bis zu den äußersten Konsequenzen durch, eben so die herabhängenden Schlusssteine, die übergreifenden und abgekappten Stäbe und Aftwerke. Auch hat er sich mit den großen Hallenbauten bekannt gemacht, welche kurz vorher in Baiern ausgeführt worden sind; die Martinskirche in Landshut, die beiden Frauenkirchen zu München und Ingolstadt, Werke, deren mittlere Bauzeit zwischen 1430 bis 1470 liegt, haben sichtlich Einfluß auf die Anschauungen des Launer Meisters geübt.

Mit den Traditionen des Kirchenbaues brach Benesch vollständig, indem er das als Basilika angelegte Schiff der Barbarakirche oberhalb der Arkaden in einen Hallenbau umwandelte; ein äußerst merkwürdiges Konstruktionswerk, welches aber vom ästhetischen Standpunkt nicht gebilligt werden kann. Was hier angestrebt wurde, liegt am Tage; es sollte durch große ringsum über den Seitenschiffen angebrachte Gallerien eine solche Einrichtung getroffen werden, daß die Kanzel den Mittelpunkt der Kirche bildete. Man könnte diese Anordnung als zufällige Künstlerlaune hinnehmen, wenn der Meister nicht dieselbe in Brüg zum zweitenmal, und zwar in konsequentester Weise durchgeführt hätte. Benesch war der erste, welcher mit Bewußtsein eine protestantische Kirche erbaut hat.

Die Maria-Himmelfahrtskirche zu Brüg ist die letzte Arbeit und zugleich das Meisterwerk des bis an sein Ende thätigen Launers, welcher bei den Dispositionen das durch die erwähnte Ingolstädter Kirche gegebene Motiv benützte. Durch sechzehn Säulen (acht auf jeder Seite) wird das Gewölbe getragen, es übertrifft an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Detailformen alle derartigen Anordnungen, und die Leichtigkeit der runden Säulen wie die durchgehende Eleganz erregen die gerechteste Bewunderung. Das Haus ist dreischiffig und rings mit Kapellen und breiten Gallerien umzogen, so daß oberhalb der Gallerien eine fünfshiffige Halle entwickelt wird. Die Kirche zu Brüg hat Benesch zwischen 1515 bis 1530 erbaut, während er in seinem Geburtsorte Laun gleichzeitig an dem Bau der dortigen Pfarrkirche arbeitete. Andere bedeutende Werke dieses Meisters sind die Schiffe der großen Pfarrkirchen zu Auffsig und Hohenmauth,



die zwar kleine, aber mit feinsten Harmonie durchgeführte Maria-Himmelfahrtskirche zu Kuttenberg, welche als unerreichtes Muster einer mittelgroßen Landkirche aufgestellt werden darf, dann die westliche Partie der Pfarrkirche in Tzaslau. Er hat seinen Wirkungskreis über das ganze Land ausgedehnt und auch viele Schüler gezogen, welche jedoch dem hereinbrechenden Renaissancestyl huldigten und zu keiner höheren Bedeutung gelangten.

Im Verlauf dieser letzten gothischen Periode gewann der Profanbau einen erfreulichen Aufschwung und große Vielseitigkeit. Der Burgenbau erhielt eine ganz veränderte Einrichtung. Während in früherer Zeit bei allen Theilen die Vertheidigungsfähigkeit als erstes Prinzip festgehalten worden war, verlegte man jetzt die größere Stärke in die Außenwerke und gab dem Hauptgebäude wohnliche Einrichtung. Die durch König Podiebrad von Grund aus neu erbaute Burg Lititz gibt, wenn auch in Ruinen liegend, ein deutliches Bild von der damaligen Burganlage. Das um einen rechteckigen Hof angeordnete Schloßgebäude steht frei auf dem Plateau eines abgeebneten Felskegels und enthält eine fortlaufende Reihe von Gemächern; der einzige hier angebrachte Thurm diente als Stiegenhaus und Warte zugleich und die Zimmer waren mit großen Fenstern versehen. Am Hauptthore ist in hochehrwürdiger Arbeit die aus Sandstein gemeißelte lebensgroße Figur Podiebrads angebracht, daneben die Inschrift: *regnante anno Domini MCCCC. sexagesimo octavo Regi Podiebradio*. Oberhalb dieser Figur sieht man ein kleines Relief, einen Steinmetz darstellend, wie er ein Werkstück zurechtet. Neben diesen Skulpturen gewahrt man viele Wappen und Embleme, woraus entnommen werden kann, daß das Ganze einst glänzend ausgestattet war. Besser erhalten hat sich das von König Vladislaw ums Jahr 1500 erbaute Schloß Bürglitz, wo noch eine schöne, vollständig eingerichtete Kapelle, ein Saal und einige Nebengemächer die alte Form gewahrt haben. Die Schloßbauten zu Bürglitz wurden unmittelbar von Benesch geleitet, welcher hier einen ungleich feineren Geschmack beurkundet hat als im Vladislaw'schen Saal zu Prag. Beachtenswerth sind noch einige in Laun befindliche Arbeiten dieses Meisters, zunächst die Überreste eines schön gegliederten Thorthurms und der Erkerbau eines Patrizierhauses.

In Kuttenberg, welches von je mit Nürnberg in engen Beziehungen stand, lebten trotz der erfolgten Tschechisirung die alten Erinnerungen wieder auf und man hielt sich im Profanbau durchgehend an Nürnbergische Vorbilder. Das sogenannte steinerne Haus und der Stadtbrunnen, zwei eben so originelle wie sorgfältig durchgeführte Prachtbauten, erinnern besonders an fränkischen Einfluß und haben weder mit des Kayser's noch des Benesch Manier eine Verwandtschaft. Der Stadtbrunnen, eigentlich ein großes, mit einem zwölfseitigen Gehäuse umgebenes Wasserbassin, wurde inschriftlich 1497 von einem unbekanntem Werkmeister erbaut, welcher um dieselbe Zeit auch das mit dem Brunnen vielfach übereinstimmende steinerne Haus vollendet haben mag. Es haben sich an Privatgebäuden noch mancherlei interessante Theile erhalten, welche der an diesen beiden Denkmälern ausgesprochenen Richtung entsprechen; doch ist es bisher nicht gelungen, die Urheber dieser Werke kennen zu lernen. Genannt werden um den Schluß des Jahrhunderts als in Kuttenberg wirkende Meister ein gewisser Blazek, welcher dem Anscheine nach sich um die Bauleitung der St. Barbarakirche beworben hat, dann Hans (Janek) und Niklas; Namen, über welche jeder fernere Aufschluß fehlt.

Im Süden Böhmens herrschte noch immer der aus dem Donauthal herüberbringende Einfluß vor, und die Herren von Rosenberg waren in alle Generationen Förderer des Kunstlebens geblieben. Das umfassendste Werk des Ultraquismus ist die zwischen 1504 bis 1520 erbaute Kirche zu Tabor, ein ziemlich nüchternen Hallenbau mit achteckigen Säulen und einem aus der Hälfte des Sechsecks gezogenen Chorschluße. Reinerer Formgebung zeigt das gleichzeitig daselbst ausgeführte Rathhaus, dessen zum Theil noch erhaltener Saal mit einem vorzüg-



lich schönen Gewölbe überspannt ist. Auch sieht man in Tabor einige schöne Häuser von eigenthümlich spätgothischer Bildung.

Die Südspitze des Landes zeichnet sich durch ungewöhnlich viele zweischiffige Kirchen aus, deren unter andern in Neuhaus, Sobieslau, Blatna, Wodnian, Kaplitz, Beshin und Gogau wohlerhaltene Beispiele getroffen werden. In Krumau blühte um 1410 eine durch Meister Stanko gegründete Bauerschule, welche, durch Söhne und Enkel fortgesetzt, bis zum Abschlusse des Jahrhunderts gewirkt zu haben scheint.

Mit einschiffigen, dieser Periode angehörenden Kirchen ist Böhmen überreich versehen, doch haben nur wenige dieser Bauten künstlerische Bedeutung. Nennenswerth sind: die Pfarr- und die heil. Geistkirche in Graupen, die Kreuzkirche in Böhmisches-Leipa, die Magdalenenkapelle daselbst, das Friedhofskirchlein zu Budweis und die Pfarrkirche zu Ronsperg.

Zum Schlusse dieser Abhandlung einige Worte über den Bericht des Aeneas Sylvius, die damaligen Bauzustände Böhmens betreffend. Die Behauptung dieses unstreitig bedeutenden Historikers, daß zu seiner Zeit in ganz Europa kein Königreich mit mehreren und prächtigern Kirchen versehen gewesen sei als Böhmen, verdient um so mehr eine eingehende Beleuchtung, als diese Worte nur allzuhäufig in ganz verkehrter Weise gedeutet wurden. Aeneas Sylvius Piccolomini war im Jahre 1450 als Abgesandter und Minister des Kaisers Friedrich III. nach Böhmen gekommen und hatte mit dem ihm eigenen Scharfsinn bald die Sachlage durchschaut. Durch und durch Diplomat und als solcher gewohnt seine Worte so zu wählen, wie sie seinen augenblicklichen Zwecken entsprechen, beabsichtigte er mit dem obigen Ausspruche nichts anderes, als dem gewaltig aufstrebenden Podiebrad ein Kompliment zu machen. Der schlaue Italiener bezog seine Worte auf die durch Kaiser Karl hergestellten Werke, und gab sich den Anschein, als bemerke er die fürchterlichen Zerstörungen nicht, welche sich bei jedem Schritte darboten. Mit Ausnahme Hohenfurts lagen im Jahre 1450 alle Klöster noch in Asche, Kuttenberg war höchstens zur Nothdurft bewohnbar gemacht, und zwei Drittheile der niedergebrannten städtischen Pfarrkirchen wurden nachweisbar erst unter Wladislaws Regierung wieder in Stand gesetzt. Die meisten der zu Zeiten des Aeneas Sylvius vorhanden gewesenen Gebäude bestehen übrigens heute noch, und zwar in viel besserem Zustand als damals; ihr Aussehen bestätigt, daß die angeführten Worte (insofern sie sich nicht auf die Kunstthätigkeit Karls IV. beziehen) eine leere Schmeichelei enthalten. Als Papst Pius II. hat Aeneas Sylvius ganz anders gesprochen und der mittlerweile zum König erwählte Podiebrad hatte sich in dieser Würde keiner Gefälligkeit von Seite des päpstlichen Stuhles zu erfreuen.

Gegenüber den italienischen Städten, welche Aeneas Sylvius genau kannte, sinken die durch Podiebrad und Wladislaw ausgeführten Werke zur Unbedeutendheit herab; alles, was zwischen 1450 bis 1500 in Böhmen geleistet wurde, erreicht zusammen genommen nicht den künstlerischen Werth eines einzigen jener Denkmale, welche z. B. die Stadt Padua innerhalb 10 Jahren aus eigenen Mitteln hat errichten lassen.

Den Uebergang von der Baukunst zur Skulptur bildet eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kanzeln und Sakramentshäuschen, von denen Kuttenberg die gelungensten Beispiele aufzuweisen hat. In erster Reihe steht eine aus dem Sechseck konstruirte Kanzel in der Maria-Himmelfahrtskirche von zierlichster Durchbildung, welche sowohl in Bezug auf Materiale wie Stylistik in Böhmen ganz einzig dasteht. Das zwar nicht große, aber mit unendlichem Fleiß modellirte Kunstwerk besteht aus gebrannter Erde und ist aus einzelnen Tafeln zusammengesetzt. Der Unterbau entwickelt sich



aus vielverschlungenem Astwerk, welches, aus drei Stämmen entspringend, den sechsseitigen Rednerstuhl trägt. Die an den Seiten angebrachten Brustbilder von Kirchenvätern entsprechen der Manier des Meisters Pilgram, während die Ornamentik an Adam Kraft erinnert. Das eingegrabene Monogramm **J** gibt keinen nähern Aufschluß. Die Kanzeln in Rakonitz und Gang sind Werke **J** des Rathseck, die zu Laun und Aussig wurden nach Entwürfen des Benesch **J** hergestellt, und zwei in Prag befindliche Kanzeln, in den Kirchen zu St. Stefan und am Teyn, rühren von unbekanntem Meistern her. Sakramentshäuschen sieht man in Krumau, Schlan, Böhmisches-Brod, Rutttenberg, Gang, Königgrätz und andern Orten; sie sind fränkischen Originalen nachgebildet, ohne dieselben zu erreichen.

Im Gebiete der eigentlichen Plastik bleibt die ältere, von Deutschland ausgehende Richtung bis zum Schlusse des Jahrhunderts vorherrschend, dann aber nehmen italienische Einflüsse auffallend schnell überhand und gelangen bald zu ausschließlicher Geltung. An einem bald nach 1500 gefertigten gothischen Sakramentshäuschen zu Prachatitz sind drei Reliefs angebracht, Verkündigung, Geburt und Anbetung Christi darstellend; wenn nicht unmittelbare Arbeiten eines Italieners, hat sich der Verfertiger jedenfalls die Werke des Ghiberti und Luca della Robbia zum Muster genommen. In noch unverkennbarer Weise spricht sich dasselbe Streben in einigen Brustbildern aus, welche als Gurtträger in der Rathshaushalle zu Tabor eingefügt sind; unter den im antiken Geiste gezeichneten Skulpturen befindet sich eine weibliche Büste von seltener Schönheit und feinsten Modellirung. Das Rathhaus wurde 1508 erbaut, welcher Zeit auch die Bildhauereien angehören. Damals mögen auch die verschiedenen antikisirenden Reliefs und Statuen ausgeführt worden sein, welche die Giebelfronte des steinernen Hauses in Rutttenberg und einige Gemächer der alten Burg (des gegenwärtigen Schulhauses) schmücken. Dieses letztere Gebäude, welches sich König Wladislaw ganz neu hatte einrichten lassen, enthält allerlei Kuriositäten, die über den Charakter sowohl des Fürsten, wie seiner Umgebung mancherlei Aufschlüsse gewähren. In einem Zimmer, wahrscheinlich dem fürstlichen Schlafgemache, trifft man erotische Darstellungen, ähnlich wie sie in den Ruinen von Pompeji und Herculaneum massenhaft zu Tage gefördert wurden. Die Gebilde sind als unsittlich vor wenigen Jahren zertrümmert oder wenigstens der Köpfe und Extremitäten beraubt worden, doch läßt sich an einigen der ursprüngliche Bestand herausfinden. So erkennt man in einer verschlungenen Gruppe den Torso eines Mannes, welcher mit der Linken eine nackte jugendliche Frauengestalt umfängt, während die Rechte mit einem priapidischen Werkzeug spielt. Die Zeichnung ist korrekt mit großem Verständniß des anatomischen Körperbaues.

Die Holzschnitzerei erreichte in Rutttenberg eine aner kennenswerthe Blüthe; es wirkte hier ein Meister Jacobus, genannt Statuarius, welcher einen leider abhanden gekommenen Hochaltar in der St. Barbarakirche ausgeführt hat. Diesem zwischen 1500 bis 1546 in Rutttenberg und Prag vielfach beschäftigten Künstler werden die schönen in der Barbara- und auch die in der Jacobskirche befindlichen Chorstühle zugeschrieben. (Das Gepräge dieser Chorgestühle deutet höheres Alter an; wahrscheinlich existirte eine Künstlerfamilie dieses Namens und es hat der Vater oder Großvater des Statuarius die fraglichen Stühle gefertigt.) Dagegen dürfen eine Christusstatue im Rathhause zu Rutttenberg und einige Arbeiten in den Kirchen Prags dem Statuarius zuerkannt werden.

In Chrudim und der Umgegend kommen sehr viele Schnitzwerke, besonders Flügelaltäre vor; es blühte hier eine verbreitete Schule, welche jedoch sowohl in Bezug auf Anordnung wie Durchbildung weit hinter den Rutttenberger Meistern zurückblieb. Eine andere Schule wirkte im nordwestlichen Böhmen und scheint in Brüx ihren Mittelpunkt gehabt zu haben; Aussig, Brüx, Graupen, Raubnitz, wie auch Kaaden und Saaz besitzen mehr oder minder bedeutende Werke dieser



Schule, welche sich enge an die Nürnberger Meister und im späteren Verlaufe an Wohlgenuth anschloß. Die Holzschnitzerei tritt wie in Deutschland stets in Verbindung mit der Malerei auf, und es sind hier wie dort die Altarschreine, denen die größte, ja oft die übertriebenste Sorgfalt zu Theil wird. Als solche verkünstelte Arbeiten haben wir zwei Altäre der Schloßkapelle in Bürglitz zu verzeichnen, wo Blattgewinde, Thürmchen, Wimbargen und andere Dekorationen drei- und vierfach dicht übereinander angebracht sind, so daß erst nach theilweiser Zerstörung des Schreins der außerordentliche Reichthum von geschnitzten Einzelheiten bemerkt werden konnte. Gleich der Malerei hat dieses Fach den mittelalterlichen Charakter ungleich länger gewahrt als die Steinskulptur. Der mit dem geschnitzten Mittelbilde und gemalten Flügeln ausgestattete Altar, dessen Form um 1450 durch die schwäbischen Meister Jörg Sürlin, Fritz Härlein und Martin Schongauer festgestellt worden war, wurde in ziemlich unveränderter Gestalt bis in das beginnende 17. Jahrhundert beibehalten.

Größere Werke des Erzgusses aus dieser Periode sind, abgesehen von dem mit Glück betriebenen Glockengusse, bisher nicht bekannt geworden; einige Löwenköpfe, Inschriftplatten und ähnliche Erzeugnisse, welche hie und da getroffen werden, konnten auch im Handelsweg erworben worden sein. Dagegen wurde der Zinguß in umfassendster Weise geübt und es waren Königgrätz, Rutenberg und Prag die Orte, wo diese Kunst in höchster Blüthe stand. Neben Leuchtern, Kannen und kleinen kirchlichen Gefäßen waren es zunächst die Taufbecken, welche aus Zinn hergestellt wurden. Nach beiläufiger Schätzung dürfte die Anzahl der in Böhmen vorhandenen zinnernen Taufessel nicht unter zweihundert betragen, von denen die meisten zwischen 1480 bis 1520 gegossen wurden; viele sind mit den Apostelbildern geschmückt, andere mit den Emblemen der Evangelisten oder mit Maßwerken. Becken von besonders künstlerischer Ausstattung besitzen Nimbarg, Königgrätz und Prag; das schönste jedoch hat sich in der Stadtkirche zu Leitmeritz erhalten.

Die monumentale Malerei scheint sich nach Beilegung der Unruhen am langsamsten erholt zu haben, obgleich die Illuminirkunst, nämlich die Ausstattung der Handschriften mit Miniaturen selbst in den schwersten Zeiten nicht gänzlich unterbrochen worden war. Die Wandmalerei, zur Zeit des Kaisers Karl das Hauptfach, gelangte späterhin selten zu ausgedehnter Verwendung. Eine mit biblischen Schildereien ausgestattete Thurmkapelle im Schloß Blatna, welche Johann von Rosmital um 1470 herstellen ließ, dann einige Malereien in den Burgen Klingenberg und Pisek sind so ziemlich die bedeutendsten Leistungen dieser Zeit. Diese Werke lehnen sich noch an die karolinische Schule an, eben so einige gleichzeitig ausgeführte Tafelmalereien, welche sich indeß von den frühern Gebilden sehr unvortheilhaft durch übertriebene Bewegungen und Geberden unterscheiden. So sieht man in Raudnitz verschiedene Passionsbilder, angefüllt mit scheußlichen Karikaturen, Nachklängen des Husitenthums; ähnliche Erzeugnisse besitzt auch die Bildergalerie auf dem Gradschin zu Prag und die Kreuzkirche bei Chrudin.

Die Einwirkungen der fränkischen Schule verdrängen bald diese alterthümliche Richtung, bis endlich Dürers gewaltiger Genius für das gesammte Kunstleben eine neue Bahn vorzeichnet. Die sämmtlichen in Böhmen wirkenden, sowohl einheimischen wie zugewanderten Maler werden bald nach 1500 Anhänger der Dürer'schen Schule, wobei, wie in solchen Fällen regelmäßig zu geschehen pflegt, gerade die wenigst empfehlenswerthen Neulicherlichkeiten, der geknitterte Faltenwurf, die harten Konturen und grellen Lichter mit besonderem Eifer nachgeahmt wurden. Dürers Einfluß blieb vorherrschend bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges und war so allgemein verbreitet, daß sogar die Miniaturmaler in Dürers Manier und nach seinen Zeichnungen (Holzschnitten oder Kupferstichen)



arbeiteten. In Brüx, dieser schönen und trotz mancher Unglücksfälle im sechzehnten Jahrhundert erfreulich aufblühenden Stadt, sieht man einige Werke der Dürer'schen Schule von vorzüglicher Durchbildung; es scheinen hier, wie schon gelegentlich der Holzschnitzereien erwähnt wurde, ein paar tüchtige Meister nebeneinander gewirkt zu haben. Eger besaß eine Maler- und Holzschnitzerschule, und es werden dort mehrere Namen genannt, so Meister Lukas, der 1476 in der St. Niklasfirche arbeitete, Meister Eberhard und andere. Neben Prag bestanden auch in Leitmeritz und Chrudim Schulen, doch gelangte man hier über eine gewisse handwerkliche Tüchtigkeit nicht hinaus und von der Feinheit eines Schürlein oder der zarten Auffassungsweise eines Schaffner findet sich in den Werken dieser Schulen keine Spur. Wohl aber bricht sich oft ein kräftiger Natursinn Bahn, welcher namentlich in der Farbengebung bemerkbar wird. Als sehr auffallende Thatsache ist anzuführen, daß das Portraitfach, welches von der fränkisch-schwäbischen Schule mit Vorliebe kultivirt wurde, in Böhmen beinahe gar keinen Anlang gefunden hat. Einen ausgezeichneten, dieser Periode angehörenden Maler, deren Flandern, die Rheinlande, Süddeutschland und Italien so viele aufzuweisen haben, besitzt Böhmen nicht.

Endlich haben wir noch einige kunsttechnische Arbeiten zu berühren, welche, ohne eine besondere Schule zu verrathen, sich im ganzen Lande zerstreut vorfinden. Da unser Augenmerk vor allen Dingen den Werken monumentaler Art zugewandt ist, liegen Goldarbeiten, Riellen, eingelegte Arbeiten und überhaupt Erzeugnisse, welche in den Handel gebracht werden, deren Entstehungsart also nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, außerhalb unserer Besprechung; hingegen dürfen die Eisenarbeiten, Gitterwerke u. s. w. unbedenklich den einheimischen Leistungen beigezählt werden.

Der Eisenguß wurde damals in Böhmen nicht geübt, wenigstens ist bisher kein derartiges Produkt nachgewiesen worden; die vorhandenen Arbeiten bestehen sämmtlich aus Schmiedeeisen, welches in dreierlei Weise Anwendung fand, nämlich als:

- a) gehämmerte Arbeit,
- b) geschnittene und aufgelegte Arbeit,
- c) getriebene Arbeit.

Das Treiben mit der Bunze scheint nicht eifrig betrieben worden zu sein; mit Ausnahme einiger Laubwerke und Blumen, welche in Thürbeschlägen vorkommen, sind keine größern derartigen Werke bekannt. Ausgebreitetere Anwendung erlangten die geschnittenen und aufgelegten Arbeiten, welche manchmal aus zweierlei Metallen, z. B. Eisen- und Kupferblechen, gefertigt wurden. Auf einer gehämmerten, kunstreich geformten Unterlage wurden durchbrochene Ornamente so aufgesetzt, daß sie manchmal glatt anliegen, manchmal frei emporstehen und dann mit rosettenartigen Schrauben am Untertheil festgehalten werden. In dieser Art sind mehrere Beschläge in den Kirchen zu Hohenfurt, Kaurtschim, Schlan und andern Orten ausgeführt; im alten Rathhaussaale zu Prag sieht man arabeskenartige Thürbänder, in Hohenmauth Rosetten und Thürhalter, dann in den meisten alten Kirchen verzierte Schließbleche.

Bei weitem die größte Wichtigkeit besitzen jedoch die ganz mit dem Hammer hergestellten Arbeiten, besonders die zahlreichen Gitter, welche an Sanktuarien und Altarschreinen getroffen werden. Die vollendetsten Werke dieser Art dürften einige Vermachungen sein, welche das freistehende Sakramentshäuschen der heil. Geistkirche in Königgrätz verschließen oder vielmehr ausschmücken. Jedes dieser Gitter bildet eine von kleinen Maßwerken umgebene Arabeske, welche eben so sehr wegen ihrer geschmackvollen Zeichnung wie fleißigen Ausführung bewundert zu



werden verdient. Aehnliche, doch im Ganzen minder sorgfältig behandelte Werke kommen an den Sanktuarien zu Kruman, Kuttenberg und Gang vor; oft sind auch, wie an einem großen Abschlußgitter zu Hohenfurt aufgelegte Arbeiten mit den gehämmerten verbunden und sogar getriebene figürliche Darstellungen eingeflochten.

Noch ein Zweig der Kunstindustrie verdient erwähnt zu werden, nämlich die Anfertigung gepreßter Thonwaaren, welche zwar nicht überall, aber doch in vielen Gegenden des Landes getroffen werden. In weitem Kreise sind bisher nur die in Klingenberg vorhandenen Fliese bekannt geworden, welche, mit Adlern, Löwen, allerlei Ornamenten und deutschen Inschriften versehen, bald erkennen lassen, daß sie einer frühern Periode angehören. Die Masse besteht aus grauröthlichem, sehr fest gebranntem Thon, die Zeichnung verräth eine Künstlerhand und die angebrachten Minuskeln das beginnende 14. Jahrhundert. Spätgothische Ornamente von vorzüglicher Modellirung trifft man an der Pfarrkirche zu Beraun, in welcher Stadt vor Kurzem noch ein reicher, mit Giebelblumen geschmückter und ganz aus Terrakotten erbauter Erker an einem Stadtmauerthurm zu sehen war. Schon dem Renaissancestyl zuneigend, aber von gediegener Ausarbeitung zeigen sich mehrere zu Strakonitz und im Schlosse Worlik aufgefundenen Friesverzierungen und Gesimsstücke aus hochrothem Thon. Auch in Sobieslau und Budweis sind einige Thonarbeiten, jedoch von minder künstlicher Behandlung vorfindlich, welche im Zusammenhang mit den vorigen den Beweis liefern, daß im südlichen Böhmen diese Fabrikation schwunghaft und zwar mehrere Jahrhunderte hindurch betrieben wurde. Einer andern Richtung gehören verschiedene Tafeln (Ofentacheln u. dgl.) an, welche in der Burg Trostky, im alten Theile des Schlosses Großskal und andern Orten des nordöstlichen Böhmens ausgegraben wurden. Neben Ornamenten sieht man auf diesen Tafeln allerlei Darstellungen aus der Bibel und Heiligengeschichte; so wurde ein „St. Georg mit dem Drachen“, dann eine Art Schutzengelbild in mehreren Exemplaren aufgefunden, auch Reste von Veronika-, Kreuzigungs- und Madonnenbildern sind zum Vorschein gekommen. Die Tafeln sind von ungleicher Größe und gehören verschiedenen Zeiten an; die Mehrzahl jedoch schreibt sich aus der Zeit Podiebrads und Wladislaws. Die 5 bis 8 Zoll hohen Figuren zeigen so starke Reliefirung, als mit einer einzigen Form erreicht werden kann; die Umrisse sind gewöhnlich scharf ausgeprägt, die Falten geknittert und die Haare in einzelnen runden Büscheln gehalten. In solcher Weise sind namentlich die in Trostky gefundenen Ofentacheln gebildet, bei deren Anfertigung ein tüchtiger Künstler mitgewirkt hat. Alle diese Terrakotten und feineren Thonarbeiten sind in unglasirtem Zustand verblieben und haben sich deßhalb während des Brennens nicht geworfen und auch nichts von ihrer Schärfe verloren.

Weder im Norden noch jenseits im mittlern und südlichen Böhmen sind die Fabrikationsorte dieser Bildereien und noch weniger die Verfertiger bekannt, obgleich wahrscheinlich ist, daß Königgrätz, wo die ersten großen Ziegelbauten ausgeführt wurden, auch bei Herstellung der Terrakotten sich betheiliget habe.

Stukkaturen, zunächst aus Kalk, Gyps oder Cementmasse bestehende Ornamente, welche mit ausgestochenen bleiernen Formen unmittelbar auf die Wandfläche gepreßt wurden, kamen zur Zeit des Kaisers Karl in Gebrauch und fanden z. B. in Karlstein und im Prager Dome häufige Anwendung. Späterhin scheint das Verfahren in Vergessenheit gerathen zu sein, bis es im 16. Jahrhundert wahrscheinlich durch Benesch von Laun wieder in die Praxis eingeführt wurde. Diesem Meister hat man auch die ersten Sgraffittoarbeiten zu danken, welche er wahrscheinlich nur versuchsweise in Brüx eingeleitet hat. Das Verfahren erfreute sich in der Folge großer Anerkennung, besonders scheint der berühmte Albrecht Waldstein ein Freund dieser Dekorationsart gewesen zu sein, da in allen seinen Schlössern Sgraffittowerke zu sehen sind.



In geographischer Hinsicht gruppiren sich die Denkmale folgendermaßen: Die ältern Werke romanischen Styles liegen zumeist in der Mitte des Landes rings um Prag; eine zweite etwas jüngere Gruppe zieht längs des Egerthales hin. Ubergangsstyl und Frühgothik haben vorzugsweise im östlichen Böhmen und dem angrenzenden Mähren ihren Ausdruck gefunden; die bedeutendsten Werke dieser Richtung finden sich zwischen Brünn und Prag. Die Denkmale der Luxemburg'schen Periode sind mit kluger Bedachtnahme aller Verhältnisse ziemlich gleichmäßig durch das ganze Land ausgebreitet, wobei jedoch die Hauptstadt sehr begünstigt erscheint. Werke der Spätgothik oder Nachblüthezeit werden zwar in allen Theilen des Landes getroffen, doch sind Kuttenberg, Laun und Brüx die Orte, welche die stylistisch ausgeprägtesten Leistungen besitzen.

## A n h a n g.

Wir können diese Abhandlung nicht schließen, ohne die Entstehung der Malerbruderschaft in Prag, deren auf uns gekommene Statuten und mancherlei künstlerische Verhältnisse der Luxemburg'schen Periode wenigstens im Umrisse zu besprechen. War diese Gesellschaft doch die erste freimweltliche, welche sich in Deutschland gebildet hat, eine neben dem Kunstwesen herziehende Genossenschaft verschiedener Gewerbe, gewissermaßen die Einleitung in das später aufblühende Vereinsleben.

Die Satzungen selbst, welche der Maler Quirin Zahn in der Riegger'schen Statistik veröffentlichte, <sup>1)</sup> verdienen um so mehr einige Erläuterungen, als sie nur in der den meisten Lesern unverständlichen Sprache des 14. Jahrhunderts mitgetheilt und in neuerer Zeit öfters falsch interpretirt worden sind.

Es war im Jahre 1348, dem Gründungsjahr der Prager Universität, als unter dem Vorsitz des Malers Theodorich die Bruderschaft gestiftet und das Statut verfaßt wurde. Die Originalschrift ist auf starkes Papier in deutscher Sprache geschrieben und befand sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Archiv der Prager Malergesellschaft; als diese im Jahre 1782 aufgelöst wurde, erwarb Zahn das in Quartformat gehaltene Manuskript und überließ es späterhin der sich bildenden Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, in deren Bibliothek es gegenwärtig verwahrt wird. Papier und Schriftzeichen tragen genau den Charakter der angegebenen Zeit, auch stimmen sowohl die Stylisirung der Paragraphe wie der Ductus so auffallend mit den vielen in der Veitskirche zu Mühlhausen am Neckar befindlichen Inschriften überein, daß man hier wie dort denselben Verfasser und Schreiber voraussetzen möchte. <sup>2)</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es Theodorich selbst, welcher die aus den Berathungen hervorgegangenen Satzungen niedergeschrieben hat.

Eine böhmische Uebersetzung der Statuten wurde erst um 1435 beigelegt, als nach Rückkehr des Kaisers Sigmund sich dauernde Ruhe einzustellen schien und die Künstler das Bedürfniß fühlten, sich wieder aneinander zu schließen.

Wie bei allen mittelalterlichen Einrichtungen bildete auch das religiöse Element die Grundlage der Bruderschaft, welche den heiligen Lukas zu ihrem Patron wählte und deshalb auch Lukasbruderschaft genannt wurde. Die ersten Abschnitte der Satzungen beziehen sich auf Gottesdienst, kirchliche Ordnung und Beiträge

1) Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen, VI. Heft, Leipzig und Prag, 1788.  
 2) Ueber die Denkmale zu Mühlhausen und den Maler Theodorich siehe: Mittheilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen, III. Jahrg. VI. Heft 1865. — Die Inschriften zu Mühlhausen sind mit Farbe auf Holztafeln geschrieben.



zu Stiftungen; dann aber folgen sehr praktische Verordnungen, daß man nicht selten von deren Zweckmäßigkeit und Schärfe überrascht wird.

Von einigen spätern, in den Jahren 1435, 1438 und 1442 theils in lateinischer, theils böhmischer Sprache hinzugefügten Artikeln (welche für unsere Zwecke ganz bedeutungslos sind) abgesehen bestehen die ursprünglichen Statuten aus 30 Paragraphen, welche sechzehn besondere Gesetze enthalten. Sie werden hier der Reihe nach angeführt.

I. Dieser Abschnitt besagt, daß am Neujahrstag 1348 die Maler und Schildderer zusammengetreten seien, um eine Bruderschaft zu stiften: Gott und unserer lieben Frau zu Lobe, auch zu Ehren des heiligen Lukas und aller Heiligen. Die Gesellschaft soll allen zum Trost gereichen und hinführen zur Seligkeit. Deshalb soll jeder Meister (meystir) und seine Frau (wrawe) verbunden sein, am St. Lukasabend einer Vesper beizuwohnen; wer ausbleibt oder vor dem Schlusse des Gottesdienstes fortgeht, hat ein Pfund Wachs Strafe zu zahlen (dy schollin gebyn czu puss eyn pfunt wachis).

Ferner soll jährlich am St. Lukastag eine feierliche Messe abgehalten und eine 9 Pfund schwere Wandelkerze gestiftet werden. Diese Kerze muß schön gemalt sein und verziert mit Gold und Silber; sie hat in der Kirche zu bleiben und soll brennen bei den Hochzeiten. Wer die Messe am Lukastag versäumt, Meister oder Frau, soll zwei Pfund Wachs Strafe bezahlen.

II. Dieses Gesetz spricht in sechs Abschnitten die Verpflichtungen der Mitglieder gegen den Pfarrer aus, dann die Verordnungen bei Beerdigungen, die dabei stattfindenden Unterstützungen von Seite der Bruderschaft. Hier kommt unter andern das sehr beherzigenswerthe Gesetz vor, daß drei Meister bei der Leiche Wache halten sollen, bis sie bestattet wird; daß ferner die Namen derer, welche die Leiche zu tragen haben, durch das Loos bestimmt werden sollen (und daz man di leich ezu Kirchin tragin schol. so schol man di brif aus der puchsin nemen. und welchir vier namen man begreift. dy schulln zu hant yer mentil von in tun. und schulln mantyllaz dy leich ezu Kirchen tragen).

Die Gesellschaft wird im Context regelmäßig die Zech (czech) genannt.

III. Hier werden die Beiträge festgestellt, das Eintrittsgeld und die an den Quatembertagen zu leistenden Zahlungen. Da heißt es: „wer unsir czech habin wil, der mus geben eyn halb schok.“ — Wer im Rückstand bleibt, verliert die schon geleisteten Einzahlungen; sei er aber abwesend, hat er zu bezahlen, sobald er zurückkommt. Auch sind allerlei Erleichterungen bezüglich der Einzahlungen beigezeichnet.

IV. Handelt von den Verpflichtungen der Schlüsselmeister, welche die Aufsicht über das Geldwesen und die Zusammenkünfte der Zech führen. Macht einer von den Schlüsselmeistern sich einer Versäumniß schuldig, soll er einen halben Groschen Strafe bezahlen.

V. Enthält Bestimmungen über die Verheirathung von Töchtern an Männer, welche der Gesellschaft nicht angehören. Diesen Männern werden allerlei Begünstigungen zum Eintritt angeboten, eben so

VI. den Söhnen der Meister, sobald sie selbstständig werden.

VII. Gesetz über Streitigkeiten der Meister untereinander, in so ferne sie in der Zech vorkommen und dieselbe angehen. Der Streit wird der Meisterversammlung vorgelegt und diese hat zu entscheiden. Wer nicht folgen will, hat auszutreten (dy gebin im selber urlaub aus der czech).

VIII. Gesetz wegen Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen (Knechten). Wenn ein Geselle die Arbeit einstellt, den soll kein anderer Meister aufnehmen; wer es wissentlich thut, hat Strafe zu bezahlen. Meister und Knecht haben den Streitfall dem Brudermeister und den vier Zechmeistern vorzulegen; folgt der Meister



der Entscheidung nicht, kann der Knecht eintreten, wo er will — folgt der Knecht nicht, darf ihn künftighin (fuerbas) kein Meister aufnehmen.

IX. Gesetz wegen Ausleihung des Bahrtuches, der Kerzen und anderer der Bruderschaft gehöriger Gegenstände.

X. Betrifft die Zusammenkünfte, das Verlesen des Zechenbuches und die Strafen wegen Versäumniß.

XI. Ferner wird derjenige mit Buße belegt, welcher aus einer vom Brudermeister angeordneten Versammlung fortbleibt.

XII. Enthält die bemerkenswerthe Verordnung, daß kein anderer als ein Maler zum Brudermeister erwählt werden darf. Auch soll kein anderer die Schlüssel führen als einer aus diesem Handwerk.

XIII. Derjenige, welcher heimliches Gerede vorbringt (gegen die Gesellschaft intrikirt), soll Strafe zahlen und außerdem niemals in den Rath gewählt werden.

XIV. Auch soll in der Zeche nichts gesprochen werden, was nicht derselben zu Nutz und Frommen gereicht. Wer etwas Besonderes vorzubringen hat, soll es durch einen der vier Vorstände aussprechen lassen. Thut er das nicht und hält er selber einen Vortrag, soll er ein halbes Pfund Wachs Strafe bezahlen, eben so alle jene, welche dem Sprecher beistehen. Alle Bußen werden in das Buch eingetragen, und es darf weder der Brudermeister noch einer von den Bierern (Zechmeistern) eine Strafe erlassen. Geschieht es, haben die Letztern selbst die Strafe zu zahlen. Wer aber die Satzungen angreift, hat die Geldbuße von einem Tagesverdienst zu tragen.

XV. Erklärt die Ursache, warum Sanct Lukas als Patron erwählt wurde: weil nämlich dieser Heilige der Erste ist gewesen, „der unser wrawen bild gemalt hat.“

XVI. Die vier Zechmeister sollen verrichten alles, was in der Zeche zu verrichten ist, und sollen auch die Strafen eintreiben. Und thun sie das nicht, schieben sie die Arbeiten hinaus oder übertragen die Geschäfte auf andere, sollen sie einen Groschen Strafe zahlen.

Obwohl im Eingange der Statuten gesagt ist, daß die Maler und Schilderer zusammen die Bruderschaft gegründet haben, ergibt sich doch aus den angefügten Namensverzeichnissen, daß auch Bildhauer und Bildschnitzer, Goldarbeiter und Goldschlager, Glaser, Illuminatoren, Pergamentmacher und noch einige verwandte Gewerksmeister der Zeche als Mitglieder angehört haben. Unter den vielen Namen, welche das Verzeichniß mittheilt, sind nur sehr wenige, welche mit bestehenden Werken in Verbindung gebracht werden können, und es mögen überhaupt nur Einzelne künstlerische Bedeutung gehabt haben. Neben Theodorich, welcher sich als Primus Magister unterzeichnet und dessen Arbeiten ausführlich beschrieben worden sind, tritt uns Petrus ventrosus (Bruchaty) entgegen, ein bedeutender Illuminator, von welchem sich Mehreres erhalten hat. Nächst diesen Beiden dürfte dem Kunz, welcher sich als Mistr Kunz Kraluow malerz unterschreibt, einige Bedeutung zuzuerkennen sein, und er mag wohl bei den ersten Arbeiten, welche unter Karl IV. ausgeführt wurden, mitgewirkt haben; da er jedoch bald unter den Verstorbenen angeführt wird, auch schon um den Anfang des Jahrhunderts in Nürnberg arbeitete, scheint es auf einem Irrthum zu beruhen, wenn ihm Jahn einige von den, in keinem Falle vor 1354 gefertigten, Karlsteiner Malereien zuschreiben will.

Neben sehr vielen entschieden deutschen Namen, wie: Herdegen, Fridlein, Besold, Martinus Swemus, Bernarth, Czwegros, Goldschmit, Schwab, Spigler, Krumperz, Umfarer, Regenbogen, Snyzer, Hohnau, Rothbecher, Bertold Untersink, Wolgastern u. a. treffen wir auch viele tschechische in dem Verzeichniß. Bei



einer großen Anzahl von Mitgliedern ist nur der Taufname eingetragen, wie Andreas, Ladislaus, Martinus u. s. w. Auch einige Frauen kommen vor, z. B. Clara, Margaretha; dann ein Buchbinder Namens Wenzel und ein Schieferbedeckter Hanus.

Eine ganz eigenthümliche, mitunter an das Komische streifende Stellung nehmen die Schilderer ein, ohne Zweifel die seltsamste Korporation, welche das Mittelalter hervorgebracht hat. Obwohl sie im Verein mit den Malern die Lukasbruderschaft gründeten und sich durch Anerkennung des Gesetzes, daß nur ein Maler Vorstand sein dürfe, diesen unterordneten, waren und blieben die Schilderer von ihrem ersten Auftreten an die erbittertesten Feinde der Maler, wie aus der Geschichte des Kaisers Karl IV., insbesondere aber aus den Privilegien erhellt, welche sie sich nach und nach zu verschaffen wußten.

Das ursprüngliche Gewerbe der Schilderer war das Malen der Hauschilder, deren jedes Haus einen führen mußte in jener Zeit, als die Eigennamen noch nicht üblich waren. Wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daß solche Arbeiter bereits unter Wenzel I. in Prag vorhanden gewesen sind, ist doch gewiß, daß sie erst durch König Johann zu einer privilegierten Gilde vereinigt wurden. Die Vorliebe dieses Königs für prunkende Feste und Turniere hatte eine Menge von Leuten nach Prag gelockt, welche Schaulubigen und dergleichen Einrichtungen auszustatten und zu bemalen verstanden; andere Arbeiter gesellten sich dazu, um die Turnierwaffen herzustellen oder das Leder- und Blechzeug auszuführen. Diesen verschiedenen Handwerkern, als Riemern, Blechschmieden, Anstreichern, Holzarbeitern u. s. w. räumte König Johann, weil es an Wohnungen fehlte, die Stadtmauerthürme ein und organisirte sie zu einer Art Scharwache, da sie meist aus zugewanderten kräftigen jungen Männern bestanden. Die ganze Anordnung kam dem König sehr zu statzen, da er dem Landfrieden nicht traute und dazu auch keine Ursache hatte.

Als Karl IV. die Neustadt Prag anlegte, leisteten die Schilderer ausgezeichnete Dienste, um die Ordnung zwischen den unzähligen Tagelöhnern und Bauleuten zu erhalten. Aus diesem Grunde ertheilte der Kaiser in Ansehung der „steten und getreuen Dienst, di Uns unser Schilter zu Prage oft nutzlichen und getrewlichen beweiset haben und fürbass tun wollen“ — mittels besonderer Urkunde das Recht, daß sie auf den Thürmen in der Neustadt wohnen dürfen und sowohl sie selbst wie ihre Diener und Gesinde für ewigliche Zeiten von aller Steuer befreit seien. Bei ihren Thürmen war ihnen ein öffentlicher Markt gestattet und sie allein durften Turnierwaffen herstellen, bemalen und verkaufen. Alle jene, welche die Schilderer in ihrem Erwerb hindern, welche heimlicher Weise Schildwerk fertigen, besonders die sich nennen Geistlich Maler sollen gestraft werden um fünfzig Mark löthigen Goldes, welche Strafe zur Hälfte der kaiserlichen Kammer, zur andern Hälfte den Schilderern zukommen sollte.

In ihrer Eigenschaft als öffentliche Wächter der Thore und Thürme waren die Schilderer befugt, Schwert, Doldch und Harnisch zu tragen, gleich den Bogern (der königlichen Leibwache), was allen Einwohnern der Stadt bei schwerer Strafe verboten war. — Auch ein Meisterstück schreibt das Privileg Karls vor: wer sich in der Neustadt Prag niederlassen will als Schildermeister, heißt es, der soll machen mit seiner eigenen Hand „ein ganzes Stechgezeug, einen Sattel, einen Kopfkopf, ein Brustleder und einen Schild, die soll er legen für die Meister zu beschauen.“

Dieses in mehreren Geschichtswerken veröffentlichte im Jahre 1365 erlassene Privileg <sup>1)</sup> steht in Beziehung zu frühern, wahrscheinlich, durch König Johann und

1) Abgedruckt im VI. Hest der Materialien, ferner in Pelzel's Biographie des Kaisers Karl IV., wo sich im Anhang mehrere die Schilderer betreffende Urkunden befinden.



Karl IV. gemachten Verfügungen, durch welche den Schilderern bereits ähnliche Befugnisse ertheilt worden waren. König Wenzel IV. erneuerte späterhin das Privileg und verschärfte die Strafen wegen Beeinträchtigung. Doch scheinen alle diese Verordnungen wenig gefruchtet zu haben, die Raubereien zwischen den Schilderern und den geistlichen Malern (wie die eigentlichen Maler damals genannt wurden) hörten nicht auf, bis die Husitenstürme dem gesammten Kunstleben das Ende bereiteten. Im Verlaufe dieser Periode verlieren sich die Schilderer als Korporation, um nicht wieder aufzutauchen.

Die in verschiedenen Sammlungen aufbewahrten Waffenstücke und Brunngegenstände, welche aus dem Luxemburg'schen Zeitalter herrühren und mit Maleereien ausgestattet sind, zeigen einen sehr niedern Grad technischer Vollendung, von künstlerischer Anordnung findet sich keine Spur. Die gleichzeitig in Deutschland, Frankreich und Italien hergestellten Waffen, namentlich die getriebenen und nielirten Arbeiten beweisen, daß die Bevorzugung der Schilderer, so gerechtfertigt sie aus manchen Gründen sein mochte, auf die Entwicklung der Gewerbe keinen günstigen Einfluß übte.

Im Gegensatz zu dem Stechzeug der Schilderer war den geistlichen Malern die Anfertigung eines Madonnenbildes als Meisterstück vorgeschrieben, woher es kommt, daß man in allen Theilen Böhmens, besonders in Prag und im Süden des Landes so viele treffliche Marienbilder aus alter Zeit findet.

## Andreas Hammer Schmidt aus Brüt, Componist und Organist in Bittau.

Von Dr. Anton Tobias.

Es wird nur wenig Länder geben, welche die Musik in allen Schichten der Bevölkerung üben, wie Böhmen. Wer hätte nicht von böhmischen Musikanten gehört und an ihren Weisen im Zusammenspiel, unter Harfen- oder Violinbegleitung sich erheitern lassen? Aber nicht allein in der Ausführung, sondern auch im Schaffen heiterer und ernster Weisen selbst zeichnet sich Böhmen in früherer und jeziger Zeit aus. Als Beweis heben wir in folgenden Seiten heraus Andreas Hammer Schmidt, den Bittauer Organisten von 1639 bis 1675. Wir erfüllen, so glauben wir, eine Pflicht, das, was wir von ihm nach langem Sammeln gefunden, zusammenzustellen, da die Nachrichten über ihn meist unrichtig oder kümmerlich waren. Wir haben, außer handschriftlichen Quellen der Bittauer Stadtbibliothek und im Privatbesitz, eingesehen:

Gust. Schilling, Lexicon der Tonkunst III., 433. Stuttg. 1836.

Gerber, Lexicon der Tonkünstler II., 491. Leipz. 1812.

Otto, Oberlaus. Schriftst.-Lexicon II., 20. III. 729. S. 149.

Peschek, Geschichte von Bittau II., 329. I., 117.

Großer, Lausitz. Merkw. IV., 131.

Carpzov, Anal. Zitt. I., 113. III., 94.

Moller, theatr. Freib. 269.

N. Laus. Mag. 1836. XIV., 96.

Oberlaus. Journal 1851 Nr. 46, 47.

Lausitz. Zeitung 1862 Nr. 34.

Ersch u. Gruber, Encyclop. II., Bd. 2, S. 42. (Am Ende des Bandes ist von einem versprochenen „Mehreres über denselben“ gar nichts zu finden.)

Roch, Gesch. des Kirchenlieds, 3. Aufl. III. u. IV. Bd.

Petersen, Progr. der Landesschule in Grimma 1861.



Täglichsbeck, Progr. des Gymn. zu Brandenburg 1857.  
Hering, Vergangenheit und Gegenwart 1812, S. 185 ff.

### Hammer Schmidt's Leben.

Andreas Hammer Schmidt war zu Brüx in Böhmen geboren im Jahre 1611, erlernte handwerksmäßig die Musik beim Cantor zu Schandau, Stephan Otto, einem sonst unbekanntem Tonkünstler, und ward Organist in Freiberg an Christoph Schreiber's Stelle bei der St. Peterskirche. Schreiber war 1622 in Freiberg angestellt worden, kam aber 1634 vor Weihnachten nach Zittau, wo er 1639 starb. H. trat sein Amt erst im Jahre 1635 an und ward nach Schreiber's Tode auch in Zittau dessen Nachfolger und am 26. April 1639 in Bestallung genommen. Sein Tod erfolgte am 29. October 1675.

Bereits ein Jahr nach seinem Eintritt in Zittau wählte sich H. eine Lebensgefährtin in Ursula Teufel, einer sehr geachteten Frau, welche 1618 geboren war und am 26. Sept. 1681 starb. Von den Kindern werden uns drei Töchter genannt: 1. Anna Rosina, geb. 1641, verheiratet am 28. October 1664 an Christoph Möller; 2. Anna Sabina, geboren 1643, welche in 1. Ehe 1665 den Zittauer Stadtpfeifer Florian Ritter heiratete (geb. 1625 zu Lemberg in Schlesien, gest. 1685 den 22. Mai) und in 2. Ehe Jean la Croix, geheimen Kämmerer bei Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen zu Dresden; 3. Anna Dorothea, geboren 1646, vermählt am 8. Nov. 1666 mit Dr. jur. Gottfried von Jungenfels (geb. 1638 den 1. Febr., gest. 1670 den 19. Sept.), die ihm zwei Kinder gebar und 1675 den 31. März noch vor ihrem Vater starb. Ihr Leichenstein war in der alten Johanniskirche zu sehen. Alle drei Töchter erhielten aus dem Vermögen der Kirchenkasse bei ihren Hochzeiten einen Ehrenwein in Ansehung der Verdienste ihres Vaters bei der Kirche. Die Kirchrechnungen besagen für 14 Kannen Rheinwein 5 Thaler 20 Groschen.

Hammer Schmidt wurde auf dem Zittauer Kreuzkirchhof begraben und erhielt einen Leichenstein mit folgender Inschrift:

Es schweiget zwar allhier des edlen Schwanes Thon,  
Doch klingt er wunderschön vor seines Gottes Trohn.

Mors mea Vita mea est.

Des Edlen Schwanes Thon hat nun hier aufgehört,  
Weil Er vor Gottes Trohn der Engel Chor vermehret.

Andreas Hammer Schmidt Musicus Celeberrimus vixit Annos 64 in officio 41, denatus anno 1675 d. 29. Octob.

Der Deutschen Ehre, Ruhm und Ziehr  
Amphion, ruht und schläft allhier  
Ach! Orpheus wird nicht mehr gehört  
Den Zittau vorhin hat geehrt.

Ursula Hammer Schmidia nata Teufelia Matriona Nobilissima decessit Anno Salutis 1681 aetat. 63. A. 26. Sept.

Ein Bild der Treu und Frömmigkeit  
Ein Muster der Bescheidenheit  
Wird aus der Sterblichkeit entzückt  
Und in die Ewigkeit gerückt.

Hammer Schmidt besaß in Zittau seit 1656 ein Bierhofsgrundstück in der Webergasse (Nr. 320, jetzt Goldarbeiter Hanner's), woselbst auch später seine Witwe wohnte<sup>1)</sup> und mehrere Gärten vor der Stadt. Demnach scheint H. sich in günstigen Verhältnissen bewegt zu haben. Besonders berühmt war sein Garten vor dem Baugner Thore, dessen spätere Besitzer Resen, Fracl, Besser, Bürger, Knispel, Ch. A. Exner waren und auf welchem gegenwärtig die Gebäude und Gartenan-

1) Vielleicht läßt sich zu Hammer Schmidt's 200jährigen Todestage eine Tafel am Hause ermöglichen.



lagen der Firma Wäntig u. Comp. sich befinden. Schräg über dem Stadthore, welches jetzt ebenfalls verschwunden ist, an der Ecke der Bahnhofstraße stand bis zum October 1851 das Garten- oder Herrenhaus, umschattet von zwei alten ehrwürdigen Kofkastanien, den ältesten Zittau's, welches zugleich mit der Anlegung des Gartens Andreas Hammerschmidt, einer Inschrift über der hintern Thür desselben zufolge, neu erbaute: „Anno 1660 baute dieses Haus und Garten von Grund aus neu Andreas Hammerschmidt.“

H. war auch ein ausgezeichnete Schütze. In den oberen Räumen des genannten Gartenhauses ließ er 1660 drei Delgemälde auf Holz, 6 Ellen lang und 3 Ellen hoch, malen. Eins derselben stellt vor den Kampf der Wahrheit mit der Lüge; die anderen beiden enthalten ähnliche Darstellungen. Sie sind sämmtlich gut ausgeführt und waren vor einigen Jahren noch zu sehen. Fast an allen Fenstern des oberen Geschosses waren an jedem je 2 Scheiben, welche vermöge der daran angebrachten Glasschleiferei und Malerei denselben zur Zierde dienten. Sie stellten vor die zwölf Monate, die vier Jahreszeiten und verschiedene andere allegorische Figuren. Auch befand sich im Saale ein Orchester und diesem gegenüber eine geschnitzte Kamperie von äußerst kunstvoller Arbeit. Der Saal selbst bestand aus einem hohen Mittelschiff und zwei niedrigeren Seitenschiffen, hatte drei Thüren und zwölf hohe Fenster. Das Haus war überhaupt schön und zweckmäßig eingerichtet, es enthielt außer dem Saale drei Zimmer, zwei Kammern, Vorsaal, Boden, Küche, Speiseraum und noch einige kleine Gemächer. Nach dem Maßstabe seiner Zeit gerechnet, war H. sehr gelehrt, thätig und klug in seinen Entwürfen, unterlag aber auch oft auffallenden Schwächen und den lächerlichsten Handlungen, wie es so manche große Männer Zittaus ebenfalls gezeigt haben. Nur zwei Anekdoten mögen hiervon Beweis geben, die uns handschriftliche Chroniken aufbewahrt haben: „Den 11. Februar 1665 hat Herr Florian Ritter, Stadtpfeifer, mit Herrn Andreas Hammerschmidts mittelster Tochter, Jungfer Anna Sabina, Hochzeit gehabt; der Vater aber wollte dieselbe einem anderen geben, und die Liebchaft mit dem Stadtpfeifer war ohne der Eltern Wissen und Willen geschehen und zugesagt worden, dessentwegen sich der Vater Herr Hammerschmidt trefflich vermessen und gesaget, ehe der Herr Florian seine Tochter bekommen sollte, eher sollte ihm das, dies oder jenes von Gott (ich will nicht so erschrecklich schreiben), mit trefflichem Fluchen und Schwören, widerfahren und sonderlich diese Worte, als er seine Tochter angerebet und dreimal gesagt: „Gott solle ihm eher seine Seele tödten, ehe dich Florian kriegen soll!“ Weil aber die so starke Verbindung obgedachter zwei Personen weder durch geist- noch weltliche Obrigkeit sich wollte separiren lassen, ist durch Vermittlung der Stadtohrigkeit und des geistlichen Ministeriums doch allerseits mit starker Verweisung gegen die heimliche Verbündniß der verlobten und verknüpften zwei Personen, so doch ohne Consens der Eltern geschehen, und gegen Herrn Hammerschmidt wegen der großen Vermessenheit, daß er es nicht zugeben wollte, und doch nicht zu ändern wäre, ziemlich starker Verweis geschehen. Ward also der Hochzeittag, wie oben gesagt, gehalten, wobei aber weder der Brautvater, Mutter, Schwager, noch Schwester dabei war, denn Herr Hammerschmidt zog Dienstags, den 10. Februar, als Tags zuvor, mit der ganzen Familie nach Dresden und Mittwochs, den 11. Februar, ward die Hochzeit mit öffentlichem Kirchgange in Herrn Max Riesling's Hause (jetzt Gasthof zur Sonne) drei Tage nach einander auf zwei Tafeln voll gehalten“ u. s. w. — „Am 16. Mai 1665, als am Marktsonnabend, gleich als Ihro Durchlaucht Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen, einzichen sollte und die löbliche Bürgerschaft auf dem Marktplatze in armois gestanden, haben sich Herr Hammerschmidt, Organist allhier, und der Weinschenker Herr Christoph Mauer auf dem Marktplatze einander tüchtig mit Fäusten geschlagen, und stattlichen in Roth auf dem Pflaster einander herumgefielt, welches



Beiden schlechte Ehre. Den 15. Juli ist dieses bei den Ehrbaren Stadtgerichten vorgetragen worden, Herr Hammerschmidt hat aber bis um 3 Uhr Nachmittags auf dem Rathhaus im Arrest verbleiben müssen.

### Hammerschmidt's Leistungen und Compositionen.

Hammerschmidt war, wie auch Koch bemerkt, ein Tondichter, der eine neue Art des Kirchengesangs begründete und gilt für einen der geschicktesten Kontrapunktisten des 17. Jahrhunderts. In Beerens musikalischen Discursen, im 22. Kapitel, heißt es: „Was die Ehre Gottes betrifft, hat H. darin mehr gethan, als tausend Operisten nicht gethan haben, noch hinsüro thun werden. Er ist auch, welches das höchste Stück seines unsterblichen Ruhms, derjenige, welcher die Musik fast in allen Dorff-Kirchen der Lausitz, des Thüringer, Sachsen-Landes und daherum bis auf den heutigen Tag erhalten hat.“ Seine Hauptthätigkeit bestand nach dem Vorbilde des Kapellmeisters Heinrich Schütz in Dresden in freien concertmäßigen geistlichen Tonschöpfungen, deren spezielle Aufzählung wir unten zum ersten Male vollständig folgen lassen werden. Hauptsächlich bestanden H's. Leistungen in concertmäßigen Tonschöpfungen, in welchen er die Gesprächsform anwandte, dadurch mußte er zwischen dem alten Kirchengesang und dem geistlichen Kunstgesang, die durch Schütz und Rosenmüller ganz von einander gelöst waren, wieder anzuknüpfen und durch Einflechtung von kirchlichen Weisen den Gemeindegesang eindringen zu lassen, und zwar mit Kraft und Bedeutsamkeit. Dem ganz in der Form des Concertes redegemäß betonten Schriftwort setzt er nämlich häufig irgend ein Kirchenlied mit seiner Singweise, das er am passenden Ort einschaltet, in lebendigem Gespräch gleichsam als Antwort entgegen. Damit wahrt er nicht allein die Liedform im kirchlichen Kunstgesang, sondern setzt eben durch den Gegensatz ihre Bedeutsamkeit in das hellste Licht. Manchmal setzt er auch ein Kirchenlied und dessen Weise einem andern Kirchenlied mit einer von ihm selbst erfundenen kunstmäßig ausgestatteten Weise gegenüber und verflucht die Melodien beider Kirchenlieder. So gibt er z. B. eine concertmäßig figurirte, von ihm erfundene Melodie zu dem Kirchenlied: „Ach wie wichtig, ach wie flüchtig ist der Menschen Leben,“ und verwebt in dieselbe die alte Kirchenmelodie: „Mitten wir im Leben sind,“ die er bald da, bald dort unter Posannengebleitung eintreten läßt, oder gibt er zuerst die alte Kirchenweise: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ,“ und verwebt dann in sie eine eigene concertmäßige Behandlung des Schriftworts: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und sehr großer Lohn.“ Dadurch ist er historisch bedeutsam geworden, denn Viele folgten ihm im Laufe des Jahrhunderts auf diesem Wege. Bei dem concertmäßigen Satz, in welchem er diese Lieder gibt, sind die Lieder oder Gesänge strophisch behandelt, freilich aber nicht so, daß die Betonung sich blos auf die erste Strophe beschränkte und dann zu jeder weitem einzelnen Strophe unverändert wiederkehrte, sondern sie dehnt sich auf mehrere Strophen aus; er bildet aus mehreren Strophen ein einziges größeres Gefäß, innerhalb dessen die einzelnen Bestandtheile oder Strophen durch ihre Behandlung dennoch eigenthümlich, durch Taktart, Begleitung, Besetzung unterschieden, hervortreten, vermöge einer entschieden kenntlichen Beziehung aber nicht nur als neben einander gestellte, sondern als innerlich und wesentlich verknüpfte und zusammengehörnde erscheinen. Zugleich sind überall die Gegensätze des Einzelgesangs und Chorgesangs angebracht. Der concertmäßige Schmuck, den er dabei seinen Weisen gibt, besteht mehr blos in wirkungsreichem Entgegenstellen von Starkem und Leisem, von Licht und Schatten, von größerer oder minderer Stimmfülle, und ist also leicht abzustreifen, so daß die Gemeinde, wenn ihr diese vom Chor herab erklingenden, kunstgeschmückten Liedergesänge gefielen, gar leicht jenen Schmuck abstreifen und den Kern seiner Melodien sich zurecht machen konnte, um sie dann förmlich in ihren Gesang aufzunehmen. So kam es denn auch, daß, während



H., wo er unmittelbar für den Kirchengesang schuf, keinen Anklang fand, von seinen ursprünglich concertmäßig geschaffenen Weisen gar mancher in den kirchlichen Gebrauch übergangen. (Koch Bd. 4.) Ein Nachfolger Hammerschmidts in der Composition von Kirchenmusik, Christoph Peter, oder Peträus, wählte alte Kirchenweisen zur Grundlage melodischer Ausbreitung. Wenn H. auch als Liederdichter genannt wird, z. B. im Koburger Gesangbuch von 1677, im Schmalkaldischen von 1717, im Raumburgischen von demselben Jahre, in welchem ihm die Lieder: „Ach was soll ich Sünder machen“ und „Freuet euch, ihr Christen alle, freue sich wer immer kann“ zugeschrieben werden, oder im Breslauer G. B. als Verfasser des Liedes: „Fahr hin, o Welt, Du bittres Thränenzelt,“ so hat man den Dichter mit dem Componisten verwechselt, indem diese Lieder von Johann Flittner in Grimma und Christian Keimann u. s. w. verfaßt sind. Allerdings ist ein Lied (s. Verz. Nr. 17) „Auf meine Seele auf“ von ihm gedichtet und componirt. Besonders förderlich mußte für H. der damalige Zittauer Rector, Christian Keimann, der bekannte Liederdichter werden, dessen geistliche Oden in reicher Anzahl vorhanden sind. Mit diesen diente er dem berühmten Componisten, so oft er es verlangte. Allerdings soll Keimann schließlich, nach der Welt Art, Undank von ihm zum Lohne erhalten haben, so daß er sich über die von ihm erlittenen Verkleinerungen und Verfolgungen öfters seufzend beklagte. Keimann soll übrigens wegen des ihn ungebührlich verkleinernden Hammerschmidts den 13. Psalm Davids in die Ode gebracht haben: „Wie lange will meiner der Herr vergessen, wie lange verbirgst du dein Antlitz vor mir u. s. f.“ Von Hammerschmidts Melodien erwähnen wir:

1. Ach was soll ich Sünder machen (d, d, f, f, g, g, a, a).
2. Freuet euch, ihr Christen alle (h, h, a, g, fis, fis, e, e).
3. Meinen Jesum laß ich nicht (g, g, a, a, h, h, c).
4. Hofianna Davids Sohne.
5. Meine Seele Gott erhebt (d d d d d c d).
6. Triumph, Triumph, Victoria.
7. Ich will den Herrn loben (g, g, g, a, h, c, c, h, c).
8. Mein Gott, nun bin ich abermals (a, d, a, b, c, d, d, -cis).
9. Ach wie nichtig, ach wie flüchtig.
10. Bis hin an des Kreuzes Stamm (c, c, d, d, es, es).
11. Schmückt, schmückt das Fest mit Marien (cis, cis, cis, cis, d, cis, h, a).

Der ebenfalls aus Zittau gebürtige Leipziger Cantor Vopelius hat Hammerschmidt'sche Melodien in seinem 1682 herausgegebenen Leipziger Gesangbuche mit aufgenommen. In ihm wird auch bemerkt, daß H. zu Keimanns Lied: „Gott laß vom Jorne, den kein Mensch kann tragen,“ ferner zu desselben Lied: „So klaget Zion sich und weinet jämmerlich“, die Melodie gefertigt habe.

Auch zu Johann Riß's Liedern schuf H. 48 Melodien, so wie zu verschiedenen anderen Liedern Lausitzer Dichter, welche gerade damals sich auszeichneten. Daß Hammerschmidt selbst auch gedichtet habe, erwähnten wir bereits, und im speziellen Verzeichnisse wird er uns als Dichter begegnen. In das Stammbuch des Zittauer Gottfried Sternberger schrieb er am 5. April 1650:

Sich großer künste rüthmen, die einem nicht bewußt,  
Will Narren nur geziemen, Dndt giebet Affenluft.

Symb.:

Altissimi Humilitate Beamur.  
Andreas Hammerschmidt.

(Dabei die colorirte Zeichnung eines die Laute spielenden Affen.)

Das Symbolum aber, oder der Sinnspruch, den sich Hammerschmidt mit Bezugnahme auf A. H. B., d. h. Andreas Hammerschmidt aus Brüg, wählte: Altissimi Humilitate Beamur heißt: Durch die Erniedrigung des Allerhöchsten werden wir selig.



Wenden wir uns nun zu den einzelnen von Hammerschmidt herausgegebenen und gedruckten Compositionen, so haben wir dabei den chronologischen Weg eingeschlagen, um durch die hieraus ermöglichte bessere Uebersicht die bisherigen, zum Theil kläglichen und höchst fehlerhaften Verzeichnisse leichter verbessern zu können.

1. Instrumentalischer erster Fleiß 1636. Schon aus dem Titel ersehen wir, daß diese Arbeit die ersten Compositionen des damals 25 Jahre alten Hammerschmidt erhält und früher datirte Arbeiten auf falsch gedruckten Jahreszahlen beruhen. (S. Otto 3, 729. Gerber 2, 491 Nr. 2.)

2. Musikalischer Andacht 1. Theil, das ist: Geistliche Concerten mit 1, 2, 3 und 4 Stimmen, sampt dem General Baß gesetzt von Andreas Hammerschmidt, Organisten zu St. Peter in Freyberg. Gedruckt daselbst bei Georg Weuther 1638.

Enthält 34 oder nur 21 Tonsätze, meist über Bibelsprüche. (s. Koch 4, 136. In Brandenburg und Grimma. Gerber Nr. 3 läßt den ersten Titel weg und citirt einfach nur: Erster Theil geistlicher Concerten u. s. w. Im Exemplar zu Grimma soll die Jahreszahl 1639 stehen.)

3. Lied zur Hochzeit des Stadtschreibers Johann Rothe in Zittau mit Christine Stoll. Der wunderliche Titel lautet:

Stölichen Schießen, bey der Hochzeitlichen Ehrenfremde, Herrn Johann Rothens, wohlbestelten Stadtschreibers zu Zittaw, Bräutigams: Vndt Christinen, gebornen Stollin, Seiner herzlichsten Jung Frauen Brautt. Den 29. Oktober Anno 1640, vmb das Kränzklein abgestellt. Der Text des Liedes lautet:

Amor: der kleine Gott, bewahrt mit Pfeil und Bogen,  
kam auß der Götter rath, von oben hab gepflogen,  
Stellte ein schießen an, auß lust vor lange weil,  
Nach einer runden Tarzsch, mit Bogen vnd mit Pfeil.

u. s. w.

Jedenfalls ist Dichtung und Composition von Hammerschmidt, sicher aber auch die noch folgende Berckreynische Ode (soll Bergreichen-Ode heißen):

Man sñht wenn einer wil gut Berckwerck irgẽd hawen,  
Vnd viel reichhaltig Erz wil in der Gruben hawen,  
So ist daß sein Intent, vnd muß daß erste seyn,  
Wie er möcht in der teuff ein Stollen bringen ein.  
(u. s. w. noch 3 Verse).

Die kleine Gratulationschrift ist in Görlitz gedruckt auf einem halben Bogen in 4<sup>o</sup> und befindet sich in unserem Besitze. Die Melodie ist nach dem Urtheile Sachverständiger eine ganz eigenthümliche und charakteristische.

4. Musikalischer Andacht Ander Theil, das ist Geistliche Madrigalien mit 4, 5 und 6 Stimmen sambt einem General Baß. Benebenst einer 5-stimmigen Capella, so nach beliebung gebraucht oder außgen gelassen werden kan, componirt von Andr. Hammerschmieden, Organisten zu Zittaw. Freyberg bei G. Weuther 1641.

Enthält 34 in motettenhaftem Styl mit gesteigertem Ausdruck abgefaßte Tonsätze über biblische Sprüche, in 8 Fällen aber auch über bekannte Kirchenweisen. Sie besteht aus 5 Stimmbüchern in klein 4<sup>o</sup>, welche resp. 53, 50, 20, 54 und 50 Blatt enthalten. In der 2. Stimme findet man eine deutsche Dedicatio an den Freiberger Stadtrath, dessen Mitglieder einzeln mit Namen aufgeführt sind, nebst 7 lateinischen Lobgedichten auf den Componisten. Die mit genannte Capella Geistlicher Madrigalen Andreä Hammerschmiedts, Organisten zu Zittaw, enthält natürlich ebenfalls 34 Gesänge und die 5 Stimmenbücher Cantus mit 12, Cantus II mit 16, Altus mit 12, Tenor mit 12 und Bassus mit 12 Blatt Noten.

(Beide sind in Grimma und Brandenburg, Gerber ist nicht klar und führt unter Nr. 4 und 15 dieselbe Schrift zweimal auf, jede mit nur einem Titel, Otto 3, 729 kennt nur den Titel: Geistliche Concerte 2. Theil, wozu er sich wahrscheinlich durch Nr. 2 verleiten ließ, Koch 4, 136.)



5. Musicalische Andachten dritter Theil, das ist: Geistliche Symphonien mit 1 und 2 Vocalstimmen, zwey Violinen, sampt einem Violon. Nebenst einem General Baß für die Orgel, Lauten, Spinnet *rc.* Componirt Von Andrea Hammerschmieden Organisten bey St. Johan zur Zittaw in Ober Lausitz. 1. 2. 3. 4. 5. 6. und letzte Stimme. Freyberg bei G. Beuther 1642. Enthalten 31 Tonsätze unter Vereinigung von Gesang und Tonspiel. Die 6 Stimmbücher enthalten 38, 38, 28, 26, ? und 32 Blatt, die 5. Stimme ist im Basso continuo mit enthalten. Die 3. Stimme enthält eine deutsche Widmung an den damaligen Zittauer Rath und an die Gevattern und Freunde des Verfassers, von denen 31 namentlich angeführt sind, denen die einzelnen 31 Tonsätze auch einzeln gewidmet sind, unter dem 1. Mai 1642, weil sie diese Symphonien in Kirchen und bei andern Zusammenkünften beliebt und daran Gefallen gefunden. In der 6. Stimme findet sich eine Notiz an den Günstigen Musikliebenden wegen der Violinstimme und darunter

Ad Elegantius, Dn. Auctorem.

Nemo, Hammerschmidi, veluti dat lumina Soli:

Famam ita dant Melesin Carmina nulla tuis.

Ne cures igitur, laudet carpatve Melodas

Lentulus, evulgas quas modo coelisonas.

Crede mihi; Mala sunt coelo quae laudibus infert,

Contra, quae carpit Lentulus, haec bona sunt.

M. Gabriel Schleiffentagius.

(In Zittau auf der Stadtbibliothek, Grimma, Brandenburg vorhanden. Koch 4, 136. Otto gibt falsche Data, Gerber Nr. 16 hat fälschlich das Jahr 1652.)

6. Dialogi oder Gespräche zwischen Gott und einer gläubigen Seele, auß den biblischen Texten zusammengezogen und componirt in 2, 3 und 4 Stimmen nebenst dem Basso continuo. Dresden 1645 (bei Gimel Berge), 2 Thle. Der erste Theil mit einer Widmung vom 20. April 1645 behandelt in 22 Tonsätzen gesprächsweise einander entgegengestellte Bibelsprüche, auch gesprächsweise verbundene geistliche Lieder sammt ihren Melodien mit Einschaltung verbindender Zwischenätze. Der andere Theil, darinnen Herrn Opitzens hohes Lied Salomons in 1 und 2 Vocalstimmen, 2 Violinen, 1 Instrumental- und Generalbaß componirt und wie der erste Theil 6 Stimmen enthaltend mit einer Widmung vom 29. Sept. 1645 behandelt in 15 Sätzen strophische Gedichte. Eine zweite Ausgabe ist vom Jahre 1652 (1. Theil) und 1658 (2. Theil.)

(Bei Mscher in Berlin, Koch 4, 136. Otto 3, 729. Gerber kennt die erste Ausgabe des 2. Theils nicht. Zum Theil in Grimma vorhanden.)

7. Musikalischer Andachten vierter Theil, geistlicher Moteten vnd Concerlen. Mit 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12 und mehr Stimmen. Nebenst einem gedoppelten General Baß, componirt von Andreas Hammerschmieden. Freyberg bei G. Beuther 1646 in Folio, enthält 40 Gesänge, 10 Stimmbücher, mit Titelblatt, Dedication und Gratulationsgedichte, sowie Porträt Hammerschmidts in seinem 34. Jahre. Die 40 Tonsätze können mit beliebig anzuwendenden Geigen, Trompeten und Posaunen und mit mannigfachem Wechsel von Einzelstimmen in Soli, Duetten, Terzetten und vollen Chören ausgeführt werden und behandeln Bibelstellen unter gesprächsweiser Beziehung von Kirchenliedern und ihren Weisen. Die 10 Stimmbücher enthalten resp. 25, 24, 24, 16, 22, 24, 20, ? 26 und 24 Blatt.

(In Brandenburg, Grimma, Berlin bei Mscher Cat. 74, Koch 4, 136. Otto kennt bloß drei Theile, Gerber Nr. 7.)

8. Fünf Melodien in Mnemosyne sacra, id est monosoticha biblica memorabilia. Kleine Gedächtniß-Bibel von M. Chr. Keimann. 1. edit. 1646. 2. edit. Leipzig 1652.

Die 5 Melodien von H. auf Bl. H. 1111 b. ff. sind zu den Teutschen Versen gesetzt, die 1. über die Psalmen, die 2. über die Propheten, die 3. über



den Sirach, die 4. über die Evangelisten, die 5. über die Episteln Johannis u. s. w. Die Keimann'sche Vorrede ist aus den letzten Tagen des December 1645, also sind auch die Melodien noch in dieses Jahr zu stellen.

(Stadtbibl. Zittau, Theol. 8°. 425, fehlt in allen Verzeichnissen.)

9. Gesänge zum Samuel des M. Chr. Keimann, welcher folgenden Titel führt: Prologus, epilogus, argumenta actuum, aliaque *episodia* lat. et vernacula in Samuelem principem sacram Doct. Joh. Forsteri comoediam: quam auspicio incliti senatus Zittaviensis theatro recens extracto inaugurando autoris latinam Nonis Febr., Actoris pedestri sermone conversam XVI. et XV. Cal. Mart. Anni 1646 egere alumni scholae Zittav. *φιλόμουσοι*. Concinnata studio M. Ch. Keimanni Z. Scholae Patriae Rect. Freib. (typ. G. Beutheri) 8°. 8 $\frac{1}{2}$  Bogen.

Auf Bogen 7 finden wir Glückwünschung der Fürsten, Tugenden und Musen. In der 5. Handlung, vor dem 5. Aufzuge abgesungen 1. Chor der Fürsten und Bürger, 2. Chor der Tugenden und Musen. Erste Melodie von 6 Vocal Stimmen Andrea Hammerschmieds.

Hannä und Ecanen Sohn, Samuel besitzt den Thron,

Singet all ihr Bürger singet:

Phoebi und der Musen Sohn, Samuel besitzt den Thron,

Klinget all ihr Musen klinget.

Unsere treuen Samuel segne Gott an Leib und Seel:

Helfe daß durch sein Bemühen

Rathhaus, Kirch und Schule blühen.

(Zusammen 10 Verse.)

(Stadtbibl., sowie im Besitze des Verfassers; den übrigen Quellen unbekannt.)

10. Paduanen, Galliarde, Balletten u. s. w. zu 5 Stimmen. 1. Theil, Freiberg bei G. Beuther 1648, 2. Theil, daselbst 1650.

(Otto 3, 729. Gerber Nr. 8.)

11. Motettae, unius et duarum vocum, Andreae Hammerschmidii, Organistae Zittavi, ad D. Johannem (nebst Kupferstich: König David, die Harfe spielend, vor sich das Psalmenbuch 108 B. 1 aufgeschlagen: Cantabo et Psallam). Dresdae, Ch. et Melch. Bergen, Anno 1649 Fol. Auf S. 2 beginnt die Dedication dem Rathe und andern Angesehenen in und bei Görlitz: „Großgünstige Hoch- und vielgeehrte Herren, dieselben haben ihrem geliebten Collegio Musico, mich, als selben ich verwichene Zeit bezuwohnen die Ehre gehabt, denn massen affectionirt gemacht, daß ich nicht allein ihnen mein ganzes musicalisches Vermögen, so auffm Papier und im Druck zu befinden, zu angenehmen Diensten, sondern auch mich selbst persönlich, öfters, ja allzeit, darbey zu seyn, erwünsche. Weil mir denn dis Andere ins Werk zu setzen unmöglichen, das Erste aber ehistes in der That zuerweisen, obgelegen, Als will der Herren ihnen mich obligat gemachtes Collegium Musicum, ich mit dieser Zeit, der neuligsten Beywohnung ersten Frucht, meines stets gegenwärtigen Gemüths-Bezeugung, solche zum freundlichen Angedencken der abwesenden Person, zu gebrauchen, verehrt haben, und verbleibe jederzeit, Meiner großgünstigen Herren, Dienst-Ergebener, Andreas Hammerschmied. Zittau den 28. Febr. 1649.“

Das Werk enthält auf 80 Seiten 20 Tonsätze, wovon nur zwei deutschen Text haben. Auf die Vorrede folgen Gedichte auf die Gesellschaft in Görlitz, deren letztes mit dem Verse schließt:

Ah ziehet ihn nach euch wie die Magneten pflegen

Das Eisen anzuziehen, braucht seiner Kunst hirgegen

Als einen Hammerschlag, weil ihr schon gänzlich glaubt

Der Hammerschlag sey gut den dieser Schmied verstäubt.

Hammerschmidt selbst hatte der Widmung folgende Verse beigefügt:

Ein löblich Thun ist es, wo sich bey solchen Leuten,

Die voller Tugend sind, ein kluger Geist ereigt



Der nichts als Himmel sucht, und durch die Wolken steigt,  
Mit lieblichem Gethön der Stimmen und der Seiten.  
Hier find' ich ihr genung, wohl! wohl! sie sind geschieden  
Von aller andern Lust und sehn sich äumm nach mir;  
Ich lasse nun nicht ab, wenn ich mich gleich allhier  
Mit meinem Hammer auch zu todt solte schmieden.

(Görlitz in der Bibl. der Oberl. Ges. d. Wiss. L. II. 36. N. Kauf. Mag. XIV, 96. 1836. Gerber hat Nr. 11 fälschlich 1646. Otto S. 149.)

12. Weltliche Oden 1. und 2. Theil. Freiberg 1650.

(Otto 3, 729. Gerber Nr. 13. 14.)

13. Melodien zu Joh. Rieß's Neuer himmlischer Lieder sonderbahres Buch. Kühn. 1651. 2. Ausg. 1652. 2. Theil: Lob- und Danklieder mit 10 Melodien von Andreas Hammerschmidt. Hier finden sich folgende Melodien:

Gott sey gelobt, der allein . . .  
Herr Jesu Christ, mein Trost und Licht . . .  
Laßt uns, ihr Christen singen  
Mein Gott, nun bin ich abermals  
O Gott, Dir dank ich allezeit  
Wie wohl hast Du gelabet.  
Ich will den Herren loben.“

(Koch 3, 218, sonst nicht angeführt.)

14. Andreas Hammerschmidts Chor-Musik. Mit 5 und 6 Stimmen. Auff Madrigal Manier, nebenst dem Basso continuo. Fünfter Theil Musicalischer Andachten 1. 2. 3. 4. 5. 6. Stimme. Leipzig bei Samuel Scheiben zu finden. Gedruckt zu Freyberg bey Georg Benthern 1652. (Der Haupttitel in Kupferstich vor der ersten Stimme lautet 1653 und zeigt die Wappen des Ch. v. Hartig, Bürgermeisters in Zittau und des Caspar Hartranst auf Radgendorf, Rathsherrn, denen die Chormusik gewidmet ist. Die Dedication ist vom 19. Oktober 1652. Dann folgt die Vorrede an den günstigen und wohlgeneigten Musikliebhaber, dann ein Gedicht an Hammerschmidt von Heinrich Schütz und ein Gedicht, datirt aus Wedel an der Elbe vom 4. Dec. 1651 von J. Riß, ein Gedicht auf dem Kupfertitel von K. S. J., vielleicht Chr. Keimann, Rector Scholae Zittav., dann ein Sonett von David Schirmer. Dieser 5. Theil der Musikalischen Andachten besteht aus 31 Tonsätzen, größtentheils über Bibelsprüche, auch lateinische geistliche Texte und deutsche geistliche Liederstrophen und ihre kirchlichen Melodien.

(In den Bibliotheken zu Zittau, Grimma, zum Theil Brandenburg, s. Koch 4, 136. Otto unbekannt, Gerber Nr. 17 kennt nur diesen 5. Theil.)

Im Jahre 1654 componirte H. die Weihemusik, als die neu hergestellte Kirche zu Peter und Paul in Zittau am 2. Dec. eingeweiht wurde. S. Pescheck I. 117.

15. Musikalische Gespräche über die Evangelia mit 4, 5, 6 und 7 Stimmen nebenst dem Basso continuo. Dresden bei Gmel Bergen 1655, desgleichen Anderer Theil Geistlicher Gespräche über die Evangelia. Mit 5, 6, 7 und 8 Stimmen nebenst dem Basso continuo. Dresden 1656, enthält 30 und 31 Gesänge, Gespräche genannt, weil Sprüche des alten Testaments, zuweilen auch des neuen Testaments oder auch Lieder den Verkündigungen des Evangelii antworten. Auch hier finden sich Dedicationen und einige Gedichte an den Autor.

(Koch 4, 136. Otto 3, 729, kennt nur den ersten Theil. Gerber Nr. 18, 19. In Brandenburg und Grimma.)

16. Melodien zu Joh. Riß's Neuen musikalischen Katechismus-Andachten, bestehend in Chor-, Trost-, Vermahnungs- und Warnungsreichen Liedern über den ganzen Katechismus, sampt 12 erbaulichen Gesängen über die Haupttafel. Mit Melodien Andr. Hammerschmidts, Zittauischen Orga-



nisten, Lüneb. 1656. Nur wenige haben sich von diesen 50 Liedern, geschmückt mit 38 Melodien Hammerschmidts und 12 Melodien Mich. Jacobi's in Lüneburg verbreitet.

(Roch 3, 220).

17. Fest-, Buß- und Dank-Lieder. Mit 5 Vocal-Stimmen und 5 Instrumenten. Nach Beliebung. Nebst dem Basso continuo. Gedruckt in Zittau durch Zach. Schneider. In Verlegung Christian Bergern im Jahr 1648, 40, doch lautet der Titel nach dem Kupfertitel der 3. Stimme: Andr. Hammerschmidts 3. Theil, Fest-, Buß- und Danklieder mit 5 und 10 Stimmen. 1659. Sie sind gewidmet der Kurfürstin Magdalena Sibylla von Sachsen am 29. Sept. 1658, darnach findet sich „Ueber des Fürtrefflichen, Weitberühmten, und, um die Kirche Gottes Hochverdienten Herrn Andreas Hammerschmiedens, Hochgepriesenen Musici und Organisten, Neue, sehr kunst- und lieblich gesetzte, eifstliche Lieder, Lob- und Ehren-Gesang (10 achtzeilige Verse von Johann Riß).

Es muß doch alles Thun der Welt  
Noch endlich gar verschwinden.

und auf die Fest-, Buß- und Andachts-Lieder Herrn Andr. H., Seines werthen Freundes

Fahrt fort, Herr Hammerschmid Ein Andacht-volles Lied  
Dem andern nachzusetzen,  
Damit sich allermeist der Frommen Seel und Geist  
Im Herren kan erzeigen.

(12 Verse von W. Christ. Keimann, den 22. Herbst-Monat 1658 in Zittau).

Großgünstiger Music-Liebhaber! (so schreibt H. in der Vorrede) Diese meine Fest-, Dank- und Bußlieder wollest Du, wo sie bloß gehen, ohne die Instrumente musiciren, und dann bey dem Wort omnes alles zusammen nebenst gedoppelten Sengern bestellen, die Symphonia kaust Du allemahl mit andern Instrumenten wo sie vorhanden, abwechseln. Werden also diese meine Jesu-Lieder ihren rechten Effect erreichen. Gehab Dich wohl, und erwarte künfftig, Gott zu Ehren von mir, ein Werk unterschiedlicher Arten von Messen, mit 5. 6. 7. 8. 9. 10. und mehr Stimmen. Der Inhalt besteht aus 32 Tonsätzen, welche durchaus Lieder und zwar 16 von mitlebenden Dichtern, insbesondere vom Rector Ch. Keimann in Zittau, dem Primarius Lehmann in Zittau, Schirmer, Riß, Schottelius, Harsdörffer, Joh. Frank, Tscherning, Frenzel, Georg Weber und einigen Andern in einfachem Gegenüberstellen des Einzelgesangs und des vollen Chors behandeln, wobei gewöhnlich ein Vorspiel von zwei Geigen, zwei Violon und dem Baß angebracht. Hierin findet sich auch das oben erwähnte Gedicht Hammerschmidts componirt:

Auf, meine Seele auf, zu Jesu hin nim deinen Lauf,  
Demselben Opfer bringe, von Herzen ihm ansingen  
Mein Lob soll immer für und für, nur Jesu sein vor Dir,  
Von Dir o Jesu, dir allein soll stets mein Ruhm und Dichten sein,  
Ich will Dich ehren, Dein Lob vermehren.  
Süßer Jesu, ich will Dich preisen, Dir Dank erweisen,  
Ich will Dir singen, Lobopfer bringen, Süßer Jesu.

(Es folgen noch zwei Verse).

Einige der in dem Werke befindlichen Choräle sind noch heute in den protestantischen Kirchen im Gebrauche, z. B. „Meinen Jesum laß ich nicht,“ „Hosianna Davids Sohne“, „Triumph, Triumph, Victoria“, „Meine Seele Gott erhebt.“ Die 9 Stimmenbücher in klein 4<sup>o</sup> enthalten im Cantus I. 76, im Cantus II. 78, im Aktus 52, im Tenor 59, im Bassus 62, Violin I. 20, Violin II. 20, Violon 35, Bassus continuus 35 Blatt.

(Roch 4, 137. 3, 377. 424. Nach Otto 3, 729, aus dem Jahre 1659. Das Werk ist in Zittau und in Grimma. Gerber Nr. 20, wie Otto haben aus dem oben



gedachten zweiten Titel auf das Jahr 1659 geschlossen. Ersterer bekennt von den beiden ersten Theilen nichts zu wissen, und glauben wir, daß mit diesen zwei Theilen vielleicht die unter 15. genannten Musikalischen Gespräche gemeint sind. Wezel in seiner Pieder-Historie 1, 365 nennt uns zwei Melodien aus diesem Sammelwerke, welche noch heute in Gebrauch sind: „Ach, was soll ich Sünder machen“, „Freuet euch, ihr Christen alle, freue sich, wer immer kann.“ Besonders aber möchten wir nicht unerwähnt lassen den Choral „Meinen Jesum laß ich nicht“, auf des am 8. Okt. 1656 verstorbenen Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., letzte Rede, von Ch. Reimann gedichtet.

18. Kirchen- und Tafel-Music. Darinnen 1. 2. 3. Vocal und 4. 5. und 6 Instrumenta, enthalten in Verlegung des Autoris. Zittau, gedr. bei J. Esp. Dehnen 1662 in 4<sup>o</sup>. Enthält 22 Tonsätze über geistliche Lieder und Schriftworte, worunter 3 Sonaten, wobei die Tafelmusik diejenigen bildeten, welche weniger ernst und mit mehr Freiheit und Weltmanier für geistliche Ergänzungen bei Festmahlzeiten des Zittauer Rathes oder des fürstlichen Hofes behandelt waren. Sie ist gewidmet Heinrich v. Hefster auf Ober-Allersdorf und Sommerau, Chur-Sächsischen Gegenhändler in der Oberlausitz und Bürgermeister in Zittau, „dadurch zu erwehnten schönen Bau gedachter Kloster-Kirchen (in Zittau, durch Hefsters einzige Fürsorge hergerichtet) auch eine Hand voll Kalk zutragen helfen. Datum Zittau, den 1. August 1662. Darnach folgt ein Sonett auf das Werk von M. Just. Sieber in Schandau vom 10. Mai 1662, mit Beziehung auf den Hammer und den Schmied. Die 9 Stimmbücher in 4<sup>o</sup> enthalten resp. 107, 100, 121, 107, 106, 111, 78, 116, 116 Blatt und sind vollständig in Grimma und in 2 Exemplaren in Zittau noch vorhanden, ebenso im grauen Kloster zu Berlin, nach Vellermans Progr. v. J. 1856, S. 11.)

(S. Koch 4, 137. Otto 3, 729. Gerber Nr. 21.)

19. Andreae Hammerschmidii missae V, VI, VII, IIX, IX, X, XI, XII et plurium vocum, tam vivae voci quam instrumentis variis accommodatae. Dresdae impensis Ch. Bergen, bibliopolale, typis Seyffertinis 1663, enthält 17 Messen mit dem Kupferbildniß Hammerschmidt's im 51. Lebensjahre und besteht aus 13 Stimmbüchern mit 34, 54, 54, 54, 56, 52, ?, ?, 20, 12, 36, 56 und 56 Blatt in 4<sup>o</sup>. Die dritte Stimme enthält wie gewöhnlich eine deutsche Dedication und ein deutsches Lobgedicht auf den Verfasser.

(In der Bibliothek zu Brandenburg und theilweise in Grimma. Nach Gerber Nr. 1 fälschlich ums Jahr 1633 gesetzt.)

20. Sechsstimmige Fest- und Zeit-Andachten für das Chor. Dresden, verlegt bei Ch. Bergen, gedr. bei Melch. Bergens Wittwe, 1671, enthält 38 Tonsätze, meist über Bibelworte oder doch über geistliche Texte in ungebundener Rede und über 12 Kirchenmelodien, welche ganz motettenhaft behandelt sind. Die 7 Stimmbücher enthalten eine deutsche Widmung, worin er dieses sein Werk als das vermuthlich letzte bezeichnet und eine deutsche Vorrede für den Musiker. In ihm steht der sechsstimmige Psalm: Schaff in mir Gott.

(In der Bibliothek zu Brandenburg, s. Koch 4, 137. Otto 3, 729. Gerber Nr. 22., Becker's Verzeichniß kennt es nicht.)

## Skizzen aus dem Böhmerwalde.

### IX. Die graue Wittwe der Rosenberge.

Wenn man auf der Franz-Josefsbahn reisend die „sogenannte Station Netolitz — sie liegt etwa 2 Stunden von der Stadt entfernt, die ihren Namen zu dieser Zwangstaufe hergeben mußte, — verläßt, so taucht nach kurzer Fahrt am



südöstlichen Horizonte ein imposantes Gebäude auf. Stolz thront auf einem vor-  
springenden, die budweiser Ebene beherrschenden Berge am linken Ufer der Moldau  
der prachtvolle, mit königlichem Aufwand gebaute und eingerichtete Fürstensitz der  
Schwarzenberge, die ehemalige Bergveste Frauenberg. In der Nähe des Frauen-  
berger Bahnhofes, jedoch verdeckt durch dichtes Buschwerk, Baumgruppen und  
Alleen majestätischer Eichen, liegt das alte fürstliche Jagdschloß, welches, obwohl  
jetzt vernachlässigt und seiner ursprünglichen Bestimmung gänzlich entfremdet, doch  
noch in Gemälden, Wandmalereien und Stukkaturarbeiten nicht unbedeutende Spuren  
früheren Glanzes aufweist. Es enthält in seinen Räumen nebst vielen andern  
Sehenswürdigkeiten eine reiche Sammlung von ausgestopften Thieren, welche  
sämmtlich auf den fürstl. Schwarzenbergischen Besitzungen erlegt wurden, und unter  
diesen Thieren ist eines, dem oder vielmehr dessen irdischen Ueberresten unser  
Besuch gilt.

Es ist dies der „letzte Bär“ des Böhmerwaldes.

Als alle seine Stammgenossen nach und nach dem tödtenden Blei ihrer un-  
erbittlichen Verfolger erlegen waren, irrte er, der letzte seines Stammes, von seinen  
Feinden aus einer Regung verspäteten Mitleides geduldet, viele Jahre einsam in  
den ausgedehnten Forsten des Hohensteins und des Salnauer Gebirges umher. Doch  
trotz seines harmlosen Gemüthes, und seines zu gar keiner Klage Anlaß gebenden  
musterhaften Lebenswandels, sollte auch für ihn die Todesstunde schlagen. Sein  
Untergang wurde beschloffen, und am 11. November 1856 bei der Treibjagd, die  
einzig und allein sein Verderben zum Zwecke hatte, traf ihn ein Schuß „mitten  
durch's Herz.“ Aus dem düstern Waldgebirge, in dessen Schoße er das Licht der  
Welt erblickt hatte, wurde er nun weit, weit in die Ebene hinausgeschleppt, um  
die Zierde und der Stolz der Frauenberger Thiersammlung zu sein. Die Sieger  
ehrten jedoch in dem erlegten Gegner die gefallene Größe. Sein Leichnam wurde  
in Frauenberg von dem gesammten fürstlichen Jagdpersonale feierlichst empfangen,  
und sein glücklicher Besieger durch Geld und Lob ausgezeichnet; seine irdischen Ueber-  
reste aber werden vielleicht noch späte Geschlechter, welche nur die schwächlichen,  
nach der Schnur gepflanzten Kulturwaldungen kennen werden, bewundernd an-  
schauen als den letzten Repräsentanten einer dahin geschwundenen Zeit, wo der  
mächtige Urwald auch mächtige Thiere beherbergte.

Wir scheiden von diesem „letzten Bären“, der eigentlich — der Wahrheit zur  
Steuer sei es bemerkt — eine Bärin war, und ersteigen, durch den reizenden  
Park bergan schreitend, den Schloßberg.

Jenseits der weiten fruchtbaren budweiser Ebene erhebt sich die lange Reihe  
der Böhmerwaldberge, das Ziel unserer Reise. Fast unvermittelt steigt aus dem  
Flachlande der Blaukerwald (3324') empor, und an ihn schließt sich, so weit das  
Auge reicht, Berg an Berg, bis in blauer Ferne die Contouren mit dem Him-  
melsgewölbe in Eins verschwimmen. Fast zu unseren Füßen liegt an beiden Mol-  
daufern ausgebreitet das industrielle blühende Budweis, das Hauptbollwerk des  
Deutschthums im südlichen Böhmen. Vor nicht viel mehr als einem Vierteljahr-  
hundert noch eine rein deutsche Stadt, birgt es jetzt eine zahlreiche čechische Be-  
völkerung in seinen Mauern, die bei der bekannten Kührigkeit und Energie der  
Čechen und der schläfrigen Gemüthlichkeit des deutschen Michels bald die Oberhand  
gewinnen dürfte. Das Ergebnis der letzten Landtagswahl in Budweis hat gezeigt,  
wie arg bedroht bereits das Deutschthum sei, und wie wenig es noch bedürfe, um  
die bisherige deutsche Mehrheit zur Minderzahl herabzudrücken. Budweis mit  
den umliegenden Dörfern bildet eine deutsche Sprachinsel in dem ringsum bran-  
denden čechischen Meere, und wenn Budweis fallen sollte, so ist nicht nur diese  
Sprachinsel für das Deutschthum so gut wie verloren, sondern auch das dahin-  
ter liegende deutsche Bergland den čechischen Wühlereien schutzlos preisgegeben.



Jenseits der von Partekämpfen zerrissenen und doch anscheinend in tiefem Frieden sich in der Ebene ausbreitenden Stadt, schimmert hie und da im Sonnenlicht, die Moldau wie ein schmaler Silberstreif, und zeichnet den Weg ins Gebirge vor, der zwar weiter und unbequemer, aber dafür angenehmer ist als jener auf der staubigen Linzer Straße.

Wir verzichten darauf, die prachtvolle innere Einrichtung des Frauenberger Schlosses zu bewundern, welches von einem, — wie jüngst ein „Eingefendet“ im Budweiser Anzeiger verkündete — nicht besonders höflichen Kastellan bewacht wird, wir durchheilen flüchtig das vorläufig noch immer deutsche Budweis, welches als Knotenpunkt der Franz-Josefs- und der Elisabeth-Westbahn einer blühenden Zukunft entgegengeht, und schreiten den Bergen zu, welche, je näher wir kommen, immer mehr den duftigen blauen Anhauch der Ferne verlieren, dafür aber im grünenden Schmucke üppiger Wälder prangen. Die erste Hügelreihe erhebt sich aus der Ebene, die Vorberge nehmen uns auf, und an Zuckermantel, dem beliebten Vergnügungsort der Budweiser vorübergehend, betreten wir die schmale Schlucht, die kaum Raum genug zwischen den hohen bewaldeten Felsmauern enthält für die braunen Wellen des Flusses, und den schmalen Fußpfad, der ihren schlangenähnlichen Windungen folgt.

Von schroffer Höhe blicken die Trümmer des festen Schlosses Maidstein herab, ein Denkmal der Macht und des Reichthums des altberühmten Geschlechtes der Rosenberge, die einst im Böhmerwalde auf ihren ausgedehnten Besitzungen Königen gleich herrschten, und so zahlreiche Spuren ihres Daseins hinterließen, daß man hier kaum eine Ortschaft von einiger Bedeutung betritt, wo nicht die fünfblättrige rothe Rose — das Wappen der Rosenberge — dem Wanderer entgegenwinken würde.

Die Burg Maidstein wurde unter der Regierung Karl IV. von Sobot von Rosenberg erbaut, und soll ihren Namen daher haben, daß sie zum Wohnsitz der unverheirateten weiblichen Glieder des Hauses Rosenberg bestimmt war. In dem Hussitenkriege wurde Maidstein von den Kelchnern vergeblich belagert, und seit dieser Belagerung ist das Schicksal der Burg in völliges Dunkel gehüllt, so daß weder die Zeit, noch die Ursache ihres Verfalles bekannt ist.

Wer sich nicht dafür interessiert zu erfahren, auf welcher Stufe die Befestigungskunst im 14. Jahrhundert gestanden sei, oder wer nicht das Bedürfniß in sich fühlt, elegischen Betrachtungen à la Matthison nachzuhängen, der mag sich die Mühe ersparen den Schloßberg zu ersteigen, außer er ist mit einer Wünschelruth versehen, und hat somit gegründete Aussicht, sich in den Besitz der zahlreichen Schätze aus den Hussiten-, Schweden-, Preußen- und Franzosenkriegen zu setzen, welche der Sage nach in der Burg verborgen liegen und deren Hebung bis jetzt noch Niemandem gelungen ist. — Die Burg selbst ist ganz verfallen, die Wege und Höfe mit hohem Schutt, Geröll und dichtem Wald bedeckt; eine Aussicht ist nicht vorhanden, da ein Wartthurm entweder gar nicht bestand, oder — was wahrscheinlicher sein dürfte — schon bis auf den Grund zerstört ist.

Ungefähr 1½ Stunde oberhalb Maidstein liegt an der Moldau das ehemalige Kloster Goldenkron, welches König Přemysl Ottokar zum Andenken und aus Dankbarkeit für den Sieg stiftete, welchen er im Jahre 1260 über König Bela von Ungarn auf dem Marchfelde erfocht. Schwere Stürme brachen im Laufe der Zeit über das prachtvolle Kloster herein, welches, als es in der höchsten Blüthe stand, 300 Mönche (Eisterzienser) beherbergt haben soll. — Schon kurze Zeit nach seiner Gründung wurde es in dem Kriege Ottokars mit Rudolf von Habsburg, der mit dem Untergang des Ersteren endete, verheert und verwüstet; ein noch härteres Schicksal betraf es aber in den Hussitenkriegen, indem im Jahre 1420 die gepriesenen Vorkämpfer der böhmischen Civilisation, die Taboriten, das Stift eroberten, und die Mönche an den um das Kloster herum stehenden Bänden aufhäng-



ten, welche, wie die Sage erzählt, noch jetzt zum Andenken an diese Gräueltthat kapuzenförmige Blätter tragen. Auch von den Schweden wurde das Kloster im 30jährigen Kriege geplündert und hart bedrückt; nichts desto weniger erholte es sich immer wieder, bis es endlich im Jahre 1785 von Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde, und dem Religionsfonde zufließt, von welchem es im Jahre 1787 Fürst Johann von Schwarzenberg erkaufte.

Obzwar natürlich derartige Schicksalsschläge nicht vorübergehen konnten, ohne bedeutende Spuren zurückzulassen, so sind doch in Goldenkron noch genug Ueberreste alter Pracht vorhanden. Namentlich ist die Kirche ein wunderschöner gothischer Bau von bedeutenden Dimensionen (nach Sommer 180' lang und 48' breit), welche außer mehren Frescomalereien ein von Herrn Professor Grueber sehr rühmend erwähntes Marienbild, dann 2 Denkmäler des Stifters Königs Ottokar und des Ritters Bawor von Baworow enthält, welcher im Jahre 1315 dem Kloster reiche Schenkungen machte. Im ehemaligen Klostergebäude ist jetzt eine Maschinenfabrik untergebracht. Außerdem besteht im Dorfe Goldenkron noch eine industrielle Unternehmung, die als eine echte Tochter des Waldes betrachtet werden kann, weil sie ihren Lebensbedarf einzig und allein demselben verdankt — eine Zündhölzchenfabrik, eine Filiale der weit berühmten Fabrik von Fürth in Schüttenhofen.

Beiläufig  $1\frac{1}{2}$  Stunden von Goldenkron an der Moldau aufwärts liegt das hochinteressante Krummaw, „die graue Witwe der verblichenen Rosenberge“, wie sie der unvergeßliche Sohn des Böhmerwaldes, der leider zu früh verstorbene Adalbert Stifter, in seiner reizenden Waldstudie „der Hochwald“ nennt. — Fürwahr es ist eine altergraue trauernde Witwe, die in ihrer jetzigen Abgeschiedenheit von vergangenen besseren Tagen träumt. Der verzogene Liebling der mächtigen Rosenberge ist jetzt unbeachtet bei Seite geschoben; das luxuriös ausgestattete Sommerschloß Rothenhof mit seinem prächtigen, bis an den Fuß des Planfers reichenden Parke und vor Allem das glänzende Frauenberg sind an seine Stelle getreten, und Frauenberg, die begünstigte Rivalin, prangt im Schmucke der Kunstschätze, welche sie ihrer Gegnerin entriß. Diese aber, zwar gebeugt, doch nicht gebrochen, zwingt selbst in ihrem Verfall jedem Beschauer Bewunderung ab.

Hoch ober der alterthümlichen Stadt, welche in dem von der Moldau in mannigfachen Krümmungen durchflutheten schmalen Thale eng zusammengedrängt liegt, während die neueren Vorstädte sich zerstreut an den Berglehnen ansiedelten, steht am linken Moldauufer auf steilem Fels der imposante Bau des Fürstenschlosses. Es dürfte im südlichen Böhmen wenig Punkte geben, wo eine solche Anzahl wohlerhaltener Wahrzeichen vergangener Zeiten zusammengedrängt ist, wie hier in Krummaw, und man braucht eben kein Schwärmer zu sein, um in eine Art wehmüthig feierlicher Stimmung zu gerathen, wenn man in einer „mondbeglänzten Zaubernacht,“ wo die tiefe Stille ringsum nur durch das Brausendes rasch dahinschießenden Flusses unterbrochen wird, auf der aus der Patron<sup>1)</sup> in die eigentliche Stadt führenden Moldaubrücke steht, und die alte Fürstenburg betrachtet. Wo sind sie die glänzenden Geschlechter, die in diesen Mauern gelebt, geliebt und gelitten?

Gleich wie Blätter im Walde so sind die Geschlechter der Menschen;  
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann  
Wieder der knospende Wald, wann neu auslebet der Frühling,  
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.

Wie klein und unbedeutend erscheint das einzelne Menschendasein mit seinen Leiden und Freuden? Wie verschwindend kurz die Spanne Zeit, welche wir ein

1) Patron heißt der am Fuße des Schloßberges am linken Moldauufer liegende Stadttheil. A. d. V.



Menschenleben nennen? Wie nichtig all' das Ringen nach Ruhm und irdischer Größe? Was all' die Menschen da droben erkämpft, erstrebt, errungen und erlitten — es ist versunken und vergessen, und von den Wenigsten wissen wir mehr als ihren Namen und ihr Grab.

Es rauschen die Wellen der Moldau im ewigen Zuge dahin unter den alten Brückenjochen und scheinen zu flüstern: Alles ist eitel! Die Menschengeschlechter erblühen und bald vergeht wieder spurlos ihr Dasein. Nur wer etwas geschaffen hat, ist unsterblich, und in seinem Werke lebt der Meister fort, wenn auch sein Leib längst in Staub und Moder zerfallen.

Doch die „mondbeglänzten Zaubernächte“ sind jetzt stark aus der Mode gekommen; darum zurück zur Gegenwart, in's helle Tageslicht. Auf einer Art Felsenhalbinsel zwischen der Moldau und dem Kalschinger Bache steht der großartige Bau der Burg, verschiedenen Zeitaltern angehörig. Der erste große Hofraum, der sogenannte Tummelplatz, deshalb so genannt, weil hier in früheren Zeiten die Kampfspiele abgehalten wurden, enthielt sonst und enthält auch jetzt nur Nebengebäude. Der Zugang zu dem zweiten Hof, dem sogenannten Gardeplatz, wurde früher durch eine über den Wallgraben führende Zugbrücke vermittelt, und noch ist im Thorbogen der große wälsche Kamin zu sehen, welcher zum Gebrauche der vormaligen Thorwache bestimmt war. Ein Theil des ehemaligen Schloßgrabens ist jetzt in Gärten verwandelt, ein anderer Theil wird seit langer Zeit zur Hegung von Bären verwendet und heißt deshalb die Bärengrube. — Der Gardeplatz hat seinen Namen von einer jetzt sehr seltenen Merkwürdigkeit, nämlich von dem fürstl. Schwarzenbergischen Gardemilitär. Der Fürst Schwarzenberg hat als Herzog von Krummau das Recht, in seinem Schlosse eine Grenadierleibgarde zu unterhalten, welche auf dem Gardeplatz ihre Hauptwache hat. Obzwar der Wachposten auf demselben stets besetzt ist, und die Gewehre der Wachmannschaft, so wie zwei noch aus den Zeiten der Rosenberge stammende Feuereschlünde ihr ein kriegerisches Aussehen verleihen, so ist doch die Bestimmung der Garde, welche ungefähr 30 Mann stark ist, und von einem Gardehauptmann, der gewöhnlich zugleich fürstlicher Beamter ist, befehligt wird, keineswegs eine kriegerische, und die dienstfreien Gardisten werden in der Regel zu sehr friedfertigen Beschäftigungen verwendet.

Die Gebäude dieses Schloßhofes sind schon viel ansehnlicher als jene des ersten, und enthalten jetzt Kanzleien und Beamtenwohnungen; ihre Wände sind mit restaurirter Freskomalerei (weiß und grau) bedeckt. Die Perle dieses Hofes ist unstreitig der auf einer felsigen Erhöhung stehende, in byzantinischem Styl gebaute Wartthurm. Er ist rund, hat oben eine Säulengallerie für den Wächter, und enthält die Schloßglocken, welche sämmtlich einen sehr schönen Klang besitzen. Die größte von ihnen soll aus dem zerstörten Kloster Kugelwaid herrühren, welches, ungefähr 4 Stunden nordwestlich von Krummau gelegen, gegen Ende des 15. Jahrhunderts von den Brüdern Peter und Ulrich von Rosenberg gestiftet und im 30jährigen Kriege von den Schweden verwüstet wurde. Ein Stier soll diese Glocke, natürlich auf eine wunderbare Art und Weise, auf dem Felde, wo sie vergraben lag, entdeckt und mit seinen Hörnern herausgescharrt haben. Sie trägt die Jahreszahl 1400. — Der Thurm zeigt Spuren ehemaliger Freskomalereien, und es ist sehr zu bedauern, daß der Plan, diese Malereien zu restauriren, eigentlich besser gesagt, den Thurm neu zu malen, eben als an die Ausführung geschritten werden sollte, durch die Stürme des Jahres 1848 aufgeschoben wurde, und schließlich in Vergessenheit gerieth. Diese zwei Höfe mit ihren Gebäuden sind das sogenannte alte Schloß, welches im 11. Jahrh. von den damaligen Besitzern, den Herrn von Krummau aus dem Geschlechte der Witkonen gegründet worden sein soll.

Das neue Schloß umfaßt ebenfalls zwei Höfe und liegt bedeutend höher als das alte. Der Zugang zu demselben wurde früher durch eine Zugbrücke vermit-



telt; gegenwärtig führt eine sehr steile, mit Dielen belegte Auffahrt aus dem alten Schlosse hinauf. Durch diesen großen Höhenunterschied der Lage erklärt sich der dem Fremden scherzweise als eine besondere Merkwürdigkeit angerühmte Umstand, daß man im Krummauer Schlosse unmittelbar vom Dachboden (des alten Schlosses) in den Keller (des neuen Schlosses) eintreten kann.

Dieser Theil der Burg enthielt die eigentliche Residenz der Krummauer Herzoge, die Familienbilder der Rosenberge, Eggenberge und Schwarzenberge und die Bibliothek. Sehenswerth ist ferner in diesem Schloßtheil die uralte kleine, dem hl. Georg geweihte Schloßkapelle. Sie wurde von Peter von Rosenberg in der Zeit von 1310—1334 erbaut, aber im vorigen Jahrhundert restaurirt und in ihren jetzigen Zustand versetzt.

Ein Denkmal der Prachtliebe und des Reichthums der früheren Herren von Krummäu, so lange das Schloß noch ihre Residenz war, ist der große Redoutensaal, dessen Wände und Decke ganz mit Freskomalereien, verschiedene Maskenzüge darstellend, bedeckt sind. — Auch unterirdische Sehenswürdigkeiten enthält das neue Schloß; Felsengänge, das ebenfalls in Felsen gehauene Burgverließ, und das Gefängniß, in welchem König Wenzel IV. von Heinrich v. Rosenberg kurze Zeit gefangen gehalten worden sein soll, ehe er nach Wildberg in Oesterreich abgeführt wurde.

Das neue Schloß ist von dem fünften Schloßhof, dem sogenannten Theaterplatz, durch einen Abgrund geschieden, über welchen sonst ebenfalls eine Zugbrücke führte, die jetzt durch eine steinerne ersetzt ist. Oberhalb derselben, der sogenannten Mantelbrücke, erheben sich 3 bedeckte hölzerne Gänge, einem Viadukte vergleichbar, von welchen die 2 unteren aus dem Schlosse ins Theater führen, der oberste aber (83<sup>o</sup> lang) einen Zugang in den bedeutend höher als das Schloß gelegenen, im altfranzösischen Geschmack angelegten Schloßgarten bildet, welcher an die Sommerreiterschule und die von dem Architekten Altomonte erbaute schöne und geräumige Winterreiterschule stößt. Das Theater ist groß und wahrhaft fürstlich angelegt und ausgestattet, obwohl jetzt, wie überhaupt das ganze Schloß vernachlässigt.

Da die früher im Schlosse aufbewahrt gewesene reichhaltige und interessante Waffensammlung nach Frauenberg übertragen wurde, und die überirdische Merkwürdigkeit Krummaus, die weiße Frau, Bertha von Rosenberg, deren Bild sich noch hier befindet, sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr sehen läßt, und daher keine Hoffnung vorhanden ist, ihr zu begegnen, so wäre so ziemlich alles Sehenswerthe aufgezählt, was bei einem flüchtigen Besuch des Schlosses in Augenschein genommen werden kann.

Auf der Nordseite des Schlosses (die Südseite ist der Stadt zugekehrt) liegt zwischen demselben und der Vorstadt Spitzenberg der sogenannte Hirschgraben, ein breites, von dem Kalschinger Bach durchflossenes Wiesenthal, in welchem sonst zahlreiche Damhirsche gehegt wurden, ohne daß das Thal irgend auf eine Art eingeschränkt oder verwahrt gewesen wäre. Um diese Merkwürdigkeit brachte Krummäu der Wolkenbruch in der Nacht zum 15. Juli 1847, durch welchen der kleine Kalschinger Bach zu einer solchen Höhe anschwellte, daß er das ganze breite Thal ausfüllte, in die Häuser der Vorstadt eindrang, mehrere Menschenleben zum Opfer forderte, und noch vielleicht unberechenbaren Schaden angerichtet haben würde, wenn das Wasser sich nicht selbst unterhalb der Mantelbrücke einen Ausweg zur Moldau gebahnt hätte. — In dieser Unglücksnacht gingen die Damhirsche alle zu Grunde, und seitdem ist der sonst von dem zahlreichen Wild so malerisch belebte Hirschgraben verödet.

Nicht minder interessant als das Schloß ist auch die Stadt Krummäu. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; die Sage versetzt sie in das Jahr 1000 n. Ch. S. Wenn vielleicht auch die Stadt nicht in so früher Zeit gegründet wurde, so muß sie doch sehr alt sein, da sie sehr viele alterthümliche Gebäude besitzt, und



größtentheils enge und krumme Straßen hat. In früheren Zeiten war in Krummau ein Bergbau von nicht geringem Umfang im Betriebe, der unter Peter von Rosenberg (1505 — 1519) seine höchste Blüthe erreichte, und von welchem sich noch Halben, Stollenmundlöcher, dann der Name der Vorstadt „Schmelzhütte“ erhalten haben.

Die Schicksale der Stadt Krummau waren von jeher enge mit den Geschicken der herrschenden Geschlechter der Rosenberge, Eggenberge und Schwarzenberge verknüpft, und der Umstand, daß die prachtliebenden Rosenberge, die Eggenberge und die ersten Schwarzenberge eine förmliche Hofhaltung in ihrem Schlosse zu Krummau führten, trug nicht wenig zur Vermehrung des Wohlstandes der Stadt bei. Epochemachend in dieser Beziehung war namentlich die Zeit Wilhelms von Rosenberg, wo das Schloß zu Krummau zu wiederholten Malen gekrönte Häupter mit zahlreichem Gefolge beherbergte, und der Schauplatz wochenlanger glänzender Festlichkeiten war.

Obwohl das Geschlecht der Rosenberge seit mehr als 200 Jahren erloschen ist — Peter Wok, der letzte Rosenberg, starb im Jahre 1611 — so sind doch noch so viele Reminiscenzen vorhanden, daß man fast bei jedem Schritte an sie erinnert wird. Insbesondere sind Bauwerke anzuführen, welche sämmtlich von der Macht, dem Reichthum, und dem frommen Sinn ihrer Gründer zeugen; so z. B. die schöne Erzdchantenkirche in der Stadt, gegründet von Peter von Rosenberg zwischen 1310—1348, jedoch erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch seinen Enkel Heinrich von Rosenberg vollendet, die Ruhestätte Wilhelms von Rosenberg und seiner Gattin Anna Markgräfin von Baden; — das Minoritenkloster in der Latron, gegründet von den Söhnen des oberwähnten Peters von Rosenberg, Peter, Jodok, Johann und Ulrich, im Jahre 1357, und mit dem Schlosse durch einen gedeckten Gang verbunden, welcher jetzt theilweise verbaut und zu andern Zwecken benützt ist, und den Schloßherren gestattete, aus dem Schlosse ins Kloster zu gelangen, ohne die Schloßhöfe und die Gasse betreten zu müssen; — das an das Minoritenkloster unmittelbar anstoßende Klarisserinenkloster, gegründet von Anna, der Tochter Peters von Rosenberg, im Jahre 1361, welches im Jahre 1782 von Kaiser Josef II. aufgehoben wurde, und nunmehr ein Eigenthum der Fürsten von Schwarzenberg ist, von denen es als Wohngebäude für Beamtenwitwen verwendet wird; — das von Wilhelm von Rosenberg im Jahre 1584 gestiftete Jesuitenkollegium, welches seit der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 als Kaserne benützt wird, <sup>1)</sup> — endlich das Zeughaus der Rosenberge, gegenwärtig zum fürstlichen Bräuhaus umgestaltet. Die Größe dieses Gebäudes zeigt am besten, wie groß die Waffenvorräthe der Rosenberge gewesen sein müssen, und welche wichtige Rolle dieses Geschlecht einst in Böhmen gespielt habe. — Vertraute doch König Ferdinand im Jahre 1537 seine Gattin Anna dem Schutze Jodoks von Rosenberg an, welcher an grobem Geschütze allein 234 Stück besessen haben soll, — eine für die damalige Zeit wirklich ungeheure Zahl.

Auch das Rosenbergische Wappen, die rothe 5blättrige Rose, ist noch nirgends verdrängt, und prangt noch heut zu Tage sowohl auf dem fürstl. Schlosse, als auch auf den Gebäuden, die der Munificenz der Rosenberge ihr Dasein verdanken, und in dem Wappen der Stadt Krummau.

Das Jahr 1848, durch dessen Folgen Krummau von dem Range der Hauptstadt eines Herzogthums zu einer einfachen Landstadt herabgedrückt wurde, noch mehr aber die Verlegung der fürstl. Sommerresidenz von dem nahen Rothenhof nach Frauenberg, brachten der Stadt zwei empfindliche Schläge bei. Rechnet man nun noch dazu, daß die Bürgerschaft im Durchschnitt nicht besonders wohlhabend

1) Das ehemalige Jesuitengymnasium wurde im Jahre 1777 aufgehoben, und in seinen Räumen befindet sich jetzt die Haupt- und Unterrealschule. A. d. B.



ist, und daß die Stadt von allen Hauptadern des Verkehrs ziemlich weit abseits liegt, so wird man sich nicht darüber wundern, daß Krummau, trotzdem daß es eine Tuch- und Papierfabrik, dann in dem nahen fürstl. Schwarzenbergischen Maierhofe Schwalbenhof eine bedeutende Flachsspinnerei besitzt, und trotzdem daß in neuester Zeit in der unmittelbaren Nähe der Stadt ein ziemlich ausgedehnter Graphitbau betrieben wird, doch eine wenig belebte stille Stadt ist, welche ihr alterthümliches Aussehen unverändert behält. Die Fortentwicklung der Stadt ist eine verhältnißmäßig sehr langsame, und mithin ist auch das Bedürfnis nach Neubauten ein geringes.

Das heutige Krummau ist eine deutsche Stadt, d. h. die eingeborne Bürgerschaft ist deutsch, und was von czechischem Element vorhanden ist, besteht aus eingewanderten Gewerbsleuten, Dienstboten oder Personen, die ihr Beruf zeitweilig hieher geführt hat, z. B. Geistliche, Beamte, Lehrer u. s. w. Die Frage bezüglich der ursprünglichen Nationalität der Bewohner der Stadt ist nicht so leicht zu beantworten, da einestheils der Ort älter ist als die ältesten vorhandenen Urkunden (die älteste ist von Peter von Rosenberg und datirt vom Jahre 1347) andertheils hiezu eine genaue Prüfung und Durchsicht der Archive, Grundbücher u. s. w. nothwendig wäre. Für unseren Zweck mögen daher folgende Andeutungen genügen.

Der Name Krummau ist offenbar deutschen Ursprunges, und ist von den auffallend großen und zahlreichen Krümmungen der Moldau herzuleiten, welche sie in der Nähe des Schloßfelsens beschreibt. Dies ist nun freilich kein Beweis dafür, daß auch die Einwohner ursprünglich deutsch waren, denn die böhmischen Großen pflegten bekanntlich ihren Burgen sehr häufig deutsche Namen zu geben; wohl aber ist es ein Beweis dafür, daß das deutsche Element schon zu einer Zeit in Böhmen in Macht und Ansehen stand, wo man — im Sinne der jetzigen czechischen Geschichtsforschung — Böhmen als ein bloß von Einwohnern czechischer Zunge bewohntes Land darstellen möchte, um die Deutschen in Böhmen in der beliebten Weise als *homines novi*, als Fremde auf dem Boden der *Sct. Wenzelskrone*, als Eindringlinge und Schädiger der böhmischen Nation in deren Heimat darstellen zu können, welche erst seit kurzem hier eingewandert sind, und sich von dem ernähren, was Schweiß und Schwielen der czechischen „*Heloten*“ ihnen erwarben.

Die Herren Wenzig und Krejci in ihrem Buche „*Der Böhmerwald*“ stellen die Behauptung auf, daß die Bevölkerung Krummaus ursprünglich czechisch war, und begründen dies damit, daß das älteste im Jahre 1513 beginnende Grundbuch mit Ausnahme einer einzigen Urkunde vom Jahre 1529 ganz czechisch sei, und daß auch das zweite bis zum Jahre 1545 reichende Grundbuch nur czechische Urkunden enthalte. Bezüglich der Grundbücher nach 1545 enthält das Buch aber nicht die geringste Andeutung, und faßt man die Tendenz ins Auge, in welcher dasselbe geschrieben ist, so möchte man fast durch dieses Schweigen auf die Vermuthung kommen, daß die Grundbücher nach 1545 deutsche Urkunden enthalten.

Daß übrigens Krummau im 16. Jahrhundert ebenfalls eine zahlreiche deutsche eingeborne Bevölkerung besaß, dürfte nicht bezweifelt werden können. In der *Latron* befindet sich nämlich die nunmehr aufgelassene Kirche des heil. Jodocus, welche unter Peter von Rosenberg im Jahre 1439 eingeweiht wurde. Peter Wok, der letzte Rosenberg, berief im Jahre 1595 akatholische Prediger nach Krummau, und seitdem wurde diese Kirche von den Lutheranern benützt, im J. 1621 aber dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben, und von dem Prager Erzbischof Vohelius zu Ehren des hl. Jodocus neuerlich eingeweiht. In der darauf bezüglichen Urkunde heißt es nun: *Templum in Latrona, quod dicitur germanicum* u. s. w. Wenn nun den Deutschen in Krummau eine eigene Kirche eingeräumt war, wie aus den obcitirten Worten wohl unbedenklich geschlossen werden darf, so muß jedenfalls eine zahlreiche deutsche Bevölkerung vorhanden gewesen sein.



Auch darf nicht übersehen werden, daß die Herren von Krummau aus dem Geschlechte der Rosenberge ihre Gattinnen häufig aus deutschen Fürstenhäusern wählten, so z. B. Anna Herzogin von Glogau, Barbara Gräfin von Schaumburg, Wanda von Starhemberg, Katharina Herzogin von Braunschweig, Sophie Churprinzessin von Brandenburg, Anna Maria Markgräfin von Baden u. a. m. Man kann es als gewiß annehmen, daß die deutschen Fürstinnen ein zahlreiches deutsches Hofgesinde mit sich brachten, und daß ihr Hofstaat ganz oder doch vorzugsweise deutsch war, woraus sich denn die berechtigte Folgerung ergibt, daß unter solchen deutschen Fürstinnen die deutsche Sprache im Krummauer Schlosse, der Residenz der Rosenberge, die herrschende wurde, und daß dieser Umstand nicht ohne Einfluß auf die Einwohner der den Rosenbergen gehörigen Stadt bleiben konnte. Nebenbei sei hier noch erwähnt, daß sich in dem bereits früher erwähnten angeblichen Gefängnisse König Wenzels des IV. eine in die Hälfte des 16. Jahrh. zurückreichende deutsche Inschrift befindet, welche Keden, der etwas hier entwenden würde, mit gerechter Strafe bedroht. Wäre die deutsche Sprache damals nicht in Krummau einheimisch und verbreitet gewesen, so hätte man sie schwerlich zu einer Inschrift gewählt, deren Zweck es war, für die Besucher des Gewölbes (welches später vielleicht zu einer Art Schatzkammer verwendet worden sein mochte) allgemein verständlich zu sein.

Endlich spricht auch der Umstand, daß in Krummau, wie bereits oben angeführt, schon in früher Zeit ein blühender Bergbau betrieben wurde, für das Vorhandensein einer zahlreichen einheimischen deutschen Bevölkerung, da es eine bekannte Thatsache ist, daß der böhmische Bergbau von jeher in den Händen deutscher Bergleute war.

Krummau liegt hart an der jetzigen deutschen Sprachgrenze. Die südlich und westlich von der Stadt gelegenen Ortschaften sind deutsch, während von Norden und Osten her tschechische Orte bis fast an die Thore der Stadt vordringen. Sehr viele der jetzt von Deutschen bewohnten Ortschaften um Krummau herum, und selbst weiter südlich gegen Hohenfurt zu, haben entweder neben ihrer deutschen Benennung eine selbstständige tschechische, oder der deutsche Ortsname ist aus einer mitunter wahrhaft fürchterlichen Verdrehung des ursprünglichen tschechischen entstanden; es dürfte sich hieraus die Folgerung ergeben, daß das deutsche Element erst in späterer Zeit hier festen Fuß gefaßt und das tschechische verdrängt habe. Einwanderungen deutscher Kolonisten in das durch den 30jährigen Krieg arg mitgenommene und verwüstete südliche Böhmen, welche insbesondere von Seite der deutschen Fürsten Eggenberg, der damaligen Besitzer von Krummau, begünstigt wurden, mögen zur vollständigen Germanisirung dieser Gegend beigetragen haben.<sup>1)</sup>

Wer in Krummau ist, darf nicht versäumen, den Schöninger zu besteigen. Obzwar der Berg nicht zu den höchsten Gipfeln des Böhmerwaldes gehört, so ist doch seine Lage so günstig, daß er eine wundervolle Aussicht gewährt. Gegen Norden und Nordosten senken sich die Ausläufer des Blasserwaldes — dessen platter Gipfel eben mit dem Namen Schöninger bezeichnet wird — rasch gegen die Budweiser Ebene hinab, welche mit ihren zahlreichen Ortschaften wie eine Relieffarte vor dem Beschauer ausgebreitet liegt, bis endlich in weiter Ferne Erd und Himmel in einander verschwimmen; im Westen ist die Aussicht durch die nahen Gruppen der Böhmerwaldberge beschränkt, dafür aber übersteht man im Süden ein anmuthiges Hügelland, welches im Hintergrund von dem romantischen Sct. Tho-

1) Der reiche Pilsner Bürger Anton Phrosimus, der im Jahre 1700 eine Reise durch Böhmen eigends zu dem Zwecke unternahm, um den Stand der beiden Nationalitäten und die Sprachgrenzen zu erforschen, sagt vom „böhmer Kreis“: „Drei gute Theile dieses Kreises sind von puren Böhmen bewohnt; der vierte von Budweis über Kaplitz bis an das Grenzstädtchen Waldau ist mit Deutschen vermischt; der „prachiner Kreis“ hat 3 Theile böhmischer Einwohner, der vierte im Gebirge um Wallern und Krummau ist deutsch.“ A. d. B.



maßgebirge mit dem „luftblauen Würfel“ aus Stifterns Hochwald, der Burgruine Wittinghausen, abgeschlossen wird. Darüber hinaus in nebelgrauer Ferne erscheint manchmal bei besonders günstigem Wetter eine lange Reihe phantastisch geformter, im ewigen Schnee erglänzender Spitzen und Zacken, vom Schneeberg Nieder-Oesterreich an bis nach Tirol hinein; besondern Schöpfkindern des Glückes soll es manchmal gelingen, sogar die kärnthner Alpen und den Großglockner zu erblicken.

Es liegt zwar ein eigenthümlicher Reiz darin, mit einem Blicke ein weites Rundgemälde zu umfassen, so weit, daß man selbst in unserer rasch beweglichen Zeit noch Tage brauchen würde, um zu dessen äußersten Endpunkten zu gelangen; die Hauptschönheit des Schöninger Alpenpanoramas liegt aber meiner Ansicht nach in dem Kontraste zwischen dem freundlichen, grünenden, niedrigen Hügelland in der Nähe des Beschauers und den in weiter Ferne auftauchenden, durch Nebeldunst geheimnißvoll verschleierten, für uns Flachländer ungewohnt geformten, aber doch schön gestalteten Alpenzinnen, deren Schneefelder im hellen Sonnenlicht erglänzen. <sup>1)</sup> Leider ist dieser prächtige Anblick ziemlich selten; an den anscheinend heitersten Tagen ist der südliche Gesichtskreis durch die aus dem Donauthal aufsteigenden Nebel verschleiert und mit dem Thomasgebirge abgeschlossen, und manchmal erscheint zwar am fernen Horizonte das Alpengebirge wie ein Nebelbild, jedoch nur um bald wieder wie ein schöner Traum in Nichts zu zerfließen. Die günstigste Zeit, wo man am ehesten auf das Glück hoffen kann, die Alpenansicht ungetrübt und ungestört nach Herzenslust bewundern zu können, ist der Herbst, überhaupt die schönste Jahresperiode im Gebirge. — Wer das Schauspiel des Sonnenauf- oder Unterganges vom Schöninger genießen will, hat dazu die beste Gelegenheit, denn der von dem Fürsten Josef Schwarzenberg im Jahre 1825 erbaute 11<sup>o</sup> hohe Thurm bietet ein Nachtlager und eine Verpflegung, mit der ein wanderlustiger Tourist immerhin zufrieden sein kann.

Wenn man den Schöninger von Krummau aus besteigt, so findet sich am Wege eine Reminiscenz an alte Zeiten, nämlich die Bärenstände oder vielmehr deren Ruinen. Es waren dies durch Mauern geschützte Standplätze für Jäger, welche an den Stellen errichtet wurden, wo die Bären zu wechseln pflegten, und von welchen aus sodann sicher auf diese Raubthiere geschossen werden konnte. Die Bärenstände sind, wie bereits gesagt, schon verfallen, und man darf nicht beforgen, bei einem Ausflug auf den Schöninger die unliebsame Bekanntschaft des plötzlich aus dem Dickicht auftauchenden „Meister Peh“ zu machen; aber unwillkürlich zieht man einen Vergleich zwischen der „guten alten Zeit“, wo eine derartige Begegnung nichts seltenes gewesen wäre, und der Gegenwart, die uns vollkommene Sicherheit bietet, und es drängt sich die Frage auf, ob nicht etwa bei der Wiederherstellung der historischen Rechte der Sct. Wenzelskrone vielleicht auch die Wiederbevölkerung des Böhmerwaldes mit Bären und Wölfen in Angriff genommen werden müßte?

Vom Schöninger führt ein nicht beschwerlicher Marsch von 2 Stunden nach der ehemaligen fürstlichen Sommer-Residenz Rothenhof. Früher ein Maierhof mit einigen ziemlich bescheidenen Apartments für den Sommeraufenthalt, wurde sie mit großen Kosten in ein schönes Lustschloß umgewandelt, luxuriös ausgestattet, ein mit einer Schweigerei, Gold- und Silberfasanerie und anderen Luxusbauten geschmückter sehr schöner und ausgedehnter Park angelegt, — um jetzt, wo Frauenbergs Gestirn glänzend aufgegangen, der Vergessenheit anheimzufallen. — Vor einigen Jahren hatte der Park noch eine sehr seltene Merkwürdigkeit auf-

1) Man überfliehet vom Schöninger angeblich: den Schneeberg, Detscher, großen und kleinen Penel, Traunstein, Dachstein, Kranabitsattel, Hochbrunnkogel, Grünalmkogel, die Wetterwand, das Breithorn, Wagmann u. s. w., manchmal auch den Großglockner. A. d. B.



zuweisen, nämlich eine Biberkolonie; leider waren die Herren Biber selten geneigt, sich ihren Besuchern zu zeigen.

Dort, wo Park und Wald unmerklich in einander übergehen, steht eine kleine, in einfachem, aber edlem Styl erbaute Waldkapelle; sie enthält einen marmornen Sarkophag mit dem Herzen des Fürsten Walthar Schwarzenberg, des jüngsten, im zarten Kindesalter verstorbenen Sohnes des jetzigen Besitzers von Krummau, des Fürsten Adolf Schwarzenberg. Eine schönere Ruhestätte kann man sich kaum wünschen; nicht im düstern Grustgewölbe, sondern im ewig grünen duftenden Wald mitten in einer wunderlieblichen Berglandschaft; eine Ruhestätte gleich der, von welcher Lenau singt:

„D schöner Ort, dem Todten anserforen  
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!  
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder  
Dem treuen Sonnenblick zurückbeschworen.  
Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,  
Dem man sein Liebste senkt zur Grube nieder,  
Doch glaubt es leichter hier: Wir seh'n uns wieder.  
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.“

Doch lassen wir die Todten ruhen und kehren zu den Lebenden zurück. — Wer seinem frommen Orange Genüge thun oder ein interessantes Bauwerk besichtigen will, der hat am Rückwege von Rothenhof nach Krummau eine günstige Gelegenheit dazu, denn nicht weit abseits von der Straße liegt der sehr stark besuchte Wallfahrtsort Gogau mit seiner großen, bereits i. J. 1255 erbauten, durch die Frömmigkeit der Rosenberge aber in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts bedeutend erweiterten Pfarrkirche.

Bei der Wanderung von Krummau weiter gegen Süden kann man zwei Wege einschlagen; die alte auf den Höhen führende Straße oder die neue, die sich fortwährend im Moldauthale fort schlängelt. Beide führen zu demselben Ziele; wer sich nichts ans Bergsteigen macht, der wähle die erste, weil sie einen freien Ueberblick über die Gegend gewährt, und überdies gestattet beim letzten Scheideblick noch eine herrliche Gesamtsicht des Schlosses und der Stadt Krummau zu genießen.

Der Weg führt am Abhange des südlich von der Stadt gelegenen Kreuzberges dahin, welcher dieselbe vollkommen beherrscht, und man darf den kleinen Umweg nicht scheuen, den man machen muß, um den Gipfel des Berges zu erklimmen. Zweifach ist der Lohn, der uns dort erwartet.

In der auf dem Berge befindlichen, von Johann Christian Fürsten zu Eggenberg im Jahre 1709 erbauten Kapelle, befindet sich nämlich ein Krucifix, welchem der fromme Glaube eine besondere Schutzkraft gegen Frost und Hagel zuschreibt. Der Sage nach wurde dasselbe im Jahre 1460 von einem Krummauer Bürger und Kupferschmied Namens Hollenhammer — dem Namen nach offenbar einem Deutschen — auf wunderbare Weise entdeckt. Derselbe kaufte von einem Juden viel altes, zerschlagenes Kupfer; als er es schmelzen wollte, widerstand ein Klumpen hartnäckig der Gluth; der Meister hob ihn heraus und hämmerte an ihn herum, um ihn zu untersuchen, da dehnte sich derselbe plötzlich nach Länge und Breite und wurde zum Krucifixe. — Dieses verblieb im Besitze der Familie Hollenhammer, gerieth aber zuletzt in die Hände eines Priesters Namens Christoph Ropp, welcher es, nachdem er seine wunderkräftige Eigenschaft auf irgend eine unbekannte Weise entdeckt hatte, auf dem Calvarienberge — so hieß damals der Kreuzberg — aufpflanzte. Ob seit dieser Zeit Krummau wirklich von Frost und Hagel verschont geblieben sei, ist jedoch nicht bekannt.

Von diesem „wunderthätigen“ Bilde wenden wir uns zu dem zweiten, welches ebenfalls ein Wunderbild, wenn auch in anderem Sinne genannt zu werden verdient. Tief zu unseren Füßen liegt die alte ehrwürdige Stadt; hier die alter-



thümlichen Häuser im Thalgrund dicht zusammengedrängt, dort zerstreut an den Berglehnen aus dem Grün freundlicher Gärten hervorschimmernd; dazwischen hie und da ein glitzernder Wasserstreif, wie die Moldau in ihren Schlangenwindungen unserem Auge an jener Stelle entschwindet, um im weiten Bogen fast wieder auf den Punkt zurückzukehren, den sie vor Kurzem verlassen, als ob sie sich nicht trennen könnte von der alten Stadt, welche sie entstehen und erblühen sah; darüber thront der imposante Bau des fürstlichen Schlosses, ein König über seine Unterthanen, und im Hintergrund schließt den Gesichtskreis über Alles hoch hinwegragend der Plansker, der seiner großen Nähe wegen scheinbar noch massiger und gewaltiger sich darstellt, als er es in Wirklichkeit ist.

Raum kann man sich von dem schönen Bilde losreißen, und möchte es immer wieder betrachten, um es in unauslöschlichen Zügen der Erinnerung einzuprägen; — aber die Scheidestunde hat geschlagen, — wenige Schritte nur — und bei der ersten Biegung des Weges entschwindet den Blicken: Die graue Witwe der verblühenen Rosenberge.

L . . . s . . . r.

## Ein Schreiben Leonhards von Fels an Wolfgang Pachelbel in Eger.

Mitgetheilt von Dr. Franz Kürschner.

Correspondenzen hervorragender Persönlichkeiten aus bedeutungsvoller Zeit gehören aus naheliegenden Gründen zu den willkommensten Gaben der historischen Forschung, indem selbst vielbesprochene Ereignisse durch die eigenartige Auffassung eingeweihter Zeitgenossen immer wieder in neuer farbiger Beleuchtung uns entgegen treten. In dieser Beziehung dürfte der hier mitzutheilende Brief das Interesse der Leser dieser Blätter in erhöhtem Grade anregen, zumal derselbe, ganz abgesehen von seinem reichen Inhalte, vorzugsweise im Hinblick auf seinen Zweck alle Beachtung verdient. Mit Rücksicht darauf sollte denn auch dieses Schriftstück unter die Beilagen meines vor kurzem erschienenen Buches<sup>1)</sup> aufgenommen werden, was nur aus dem Grunde unterblieb, weil diese Publicationen nur auf staatsrechtliche Documente im engeren Sinne beschränkt wurden.

Zur besseren Beurtheilung dieses agitatorischen Schreibens mögen hier in der Kürze die nöthigen Andeutungen über die Stellung der Stadt Eger zu den bezüglich Ereignissen in Böhmen gemacht werden. Als ehemalige Reichsstadt behauptete Eger mit dem dazu gehörigen Gebiete seit der Verpfändung an Böhmen 1315 eine durch zahlreiche Privilegien begründete Sonderstellung. Ein bloßer Pfandbesitz der Krone Böhmen hatte die Stadt Eger mit der Ritterschaft ihres Gebietes dem rechtmäßigen Könige die gewöhnliche Huldigung und Pflicht zu leisten, war aber in jeder anderen Beziehung von Böhmen unabhängig. Darum nahm sie auch niemals Theil an den inneren Angelegenheiten der böhmischen Stände, und hatte demnach auch mit der Erhebung eines Königs nichts zu schaffen, sondern bloß den rechtmäßigen und bereits gekrönten König als ihren Pfandherrn anzuerkennen, wobei die Person desselben für sie weiter nicht in Betracht kam. Wohl waren im Laufe der Zeit von böhmischer Seite verschiedene Versuche gemacht worden, das Egerland in ein strammeres Abhängigkeit-Verhältniß zu bringen; dieselben scheiterten aber an dem ausdauernden Widerstande der Egeraner, die ihre althergebrachten und verbrieften Rechte kräftig wahrten. Dagegen brachten es wohl bei dem stürmischen Gange der böhmischen Geschichte die Verhältnisse mit sich, daß die Stadt von den verschiedenen Wechselfällen in Böhmen nicht immer unberührt

1) Eger und Böhmen, die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwicklung. Wien 1870.



bleiben konnte, sondern zu den sich dort abspinnenden Vorgängen feste Stellung nehmen mußte. Sie that es stets mit Vorsicht und unter Wahrung ihrer verfassungsmäßigen Rechte, indem sie gestützt auf ihr Pfandverhältniß jeder Parteinahme sich zu entschlagen suchte, um ihre ohnehin nicht selten bedrohte Sonderstellung nicht zu gefährden. Dies schloß jedoch nicht aus, daß sie den jeweilig gegebenen Thatsachen auch Rechnung tragen und der drängenden Noth nachgeben, oder, wie sie sich darüber gelegentlich selbst ausdrückt: „aus der Noth eine Tugend machen“ mußte. Freilich konnte dabei nicht verhindert werden, daß die böhmischen Stände dies dahin deuteten, als ob die Stadt Eger mit ihnen gemeinsame Sache machen wolle.

Seit dem bekannten Fenstersturze auf dem Prager Schlosse wurden die Dinge in Böhmen auf der abschüssigen Bahn des Aufruhrs unaufhaltsam fortgetrieben; es wurde sofort eine provisorische Regierung von dreißig Directoren eingesetzt, während man gleichzeitig die schon früher eingeleiteten Verbindungen mit den auswärtigen Fürsten mit Eifer wieder aufnahm; zugleich wurden im ganzen Lande Kriegsrüstungen in großem Maßstabe betrieben, an denen sich auch die Nebenländer betheiligen sollten, zu welchem Behufe die entsprechenden Commissionen ausgesendet wurden. Eine solche Commission erschien denn auch in Eger, um in Gemäßheit des letzten Landtagschlusses (!) zur Betheiligung an den allgemeinen Lasten aufzufordern, und sich überhaupt dieses wegen seiner befestigten Lage wichtigen Platzes zu versichern. Die Egerer bewahrten aber ihre gewohnte Vorsicht, und erhoben „etlicher dem Commissionsbefehl einverleibten gemeinen Kreis und Stadt vnd dero bißher lang erhaltenen kay. vnd kön. privilegijß mercklich zuwiderlauffender vnd nachtheiligen puncten vnd intentionen halber“ gerechte Bedenken, indem sie der Commission, die den religiösen Standpunkt hervorkehrte, entgegenhielten, daß der Kaiser „dieses in Böhmen entstandene Kriegswesen für kein bellum sacrum oder Religionsstreit“ betrachte, und daß sie übrigens bisher in dieser Hinsicht keinerlei Beeinträchtigung zu erleiden gehabt. Im Ubrigen gaben sie zu erkennen, wie bedenklich ihnen dieses Ansinnen vorkomme, und wie nachtheilig es ihnen ausschlagen könnte, wenn sie sich dem Landtagschlusse unterwerfen und so in die beabsichtigte Einverleibung ihres „eximirten Kraises“ willigen würden, wogegen sie vielmehr „in optima juris forma protestiren“. — Bald darauf erschien eine zweite Commission, die nurnehr um einen mäßigen Steuerbetrag, u. z. nicht aus Schuldigkeit, sondern als einen gutwilligen nachbarlichen Beistand ansuchte. Die Egerer nahmen vier Wochen Bedenkzeit, und berathschlagten inzwischen in einer eigens einberufenen Versammlung von Ritterschaft, Rath, Gericht und geschworener Gemeinde, was hierin zu thun oder zu lassen wäre. Sie entschlossen sich endlich, damit die Stände sehen, daß sie zur Erhaltung der theuren Religion und Gotteschre etwas zuzusetzen geneigt seien und zwar „mit Vorbehalt obangeregter protestation und damit es hernach in keinerlei consequenz oder zu einiger Einlassung in den Landtagschluß gedeutet werden möge, salvis omnibus privilegijß aus gutem, freien, ungezwungenen nachbarlichen Willen 4000 fl. für ein- und allemal“ in zwei Raten zu reichen.

Auf die weitere Aufforderung, zwei Deputirte aus dem Rathsmittel zur nothdürftigen Unterredung nach Prag zu entsenden, entgegneten sie, daß sie sich hierin von der Ritterschaft nicht trennen können, und bemerkten, daß übrigens auch bei einer mündlichen Unterredung nicht mehr bewilligt werden könnte, weßhalb es damit sein Unterbleiben haben möge. — Das Anerbieten der 4000 fl wurde übrigens von den Directoren mit Dank angenommen und in dem darüber ausgestellten an die Ritterschaft sowie Bürgermeister und Rath von Eger lautenden Schreiben ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Beisteuer eine „freye guetwilligkeit sey und zur keiner consequenz gereichen solle“.

Witterweise wurde von der kais. Regierung noch ein Versuch zur Herbei-



führung eines Ausgleiches mit der ständischen Opposition gemacht, und zu diesem Behufe ein eigener Interpositionstag „zu abhelfung des wehrenden Behemischen Unwesens“ auf den 20. Jänner 1619 nach Eger ausgeschrieben, das nicht nur wegen seiner geographischen Lage, sondern wohl auch in Hinblick auf seine politische Stellung zu den in Aussicht genommenen Verhandlungen sich vortheilhaft empfahl. An denselben sollten sich Kur=Mainz, Pfalz, Sachsen und Baiern im Vordergrunde betheiligen. Aus verschiedenen Rücksichten wurde dieser Tag verschoben und endlich auf den 14. April anberaumt, doch konnte die Interposition keinen weiteren Fortgang nehmen — denn Kaiser Mathias war inzwischen (20. März) gestorben.

Sein Nachfolger in der böhmischen Krone war Ferdinand II., der bereits im J. 1617 zum Könige angenommen und gekrönt worden war. Aber schon hatten die evangelischen Stände Böhmens ihr Augenmerk auf den der reformirten Lehre ergebenen jungen Pfalzgrafen Friedrich V. gerichtet, dem sie die Krone anboten, während gegen den streng katholischen Ferdinand auch in den übrigen Gebieten des Habsburgischen Hauses die Opposition sich erhob, die bald zum gewaltigen Bunde emporgewachsen sollte. Ferdinand aber war entschlossen die ihm bestrittene Krone zu vertheidigen. Gleich nach Mathias Tode erließ er auch ein Rescript an Bürgermeister und Rath von Eger, worin er erklärt, daß nun ihm als gekröntem Könige von Böhmen „das völlige Regiment über erwähntes Königreich Böhems und die incorporirten Länder zustehet,“ und befehlt, daß die Egerer das Ableben des Kaisers in ihrem Gebiete bekannt machen und dafür sorgen, daß männiglich zu schuldigem Gehorsam gegen ihn als den rechten König und Herrn angewiesen werde. — Es dauerte aber nicht allzu lange, daß nun auch die ständische Directorial-Regierung mit neuen Forderungen an die Egerer herantrat. Die Directoren wiesen darauf hin, daß bei der letzten Zusammenkunft der evangelischen Stände in Prag den Egerern ohnehin in Betreff des beschlossenen persönlichen Aufgebotes nichts weiter zugemuthet worden sei als die Verwahrung der Stadt, wie dies mit Bezug auf die damals in Aussicht stehende Interposition angeordnet war. Daher hoffen sie, daß die Egerer als Kron- und Religionsverwandte bei der obschwebenden Gefahr und dem Heranrücken des spanischen Kriegsvolks der allgemeinen Mitleidung sich nicht entziehen werden, und suchten demgemäß um eine Geldhilfe an. Zugleich eröffneten sie, daß sie bevollmächtigt seien, zur Aufbringung der Kriegskosten eine Anzahl geistlicher Güter zu versehen, und schlugen unter Einem der Stadt vor, die Güter des Sct. Clarastiftes und die Einkünfte des Hospitals bei der Kreuzherren-Commende zu Eger als Hypothek für eine Summe von 100.000 fl. anzunehmen, oder sich für ein Anlehen in dieser Höhe, das in Nürnberg aufzunehmen wäre, zu verbürgen. Hierauf antworteten aber Bürgermeister und Rath zunächst ausweichend, daß sie zuvor ihre Ritterschaft, sowie Gericht und geschworne Gemeinde vernehmen müssen, und gaben endlich unter Bezeigung ihres guten Willens und Bedauerns bekannt, daß sie der Anforderung bezüglich der Geldhilfe und des Anlehens der 100.000 fl. nicht nachzukommen vermögen, zumal sie die letztlich votirte Geldhilfe noch nicht völlig verschmerzen können, und wegen der abwehrenden Haltung der Ritterschaft <sup>1)</sup> Mühe haben, ihrem gegebenen Versprechen in der bestimmten Frist nachzukommen, ganz abgesehen von den namhaften Bürgschaften, die sie für die vorigen Regenten übernommen hatten.

1) Zwischen der Stadt und Ritterschaft war es damals neuerdings zu Mißhelligkeiten gekommen, wie solch schon in viel früherer Zeit und in bedeutenderem Maße zu Tage getreten waren. Obwohl dieselben nunmehr um geringfügige Besitzverhältnisse und Gerechtigkeiten sich bewegten, so lag ihnen doch von Seite der Ritterschaft das Bestreben zu Grunde, sich von dem Rechtsverbande mit der Stadt zu trennen.



Gegenüber den in Böhmen eröffneten Feindseligkeiten bewahrte die Stadt Eger ihre reservirte Haltung; ja als es ruckbar wurde, daß Fremde unter dem Vorwande, den Egerer Säuerling zu gebrauchen, sich in die Stadt einschleichen, erließ der Stadtrath die Verordnung, daß Niemand ohne Erlaubniß des jeweiligen Amtsbürgermeisters oder des Rathes fremde Personen oder deren Güter aufnehmen solle. — Mittlerweile gingen die Ereignisse in Böhmen ihrer Erfüllung entgegen. Schon im August wurde Ferdinand als König von Böhmen abgesetzt und wenige Tage später Pfalzgraf Friedrich zum Könige gewählt, indeß es Ferdinand gelang, die deutsche Kaiserkrone zu erlangen. In dieser Zeit der Aufregung und Gefahr, als die böhmischen Stände die umfassendsten Rüstungen betrieben und nach allen Seiten um Bundesgenossen sich umsahen, richteten die Directoren auch nach Eger ein Schreiben, worin sie den Wunsch äußerten, „etlich incident Sachen, daran der Cron Böhmeib vnd gemeiner Stadt viel gelegen, mit der Stadt Abgeordneten zu communiciren.“ Und eben in diese Zeit fällt auch das oben angedeutete Schreiben Leonhards von Fels, der neben Mathias Thurn den Oberbefehl über das böhmische Kriegsvolk führte. Dasselbe ist aus dem Feldlager von Saluschan (Zaluži im Pilsner Kreis) datirt und an den damaligen Bürgermeister von Eger, Wolfgang Pachelbel, gerichtet, welcher in der Stadt großen Einfluß besaß und wegen seines Eifers für die lutherische Lehre auch den evangelischen Ständen Böhmens noch aus der Zeit der Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefes wohlbekannt war. Als nämlich damals die Mährer, Schlesier und Lausitzer um ähnliche Privilegien sich bewarben, suchten auch die Egerer neben den Elboguern und Glazern eine Gewähr für die freie Religionsübung, jedoch mit Wahrung ihrer Sonderstellung, zu erlangen. Wolfgang Pachelbel war dabei in hervorragender Weise thätig, indem er nicht nur im Egerer Stadtrathe, sondern auch als Vollmachtträger neben seinen Mitverordneten in Prag in diesem Sinne wirkte. Dort hatte ihn Leonhard Colonna von Fels persönlich kennen gelernt, da die Abgeordneten von Eger instructionsgemäß mit den hervorragendsten Wortführern der böhmischen Stände wiederholt zu verkehren hatten. So hatte auch die Deputation, welche Pachelbel noch 1611 nach Prag führte, Briefe des Stadtrathes an den Grafen Thurn, die Herren Andreas Schlick, Leonhard von Fels, Wilhelm von Lobkowitz und Wenzel v. Budowa zu überreichen, worin die genannten Herren um ihre Fürsprache gebeten wurden. Schon am 18. April berichtete Pachelbel aus Prag an den Stadtrath von Eger, daß er und seine Mitverordneten von den betreffenden Herren gute Vertröstung überkommen haben; zugleich sei ihnen gerathen worden, eine Bittschrift an die gesammten drei Stände zu richten, wobei der Herr von Fels sich erboten habe, ihnen den geeigneten Zeitpunkt zur Eingabe zu bezeichnen. Und am 16. Mai schreiben die Abgesandten, daß sie sich abermals bei den Herren von Fels, Lobkowitz und Budowa angemeldet und die Zusicherung kräftiger Unterstützung erlangt haben. Pachelbel hatte somit Gelegenheit genug, mit Leonhard von Fels persönlich zu verkehren, zumal derselbe im folgenden Jahre (1612) zum Mitgliede einer Commission ernannt wurde, die sich nach Eger zu begeben hatte, um wegen einer Contribution zu verhandeln. — Als nun nach Verlauf von einigen Jahren die oben angedeuteten Ereignisse in Böhmen eintraten, da mußte Pachelbel dem Herrn von Fels wegen seines großen Einflusses und seiner amtlichen Stellung als der geeignetste Mann erscheinen, an den er sich in einer so heiklen Angelegenheit wenden konnte. —

Der Brief selbst bedarf keines weiteren Commentars, zumal er seinen Zweck, die Stadt Eger zum völligen Anschluß an die böhmische Opposition zu bringen, offen ausspricht. Daß die Worte: Die Stadt Eger suche sich von den gesammten evangelischen Ständen der Krone Böhmen zu trennen, und das, wozu sie sich vormals bekannt und was sie mit ratificirt habe, gleichsam rückgängig zu machen . . . eine Pression auf die Stadt üben sollen, ergibt sich aus dem oben



Angeführten von selbst. Die Egerer haben ja mit den böhmischen Ständen keine gemeinsame Sache gemacht, sondern mit den dargereichten Geldhilfen eben nur ein leidliches Abkommen erzielen wollen. Durch den weiteren Hinweis auf die Verbindeten der Stände und den Zuzug des Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, sollten die Egerer vollends captivirt, oder wenn auch dies nicht verfangen sollte, durch die ausgesprochene Drohung eingeschüchtert werden. — Der Brief ist von Leonhard von Fels blos eigenhändig unterzeichnet, und scheint einem Feld-Secretär dictirt worden zu sein.

1619, 11. September.

Leonhard von Fels an Wolf Bachhelbel, Bürgermeister von Eger.

Ehrnuester vnd wollweiser herr Burgermaister, insonders lieber vnd guetter Freundt, von gott wünsche Ich Ihm alle glückliche wohlfahrt zu seel vnd leib, vnd khan Ihme dabey vnuermeldet nicht lassen, daß alhie für gewieß außgegeben wirt, als ob die stadt Eger, zweifels ohne durch schöne gleissende wortt vnd vielen doch vergeblichen zusagen vnd versprechen, Königs Ferdinandj Officirer vnd practi- canten dahin bewogen werden wölle, sich von den gesambten euangeli- schen ständten der Cron Böhmeib zu trennen, vnd als dasjenige, worzu Sie sich vormals bekennenet vnd mit ratificiret, gleichsam zu retractiren, welches Ich aber kheineswegs glauben khan, sintemhal nicht allein der stadt Eger wohl be- wußt, sondern auch landtkhündig, auß was erheblichen vrsachen die stände der Cron Böhmeib sowohl die incorporirten ländern, vnder gedachts Ferdinandj guberni keineswegs verbleiben können, dann weil derselbe noch vor absterben Ihrer khat<sup>m</sup> Mayt. höchstseeligster gedächtnus, sich des regiments, zu wider gegebenen rever- sus, vnderfangen, allerhandt practiken gegen die ständte der Cron Böhmeib feindtfeelig fürgenommen, vnd also vor rechtmessiger antretung der regierung sich dergestaltt erwiesen, daß man sich nach erlangten völliger possession viell mehrer beschwehrung vnd dranguüssen an wohlerlangten privilegij vnd freyheiten des landes, ja so das maiste ist, des gewieffens vnselbahr sich zu befahren gehabt, wie dan dieser herr auf vnnachlässig Antreiben der teuflischen Jesuitischen Sect dasjenig, was Er zuesagt, sonderlich in religionsfachen, keineswegs zuhalten schuldig zu sein vermainet, Er vermöge seins eigenen reversus sich hierdurch ver- würffig gemacht, vnd demnach weder den ständten der Cron Böhmeib noch denen incorporirten ländern diesfalls die schuldt zuzumessen. Will derowegen nicht hoffen, daß sich bemelter rhat vnd gemain der stadt Eger so liederlich wirt bewegen lassen können, Sich von den ständten zu separiren. Dabey Sie dann sonderlich in acht zunehmen, in was höchste Beschwehrung vnd gefahr Sie sich mit Ihrem kirchen vnd exercitio religionis setzen, auch vnnoht zuerzehlen, wie Sie wegen des Teutschen hauses in die lenge versichert sein würden. Dann ob man Ihnen wohl anfangs viell zusagen vnd grosse versicherung machen würde, so weiß man doch, daß Ihre maxima einmhal dahin gehet: quod haereticis nulla sit servanda fides, vnd würde hernach die rew zu spatt khome. Will geschweigen der ansehn- lichen potentaten, als Pfaltz vnd Anspach, welche Sie hierdurch mercklich offen- diren vnd Ihnen aufm halß laden würden, ja Sie machten sich gegen das ganze landt feindtfeelig, vnd würde Ihnen khünfftig zu unwiderbringlichen schaden ge- raichen, welches Sie gegen die liebe posteritet schwehrlich wurden zuuerantworten haben. Dann obgleich Ferdinandus (durch ebenmessige weg vnd practiken als vor diesem in Boheimen vnd Bugarin, wie zuuermuthen, geschehen) zur dignitet der Römischen Cron gelangt sein mag, so khans doch der Allerhöchste wohl än- dern vnd solche mittel an die handt geben, daß man sich dieser fürgangenen wahl halber sich so hoch nicht zubekummern. Wie es sich dann albereit ansehen lasset, daß Bethlehem Gabor, der schon über die 30.000 Man beyfamben, vnd alle ungarische spanschafften auß vier vnd etlich weniger catholischer stände in seiner



devotion hatt, nicht allein der Cron Ungarn sich ehst impatroniren, sondern wohl des Ferdinandj erbländer Steyer, Carndten vnd Crain auch heimbjuchen wirt. Der hatt auch zwene abgesandte anhero geschickt, welche vorgestern von hinnen widerumb verreiset, vnd durch dieselbe sich erpoten, man soll nur begehren, wie uiel tausent man die herrn Böhmeimen zum succurs haben wollen, sollen Ihnen dieselben ehnd zugeschickt werden; daß also diesem allem nach die stadt Eger mehrer vrsach hatt, in der gesambten stände devotion zuuerbleiben, alsz sich durch geschmirte wortt vnd vergebliche vertröstungen zu einer so gefehrlichen separation bewegen zu lassen. Dann soltte gedachte stadt, wider alle zuuersicht, ein so schädliche trennung vornehmhen, wurde man Ihnen solche gäste an die seiten zusezen veruhrsachet, deren Sie hernach, aber besorgendlich zu spatt, gern wider loß sein würden wollen.

Dieweill Ich dan weiß, daß der herr, alsz ein alter vnd trewer patriot dieser stadt, bey diesem wergf viel thuen kan, auch seiner bißhero erkhandten dexteritet vnd meinem zu Ihm habenden guetten Vertrawen nach solchs im effect erweisen wirt, alsz habe Ich Ihme dieses alles wohlmainend zu gemüht führen vnd hiemit trewlich ermahnen wollen, in dieser sach vorsichtig zu gehen, vnd wie etwa die sach beschaffen, mich umbstendlich ehst zuberichten. Verbleib Ihm benebenst zu angenehmen willen bereit. Gott mit vnß allerseits.

Geben im Böhmeimischen Feldtlager zu Saluschan den 11. Septembris anno 1619.  
Leonhardt v. Fels m./p.

Orig. auf Papier im Egerer Stadtarchiv.

## Würdigung der Angriffe des Herrn Dr. Franz Palacky auf die Mittheilungen.

### III.

Im Jahre 1868 erschien unter dem Titel „Die Geschichte des Husitenthums und Prof. Konst. Höfler“ eine Streitschrift des Herrn Dr. Franz Palacky gegen den genannten Professor. Nebenher kämpfte Herr Palacky gegen einige Mitarbeiter der Mittheilungen, die es gewagt hatten, in diesen Blättern mehrere seiner Ansichten in der böhmischen Geschichte kritisch zu beleuchten. Da unter den Mitarbeitern, wie schon aus den schmeichelhaften Beinamen zu schließen war, nur Lippert und ich gemeint sein konnten, so antworteten wir Beide auf die hämischen Ausfälle unseres Freundes im Hefte VII des VI. Jahrganges (1868) und ließen diese unsere Abwehr auch im Separatabdruck unter dem Titel „Würdigung der Angriffe des Dr. Franz Palacky auf die Mittheilungen des Vereins für G. d. Deutsch. in B. I und II“ erscheinen. Prof. Höfler blieb bei dieser Polemik ganz aus dem Spiel, da er in wesentlich anderen Punkten als wir angegriffen worden war, und wir uns auch nicht berufen fühlen konnten seine Vertheidigung zu führen. Die damaligen Differenzpunkte zwischen uns und Palacky mögen des Verständnisses wegen zunächst genau präcisirt werden.

In der Broschüre „Die Geschichte des Husitenthums etc.“ stellte Palacky ein sonderbares geschichtsphilosophisches System auf, welches in Verbindung mit historischen Erörterungen und mit Bezugnahme auf unsere Abhandlungen in den Mittheilungen ihn zu folgenden Behauptungen führte:

1. Die Deutschen sind ein Räubervolk (Raubvolf), die Slaven ein Friedensvolf.

2. „Das allgemeine Merkmal der ursprünglichen slavischen Zustände ist die Freiheit, wie das der germanischen die Herrschaft und ihr Korrelat, die Knechtschaft.“

3. Die Invasionen von Asien her sind durch die slavischen Völker aufgehalten worden.



4. Durch das Städtewesen sei die Freiheit in Böhmen nicht erst eingeführt worden, da dieselbe schon bestand.

5. „Die slavischen Apostel Cyrill und Methud hatten die Deutschen der Mühe überhoben, die Böhmen in ihrem Sinne christlich zu machen.“

6. Die Leibeigenschaft ist in Böhmen erst durch die Deutschen importirt worden.

Einige dieser Thesen hatte Palacky schon früher aufgestellt, war deswegen auch von uns früher schon vielfach bekämpft worden. Unsere Polemik vom Jahre 1868 in den Mittheilungen VI. Jahrgang, VII. Heft erstreckte sich nun auf das ganze System der Palackyschen Geschichtsforschung, die im Einzelnen an den obigen 6 Punkten demonstriert wurde.

Wir behaupteten eben das gerade Gegentheil von dem, was P. aufstellte, und zwar:

Gegen 1 und 2: Die altgermanischen Zustände sind uns ziemlich genau bekannt; wir suchen sie nicht im Geringsten zu beschönigen, aber „wir finden (wie Walter sagt) in ihnen so viel Gemüth, Kraft und gesunden Verstand, daß man, wenn man sie zu erforschen und zu verstehen sich nur die Mühe geben will, den allerdings leichteren Weg durch Dichtung nicht braucht.“ Die altslavischen Zustände aber sind uns nach dem Eingeständnisse slavischer Historiker selbst noch ganz dunkel. Die von P. konstruirten Ideale müssen daher ins Reich der Dichtung verwiesen werden.

Gegen 3 Die Einfälle der Asiaten (Hunen, Avaren, Magyaren, Mongolen, Türken) sind vorzugsweise durch die Germanen zurückgestaut worden.

Gegen 4. Erst durch das deutsche Bürgerthum und das von ihnen begründete Städtewesen ist im Lande neben dem Adel ein eigenberechtigter freier Stand ins Leben gerufen worden.

Gegen 5. Der Einfluß der beiden Slavenapostel auf Böhmens Christianisirung ist höchst geringfügig. Diese begann schon vor Cyrill und Methud und wurde durchgeführt von deutschen Priestern.

Gegen 6. Schon im X. Jahrhundert, also vor der deutschen Kolonisation, findet sich der Sklaven- und Leibeigene-Stand in Böhmen in den mannigfaltigsten Formen.

In wie weit wir die kühnen Behauptungen P's. daselbst entkräfteten und unsere Aufstellungen bewiesen, das zu beurtheilen wollen wir dem nachschlagenden Leser überlassen. Thatsache ist, daß P. uns erst 1871 antwortete und zwar in seinem in diesem Jahre erschienenen Buche „Zur böhmischen Geschichtschreibung. Aktenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr.“ Daselbst wird in Kapitel IX. C. (S. 203—216) von uns in der wegwerfendsten Weise gesprochen und wiederholt erklärt, daß die nationale Gottheit mit uns armfeligen Wichten gar nichts zu thun haben wolle, und zuletzt versichert: „Ich hätte noch gar Vieles in der angeblichen Würdigung meiner Gegner zu besprechen, aber ich gestehe, ich bin milde und überdrüssig, mich mit Leuten dieses Schlages noch weiter, meist über Lappalien herumzustrreiten, nachdem nichts Bedeutendes mehr vorliegt.“ Wenn wir die hochmüthige Form vorläufig unbeachtet lassen, und nur das Meritorische ins Auge fassen, so müssen wir zuerst einen Ausspruch wiederholen, den wir schon in der Polemik von 1868 gethan: „Es ist bezeichnend für die Polemik Palacky's, daß er nicht einen einzigen konkreten Fall herausgehoben hat, um ihn wissenschaftlich zu widerlegen. Die kühnen allgemeinen Behauptungen, die keinen anderen Stützpunkt haben als in einem fadenförmigen geistlosen Systeme mit einem verkehrten Obersatze, erschüttern nicht ein Wort unserer Zeitschrift.“ Und so müssen wir denn auch jetzt wieder sagen: Die Kernpunkte unserer Differenz werden von P. ganz umgangen. Weder altslavische noch altgermanische Einrichtungen, weder das Städtewesen, Christenthum oder Leibeigenschaft, noch die asiatischen Invasionen werden betrachtet und unsere Angriffe auf die obigen 6 Thesen widerlegt. Oder sind dies etwa die Lappalien, über die P. noch manches zu sagen hätte? Wir sehen dies als Hauptsache an und konstatiren hiemit, daß in diesen Punkten der Feind das Schlachtfeld vollständig verlassen hat. Wir bitten den Leser nachzusehen. Nicht eine einzige der oben angeführten Streitfragen ist in ihrem Wesen mehr erörtert, geschweige denn eine These aufrecht



erhalten worden. Die Positionen waren allerdings 1868 unhaltbar, und schon damals wäre ein Rückzug klüger gewesen, als ein trotziges Verharren im durchlöchernten Systeme. Der Rückzug von 1871 ist geradezu eine schleunige Flucht, deren beschämende Wirkung auch durch alle die gewohnten Unarten der Rückzügler nicht gemildert werden kann. An manchen Stellen sucht der eiligst Fliehende noch Halt zu machen, um im Einzelkampfe sich verzweifelt zu wehren; im Ganzen aber hofft er den Gegner nur durch übermüthiges Prahlen aufzuhalten und belegt ihn mit Attributen, die lediglich den Mangel an guter Sitte und die naiveste Selbstüberhebung verrathen.

Während Herr Palacky sich eiligst nach rückwärts konzentriert, bietet er uns im Ganzen noch 5 kleine Scharmützel an, die ich nicht anstehe, mit ihm auszufechten. Sie betreffen: 1) Die berüchtigte Theorie von den Raub- und Friedensvölkern, 2) den Brief des hl. Bonifacius, 3) eine Stelle des Cosmas, 4) ein Citat aus dem königsaaler Mönch und 5) die Zweifeln Deutchböhmern.

Ad 1) Nachdem Hr. P. das Wort Räuber volk durch Raubvolk ersetzt hat („weil es ihm“, nach seinen Worten, „trotz eifriger Studien noch nicht gelungen ist, sich die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache so anzueignen, daß er vor ähnlichen Fehlern sicher wäre“), meint er, wir hätten seiner Theorie einen ganz falschen Sinn unterlegt. Daß ich nicht wüßte. Hunderte von Lesern fanden schon i. J. 1868 denselben Sinn wie ich und Lippert aus der Schrift heraus, und da ich diese wie die Gegenschrift geflissentlich nunmehr wieder las, so kann ich wiederum zu keiner andern, als zu meiner alten Deutung gelangen. Möglich daß Herr P. nach der erhaltenen vielseitigen Belehrung jetzt selbst einen ganz andern Sinn in seine voreilig ausgesprochenen Worte legen möchte. Die neuestens acceptirte Form „Raubvolk“ und die etwas verworrene Auseinandersetzung auf S. 206 sprechen für diese Annahme. Wenn aber unser Gegner auf derselben Seite leidenschaftlich ausruft: „Ist das eine ehrliche Wiedergabe meiner Worte und meines Sinnes und steht eine so vorsätzliche Mißdeutung der gefeierten deutschen Biederkeit etwa näher als einer gemeinen Bäuberei?“ so haben wir darauf keine Antwort. Es thut uns nur um den alten Herrn selbst leid, denn ein schimpfender Greis bleibt unter allen Umständen ein unangenehmes Schauspiel.

Ad 2) Um die Ibylle, die Hr. P. über die altslavischen Zustände gedichtet hat, auf das eigentlich historische Gebiet zu verpflanzen, machte ich seiner Zeit auf die Quellen, die über den Gegenstand sprechen, aufmerksam und sagte: Die Byzantiner, die fränkischen Chronisten, die Biographie des hl. Adalbert, Cosmas der Böhme, Ditmar von Merseburg, Sazo Grammaticus, Albert Stadenis u. a. stimmen in diesem Punkte so ziemlich überein. Ihre Berichte laufen mehr oder weniger auf das hinaus, was der hl. Bonifacius in seinem XIX. Briefe sagt: „quod est fœdissimum et deterrimum genus hominum“, oder wie sich der deutsche Bearbeiter Dalemil in der Hanka'schen Ausgabe ausdrückt: „Recht Viehlich sie lebten.“ Ich brachte dann Beweisstellen aus der Geschichte Palacky's selber (I. 314, 466, 468, 490), aus Dr. Hermenegild Zireček (Das Recht in Böhmen und Mähren, S. 34, 39, 40) u. a. Und nun erwidert P.: „Schlesinger wagt es ihn (Bonifacius) als Hauptzeugen und Hauptbeweiskührer für das „viehische Leben“ der Slaven anzurufen.“ Also wirklich als Hauptzeugen! Gehört dies aus meinen Worten hervor? Welcher ehrliche, deutsch verstehende Leser wird meine zum Ueberflus noch durch das „mehr oder weniger“ gekennzeichnete Redewendung so auffassen? Lege ich nicht auf die genannten Quellen, auf Pal. Geschichte Böhmens und das Werk Zireček's den Hauptwerth, während die Stellen des Bonifacius und Dalemil schon syntaktisch als nebensächlich erscheinen? Aber der Ertrinkende klammert sich auch an einen Strohhalme. Und wenn ich selbst eingehe auf die Stelle des hl. Bonifacius, so thue ich es nur, um Hrn. P. zu zeigen, daß ich Kenntniß habe von viel früheren Bemühungen, die garstige Stelle im Briefe zu deuten. In den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1787 bringt J. Dobrowsky eine ausführliche Besprechung „über eine Stelle im XIX. Briefe des hl. Bonifacius, die Slaven und ihre Sitten betreffend.“ Dasselbst schreibt Dobrowsky über das „fœdissimum et deterrimum etc. (Seite 159). „Erstens konnte der hl. Maan sie als Heiden, wiewohl er ihre Ehen einem christlichen König als ein Muster zur Nachahmung empfiehlt, fast nicht anders beschreiben. Denn was konnte in seinen apostolischen Augen abscheulicher sein als ein Heide? Die armen Leute waren auch Sklaven, dem Namen und der Sache nach, allgemein von den Deutschen verachtet. Hernach scheint



Bonifacius ihre Armut, ihre schlechte Kost, die Rohheit ihrer Sitten und ihre Unreinlichkeit durch diese Worte bezeichnen zu wollen. Zwei hundert Jahre früher hat Prokopius die Slaven ebenso geschildert: *Vitam aequae, heißt es nach der lateinischen Uebersetzung, ut Massagetarum, victu arido incultoque tolerant; toti sunt sicut illi sordibus et illuvie obsiti.* Man denke hier an die in Del getränkten Hemden der polnischen Fuhrleute und an die Wohnungen des polnischen Landmannes.“ Damit ist wohl auch die Frage erledigt, die Hr. P. schulmeisterlich genug an uns richtet, ob wir den Brief des hl. Bonifacius gelesen. <sup>1)</sup> Betreffs der Stellen des Mauricius und Leo verweise ich auf meine Geschichte Böhmens S. 19. Mit gewissen, allen Naturvölkern zukommenden guten Eigenschaften, die ich auch bei den Slaven nicht bestritt, ist eben noch nicht ein hoher Grad von Rechtsentwicklung bewiesen. Seinem Gegner den Vorwurf machen, er habe die Stellen, die er citirt, nicht gelesen, ist ebenso lächerlich, als ihm zu sagen, er weiß nicht, wer Alexander der Große gewesen (208, 210). Etwas anderes ist es mit der Art und Weise, wie man citirt. Wir haben schon manches Pröbchen gekeht, wie dies Hr. P. thut; heute wollen wir noch ad 3 und 4 sehen, wie er sich gegen die bewiesene Anschuldigung, tendenciös (der gefindeste Ausdruck) zu citiren, zu vertheidigen weiß.

Ad 3) In den Mittheilungen IV. S. 139 habe ich aufmerksam gemacht, daß Hr. P. in seiner Geschichte Böhmens I. S. 90 eine Stelle des Cosmas, die sich auf die sieben Herzoge bezieht und diese nicht in den erwünschten Farben malt, in der Darstellung, wie im Citate einfach ignorirte, weil sie ihm in das Bild altslavischer Tugendhaftigkeit nicht paßte. In seiner neuesten Apologie gibt er allerdings einen andern Grund an. Der arme Cosmas wird als Sündenbock hingestellt; dieser ergöze sich, schreibt P. obwohl schon ein 80jähriger Greis an lasciven Schilderungen sehr gerne und man könne ihm deswegen in solchen Dingen keinen Glauben schenken. Zugegeben, dieser Grund wäre hinreichend, um die Glaubwürdigkeit der ausgelassenen Sätze in Frage zu stellen, warum fährt ihn dann der Herr nicht in seiner betreffenden Anmerkung an, in der er doch so viel Platz fand, um gegen die Windmühlen Hajeks einen langwierigen Kampf zu führen? Aber in einer Geschichtsdarstellung zu behaupten, man weiß von irgend einem Gegenstande Nichts, während der Chronist, auf den man sich beruft, denn doch Einiges erzählt, ja sogar diesen Chronisten zu citiren und das, was er eigentlich Positives erzählt, auslassen — dies ohne alle Motivirung zu thun — verräth keine Spur von Gewissenhaftigkeit, mit der sich unser Gegner so gerne brüstet.

Fall 4 ist noch drastischer. In den Mittheilungen (VI. p. 19 Anm.) habe ich nachgewiesen, wie Hr. P. zu einer seltsamen Entstellung der Geschichte mit Hilfe einer lückenhaften Anführung des Königsaalers Mündchs gelangt. Es handelt sich daselbst um die Darstellung des Kampfe der feudalen Barone gegen König Johann von Luxemburg v. J. 1318.

Palacky (II. 2, 127) schreibt:	Das verstümmelte Citat P. lautet:	Die Worte des Chronisten lauten:
1. Wenn es nun wahr ist, was selbst der der Partei feindlich gesinnte Königsaalers Abt berichtet (148), daß Heinrich v. Ripa und die Barone seiner Partei während aller dieser Ereignisse nicht abließen, den König um Gnade und Frieden zu bitten, so begreift man wohl, wie zu dieser Zeit das sonderbare Gerücht aufkommen und Glauben finden konnte, daß K. Johann beabsichtige, alle Böhmen aus ihrem Lande zu vertreiben und dieses mit Deutschen zu besetzen (149).	148. Chron. aul. reg. p. 362: „Dicens, se non aliud quaerere, nisi gratiam et pacem. — Nobiles ecce Regem pro gratia obtinenda sequuntur, sed repelluntur etc. 149. Rege existente in Moravia fama fallax volare incipit in tota Bohemia, quia omnes Bohemos intendit excludere rex de terra. Hinc inter barones fit conspiratio et auditur adversus regem maledictio a populo universo.	Porro Rege existente in Moravia fama fallax incipit in tota Bohemia, quia omnes Bohemos intendit excludere Rex de terra. Nobiles ecce, inquit, Regem pro gratia obtinenda secuntur, sed repelluntur. Hujusce modi sermonem quidem nugigeruli, iniqui viri confixerunt, qui Regem exosum facere toti populo voluerunt. Facile credit vulgus, quod audit. Hinc inter Barones fit conspiratio et auditur adversus Regem maledictio a populo universo etc.

1) Auch Kopp wurde seiner Zeit von Hr. P. der Vorwurf gemacht, daß er „offenbar ein Buch nicht gelesen habe“, das er kritisirte.



Wer merkt hier nicht sogleich die totale Verdrehung des Sinnes. Wem fällt nicht auf, daß in den Citaten Palachys die wichtigen Nachsätze, daß sogar aus der Mitte heraus das „inquiet“ fehlt und daß P. nach diesen castrirten Stellen erst seine Darstellung eingerichtet hat. Auch das (Ann. erf. 148) „Dicens se non aliud quaerere“ etc. gewinnt erst durch die nachfolgenden Worte: „Sed statim dolus fit publicus“ etc. die wahre Deutung. Palachy, der 1868 schwieg, antwortet nun 1871, daß ich nicht wie er in der Vatikanischen Bibliothek das ursprüngliche Concept des Königsaalers Mönchs in den Händen gehabt, und nicht gesehen habe, wie oft der gute Abt seinen Text änderte u. s. w. Dann schließt er: „Ich werde hier in keine Abhandlung eingehen, um meinen Bericht gegen den meines Gegners zu schützen; ich sage nur kurz und gut, daß ich auf der Richtigkeit meiner Darstellung mit gutem Gewissen auch jetzt bestehe.“ — Ja, da hört der Streit allerdings auf. Wenn unser Gegner sich bis hinter das Concept in Rom flüchtet und nichts Anderes sagt, als: ich habe doch Recht, ich habe doch Recht, da kann ich nicht weiter folgen. Denn er und ich und alle Welt haben bis jetzt den Text von Dobner benützt, und in den Anmerkungen 148 und 149 ist von P. nicht im Geringsten angegeben, daß das Concept in Rom anders laute, als in den citirten Monumenten zu finden ist, und ebenjowenig hat P. in seiner „Italienischen Reise“ die angebliche Variante mitgetheilt. Nach den in diesem Reiseberichte angeführten Proben aus der römischen Handschrift (S. 55, 56) müßte man sogar schließen, daß wenn ja das Concept von Dobner in der fraglichen Stelle abweiche, dieses nur zu Ungunsten „der Junker“, also auch der Palachyschen Darstellung sprechen dürfte. Vielleicht wird das Concept noch einmal in der That befragt, und man wird wohl dann hören, daß die Berufung des Hrn. P. vom concipirenden Mönche mit dem Hinweise auf das Gegentheil rundweg abgelehnt worden ist.

Ad 5) In der „Würdigung“ wurde Herrn P. der gerechte Vorwurf gemacht, daß er in seinem vom ganzen Lande dotirten Werke die Geschichte der Deutschen in Böhmen, obwohl diese zwei Fünftel der Bevölkerung des Landes ausmachen, „äußerst kümmerlich“ und in der letzten Zeit „ziemlich gehässig“ behandelt habe. Dieser Anklage glaubte Hr. P. als böhmischer Landeshistoriograph doch begegnen zu müssen. Aber wenn er sich nur in diesem Punkte nicht vertheidigt hätte; hier liegt die Schuld zu offen am Tage, und diese kann höchstens eingestanden, sollte aber nimmer beschönigt oder gar geläugnet werden. Ein Geständniß und zwar ein ganz ehrliches unzweideutiges hat Herr P. schon längst abgelegt, und es ist unbegreiflich, wie er sich nun wieder auf die Vertheidigung wirft. Oder ist der Antheil der Deutschböhmen an der Landesgeschichte nicht unverblümt genug gestrichen in einem Werke, welches in der Hauptausgabe (nach P. selbst die tschechische) den Titel führt: „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren“? Braucht noch mehr gesagt zu werden? Ist es von Hrn. P. nach so unverholten ausgesprochener Absicht nicht täppisch zu schreiben, man brauche von den Deutschböhmen in einem Werke über die Geschichte des Landes nicht viel zu sagen, weil sie vor dem dreißigjährigen Kriege noch nicht zwei Fünftel der Bevölkerung bildeten? Weil man eingestandener Maßen nicht wollte. Hätte nur der Landeshistoriograph den Versuch gemacht, wie es die Wissenschaft unseres Jahrhunderts fordert, Kulturgeschichte zu schreiben, es hätten ihn auf Schritt und Tritt der deutsche Bürger, der deutsche Bauer, der deutsche Mönch, der deutsche Gelehrte, der deutsche Künstler, der germanisirte Adel, die deutschgeborenen oder wenigstens deutschdenkenden Dynastien an ihre bedeutsame Gegenwart im Lande gemahnt. Würde er sich nur stets in Erinnerung gehalten haben, was er selbst in seiner Eingabe vom 24. Juni 1828 an den Landesauschuß von der Wichtigkeit der Kulturgeschichte namentlich in Böhmen sagte, „weil eben in Böhmen die so verschiedenen Elemente des germanischen und slavischen Volkslebens in einander verschmolzen durch den ganzen Verlauf der Geschichte zum Vorschein kommen“ (S. 17.) Er hätte dann nicht auf die Entstehung des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ warten müssen, um von den Deutschböhmen mehr als die Namen einiger deutscher Familien zu erfahren. Viele Dinge lagen schon längst klar. Um von den Hunderten nur Ein Beispiel zu wählen: P. kannte das hochwichtige Privilegium, welches die ersten deutschen Ansiedler in Prag im XI. Jahrh. von dem Landesfürsten erhielten, und welches die Begründung eines freien deutschen Bürgerstandes im Lande einleitete, sehr gut. Warum fertigt er (Geschichte



Böhm. 133) diese Urkunde, die zu den wichtigsten der ganzen böhmischen Geschichte gehört, mit ein paar Zeilen in überdies unklarer Stylisirung ab, während er Briefen, Disputationen u. dgl. aus der Husitenzeit, seien sie so noch geringfügigen Inhaltes, oftmals einen Raum von vielen Seiten gewährt? Ja Bauer, das ist etwas anderes, so heißt es dann immer. Doch nein, Palacky meint neuestens: „Wenn civilisatorische Einflüsse überhaupt nach Raqen hervorzuheben und zu würdigen wären, so hätte ich auch die Italiener vorzugsweise preisen und auch die Franzosen nicht unerwähnt lassen sollen.“ Ohne Zweifel, so weit diese Nationen es verdienen. Es ist jammerschade, daß Hr. P. der bösen Deutschen willen es unterlassen hat, nähere Nachrichten über das italienische Bauernthum in Böhmen oder über das französische Stadtrecht daselbst aufzuzeichnen. Sind ja doch die Franzosen so treue Bundesgenossen der Tschechen bis in die neueste Zeit herein. Wir Deutschböhmen der Gegenwart freilich, wir müssen auch in unserer Geschichte gestraft werden, weil wir uns immer noch nicht entschließen können, die beschworene, von freiheitlichem Geist durwehte Verfassung aufzugeben und dafür eine noch unbekannte, unter junkerlichen und klerikalen Einflüssen zu brauende einzuhandeln!“

Ja, ja, liebe Landsleute aus ganz Deutschböhmen, insbesondere aber ihr an der Spitze stehenden Führer höret an, was euch der Landeshistoriograph am Schluß seiner wissenschaftlichen Polemik verkündet (S. 216): „Nun von der Zweifünftelbevölkerung der Deutschböhmen von heute werden freilich die Historiker nach mir erst zu erzählen haben, mit welcher Liebe und Dankbarkeit deren Führer an Böhmen hingen, als sie mit vereinter Kraft dahin arbeiteten, daß es, seiner historisch-politischen Individualität entkleidet, namenlos aufgehe in noch unbekanntem Staatsgebilden. Leider kennt heutzutage das einst glorreiche Königreich Böhmen keine ärgeren Feinde als etwa einige seiner deutschböhmischen Landesfinder.“ Kann denn unser Gegner gar nichts mehr ohne staatsrechtlichen Stoßseufzer schreiben, muß denn jedesmal das über die deutschen Landesfinder geschlenderte Anathema das Werk krönen? Er sagt doch selbst irgendwo, er habe die Hoffnung aufgegeben uns zu befehren. Beim besten Willen es geht nicht; wir Deutsche sind nun einmal ein so querköpfiges Volk. So wie wir niemals an die Infallibilität des Landeshistoriographen glauben werden, ebensowenig können wir das vom großen Concil der Deklaranten beschlossene Dogma akzeptiren.

So wären wir eigentlich am Ende. Wir haben jeden Satz unseres Gegners aufgenommen und sind ihm nirgend aus dem Wege gegangen. Wir sind ihm nichts mehr schuldig, er uns aber im Besondern noch so Manches, im Allgemeinen Alles. Seine aufgestellten Thesen bleiben noch zu beweisen, die unsrigen zu entkräften. Ehe wir aber schließen, wollen wir noch ein Wort über die Form unserer Polemik verlieren, sowie wir uns verpflichtet halten, einige gegen den Verein, der diese Blätter herausgibt, als solchen vorgebrachte Beschuldigungen zurückzuweisen. Daß unser Gegner übermäßig gereizt ist, begreifen wir; die Empfindlichkeit eingebildeter Menschen kann ja häufig genug beobachtet werden. Aber wenn Jemand mit wegwerfendem Hohne die „Musterbilder literarischer Urbanität vermeiden“ will, in einem und demselben Athemzuge jedoch in eine Fluth ruffischer Schimpfereien ausbricht, so wirkt das einfach komisch und man nennt es eine Kapuzinade. Vor drei Jahren sprach Palacky von uns als von „Subjekten der neudeutschen historischen Schule“, „der neuen Schule der deutschen Geschichtler“, „gewissenloser Faktion“, von der mangelnden Schule“ u. dgl. Wir wiesen ihn darüber zurecht; nun aber bekommen wir es erst. Der Erzürnte, der mir das bischen Anspielung auf seine Moskareise so übel nahm, weil von Suchten und Knute dabei die Rede war, wird gestatten müssen, daß ich mich verwundere über die nachhaltige Wirkung dieser russischen Fahrt. Oder klingt nicht folgende Stelle gerade so, als ob sie direkt dem Lande der hohen Bildung und des feinen Anstandes entlehnt worden wäre: „den Hohn und Geifer, mit welchem Wiener und Prager Schmocke, zumeist aus nationalpolitischen Gründen, mich seit lange zu verfolgen nicht aufhören, kann ich, sowie den Unflath eines famosen Lausdichters auf sich beruhen lassen.“ (So zu lesen S. 164.) Und weiter: „Schamlose Lügen, Erdichtungen und Verläumdungen der frechsten Art sind ihre gewöhnlichen Waffen.“ Dann wird wieder von „böswilligen Deutschböhmen“, von „unbekannten Größen“, „gemeiner Büberei“ u. s. w. gesprochen. Tröste dich, lieber Leser, wenn du etwa auch mit in einer oder der anderen Kategorie gemeint bist. Wer unter den Sterblichen es noch gewagt hat, den infalliblen Landeshistoriogra-



phen in seinen Kreisen auch nur zu tangiren, der wurde mit dem Bannstrahl belegt. Büdinger und Dümmler wurden seiner Zeit nicht minder gehöhnt, wie Kopp und Böhmer, die es mit der Wahrheit nicht genau nähmen oder Bücher kritisiren, die sie gar nicht gelesen hätten. „Menzel „der Franzosen- oder Slavensfresser“ muß seinen Namen in ein Zeitwort verwandeln lassen, das einen verächtlichen Begriff haben soll; Potter ist „treulos“ in Bezug auf das Vatikanische Archiv, ja selbst Hanke wird in dieser Hinsicht „indiskret“ gescholten. Hoffmann von Fallersleben erscheint uns als raffinirter Lügner, Kopitar als ein Ausbund von Verläumdern und Ehrabschneider, gegen den die Polizei gerufen werden muß, und selbst Hanke, der Landsmann, bekümmert seinen Hieb. Am aller ceremonieellsten wird Höfler umschwärmt. Die sämtlichen Attribute aufzuzählen, welche dieser Professor empfängt, wäre eine weniger reinliche, als ergötzliche Arbeit. Genug. Lichtenberg sagt: „Weisheitsmonopole sind Injurien der Menschheit.“

Aus der maßlosen Eitelkeit, welche unseren Landeshistoriographen beherrscht, lassen sich viele Dinge leicht erklären. In seiner Selbstanbetung meint der Herr, ganz Deutschland habe nichts wichtigeres zu thun, als ihn zu hassen, ja — „selbst humanere Gelehrte wagten es nur selten, glimpflich von ihm zu reden, ohne sich vorher bei ihren Lesern darüber zu entschuldigen.“ (163.) Dieser bescheidene Gelehrte glaubt nun auch, der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ sei nur feinetwegen gegründet worden, und die „Spitze seiner Thätigkeit“ sei „zunächst persönlich gegen ihn gerichtet.“ (177.) Auch die deutsche Regierung des Jahres 1861 habe die Statuten des Vereines nur deswegen so rasch bestätigt, weil es einen Feldzug gegen Herrn P. galt. (177.) Da ich bei der Begründung des Vereines wesentlich theilhaftig war, so könnte ich den Hrn. Landeshistoriographen betreffs dieser Angelegenheit gründlich Lügen strafen und ihm durch die wohlverwahrten Protokolle nachweisen, wie wenig man sich bei der Gründung um seine Person gekümmert hat. Ob uns die Regierung damals hold war oder nicht, kümmerte uns eben auch nicht. So viel aber erinnere ich mich genau, daß der Schriftführer des Gründungskomitees wiederholt auf die Polizeidirektion und die Statthalterei wandern mußte, um die Erlaubniß zu einer ersten Sitzung zu erhalten. Doch die Geschichte des Vereines soll einmal bei einer würdigeren Gelegenheit geschrieben werden, und der Landeshistoriograph wird dann erfahren, daß wir uns bei unserem Unternehmen nicht von der zerförenden Leidenschaft des „Hasses“ gegen irgend Jemanden, sondern von ganz positiven Idealen begeistern ließen. Wir waren eben Deutsche und zwar zumeist noch Studierende, und wir hatten im Anfange gegen ganz andere Elemente zu kämpfen als gegen Hrn. P. Freilich, als wir weiter bauten, da galt es gar oft den Schutt aus dem Wege zu räumen, den uns der Historiograph hingestreut. Aber es war dies immer nur Nebenbeschäftigung, und wir können versichern, diese Säuberung ist und wird für uns auch immer nur Arbeit sekundärer Art bleiben. Seither sind gerade zehn Jahre ins Land gegangen und der Verein ist über alle Erwartung aufgeblüht zum frischen, gefunden und thatkräftigen Dasein. Er genießt die Liebe der Deutschböhmen und die Achtung des Auslandes. Den ohnmächtigen Hohn des Hrn. P. kann er schon in den Kauf nehmen. Dieser mag ferner heuchlerisch klagen, die Werke des Vereines seien nicht anzutreiben; der Ausschuß hat dieses böswillige Gerede bereits gebührend zurückgewiesen, und ich möchte nur noch den Herrn fragen, ob er den Weg in die kaiserliche Bibliothek vergessen hat, die bekanntlich ihre Pflichtexemplare von allen Vereinschriften erhält. Er mag unseren ersten, bereits verstorbenen Vereinspräsidenten immerhin einen „ziemlich schwachen Dilettanten in der Geschichtschreibung“ nennen, wir werden in demselben nicht bloß den ehrenwerthen Charakter, sondern auch den gründlichsten Kenner böhmischer Rechts- und Verfassungsgeschichte für alle Zeit verehren. Uns mag er in noch so verächtlichem Tone behandeln, wir werden dessenungeachtet seine eigenen wahren Verdienste um die heimische Geschichtschreibung niemals verkennen. Wir werden auch niemals die Wissenschaft

1) Die in Rede stehende neueste Schrift P.'s. „zur böhmischen Geschichtschreibung“ dürfte ein Unikum des Jähkultus sein. Geht doch die kindische Selbstberührung so weit, daß der Autor als ein besonderes Aftenstück zur böhmischen Geschichtschreibung (Nr. 56, S. 144) die Zuschrift des Staatsministers Belfredi ddo. 28. Oktober 1866 von Wort zu Wort anführt, wodurch ihm die allergnädigste taxfreie Verleihung des eisernen Kronenordens angekündigt wird.



mißbrauchen zur Verhegung der beiden Nationalitäten im Lande, wie er uns gerne imputiren möchte. Wir sind für den Frieden auf dem Boden der Wahrheit. Die Wahrheit und nur diese allein suchen wir. Sie zu schützen vor absichtlicher oder unabsichtlicher Entstellung werden wir den Kampf auch in der Zukunft nicht scheuen gegen Jedermann, sei er, wer er will. Lieb würde es uns allerdings sein, wenn der aufzuhebende Handschuh zukünftig gewaschen wäre.

Dr. L. Schlesinger.

## M i s c e l l e n.

### Die Bauernhochzeit in der Gegend um Ofsegg.

Von Karl Schaffer.

Vor einer noch nicht allzu langen Reihe von Jahren stellte man sich im heutigen Durer Bezirke einen Gebirgsbauer, etwa aus Langwiese, Fleiß und andern dortigen Dörfern, als einen Mann vor mit hohen Stiefeln, Lederhose, einem kalbsledernen Schurzfelle, Zwilchrock und Zwilchweste, mit Metallknopfreihen benähet, — einem rothen, kleingelblümigen Halstuche und niederer breiter Mütze bekleidet. Allenfalls dachte man sich noch einen eigentlich beschirzten, knochigen Gaul einen mit Hölzern beladenen Wagen taktmäßig vorwärts ziehend ihm zur Seite. Ebenso leicht war auch die Heimat des Weibsgeschlechtes an dessen Kleide kenntlich. — Seither scheint jedoch das Klima im Gebirge etwas von seiner frühern rauhen Härte nachgeben zu wollen, wenigstens haben die Erzeugnisse des Bodens mehr an Mannigfaltigkeit gewonnen und das sonst ausschließliche Haferbrod gehört bereits vergangenen Tagen an. Zugleich hat aber auch die Einfachheit in der Kleidertracht aufgehört; Stoff und Schnitt derselben ahmt nun der städtischen Mode nach. Wohl überall, wo man die ländliche Art und Weise sich zu bekleiden fallen ließ, folgten dieser auch die üblichen Gebräuche, die bei den verschiedenen Anlässen des Lebens beobachtet wurden, bald im Scheiden aufs Nimmerwiederkehren nach. Der am Fuße des Gebirges ins Land hinein wohnenden häuerlichen Bevölkerung erlaubte schon längst der reichliche Ertrag der Aecker städtisches Wesen sich anzueignen und unter Einem ihre eigenthümliche Volkstracht abzustreifen. Mit dem Kleiderschnitt schwanden aber auch die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche bis auf einige Reste sehr früh. Doch war eine Bauernhochzeit mit allem dazu gehörigen Zeremoniell in den Dörfern um Dur und im Ofsegger Kirchspiele noch selbst anfangs der vierziger Jahre in voller Übung und in einzelnen Theilen wird selbe noch in Lang-Ofsegg, Prieschen und einigen andern Orten beobachtet. Nachstehend soll eine einmalige Bauernhochzeit mit ihren Einzelheiten beschrieben werden.

Die Wahl der zweiten Gehälfte war sonst für die sich zu verheiratenden Theile eben keine sehr freie; gewöhnlich war dabei der Wille der Eltern als Richtschnur geltend. Von ihnen wurden auch die gegenseitigen Vermögensverhältnisse abgewogen und bestimmt, ferner noch dem neuen Paare der künftige Hausstand eingerichtet. Obzwar es in unsern Zeiten dem Bräutigam mehr gegönnt ist, dabei seiner Neigung Ausdruck zu leihen, so geschieht es wohl dennoch fast nie, daß durch Heirat ein Mädchen aus einem Häuschen unter das Dach eines Bauerngehöftes als Hausfrau einzöge. Freilich bedarf der Brautwerber zumeist der Mitgift der Braut, um die väterliche Landwirthschaft zu übernehmen, aber bei dieser Regel kommen doch wohl auch sehr viele Ausnahmen vor.

Das Hochzeitsfest erstreckt sich über zwei Tage und beginnt im Elternhause der Braut. Der kirchliche Trauungsakt ist nie wie in Städten am Nachmittage, sondern derselbe wird stets in den Vormittagsstunden der Wochentage und nie an Sonn- oder Feiertagen vollzogen. — Alle beim Feste gewisse hervorragendere Rollen spielende Mannspersonen tragen am linken Oberarm einen mit einem in einander ver-



schlungenen rothen Seidenband verzierten Rosmarinzweig angeheftet. Außer dem Brautpaare und den zur kirchlichen Einsegnung nöthigen Zeugen figuriren noch die Kranzjungfer mit dem Brautführer und die alte Braut mit dem Altvater, auch „Plampatsch“ oder „Sackelplatsch“ geheißten. Dieser ist der in Regel kein Anverwandter oder ein sonst geladener Gast; vielmehr ist er bei den verschiedensten Hochzeiten derselbe, denn sein Amt ist es, die Gesellschaft zu unterhalten und dafür zu sorgen, damit Fröhlichkeit und Heiterkeit die Gesellschaft nicht verlasse; deshalb muß er allershand Spässe vorbringen und die auf ihn gerichteten Witze geschickt zu pariren wissen. Besonders geschickte Individuen dieser Art waren oft weit gesuchte Leute. Auch liegt es dem „Plampatsch“ ob, alle ihm bezeichneten Gäste acht Tage zuvor einzuladen. — An dem zur Hochzeit festgesetzten Tage, wozu möglichst ein Dienstag auserlesen wird, erscheint nun Morgens der Bräutigam mit den Seinen im Elternhause der Braut. Sobald die Braut von seinem Kommen vernimmt, versteckt sie sich, damit der künftige Gatte von ihr zuerst gesehen werden könne; denn wer von den Beiden den andern zuerst erblickt, wird in der künftigen Ehe die „Hosen“ haben, d. h. die Herrschaft führen. Nach kurzer Begrüßung der Angekommenen treten die Braut und die alte Braut in die Brautkammer, welche gewöhnlich im oberen Stockwerke hergerichtet ist, um die noch fehlende Toilette zu beenden. Alsdann tritt der Brautführer vor die Thür, Einlaß begehrend, der ihm gegen Erlag einiger Silberstücke gewährt wird. Derselbe begleitet nun die Braut ins Erdgeschoß herab, führt sie ins Festzimmer und dem Bräutigam zu. Jetzt wird allen versammelten Gästen das Frühstück, bestehend aus Kaffee, verabreicht. Braut und Bräutigam erhalten auch ihr Mahl, jedoch in Einem Topfe, und sie müssen aus demselben mitsammen essen.

Die Vorbereitung zum Kirchgange geschieht damit, daß sich das Brautpaar auf ein Bänkchen (Schemel) kniet, der „Sackelplatsch“ oder Altvater vor sie tritt, selben eine launige Predigt haltend, gewöhnlich vom guten Weib Sara, vom Verzeihen aller der Beleidigungen, die Eheleute sich gegenseitig anthun könnten, oder von Einsegnung der Ehe im Paradiese u. dgl. Schließlich ertheilt er dem Paare seinen altväterlichen Segen, daselbe zugleich mit Weihwasser besprengend. Mit freilich ernster Geberde folgen noch den Knienden die beiderleichen Ermahnungen, ihr Segen und deren Einweihung mit Weihwasser. Der Hochzeitszug kam sich nun zur Kirche begeben. Dessen Ordnung ist folgende: An der Spitze schreitet der Altvater mit dem Bräutigam einher, ihnen folgen die Zeugen. Die dritte Reihe bildet der Brautführer mit der Braut; alsdann gehen Kranzjungfer und alte Braut, dann die Eltern und Anverwandten, den Schluß bilden die übrigen geladenen Gäste. Brautführer und Altvater sind obligirt, während des Zuges kräftige Zuchzer auszustößen. Ueberdies trägt der Brautführer ein Pistol bei sich, daß er öfters abfeuert. Ebenso erschallen im Orte aus den Feurgewehren der Freunde des Brautpaares häufige Schüsse. — Herrscht während des Kirchganges ruhiges, heiteres Wetter, so bedeutet es eine zufriedene Ehe; bläst der Wind, „so rühren sich auf den Bäumen die Stecken“, und es setzt Zank und Unfrieden im Hause; Regen zeigt Kinderseggen an, und so wird aus der Witterung das Schicksal des eben zu schließenden Ehebundes geweissagt. — Dieselbe Ordnung, die beim Gange zur Kirche geherrscht hatte, herrscht auch beim Sitzen in den Betstühlen, nur daß die Vertheilung der Personen nach der am Lande üblichen Trennung in die Männer- und Weiberkirchstühle vorgenommen wird. Nach erfolgter priesterlicher Trauung wird eine Messe angehört; da hat der Brautführer in den „Brautstuhl“ zu treten und im Gebetbuche der Braut ein Messgebet aufzuschlagen. Im Ossegger Kirchspiele gingen Hochzeitsleute aus Langwiese und Riesenberg nach der Messe um den Altar, legten einige Schärflins auf den Opferstock und blieben vor den Neuvermählten stehen, um diesen der Reihe nach ihre Glückwünsche darzubringen. In andern Dörfern wurde erst zu Hause das „Glückwünschen“ abgehalten

Auf dem Nachhausewege erscheinen nun schon Braut und Bräutigam neben einander.



Bei der Heimkunft ist die Zeit zum Mittagmahle gewöhnlich schon herangerückt. Man begibt sich noch im vollen Schmucke an den Speisetisch, wo die Braut in einer der Wand zugekehrten Ecke, dem „Brautwinkel“, Platz nimmt. Sobald die Suppe aufgetragen wird, hebt die vor dem Hausthore postirte Musfk einen Marsch zu blasen an, nach dessen Abspielung jedoch auch sie sich zur Labung und Stärkung zurückzieht. Beim Mahle der Gäste machen Altvater und Brautführer die Aufwärter. Am zweiten Hochzeitstage bedienen selbst die Kranzjungfern mit. — Nach der Suppe folgt Rindfleisch, dann Eingemachtes; nun kommen die Braten und noch einige andere Gänge.

Kommt der letzte Braten dran, so präsentirt der Plampatsch einen Teller, auf den er seinen mit einer Seidenbandschleife gezierten Rosmarinzweig gelegt hat, wobei er in humoristischer Weise seine Wichtigkeit und Verdienste beim Feste darzulegen sucht. Jeder Gast belohnt ihn nun mit einigen Münzen. Die Köchin bringt ebenfalls ihren geschmückten Quirl, die Aufwäscherin ihr Sandwischchen, und auch auf ihre Teller rollen einige kleine Münzen hin. Die eben stattgehabte Sammlung ist zugleich das Zeichen des Beginuens von allerlei Jux und Spässen, die mit dem Altvater nun getrieben werden.

Ein Flederwisch wird ihm angeheftet, in die Hintertaschen seines Rockes ein Kranz Würstchen so geschoben, daß sie zum Theil heraushängen.

In Neben wird er zur Zielscheibe alles freigelassenen Witzes, den er geschickt abzuwenden verstehen soll, wobei er oft nicht ermangelt, dem oder jenem eins anzuhängen, was zumeist bei den Gästen Anklang findet. — Das Essen neigt sich etwa gegen vier Uhr seinem Ende. In wohlhabenderen Häusern, landeinwärts gegen Allersdorf und Kosten hin, stand während des ganzen Mahles neben Verheirateten, deren Ehehälfte beim Mahle nicht zugegen war, ein Topf. Die bereits vorgeschnittenen Portionen wurden dem Gaste vorgelegt und erhielt derselbe von jedem Gerichte stets nur eine. Solchen Gästen aber, die aus dem angegebenen Grunde den hohen Topf bei sich hatten, wurden deren zwei zugetheilt, wovon die eine in den Topf wanderte. Dieses Speisenquodlibet, das hiedurch zusammenkam, wurde der abwesenden Ehehälfte nebst der hoffnungreichen Nachkommenschaft mit nach Hause getragen und die „Proventen“ genannt. Gegen das Ende des Gelages werden mit dem Backwerk zugleich noch Pfeffermünznüßchen aufgesetzt, mit denen man sich gegenseitig wirft, und je öfter man dabei eine Person aufs Korn nimmt, desto lieber hat man sie. Oft wird das Bombardement so heftig, daß die Geschosse ausgehen und zum Surrogat der Erbsen gegriffen werden muß.

Nun kommen die „Brautgeschenke“ an die Reihe. Alles verläßt den Tisch; nur die beiden Brautleute, zu deren zwei Seiten sich alte Braut und Kranzjungfer gesellen, bleiben sitzen. Vor der Braut wird am Tische ein weißes Tuch ausgebreitet, auf welchem der bei Hochzeiten unvermeidliche Rosmarinzweig mit der rothen Schleife liegt. Jetzt spielt die in einer Zimmerecke postirte Musfk das Lied: „Schenkt der Braut einen Thaler“ auf. Alle Gäste stimmen ein, und der Plampatsch hat weiters zu sorgen, daß der Gesang nicht ins Stocken geräth. Dieses Liedchen mag wohl einige Strophen haben, jedoch konnte ein Ferneres darüber nicht in Erfahrung gebracht werden. — Der Rangordnung nach, vorneweg die Zeugen, legt einer nach dem andern gewöhnlich einen, auch zwei Speziesthaler neben dem Zweige auf das Tuch hin. Papiergeld durfte dabei nie in Anwendung gebracht werden. Das Einsammeln ist eigentlich Sache der alten Braut. Diese schlägt nun, sobald alle Geschenke richtig eingegangen, das Tuch zusammen und erhebt sich. Aber die Vier im Brautwinkel hinter dem Tische werden nicht hervorgelassen; die Braut steigt zuerst auf den Tisch und der Brautführer hebt sie herab. Dann erst steigt die alte Braut denselben, von dem sie durch den Altvater herabgehoben wird.

Jetzt gelangt der „Brauttanz“ zur Ausführung. Die Melodien eines mäßigen Walzers ertönen. Der Brautführer tritt vor und tanzt mit der Braut ganz allein



eine Runde, nach welcher er sie dem Bräutigam zum Tanze übergibt. Von diesem wandert die Braut zuerst zu den Zeugen, dann an den Hochzeitsvater n. s. f. von einem Tänzer zum andern. Nun wird beim Tanz etwas inne gehalten, dann dazu neu angetreten. Voran stellt sich das Brautpaar, dann der Brautführer mit der Kranzjungfer, hinter denen stellen sich die beiderseitigen Brauteltern auf, den übrigen Reigen bilden die andern Gäste. Der Walzer ertönt neuerdings und somit ist der allgemeine Tanz eröffnet. — Der geschmückte Hut des Brautführers kommt ihm während des Brauttanzes nicht vom Kopfe. Auf dem Hute prangen drei Seidenschleifen: die größte, zu der drei Ellen Band verwendet wurden, stammt von der Brautjungfer; die mittlere zwei Ellen haltende von der Braut, und die dritte, kleinste, nur eine Elle Band erfordernde, hat er sich selbst beizustellen.

Gegen Mitternacht trachten sich die Brautleute in die Brautkammer davonzuschleichen. Alte Braut und Brautführer haben aber bevor noch Sorge zu tragen, ohne Aufsehen zu erregen, der Braut einen Schuh, den „Brautschuh“, abzuziehen. Gelingt das dem Brautführer nicht und kommt ihm die alte Braut darin zuvor, so muß er sich ihn von derselben erkaufen. — Etwas vor Mitternacht begeben sich sämtliche Gäste vor die Thüre der Brautkammer und singen „den Ehestand“, welches Lied von der Musik begleitet wird. Das Lied fängt an: „Wo kommt wohl der Ehestand her?“ Während des Absingens öffnet sich zeitweise die Thüre und die Hand der Braut langt Punsch, Rosoglio oder auch Wein heraus; zuletzt folgt der „Ehestandskuchen“, ein runder Kuchen von oft einer reichlichen Elle im Durchmesser. Für die Musikanten öffnet sich schließlich auch die Thür, um ihnen zwei Schüsseln „Ehestandenes“ (Schweinesulz) zukommen zu lassen. Unter Sang und Klang wird nun abgezogen, um in der Hochzeitsstube des Erdgeschosses noch weiters zu tanzen. In den ersten Stunden des Tages wird auch damit geendet und zu Bette gegangen. Bei anhebendem Tag erhält dann die alte Braut von den Musikanten ein Ständchen.

Am zweiten Hochzeitstage Früh in der neunten Stunde beginnen wieder die Geschäfte des Altvaters oder Plampatsches; er wandert im Dorfe herum und ladet die Gäste zum Frühstück ein. Wenn sie alle beisammen sind, wird ein Kaffee eingenommen.

Darnach geht's an's „Brauthauben“, welches aber abgefordert und in der Brautkammer vorgenommen wird. Dabei ist blos der weibliche Theil der Gäste anwesend. Die Männer zechen mittlerweile unten im Gastzimmer. Zuerst werden zwei kleine Mädchen, welche festlich herausgeschmückt sind, von der Braut mit Marzipan oder einem andern Lebzelten beschenkt. Die Braut hat gegen gestern die Kleider gewechselt, die jedoch auch neu sein müssen. Inmitten des Zimmers wird ein Topf gestürzt hingestellt und die Braut setzt sich auf denselben. Die beiden Mädchen treten nun unter Führung der alten Braut von beiden Seiten heran, um der Sitzenden eine weiße Haube auf den Kopf zu drücken. Zweimal muß die Haube herabgeschlagen werden, aber das drittemal läßt die Braut selbige am Kopfe sitzen. Die Braut hat sich aber dann ziemlich schnell zu erheben, denn die alte Braut zertrümmert mit einem Rührlöffel den als Sitz dienenden Topf, sobald die Braut unter der Haube ist. — Nun bewegt sich alles Weibsvolk ins Festzimmer. Kranzjungfer und alte Braut führen dem Bräutigam die Braut vor und alle singen im Chorus:

Wir kommen aus Wald-Sachsen,  
wo die schönen Mädchen wachsen;  
wir haben wohlbedacht  
hier eine mitgebracht.

Damit ist zugleich die Braut zum Kauf ausgedoten und heißt das ganze Zeremoniell auch das „Brautkaufen“. Die alte Braut zählt nun alle guten Eigenschaften, eigen gemachte Geschicklichkeiten der Braut auf, und wie sie auch gut tan-



zen könne. Der Brautführer tanzt nun mit der Feilgebotenen einen Reigen herum. Mehrere junge Leute, darunter natürlich auch der Bräutigam, treten heran und überbieten sich im Preissetzen. Doch treten selbe nach und nach von der Lizitation unter allerlei Tadeln und Aussetzungen an diesem und jenem, Vermuthungen über falsche Haare und Zähne und dgl. zurück und der Bräutigam bleibt schließlich Ersterer seiner Ehehälfte. — Ein neuer Scherz besteht darin, daß die Frauen mit dem Flederwisch die Hüte der Männer auskehren, ihnen mit einer finstern Laterne leuchten, mit einem Holzspan diesen und jenen rasiren. Für alle diese geleisteten kleinen Dienste sammelt die alte Braut von jedem Einzelnen Geld ein. Alles Geld, das seit Beginn der Hochzeit vom Bräutigam, vom Brautführer und jetzt soeben von den andern Gästen eingegangen, gibt nun die alte Braut heraus. Dafür wird von mit Lebzelten handelnden Weibern, die sich wohl auf allen Landhochzeiten einfänden, „Marzipan“ gekauft und in Portionen abgetheilt. Je eine ganze Portion erhalten die Hochzeitsmutter, jeder weibliche Gast, die Köchin und der Altvater; jeder Musikant bekommt eine halbe Portion.

Unterdessen wurde von dem männlichen Theile der Anwesenden der „Kammerwagen“ beladen mit dem Meublement, mit Federbetten, Kisten und Koffern, den weitem Haus- und Kücheneinrichtungsstücken der Braut, welches Alles bestimmt ist in das Haus des Bräutigams, der nunmehrigen steten Behausung, überführt zu werden. Soll die Abfahrt geschehen, so wird dem Kutscher ein Topfen Bier verabreicht. Derselbe trinkt es bis auf den Grund aus und wirft dann das leere Gefäß zwischen beide Pferde auf die Deichselstange so, daß es zerschellt. Hierauf wendet er sich an den Bräutigam um Peitschenschmiere, welche ihm in Gestalt von einiger kleinen Münze zu Theil wird. Die Peitsche knallt, fort geht die Reise; voran in einer Kutsche fahren Braut und Bräutigam, dann folgt der Kammerwagen, auf dem die aufspielende Musik, die alte Braut und noch zwei andere weibliche Hochzeitsgäste befindlich sind. Die Jugend armer Leute, wohl auch diese selbst finden sich ein um zu „hemmen“. Eine Schnur, an der in der Mitte eine Bandschleife angebracht ist, wird von zwei quer über dem Weg stehenden Personen über denselben ausgepannt. Die Freiheit des Weges erkaufte sich das Brautpaar, indem der junge Gemann einige Scheidemünze den Hemmenden zuwirft. Die alte Braut streut vom Kammerwagen herab unter die Leute Stücke von Marzipan und Kuchen, gedörrte Zwetschen und anderes getrocknetes Obst. Das Hemmen wird übrigens von der Armuth schon am ersten Festtage in Szene gesetzt, wenn nach der geistlichen Copulation das neue Ehepaar den Rückgang aus der Kirche antritt. — Ist der Kammerwagen im Hause des Bräutigams angelangt, so werden zuerst die Betten abgeladen. Das Oberbett muß zuvor und zwar dreimal nach einander von der alten Braut hinabgeworfen werden, da es die beiden ersten Male vom Bräutigam wieder in den Wagen zurückgeschleudert wird; erst das drittemal trägt er es auf dem Rücken ins Haus hinein. Ist das Abladen aller Geräthe besorgt, so erfolgt abermals ein fetter Schmaus, ohne jedoch dabei besondere Ceremonien zu beobachten. Nach aufgehobener Tafel dreht eine besonders lustige Gesellschaft wohl abermals noch ein Länzchen. Dann aber begibt sich jeder nach Hause; nur der Altvater allein bleibt von den Fremden zurück. Für ihn sind noch allerlei kleine Geschäftchen aufgehoben; so muß er für heute bei den ersten kleinen häuslichen Verrichtungen, beim Zimmer einrichten und in andern Dingen dem neuen Paare hilfreich an die Hand gehen, bis auch er, für seine Hilfe noch beschenkt, den Abschied nimmt.

### Die „Sommerdocke.“

Ungemein weit verbreitet in deutschen Landen sind die Gebräuche, die mit der Wiederkehr des Frühlings in Verbindung stehen, und es ist auch leicht begreiflich.



Ist der Winter mit seinem Frost und dunklen nebligen Tagen vorüber, sendet die Sonne wieder wärmende, wohlthuende Strahlen zur Erde nieder, dann erwacht ja die Natur aus ihrem Winterschlaf zu neuem Leben und wohl auch das Menschenherz hofft sehnend auf fröhliche Frühlingstage in Feld und Walbesgrün. Der eigentliche Einzug des Frühlings mit seinen ersten Blumen fällt in der Regel in unseren Breiten um die Zeit des Frühlings-solstitiums, also in den meisten Jahren kurz vor Ostern. Insbesondere ist es der Sonntag Lätare, der vierte in der Fastenzeit, der im Brauche der deutschen Bevölkerung in Böhmen eine wichtige Rolle spielt. An diesem Tage wird der alte Winter begraben; in Gestalt einer Strohpuppe, mit wenigen Lumpen bekleidet, wird er vor das Dorf oder die Stadt hinausgetragen und entweder verbrannt, oder ins Wasser geworfen. Die den Winter vorstellende Puppe führt allgemein den Namen „Tod“, daher der Sonntag Lätare auch der „Todten-sonntag“ genannt wird. Auch darin zeigt sich ein Gegensatz zwischen deutschen und Tschechen in Böhmen, daß letztere nicht den Sonntag Lätare, sondern den darauf folgenden fünften Fastensonntag („neděle smrtelná“) Todten-sonntag nennen. Die Sitte des Tодаustragens ist über das ganze nördliche Böhmen verbreitet, sie findet sich aber auch bei unseren Nachbarstämmen in Thüringen, Sachsen, im Voigtland, in Schlesien und in der Lausitz. (Grimm deutsche Myth. 728.)

Wird nun so der alte Winter im nördlichen Böhmen um Lätare zu Grabe getragen, so wird um dieselbe Zeit zwischen Lätare und Palmsonntag, in derselben Gegend, auch der Einzug des Frühlings gefeiert. Während die Knaben den „Tod“ hinaustragen, bringen die Mädchen die „Sommerdocke“, das Symbol des wiederkehrenden Frühlings, in die Häuser. Döcke (ahd. tocha) bedeutet hier, wie in volkstümlicher Sprache überhaupt, so viel als Puppe. Die „Sommerdocke“ ist auch in der That nichts anders als eine mit bunten Bändern schön gezierte Puppe, die in einem fächerartigen Geflechte von Fichten- oder Tannenreisig angebracht ist, oder einfach ein mit Bändern geschmücktes Tannen- oder Fichtenbäumchen selbst. Im Saazer Lande wird in den meisten Dörfern und Städten noch heutzutage die „Summerdocke“ umhergetragen. In Saaz singen die Mädchen dabei:

„Wir kommen herein getreten,  
Um Verlaubnis wollen wir beten;  
Wir wünschen dem Herrn ein guten Tag,  
Dem Herrn und auch der Frauen.  
Das Himmelreich sollen sie schauen:  
In der Mitt' da steht ein goldener Tisch,  
Der ist besetzt mit goldenem Fisch.  
Wir hören die Schlüsselrin klingen,  
Drei Thaler wird die Frau uns bringen;  
Wir wollen sie nicht versaufen,  
Schöne Bänder wollen wir kaufen,  
Wollens nicht von Dammern wegtragen,  
Dhn' Euch Dank dafür zu sagen.“

haben sie nun ein Geschenk, das gewöhnlich in Geld, Eiern oder Gebäck besteht, erhalten, dann singen sie weiter:

„habt Dank, habt Dank, Frau Wirthin mein,  
Das Himmelreich soll Euer sein,  
Dazu die himmlische Krone.  
Gott wirds Euch wieder belohnen,  
Er wirds Euch wieder vergelten  
In Gärten und auf Feldern.“



Das grüne Bäumchen, die buntgeschmückte Sommerdocke, erscheinen hier als Symbol des neubeginnenden Lenzes.

Unsere deutschen Nachbarn kennen den geschilderten Brauch sehr gut. Am Rhein findet der festliche Einzug des Lenzes jedoch erst am 1. Mai statt, und an die Stelle unserer Sommerdocke ist dort die „Maikönigin“, das mit Frühlingsblumen geschmückte schönste Mädchen des Dorfes oder der Stadt, getreten. Auch die slavischen Bewohner Böhmens üben einen unseren „Sommerdocken“ ähnlichen Brauch; wenn jedoch Krolmus „sturočeské pověsti“ II. 14 diesen Brauch an Perun knüpft und die Kinder von Perun singen läßt, der erst Rosen und Veilchen zur Blüthe bringt (křala, rže kvísti nemže, až jí Perun pomže), hat der nicht verlässliche Sammler jedenfalls auch hier seiner Phantasie nur allzusehr die Zügel schießen lassen.

Echt deutsch ist ferner im Saazer Lande die Sitte, um Lätare herum „mit dem Bändertod zu gehen.“ (Schmalzfuß „Die Deutschen in Böhmen“ 66.) Fünf Knaben gehen von Haus zu Haus. Sie stellen vor den König, des Königs Tochterlein (den Frühling), des Königs Diener (Sommer und Herbst) und den Tod (den Winter). Alle sind maskirt mit Bändern und Schleifen; den König ziert eine Krone aus Goldpapier und ein hölzerner vergoldeter Stab als Szepter; der Tod, der Winter, dagegen ist ganz weiß gekleidet und trägt in der Hand ein Bündel Holzspäne, sogenannte „Schleifen“, das Beleuchtungsmaterial und darum Symbol des Winters. Die beiden Diener freien um des Königs Tochterlein, das selbe thut der Tod. Den aber sticht der König wegen seiner Verwegenheit nieder. Das Tochterlein triumphirt und erhält Geschenke. Das erinnert an die Sitte, den Streit zwischen Sommer und Winter dramatisch darzustellen, wie solche noch in den Main-, Rhein- und Neckargegenden sich findet (Grimm, d. Myth 725) und die sicher durch von dort eingewanderte Bauerngeschlechter mit nach Böhmen gebracht wurde. Ein ähnlicher Brauch findet sich übrigens auch heute noch in der Schweiz.  
Dr. S. G. Födisch.

### Eine Sage vom Hassenstein.

Die Ruine Hassenstein, in der Nähe von Raaben, oberhalb Brunnersdorf auf einem vom Abhange des Erzgebirges vorspringenden Berge gelegen, zählt unter die interessantesten Ueberreste des Mittelalters in Böhmen. Als Sitz des Geschlechtes der Lobkowitz, wo lange Bohuslaw von Hassenstein lebte, einer der bedeutendsten und liebenswürdigsten Anhänger des Humanismus in Böhmen, der trotz seiner slavischen Abstammung sich immer als Deutscher fühlte und stolz auf dieses Gefühl war, hat die Ruine Hassenstein ebenso historischen Werth, wie sie ihrer herrlichen Lage wegen das Ziel zahlreicher Besucher ist und bleiben wird, so lange noch die Steine des alten Mauerwerkes zusammenhalten. Zwar ist die Burg schon sehr zerfallen und zerstört, doch kann man aus den Trümmern immerhin noch den Umfang derselben bestimmen; und die wenigen Ueberreste im Spitzbogenstyle gewölbter Fenster, es sollen Theile der alten Burgkapelle sein, gestatten in ihren herrlichen Formen einen Schluß auf die Pracht des ganzen ehemaligen Baues. Spuren von ausgedehnten Steinwällen, die ohne jede Mörtelverbindung aufgeführt, am Südbhange der Burg sich finden, mögen insbesondere auch das Interesse des Archäologen, der sich mit Böhmens vorhistorischer Zeit beschäftigt, in Anspruch nehmen. Diesen Charakter vorhistorischer Zeit tragen auch mächtige Aschen- und Thon-Aufhäufungen und Fragmente von Gefäßen aus Thon, die in der Nähe dieser alten Steinwälle sich finden. Aus der Zahl der Sagen, die an Hassenstein sich knüpfen und zumeist Rittersagen bekannten Schlages sind, verdient jedoch folgende, ihrer mythischen Anklänge wegen Berücksichtigung; sie lautet:



Von der Ruine der Burg Hassenstein berichtet die Sage, daß sie an gewissen Tagen des Jahres sich in ihrer ganzen alten Herrlichkeit zeige. Am Charfreitag ging einst eine alte Bettlerin nahe am Hassenstein vorüber durch den Wald ihrer Heimat zu. Es war noch früh am Tage, die Vögel flogen lustig umher, die erwachende Natur war voll Leben. Die alte Bettlerin aber wurde müde und immer müder; deßungeachtet beflügelte sie ihre Schritte mehr und immer mehr, wollte sie doch noch zur Passion zurecht heim kommen. Aber sonderbar, gerade heute dehnte sich der Wald endlos vor ihren Schritten, dann erschien ihr der Weg immer fremder und endlich erblickte sie in der Ferne den hohen Wartthurm am Hassenstein. Da wußte sie, daß sie vom rechten Wege abgekommen sei und gedachte nun einen Augenblick auszuruhen. Sie setzte sich auf eine Rasenbank und schlummerte ein. Als sie erwachte, hörte sie unten im Dorfe das Klappern der Knaben. Rasch wollte sie sich auf den Weg machen, da ertönte plötzlich ein Schlag: — die Ruine war verschwunden, an ihrer Stelle erhob sich die Burg Hassenstein in ihrer vollen Pracht und die Alte saß in einer Ecke des Burghofes. Da schürten die Knappen die Rosse und die Junker flogen treppauf und treppab; die Hunde rasselten an der Kette, die Falken wiegten sich in den Lüften, die Fahnen auf den Thürmen flatterten im Winde und vom Erker herab sah ein holdes Frauenantlitz. In einem weiten offenen Gange aber saß ein Greis mit eisgrauem Barte neben einem Haufen Goldes. Er schaute nach der Frau mit einem Blicke, der drang durch Mark und Bein und doch lag wieder so viel Wehmüthiges, Trauriges und Bittendes drin. Er winkte der Bettlerin näher zu treten, aber Schrecken hatte ihre Glieder gelähmt. Da erhob er sich und schritt gegen die Alte vor, — in demselben Augenblicke war Schloß und Gold verschwunden; — die Alte saß auf der Rasenbank in der Ruine Hassenstein, aus dem Thale tönten neun Schläge der Uhr und Glockengeläute, es war Charfreitag, neun Uhr Morgens. Mühselig schleppte sich die Alte nach Hause und starb einige Tage darnach. Hätte sie, meinen die Leute, einen Stein oder ihr Bündel in das Gewölbe geworfen, so wäre es offen geblieben.

Dr. S. C. Födisch.

## Sagen aus der Umgebung von Dobřan.

### I.

#### Die Waisenmarter.

Inmitten sehr üppiger Fluren bei Dobřan erhebt sich ein kapellenartiger Bau, welcher im Volke vielfach die „weiße Marter“ geheißen wird, und wovon auch die Gegend hier herum ihre Benennung erhält.

Allein die Bezeichnung „weiße Marter“, obschon sie gebräuchlicher sein mag, ist hier eine verfehlte, wie besser unterrichtete Leute behaupten, da diese Kapelle in früheren Zeiten die „Waisenmarter“ genannt wurde, und theilweise noch immer so geheißen wird, was, nach der folgenden hübschen Sage zu urtheilen, auch jedenfalls richtiger ist. „Beim schwarzen Steinbruche befand sich einmal vor Zeiten eine Mühle, deren Besitzer ein kinderloser Witwer war. Da brach eine große Pestkrankheit über Böhmen herein, die fast auch alle Bewohner Dobřans hinwegraffte. Nur wenige Menschen blieben noch am Leben, unter denen sich drei verwaisete Mägdelein befanden, deren Eltern ebenfalls der schwarze Tod geraubt hatte. Sie flüchteten sich in's freie Feld und weinten da gar bitterlich. Als nun spät am Abend der Müller hinaus kam, um seinen gewöhnlichen Gang zur Mühlewehre zu machen, hörte er plötzlich ein leises Klagen unweit von sich. Ueberrascht schritt er der Stelle, von woher die Töne kamen, näher. Er bemerkte jetzt das schwesterliche Kleeblatt, das sich fest umschlungen hielt, auf dem thaufeuchten Rasen sitzen, vor Frost und



Hunger zitternd und auch nur sehr dürftig bekleidet. Und er sprach zu den Mägdelein mit freundlichen Worten, die ihm dann ihr Unglück und ärmliche Lebenslage erzählten. Der Müller hörte sie gerührt an, nahm sie in sein Haus auf, und weil er später an ihnen sein Wohlgefallen hatte, so ließ er nachmals an jener Stelle, wo er die Schwestern entdeckte, eine Kapelle zur bleibenden Erinnerung aufrichten, welche seitdem die Waisenmarter genannt wurde, und auch in ältern Büchern noch vielfach so geheißen wird.

Nach Andern wieder waren es drei Kinder aus einem benachbarten Dorf, das ganz an der Pest ausstarb, gewesen, die der gütliche Müller auf und annahm.

## II. Der Prälatenbrunnen im Dorfe Wasseraujzd.

Im Dorfe Wasseraujzd, links an der Straße, welche von Dobřan nach Staab führt, gegenüber der Schmiede, bemerkt man einen Brunnen, der mit einer niedrigen, breitgewölbten Kuppel versehen ist. Er wird vom Volke gewöhnlich der Prälatenbrunnen geheißen, und die Sage erzählt Folgendes hierüber: „So reich auch mit irdischen Glücksgütern das Chorfrauenstift in Chotěschau sonst gesegnet war, so mußte es doch an einem guten und gesunden Trinkwasser einen großen Mangel leiden. Wo immer es nach einer Quelle forschen ließ, überall zeigte sich das Wasser von einem sumpfigen Geschmack, und war deshalb nicht zum Trinken geeignet.

Da endlich wurde die Quelle in Wasseraujzd aufgefunden, und von nun an mußte alltäglich ein Bub mit einem Eselkarren einer Zuber frisches Wassers in das noch ziemlich weit von hier entlegene Stift überführen. Eine junge Novize aber soll, als sich der ganze Convent einmal während des dreißigjährigen Krieges nach Pilsen flüchten mußte, den Brunnen entdeckt haben. Sie bückte sich, um einen Strauß Blümlein aufzunehmen, als plötzlich ein kühler und klarer Wasserstrahl unter ihrer Hand hervorsprudelte.

## III Fuhrmannl als Prophet.

Im Orte Grobschitz lebte einst ein Bäuerlein, das von einem sehr gottesfürchtigen und frommen Charakter gewesen sein soll. Es schrieb sich Josef Naar.<sup>1)</sup> Verstorben ist es am 6. Dez. 1763, und liegt sein Leichnam auf dem Littitzer alten Friedhofe, nächst der Kirche, begraben.

Es prophezeite unter Andern auch das herannahende Ende des reichen Chotěschauer Nonnenstiftes, indem es sagte: „Bald schon werden fremde Herren anlangen, welche die Schlüssel für sich begehren, und die Chorfrauen kommen dann so auseinander, gleichwie eine Schafheerde, in welche der Wolf eingefallen ist!“ — wodurch es sich die Ungunst des Stiftes zuzog. Man nannte das Bäuerlein kurzweg „Fuhrmannl“ und weil es auch von eisernen Straßen sprach, auf denen die Menschen schneller fahren würden, als der Vogel zu fliegen vermag, so bildet er bei Vielen bis jetzt noch den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

## IV. Sage vom Janow.<sup>2)</sup>

Eine der merkwürdigsten Sagen ist die vom Janow; merkwürdig vielleicht dadurch, daß sie auch im Auslande nicht unbekannt blieb.<sup>3)</sup> „Hier soll eine große Schlacht geschlagen werden, bei welcher die preuß. Armee auf ein kleines Häuflein zusammengehauen und zurückgedrängt im Teiche umkommen wird.“

1) Dieser Familienname kommt in den deutschen Ortschaften Schlowitz u. Grobschitz häufig vor.

2) Janow ist ein großer Teich, welchen ein Prälat gleichen Namens anlegen ließ.

3) Im Jahre 1866 betrachteten sich viele preuß. Offiziere von Pilsen aus — wahrscheinlich angeregt durch das „Buch der Weissagungen“ (Regensburg 1859, Verl. von F. G. Manz) und eine darin enthaltene Prophezeiung des brandenburg'schen Mönchs „Hermann von Lehnin“ — die Gegend, in welcher der Glückstern Preußens untergehen und Oesterreich wieder die Oberhand über Deutschland erhalten soll. Im Landvolke lebte die Sage dadurch wieder neu auf, weil der Teich bereits trocken gelegt jetzt wieder unter Wasser ist.



# Geschäftliche Mittheilungen.

## Kurzer Bericht

### über die Thätigkeit der Sektionen.

#### Erste Sektion:

Obmann: Dr. E. Schlesinger, Direktor.  
Obmannstellvertreter: k. k. Landes Schulinspektor  
K. Werner.

Schriftführer: Karl Kenner.

Nur zum geringsten Theile beeinflusst von den großartigen Geschehnissen und politischen Verhältnissen der jüngsten Vergangenheit, welche ganz darnach angethan waren, unsere Freunde und Stammesgenossen den Künsten des Friedens und der ruhigen Beschäftigung mit der Wissenschaft wenigstens auf kurze Zeit zu entfremden, hat auch in diesem heurigen, ewig denkwürdigen Jahre die I. Sektion (für allgemeine und spezielle Geschichte) ihre wissenschaftliche Thätigkeit in der bestmöglichen Weise fortgesetzt, ja diese durch eine fühlbare Beschränkung auf ganz spezielle heimische Stoffe in einer gewissen Weise concentrirt. Waren auch die Versammlungen besonders dann, als der deutsche Krieg seinen Hochgang ging, nicht so zahlreich besucht wie im Vorjahr, so fanden doch die Verhandlungen eben dieselbe Anerkennung — wenn auch nur vor einem kleineren Kreise. Wir heben aus der Reihe der Vorträge nur jene hervor, die nicht schon in den „Mittheilungen“ Veröffentlichung und — mit Stolz können wir es sagen — auch ihre Anerkennung von Seite der Kritik gefunden, und geben im Folgenden eine kurze Uebersicht der Sektions-thätigkeit.

Eine Sitzung vom 20. Mai 1870 mußte wegen Verhinderung des damaligen Obmannes Hrn. Vicepräsidenten Prof. Dr. Höfster ausfallen; in der nächsten Sitzung v. 11. Juni 1870 fand vor Allem die Constituirung des Bureau's statt, in das durch einstimmige Wahl obangegebene Herren berufen wurden. Hierauf erstattete Hr. Dr. Schlesinger einen eingehenden und mit vielem Beifalle aufgenommenen Bericht über die erprießliche fortgesetzte Thätigkeit des Comité's für die archivalische Durchforschung deutschböhmischer Städte, die bereits unter der Leitung des Herrn Vortragenden, dann der beiden Comitémitglieder Kenner und Wiltzko den Leitmeritzer, Budweiser und Ege-

rer Kreis in ihren Bereich gezogen hat. In Rücksicht auf die vorgelegten äußerst günstigen Resultate beschloß die Sektion einstimmig, dem Ausschusse die Unterstützung des Unternehmens, das die besten Auspicien begleiteten, im erhöhten Maße zu empfehlen, der diesem Wunsche durch Erhöhung der auf die 3 Kreise zu reparirenden Dotation von 150 auf 300 Gulden aufs Beste Rechnung trug. Zugleich wurde auf Antrag Dr. Wiegobsky's u. Dr. Pickert's den mit der Durchforschung speziell betrauten Herren eine mögliche, wenn auch nur vorerst oberflächliche Ordnung der Stadt- und Dorfarchive, Anregung der Gemeindevorstände zur bessern Berücksichtigung der oft ganz verwaorlosten Denkmale der Vergangenheit und die Sammlung der Städteiegel und Wappen für den Verein zur Pflicht gemacht. Ein von Hrn. Reg.-Math Prof. Höfster zurückgelegtes Referat über: Das Zeitalter Hufmann's von Stocklör wurde dem Archivar Wiltzko übergeben. Die erste Sitzung nach den Vereinsferien erfüllte der Bericht des Hrn. K. Kenner über die erfolgte Vereisung der Archive des ehemaligen Elsbogner Kreises, die sich diesmal über die Städte Mendel, Heinrichsgrün, Bleistadt, Falkenau, Schlaggenwald, Schönfeld, Pelschau und Theusing erstreckte. Die Forschungen desselben waren von den besten Erfolgen begleitet, indem er über 200 Urkunden theils in vollständigen Copien, theils in Regestenform der Sektion vorlegen konnte.

Mit den wärmsten Worten der Anerkennung gedachte der Referent des wohlwollenden Entgegenkommen's und der freundlichen Unterstützung, der er allerwärts von Seiten der städtischen Behörden sich zu erfreuen hatte, und hob mit besonderem Danke u. a. die Herren E. Janota in Falkenau, die Bürgermeister von Schönfeld und Schlaggenwald, Hrn. Sekretär Trapp von Theusing und Vereinsmitglied Postmeister Ullmann in Mendel hervor. Zugleich lenkte er die Aufmerksamkeit der Sektion auf das so reichhaltige, für Landes-, Stadt-, Cultur- und Gewerbegeschichte hochwichtige Archiv von Schlaggenwald, das nur seinem geringsten Theile nach eine Ordnung von der Hand des für die Wissen-



schaft und unsern Verein zu früh verblichenen N. Kohl erfahren hat. Nach eingehender Debatte wurde der Antrag zum Beschluß erhoben, daß die Sektion diese im Interesse der Wissenschaft gelegene Frage, sobald es Zeit und Umstände erlauben, zu lösen trachten wird, und es wurde ein Comité gewählt, welches mit der Stadtvertretung in Schlaggenwald in Beziehung zu treten und seiner Zeit die näheren Modalitäten festzusetzen hat. An die Spitze desselben trat Hr. Landeschulinsp. Werner. Durch vereintes Zusammenwirken des Vereines und der Stadt wird es wohl gelingen, die herrlichen Ueberbleibsel der Vergangenheit ihr zur Ehre und der Wissenschaft zum Frommen zu sichten und am würdigen Orte geordnet zu bewahren. Dem Referenten wurde die vollste Anerkennung und der wärmste Dank ausgedrückt. Der 4. Sitzung vom 18. März 1871 lagen eine Menge werthvoller Geschenke vor, die dem Vereine von verbundenen Schwestervereinen aus Wien, Prag, Görz, Leisnigg, Breslau und Hohenleuben zugekommen waren; zu gleicher Zeit wurde der Sektion die angenehme Kunde, daß die phil.-hist. Klasse der k. k. Akademie der Wissenschaften auf das Bereitwilligste einem Gesuche um Ueberlassung sämmtlicher „Sitzungsberichte“ und der hochgeschätzten „Monumenta austriaca“ willfahrt habe, wofür derselben der wärmste Dank votirt ward. Hierauf hielt der Schriftführer einen längeren Vortrag über eine von ihm in der Stadtbibliothek von Bärzingen aufgefunden hand-schriftliche Quelle zu Eger's Geschichte in Magister Haselbach's Chronik, reichend bis zum J. 1560, welche dadurch besonders interessant ist, daß sie in zwei Anonymis Fortsetzer bis zu den J. 1618 und 1745 gefunden hat. Die Frage, ob wir es hier mit einer Abschrift oder dem Original zu thun haben, ließ der Vortragende insofern ungelöst, als nicht Einsicht in das in Eger liegende Manuscript genommen wäre, bewies aber aus mancherlei inneren und äußeren Gründen, daß das besprochene Manuscript mindestens eine fast gleichzeitige Abschrift sein müsse, in das sich, wie aus den Forschungen Frinds, Kürschners und Pröckl's erhellt, gar manche ganz auffällige Schreibfehler eingeschlichen haben. Alles kulturhistorisch Interessante fand in dem Vortrage seinen eigenen Platz. Die Sektion fand denselben zur Veröffentlichung geeignet. — Hierauf kam ein Dankschrei-

beit Hofbibliothekar's Dr. Barad für die Ueberlassung der Publikationen zu Gunsten der Straßburger Bibliothek zur Verlesung.

Eine nächste Sitzung füllten Referate über ein von Hrn. Vertreter F. Birkholzdt eingeseendetes, in Pergament gebundenes Manuscript aus dem XVI. Jahrhundert, welches aus der Feder eines geborenen Teplers, Keil, der auf seinen Wanderschaften nach Italien verschlagen wurde, stammt, und über ein von Hrn. Spar-kassabeamten Hans Häbler überlassenes Manuscript über die Wirren und Folgen des 30-jährigen Krieges in Böhmen aus, beide erstattet von Karl Renner. Herr Archivar Wiltshko referirt schriftlich über den Stand seiner Archivsuntersuchungen im Budweiser Kreise und stellt die Vollenbung derselben bis Ende Juni in Aussicht, was mit Befriedigung zur Kenntniß genommen wurde. Anlässlich des 10-jährigen Gründungsfestes, das eigentlich mit 15. Mai datirt, beschloß die Sektion eine feierliche Sitzung, zu welcher Herr Direktor Schlesinger einen Vortrag zusagte, Tags vor der Generalversammlung abzuhalten.

Als in's Ressort der I. Sektion gehörig, muß auch hier der neuesten Vereinspublikation: „Geschichte von Leitmeritz von Zul. Rippert“ gedacht werden.

Das ständige Comité für die archivalische Durchforschung Böhmens wird auch im nächsten Jahre seine Arbeiten fortsetzen und diese wahrscheinlich — betreffs des Egerer und Leitmeritzer Kreises vollenden. Der Bitte um Ueberlassung der Original-Dokumente zur Copirung hat im heurigen Jahre Falkenau in freundlichster Weise entsprochen.

So arbeitet die Sektion rüstig und unverdroßen den gesteckten Zielen entgegen, allwärts sammelnd und vereinigend, aufhellend und aufklärend, sichtigend und ordnend, mit dem Allgemeinen auch das Besondere und selbst des Kleinsten gedenkend, das für die Geschichte unserer Stammgenossen vom Werthe sein könnte. Möge die Liebe zur Wissenschaft die Betheiligung sowohl in activer als passiver Weise recht lebhaft im neuen Vereinsjahre machen und unsere Stammesgenossen den Bestrebungen der Sektion recht ausgiebige Unterstützung angedeihen lassen.

Prag, am 30. Mai 1871.

Karl Renner,  
d. B. Schriftführer d. I. Sektion.



### Dritte Section.

Obmann: Professor Dr. W. Volkmann.

Obmannstellvertreter: Dr. J. E. Födiſch  
(ſeit 29. Dezember 1870 Professor Joſef  
Egermann).

Die dritte Section (für Sprache, Literatur  
und Kunſt) hat am 28. April, 14. Juli, 29.  
Dezember 1870 und 23. Mai 1871 Sitzungen  
abgehalten.

In der Sektionsſitzung vom 28. April 1870  
hielt Herr Prof. Grueber einen Vortrag „über  
die künstlerischen Verhältnisse in Böhmen unter  
den Fürsten des Přemyslidenſtammes.“

Dieser auf den umfaſſendſten und gründ-  
ſten Forſchungen beruhende Vortrag, ſowie die  
zur Erläuterung deſſelben vorgezeigten, mit  
äußerſter Sorgfalt ausgeführten Abbildungen  
von Denkmälern der Baukunſt und Skulptur  
jener Zeit fanden ungetheilten Beifall.

Die angeregte Veröffentlichung eines Aus-  
zuges in den Mittheilungen wurde jedoch nicht  
zum Beſchlusse erhoben, nachdem Hoffnung vor-  
handen iſt, daß die Forſchungen des Herrn  
Verfaſſers in einem größeren Werke in nicht  
ferner Zeit zur Veröffentlichung gelangen.

In der Sektionsſitzung vom 14. Juli er-  
ſtattete Hr. Dr. Födiſch das Referat über zwei  
eingesendete Manuſcripte:

1. „Zur Literatur der deutſchen Sprache  
nebst Biographie“ von Kaſpar Bruſchius, von  
Hrn. Adoſf Hlawatſch. Der Herr Einſender  
hat nämlich eine verkürzte Abſchrift des Büchel-  
chens von Kaſpar Bruſchius aufgefunden, be-  
titelt: „Ein neu Spiel von den ſieben Weiſen  
Griechenlands,“ das bisher nur in einem ein-  
zigen, zu Augsburg 1549 gedruckten Exemplare,  
gegenwärtig auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel,  
vorhanden iſt.

Referent beantragte, ſich mit dem Herrn  
Einſender wegen eines allfälligen Abdruckes des  
Manuſcriptes in den „Mittheilungen“ ins Ein-  
vernehmen zu ſetzen, welchem Antrag die Sek-  
tion zuſtimmte.

2. „Dorſſagen aus der Umgegend von Pil-  
ſen“ von Hrn. Ignaz Federer.

Nach der Anſicht des Hrn. Referenten eig-  
net ſich die ſonſt verdienſtliche Sammlung we-  
gen der vorwiegend belletriſtiſchen Behandlung  
nicht für die „Mittheilungen“, welcher Anſicht  
die Section beitrug.

In der Sektionsſitzung vom 29. Dezember  
legte Herr Prof. B. Grueber einen größeren  
Aufſatz „über die Hauptperioden der mittelalter-

lichen Kunſtentwicklung in Böhmen und den  
Nachbarländern“ vor.

Da eine Vorleſung des ganzen Aufſatzes  
wegen deſſen größeren Umfanges unthunlich er-  
ſchien, beſchränkte ſich Hr. Prof. Grueber auf  
eine allgemeine Charakteriſtik deſſelben.

Hr. Prof. Grueber gab zunächſt das Ver-  
hältniß des vorgelegten, aus vier Abſchnitten  
beſtehenden Aufſatzes zu ſeinem größeren, der  
Vollendung nahen kunſtgeſchichtlichen Werke an,  
demzufolge dieſe Arbeit ein in populärer Form  
gehaltener Auszug aus dem größeren Werke  
iſt, der aber andererseits in mancher Beziehung  
weiter anſhört, weil die Beziehung auf die Ab-  
bildungen, welche dem größeren Werke beige-  
geben werden, hier entfällt.

Hierauf gab Herr Professor Grueber eine  
Übersicht der vier Abſchnitte des Aufſatzes, von  
denen ein jeder eine Periode der mittelalterli-  
chen Kunſtentwicklung darſtellt, und zwar:

I. Die romanische Periode etwa bis zum  
Jahre 1150.

II. Die Zeit der Ottokare etwa bis 1300.

III. Die luxemburgische oder gothische Periode  
von 1316 bis etwa 1400.

IV. Die Zeit der Nachblüthe unter Georg  
von Podiebrad und Wladislaw.

Über Wunsch der Section ſagte der Herr  
Verfaſſer die vollſtändige Mittheilung eines Ab-  
ſchnittes ſeinem ganzen Inhalte nach zu. Doch  
wurde ſchon jetzt beſchloſſen, die Arbeit des  
Herrn Prof. Grueber dem Ausſchuſſe zur Ver-  
öffentlichung zu empfehlen. (S. Mitth. IX. 7 & 8.)

Schließlich wurde in dieſer Sitzung, nach-  
dem der bisherige Obmannſtellvertreter der  
Section, Hr. Dr. J. E. Födiſch, nach Leitme-  
riß überſtedelt iſt, die Wahl eines andern Ob-  
mannſtellvertreters vorgenommen, welche auf  
Herrn Prof. Joſ. Egermann fiel.

In der Sektionsſitzung vom 23. Mai 1871  
legte Herr Prof. B. Grueber das Manuſcript  
der ſog. „Wohnſage“ vor, einer kunſtgeſchichtli-  
chen Novelle aus der Zeit Georgs v. Podiebrad.

Herr Prof. Dr. Bayer, welcher in das Ma-  
nuſcript Einſicht genommen hatte, charakteri-  
ſirte die vorgelegte Novelle dahin, daß der  
Schwerpunkt in dem hiſtoriſchen Momente liege  
und die belletriſtiſche Behandlung nur zur Be-  
leuchtung diene; intereſſant ſei inſbeſondere die  
Gegenüberſtellung der damaligen Kunſtverhält-  
niſſe Deutschlands, Böhmens und Italiens, in  
welcher Richtung die Novelle ein umfaſſen-  
des beziehungsreiches Zeitbild bietet.



Hierauf las Hr. Prof. Dr. Bayer den Eingang der Novelle, enthaltend den historischen Untergrund, und eine spätere Partie, welche in höchst anregender Weise das damalige Kunstleben in Florenz schildert.

Die Sektion konnte sich nicht verhehlen, daß die Veröffentlichung dieser nach Inhalt und Form wohl höchst anregenden Arbeit wegen der novellistischen Behandlung streng genommen nicht Aufgabe des Vereines sein könne; in Erwägung jedoch, daß eine Veröffentlichung immerhin als wünschenswerth erscheint, wurde dieselbe beim Vereinsauschusse, jedoch unter Hinweis auf die allerdings entgegenstehenden formellen Bedenken, beantragt.

In derselben Sitzung legte Herr Rudolf Müller die von ihm verfaßte Biographie des verstorbenen Musikdirektors J. Profsch vor, welche Hr. Prof. Dr. Bayer zur Erstattung eines Referates in der nächsten Sektionsitzung übergeben wurde.

Prag, am 1. Juni 1871.

J. U. Dr. **Albert Werunski**,  
d. Z. Schriftführer.

#### Vierte Sektion.

Obmann: Dr. Karl Pickert.

Obmannstellvertreter: Dr. Vinc. John.

Die IV. Sektion (für Geographie und Statistik, Handel und Gewerbe) kann am Ende des Vereinsjahres stehend wohl keine große Anzahl von Sitzungen anzählen, welcher Um-

stand theilweise in der länger andauernden Abwesenheit sowohl des Hrn. Obmannes als des Hrn. Vertreters desselben begründet ist, aber doch darf sie sich rühmen, ihre Ziele nicht nur nicht aus den Augen verloren, sondern denselben in erfolgreicher Weise sich genähert zu haben. Die IV. Sektion hat seit einiger Zeit ihr Hauptaugenmerk dem böhmischen Vereinswesen zugewendet, und in dieser Hinsicht ist es namentlich der Hr. Vorstandstellvertreter Dr. Vinc. John, dessen gediegene Vorträge und Aufsätze einestheils für die Geschichte und Statistik des Vereinswesens überhaupt und des deutschböhmischen insbesondere von hoher Bedeutung sind, anderentheils einer gedeihlichen und segensreichen Entfaltung des Vereinswesens unter unseren deutschböhmischen Stammesgenossen vorarbeit u. In der am 8. Juli 1870 abgehaltenen Sektionsitzung hielt Hr. Dr. John einen sehr gründlichen Vortrag über die Entwicklung der Vorschußvereine in Oesterreich, „speziell in Böhmen,“ und wies unter Anderem nach, daß der schon im Jahre 1852 in Aussig bestehende Vorschußverein der älteste dieser Art in Böhmen sei. Die Sektion beschloß die Drucklegung der trefflichen Arbeit des Herrn Dr. John beim Vereinsauschusse zu beantragen, der auch bereitwillig darauf einging. („Die Vorschuß- und Kreditvereine (Volksbanken) in Böhmen“ von Dr. John. Prag 1871.)

Prag, im Mai 1870.

**Josef Wilttschko**,

d. Z. Schriftführer der IV. Sektion.

Nachdem Herr Dr. **V. John** wegen Veränderung des Wohnsitzes, Herr Dr. **D. Kerpal** wegen Geschäftsüberhäufung die Stelle eines Geschäftsleiters niedergelegt haben, hat der Ausschuß in der Sitzung vom 15. v. M. den Vereinsbibliothekar Phil. Cand. **Karl Renner** mit der Geschäftsleitung betraut.

In der Sitzung des Ausschusses am 15. April und 7. Juni d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt, und zwar:

Für Aussig:	Herr <b>Theumer</b> Emil, J. U. Dr. Landesadvokat, Landesabg.
„ Friedland:	„ <b>Neumann</b> Fried., Direktor der Bürgerschule, k. k. Bezirks-Schulinspektor.
„ Graslitz:	„ <b>Fuchs</b> Wilhelm, Fabrikant.
„ Steinschönau:	„ <b>Krause</b> Ignaz, Fabrikant.
„ Weipert:	„ <b>Schmidl</b> Karl G., Kunstmühlenbesitzer.

#### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen am 15. Juni 1871.

#### Stiftende Mitglieder:

Herr **Schroll** Josef, Fabrikbesitzer in Braunau.



Ordentliche Mitglieder:

- Pöbl. Arbeiter-Bildungs- und Unterstützungs-Verein in Großmergthal.  
 Herr Bellersheim Friedrich Freiherr von, Sektionsleiter der k. k. a. p. Duschgrader Eisenbahn in Weipert.  
 " Bitterlich Josef, Badehausbesitzer und Genossenschaftsvorsteher in Georgswalde.  
 " Brabec Julius, k. k. Schwarzenberg'scher Ingenieur in Tauschetin.  
 " Breinl Julius, Rechtshörer in Prag.  
 Pöbl. Deutscher Lehrerverein im südwestlichen Böhmen in Winterberg.  
 Herr Brand Josef, Baumeister in Weipert.  
 " Fuchs Johann jun., Fabrikant in Graslitz.  
 " Fuchs Martin, Fabrikant in Graslitz.  
 " Fuchs Wilhelm, Fabrikant in Graslitz.  
 " P. Gottstein Johann, Cooperator in Wittowitz.  
 " Gruber Karl, Ingenieur der Dux-Bodenbacher Eisenbahn in Dux.  
 " Grübler Michael, Handelsmann und Hausbesitzer in Znaim.  
 " Hanns Moriz, k. k. Hauptmann u. Evidenzoffizier des 43. Landwehr-Bataillons in Titschin.  
 " Heinzl Gustav, Fabrikant in Wiesen.  
 " Heller Isidor, Eigentümer des „Neuen Fremdenblattes“ in Wien.  
 " Hille Johann, Lehrer und k. k. Bezirkschulinspektor in Graslitz.  
 " Jacl F. S., k. k. Bezirkschulinspektor in Rumburg.  
 " John Josef, s. Professor an der Oberrealschule in Elbogen.  
 " Jonas Adolf, Inspektor der Versicherungsgesellschaft „Oesterr. Phönix“ in Prag.  
 " Köhler Oswald, Fabriksdirektor in Marschendorf.  
 " Koster Josef, Professor an der Oberrealschule in Elbogen.  
 " Landschau E. R., Stadtssekretär in Dobran.  
 " Lederer Ludwig, Selsfabrikant in Teplitz.  
 " Lent Josef, Lehrer in Rumburg.  
 Pöbl. Lehrkörper in Rumburg.  
 Herr Linke Gustav, Phil. Dr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.  
 " Maenner Alois, Großgrundbesitzer in Wien.  
 " Mörath Anton, k. k. Schwarzenberg'scher Archivsadjunkt in Wittingau.  
 " Müller Adolf, Comptoirist in Prag.  
 " Obenaus Baron, in Birgstein.  
 " Palme Anton, Maurermeister in Schönlinde.  
 " Pilz Theodor, Fabrikant in Graslitz.  
 " Pohl Anton, Fabrikant in Weipert.  
 " Reichl Eduard, J. U. C. in Amonsgrün.  
 " Rizzi Johann, Kaufmann in Villach.  
 " P. Köhler K., Schuldirektor in Graslitz.  
 " Sartorius Georg, Asservanzbeamter in Prag.  
 " Schindler Ludwig, Oberlehrer an der Volksschule in Starkstadt.  
 " Schmidl Karl G., Kunstmühlenbesitzer in Weipert.  
 " Schmidl Wenzel L., Fabrikant in Weipert.  
 " Schmidt D. H., Gastwirth in Schönlinde.  
 " Seemann J. C., Kaufmann in Prag.  
 " Sieben Theodor, Fabrikant in Weipert.  
 " Starauschek Wenzel, Lehrer am Mozarteum in Salzburg.  
 " Stowasser Wenzel, Med. et Chir. Dr. in Graslitz.  
 " Tief Friedrich, Partikulier, Bürgermeister in Rumburg.  
 " Vogl Adolf, Kaufmann in Prag.  
 " Wessely Anton Robert, k. k. Oberlieutenant a. D. in Bilin.  
 " Wöllner Theodor, Privatier in Prag.  
 " Wratschka Wilhelm, J. U. Dr., Landes-Advokat, Landtagsabgeordneter in Rumburg.  
 " Worf K. D., Techniker in Rumburg.

Vom 5. März bis 15. Juni 1871 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, u. z.:

Stiftende Mitglieder:

- Herr Hielle Karl, Fabrikbesitzer in Schönberg in Mähren. († 19. März 1871 in Berlin.)  
 " Hofmann Wilhelm, k. k. Hof-Glashändler in Prag. († 2. April 1870.)

Ordentliche Mitglieder:

- Herr Bischoff Otto, Bergwerksbesitzer zc. in Pilsen. († 6. Juni 1871.)  
 " Dittrich Franz K., Theol. Dr., Prälat, Domcapitular zc. in Prag. († 30. Mai 1871.)



- Herr Geyer Josef, J. U. Dr., Landesadvokat in Tachau. († 4. Juni 1871.)  
 " Pfeiffer Johann, gräf. Thun'scher Koch in Teitschen.  
 " Scheinpflug Arthur, Beamter der böhm. Sparcassa in Prag. († 2. Juni 1871.)  
 " Spietschka Theodor, Glasfabrikant in Liebenau. († 5. Mai 1871.)  
 " Ungar Josef Edler von, k. k. Major a. D. in Prag. († 1. Juni 1871.)

## Verzeichniß

aller Geschenke, welche vom 28. Februar bis 30. Mai 1871 dem Vereine gemacht worden, wofür hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird.

### 1. Für das Antiquarium, Münz-, Wappen- und Siegel Sammlung.

- Herr Eberle Anton, Buchbindermeister in Prag: 1 Bild. (Oelgemälde aus dem XVI. Jahrh.)  
 " Fleischner Ferd., Jur. Stud. in Prag: 1 Denkmünze auf die Einnahme von Paris 1814.  
 " Groß Jos., Pharmazent in Salzburg: 2 Salzburger Silbermünzen und eine römische, gefunden bei den Bahnbauten in Schärding.  
 " Hübner Jos. A., Kaufmann in Prag: 4 Spitzen von Tartarenlanzen, gefunden beim Eisenbahnbau zu Podul=Ilsoi und Fassy in der Moldau und zugesendet durch Hrn. Baunternehmer Th. Schneider in Jägerndorf.  
 " John Vinc., J. U. Dr., 2 Kupfermünzen aus dem XIX. Jahrhundert.  
 " Schmid Georg, Archivar in Eger: 2 Stahlstiche.

### 2. Für das Archiv.

- Herr Dr. J. Holzamer, Professor in Prag: 1 Consignation des jungen Viehausschlagesamtes in Wien vom Jahre 1827 (Orig.).  
 " Landschau Em. N., Stadtschreiber in Dobřan, Priv.-Erneuerung der Stadt Dobřan durch Zacharias Bandhauer, Probst zu Chotieschau zc. (13. August 1652), sammt angehängten sämtlichen Stadtsiegeln (Copia 12 Blatt in 4<sup>o</sup>).  
 " Kemner Karl, Geschäftsleiter: Egerische Chronik des Mag. Engelh. von Haselbach v. J. 1566 nach dem in der Bäringer Pfarrbibl. befindl. Manuskr. theils ganz, theils auszugsweise copirt. Inhalt des Bergreichensteiner Rathsarchiv's. (Cop.)

### 3. Für die Bibliothek.

- Herr Andree Rich., Dr. in Leipzig: 9 Werke in 9 Bdn., darunter „Barrande Cephalopodes und Défense de Colonies . . . 1870.“  
 " Binder G. N., Weinhändler in Prag: 1 Werk. (Kriegsdepeſchen.)  
 " Bretschneider A., Agent in Prag: 1 Broschüre: „Hamburgs Handel 1870.“  
 Central-Comité für land- und forstw. Statistik in Prag: 11 Tafeln zur Statistik zc.  
 Deutscher Juristenverein in Prag: Mittheilungen Nr. 4, Jahresber., Mitglieder-Verzeichniß.  
 Deutscher pädagogischer Verein in Prag: Blätter für Erziehung u. Unterricht 1871. 9—24.  
 Deutscher Turnverein in Prag: Jahresbericht für 1870.  
 Herr Ende Chr. G. am, in Dresden: Das Wappen der Familie am Ende. Dresden 1871.  
 Gesellschaft für bildende Kunst und Alterthum in Cuden: Statuten, Jahresbericht. — Die Kirche zu Marienhaf 1845.  
 Geschichts- und Alterthumsverein in Leisnigg. Mittheilungen 2. Heft. 1870.  
 Herr Grüner Jos. Ritter v., k. k. Generalconsul und Geschäftsträger in Leipzig: 23 Bde. der Schriften der morgenländ. Gesellschaft zu Leipzig in 92 Heften.  
 " Glaser Jul. J. U. Dr., k. k. Sektionschef zc. in Wien: Sämmtliche Werke in 8 Bdn.  
 " Hallwich Herm. Dr., Handelskammer-Sekretär in Reichenberg: 1 Broschüre (Die Görlich-Reichenberger Bahn.)  
 Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg: „Verhandlungen“ XXVII. (XIV.) Stadtmhof 1871.  
 Herr John Vinc., J. U. Dr. in Prag: Meinert, Geschichte Oesterr. in 6 Bänden.  
 Kaiserl. königl. Akademie der Wissenschaften in Wien: Archiv N r. 42—44.  
 Fontes rerum austriacarum. I. 2—7. II. 16—28, 29, 30, 33.  
 Sitzungsber. der philoſ.-hifor. Classe v. J. 1848—1870; im Ganzen 246 Bände a. Simony, Alterthümer von Hallstädter See und Arnetz. Archeolog. Analecten.  
 K. k. geographische Gesellschaft in Wien: Mittheilungen Neue F. 3. Wien 1870. (12 Hfte.)  
 K. k. statistische Central-Commission in Wien: Mittheilungen XVII. 4. Wien 1870, XVIII. 1. 2. Wien 1871 — und Statistisches Jahrbuch für 1869. Wien 1871.  
 K. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien: Mittheilungen Jahrga. I—VI. Nr. 68; Jahresbericht, Falke, Kunstindustrie auf der Ausstellung v. Dublin, Geschichte der Wiener Porcellain-Fabrik und Cataloge.  
 Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen: Nachrichten . . 1870.



- Herr **Laufeker Fr.**, k. k. Landesgerichts-Rath in Prag: 14 Werke und Broschüren, worunter 2 Atlanten aus dem vorigen Jahrhundert; Placate, Erlässe zc. von 1848.
- Leser- und Redehalle** der deutschen Studenten in Prag: Jahresbericht für 1870.
- Liedertafel in Pilsen**: Bericht über die Thätigkeit im 4. Vereinsjahre. Pilsen 1871.
- Herr **Singer Jos.**, Fabrikant in Prag: Paprocky, Diadochos, Zatočils Leto a Denno-  
pis 1685 und mehrere kleinere historische Werke, zumeist Bohemica.
- Sparcassadirektion in Tbeusing**: Rechnungsübersicht für 1870.
- Steinhauser und Korb**, Buchhändler in Pilsen: 2 historische Broschüren
- Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande** in Bonn: Jahrbücher v. XLIX. Bonn 1870.
- Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern** in Sigmaringen: Mit-  
theilungen Jahrgang I—III. Sigmaringen 1867—70.
- Verein für Nassauische Alterthumskunde** in Wiesbaden: Köffel, Urkundenbuch der Abtei  
Ebersbach. Wiesbaden 1870; Annalen X. Band 1870.
- Veteranenverein** in Reichenberg: Hofmann, Geschichte desselben. Reichenberg 1871.
- Voigtländischer Alterthumsforscher-Verein** in Hohenleuben: Mittheilungen und 40. Jah-  
resbericht. Weida 1870.
- Herr **Wolf Leopold**, Buchhalter in Prag: 15 verschiedene Werke und Broschüren, Flugschriften  
aus den Jahren 1790—1816.
- „ **Wolrab Veit**, Goldschläger in Prag: 30 Werke aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte.

Die diesjährige ordentliche **Generalversammlung** wird am **27. Juni** l. J. und zwar in feierlicher Weise abgehalten werden, da mit derselben die festliche Begehung des **X. Gründungstages** vereinigt wurde. Mit der Feststellung des in den drei aufeinander folgenden Tagen, am 26, 27, 28. Juni, zu erschöpfenden Programmes wurde ein Comité, bestehend aus den Herren: Vicepräsidenten, Dir. Dr. **Wiechowsky**, Inspektor **M. Pfeiffer** und dem Geschäftsleiter, betraut und es werden die Herren Vertreter und Mitglieder nach Genehmigung des Ausschusses von demselben durch die Tagesblätter und durch die Geschäftsleitung verständigt werden.

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbstständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich vorgelegt worden sind.

Jedem Exemplare der Mittheilungen für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Versammlung am 27. Juni stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, zu unterfertigen und entweder versiegelt und franko direct an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

Vom Jahrgange VIII. der „Mittheilungen“ sind die Hefte 1—7. vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Hrn. Mitglieder, welche geneigt wären, dieselbe dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahres-  
schluß freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge mög-  
lichst bald einzusenden.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlessinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.